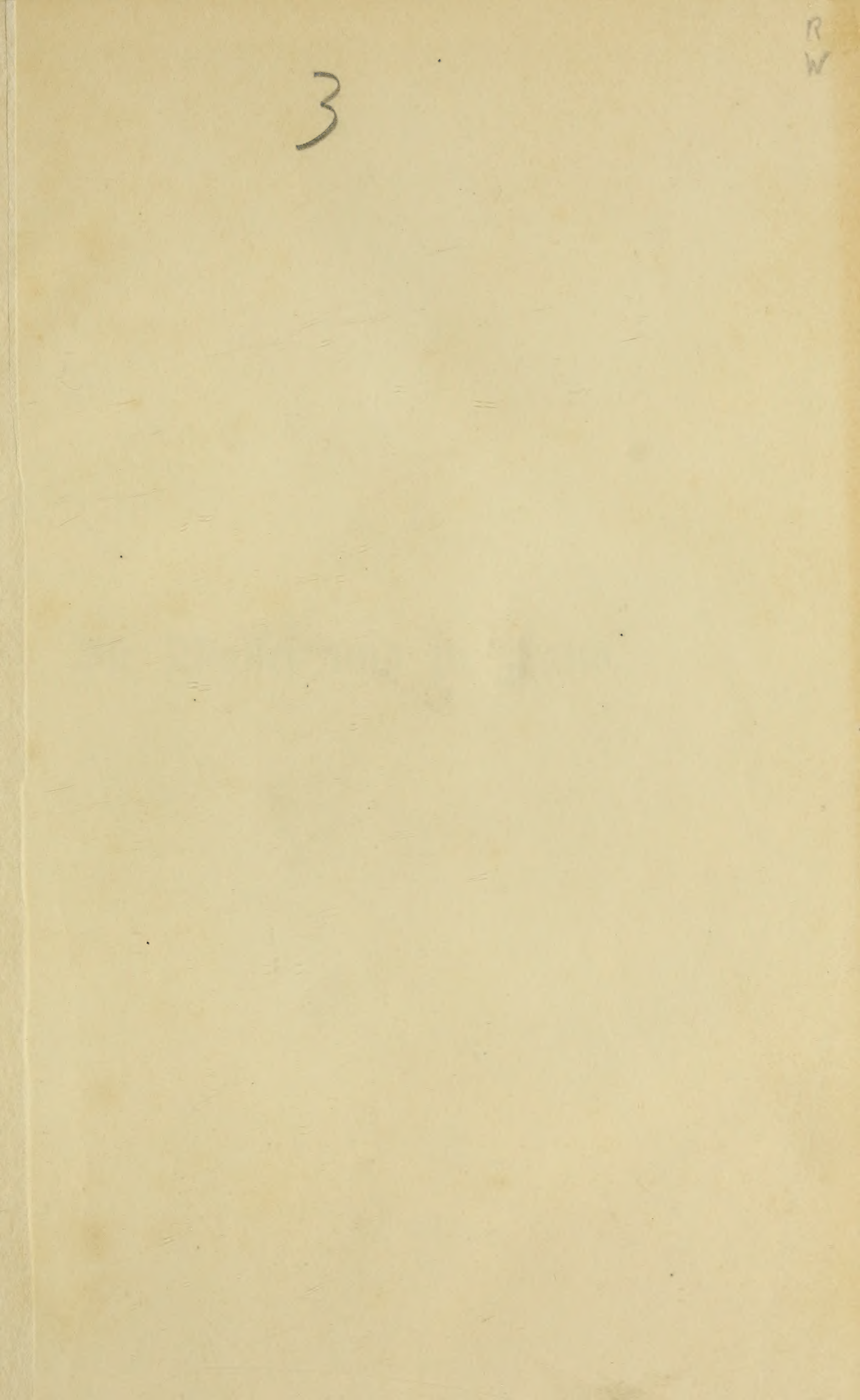
Beliebte illustrirte Volksromane

Zu Wasser und zu Land

Von

Arthur Storch

By Julius Schneeberger
pseud: Arthur Storch


3
R
W

Zu Wasser und zu Land.

Zu Wasser und zu Land

Roman

von

Arthur Storch

A. Hartleben's Verlag. Wien u. Pest.

Zu

Wasser und zu Land.

Roman

von

Arthur Storch.

Illustrirt.

Zweite Auflage.

Erster Band.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1872.



„Zurück! oder ich lasse eine Leiche in eueren Händen!“ drohte der Pirat.

Zu Wasser und zu Land.

I. Band.

Erstes Capitel.

„Der Rächer."

Eine liebliche, wundervolle Mainacht, von stummem aber tausendfachem Zauber angehaucht, lag ausgegossen über die pittoreske Meerenge von Gibraltar. Gleich Millionen Diamanten funkelte am tiefblauen Firmamente das Sternengezelt, kein Wölkchen trübte den prachtvollen Horizont. Weit, weit im Osten, an der äußersten Gesichtsgrenze des mittelländischen Meeres tauchte allmälig Luna's, in hellem Silber erglänzendes Antlitz empor. Eine magische Beleuchtung spiegelte sich in den Kanten der sanft gekräuselten Wellen wieder. Und je höher und höher der Mond den Himmel hinanstieg, je senkrechter seine Strahlen wurden, um so mehr schwand auch das frühere geheimnißvolle Halbdunkel und machte endlich einer Lichtfülle Platz, vollkommen genügend, um selbst in der Entfernung von einigen Seemeilen, auch ohne Zuhilfenahme des Nachtglases, ganz deutlich die Umrisse der Küsten von Spanien und Nordafrika wahrnehmen zu können.

Kein Lüftchen regte sich; und dennoch — statt todt vor dem Wind zu liegen, sehen wir zwei Segelschiffe, etwa eine Seemeile von einander entfernt, hintereinander mit nicht unbedeutender Geschwindigkeit aus dem atlantischen Ocean die Thore des Herkules hindurch in das mittelländische Meer hineingleiten. Schlaff hängen die halbgerefften Segel von den Raaen herab, und unbegreiflich, ja dämonisch dünkt uns im ersten Augenblicke die geheimnißvolle Macht, welche hier als Triebkraft der beiden Fahrzeuge wirkt. Wir denken unwillkürlich an den „fliegenden Holländer" und andere Spukgestalten, welche

die Phantasie des Seemannes erschaffen. Ein Blick auf die Seekarte belehrt uns jedoch, daß hier als unermüdlicher Motor die permanente Strömung thätig ist, welche der atlantische Ocean in das mittelländische Meer ergießt, um in diesem, nach dem Gesetze der Schwere, das Mißverhältniß zwischen der Verdunstung und dem nicht hinreichenden Empfang an Flußwasser auszugleichen.

Mit richtigen Dingen geht es aber hinsichtlich dieser beiden Segler dennoch keinesfalls zu. Offenbar vermeiden sie mit großer Aengstlichkeit dem Felsenneste Gibraltar zu nahen; sie ziehen es vor, Steuerbord zu halten, und gerathen dadurch so hart an die von Klippen, Riffen und Sandbänken strotzende afrikanische Küste bei Ceuta, daß wir wahrhaftig im Zweifel schweben, ob wir die Steuerleute dieser zwei Schiffe, zierliche, schlank gebaute Brigantinen von ziemlich gleicher Größe und Tragkraft, für äußerst erfahrene, mit dieser gefahrvollen Gegend überaus wohlvertraute Piloten oder einfach für Tollhäusler halten sollen, denen die Marotte: Gut und Leben hier jede Secunde auf's Spiel zu setzen, in das verrückte Gehirn gefahren ist.

Hier und da, und zwar sehr häufig, ließ sich sogar das dem Seemanne so unheimliche „Scharren" des Kieles vernehmen, ein Beweis, daß die Schiffe über Sandbänke dahinfuhren, und einige wenige Zolle größeren Tiefganges hingereicht hätten, um vollends festzusitzen. Der Verlust des Schiffes wäre hiermit wohl gleichbedeutend gewesen; Ebbe und Fluth giebt es, wie aus der Natur und den Ursachen der erwähnten permanenten Strömung von selbst erklärlich, in dieser Gegend fast gar nicht; durch die Fluth wieder flott zu werden, wäre also keine Hoffnung vorhanden gewesen, dagegen würde jedes einmal zwischen diesen Klippen festgebannte Fahrzeug durch den erstnächsten Sturm aus Nordosten, der stets haushohe Wellen an diese Küsten wirft, binnen wenigen Minuten wie gebrechliches Glas zerschellt werden.

Glück und Geschick halfen jedoch beiden Brigantinen aus dem bedenklichen Labyrinthe heraus, und als sie Ceuta etwa sechs Seemeilen hinter sich hatten und der hohe Felsen von Gibraltar bereits weit über die Hälfte im Meere untergetaucht schien, hielt das voraussegelnde Schiff wieder Backbord, um die offene See zu gewinnen.

Die zweite Brigantine, bisher immer in derselben Entfernung von beinahe achthundert Faden dem Sterne der ersteren folgend, machte

sogleich dasselbe Manöver nach, wählte jedoch eine weit kürzere Richtung mitten durch ein wahres Chaos von Klippen hindurch, welche das Schiff voran in einem ziemlich weiten Bogen sorgfältig vermieden hatte.

Dieses kühne Unterfangen kürzte die Distanz der beiden Brigantinen auf die Hälfte oder vierhundert Faden, das heißt auf etwa tausend Schritte, wie wir Landratten in einer uns leichter verständlichen Weise sagen würden.

Die Hundewache, nämlich die zweite Wache, welche von Mitternacht bis zwei Uhr Morgens dauert, hatte soeben begonnen und eine leichte Brise aus Südwesten schwellte die Segel gar sehr zur Zeit, weil an der Stelle, wo die beiden Brigantinen die offene See wieder erreicht hatten, die durch die Meerenge von Gibraltar eintretende Strömung in Folge ihrer Ausbreitung nach rechts und links immer mehr zu ermatten anfängt.

Ein rühriges Leben wurde nun an Bord der beiden Schiffe bemerkbar. Hatten bis zu diesem Augenblicke der Steuermann in seinem Compaßhäuschen und ein erfahrener Matrose am Bugspriet genügt, um die tollkühne Promenade längs der verderbenschwangeren Küste zwischen Ceuta und Melilla ohne Schaden zurückzulegen, so wurden jetzt viele Hände benöthigt, um alle Segel auszuspannen und die sanfte Brise, welche mit Sonnenaufgang wahrscheinlich in eine starke Kühlte überging, ohne Verzug auszunützen.

Waren auch, wie schon erwähnt, beide Brigantinen an Größe und Segeltüchtigkeit einander anscheinend vollkommen gleich, so kam doch das zweite Schiff, welches bisher der Begleiter, oder besser gesagt, der Verfolger des andern gewesen, mit seinen Arbeiten und Manövern auffallend schneller zu Stande, und da ihm die Wirkung des Windes auf alle seine Segel deshalb um etwa zehn Minuten früher zu gute kam, als der vorangesegelten Brigantine, so hatte es diese in der gedachten kurzen Spanne Zeit eingeholt und an deren Backbord beigelegt. In demselben Momente wurden wie durch einen Zuberschlag acht Lucken am Steuerborde der zweiten Brigantine aufgerissen, und acht Vierundzwanzigpfünder gähnten in sehr bedrohlicher Weise in's Freie hinaus.

„Jesus Maria!" schrien an zwanzig Stimmen auf der überraschten Brigantine wirr und mit dem Ausdrucke des größten Entsetzens durcheinander. Der Capitän des Fahrzeuges blieb, vor Schrecken

gelähmt, wie eingewurzelt in der Nähe des Besanmastes, wo er gerade einige Taue straffer anspannen ließ, stehen und starrte nach der zweiten Brigantine, an deren Bord wohl an sechzig wild aussehende, bis an die Zähne bewaffnete Kerle gleich blutdürstigen Tigern sprungbereit dastanden, nur eines einzigen Befehles gewärtig.

Ein Mann von wahrhaft riesigem Körperbaue und einem martialischen, höchst imponirenden Ausdrucke in dem von einem dichten Vollbarte beschatteten Antlitze hielt sich etwas abseits von dieser entmenschten Schaar; die rauhen gurgelnden Töne, welche einzelne der Unholde ausstießen, während sie ungeduldig mit den Füßen stampften, gab eben so sehr Zeugniß ihrer heißen Kampfeslust, als der strengen Disciplin, welche eine eiserne Faust offenbar hier zu handhaben wußte.

Der Riese, zweifelsohne der Capitän, stand in nachlässiger Halung in der Nähe des Steuerruders und mit übereinander gekreuzten Armen ertheilte er dem Oberbootsmann und einem der Officiere mit halblauter aber klarer Stimme mehrere kurze Befehle. Die fieberhafte Ungeduld seiner Leute schien ihm ein grausames Vergnügen zu bereiten, gemischt mit Stolz über den Gehorsam, der an Bord dieses Schiffes herrschte.

„Entert!" befahl er endlich mit markiger Stimme, denn sein scharfes Auge hatte wahrgenommen, daß der Steuermann des andern Schiffes sich von der auf demselben eingerissenen allgemeinen Verwirrung zu erholen begann und Miene machte, wieder an seinen Posten zu eilen.

Das erwähnte Commando war kaum gegeben, als ein Dutzend Enterhaken niederschwirrten und wenige Secunden darauf mischte sich das Gekrache der an einander heftig anprallenden Breitseiten der beiden Schiffe mit dem Getrampel der gleich einer losgelassenen Meute auf das Verdeck der gekaperten Brigantine hinüber springenden Piraten.

Auf dem überfallenen Schiffe dachte natürlich Niemand an Widerstand. Der Capitän des Kauffahrers lag, gleich seiner ganzen Mannschaft, einschließlich des Koches und der zwei Schiffsjungen nur neunzehn Köpfe, auf den Knien. Alle flehten mit hoch empor gehobenen Händen um ihr nacktes Leben, denn mehr als dieses zu retten, durften sie wohl nicht hoffen. Zu spät gewahrten sie, daß sie dem berüchtigsten und gefährlichsten aller Seeräuber, welcher zu Anfang des

fünften Decenniums dieses Jahrhunderts die Meere unsicher machte und mit fabelhaftem Glücke jedes Versuches, seiner habhaft zu werden, gespottet hatte, in die Hände gefallen seien.

Langsamen, ja bedächtigen Schrittes, die Arme noch immer nachlässig über der Brust gekreuzt, begab sich der Riese auf das Verdeck des Kauffahrers, nachdem die Piraten sich schon längst des Steuerruders bemächtigt und sowohl an den Eingängen zu den Cajüten als auch bei den vier Geschützen, die einzigen, welche das genommene Schiff besaß, Wachen aufgestellt hatten. Hinter jedem der Gefangenen, welche kaum zu athmen wagten und ihre Köpfe fast bis auf die Dielen des Verdeckes gesenkt hielten, stand ein Pirat mit gezücktem Säbel, um auf den ersten Wink seines Befehlshabers das Mordhandwerk zu üben. — Mitten im atlantischen Ocean, oder im indischen Archipel, oder in irgend welcher andern Gegend der Welt konnten die Piraten in einer ungewohnten Anwandlung von Großmuth ihre Opfer am Leben lassen; aber hier, nur wenige Meilen von dem gefürchteten Gibraltar, wo ein halbes Dutzend Kriegsschiffe bereit stand, auf die unter dem Namen „Der Rächer" schon seit Jahren signalisirte Piraten-Brigg Jagd zu machen, gebot die Selbsterhaltung das schonungsloseste Blutvergießen. — War es ja schon tollkühn und von der Mannschaft wie den Officieren mit gleichem Kopfschütteln aufgenommen worden, als der Capitän des „Rächer" plötzlich am gestrigen Tage den Entschluß kundgab, einmal auch das mittelländische Meer zu durchkreuzen; die Unzufriedenheit und die Bedenken, welche der Befehlshaber des „Rächer" dadurch erweckt hatte, schwanden aber alsbald vor der Aussicht auf eine gute Prise. — Unweit von Gibraltar gewahrte man nämlich vom Piratenschiffe, das eben im Begriffe stand, mit einbrechender Dämmerung sich längs der afrikanischen Küste in die Meerenge zu schleichen, eine schmucke Brigantine, welche auf offener See von einem englischen Schiffe eine große Anzahl von Waarenballen einlud. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß diese Brigantine, welche unter spanischer Flagge fuhr, ein Schmugglerschiff sei und seine gewiß werthvolle Ladung irgendwo an der spanischen Küste absetzen werde. Diese Annahme fand sich noch mehr dadurch bestärkt, daß der Spanier, statt den für ihn nächsten Weg, nämlich nach Nordost, einzuschlagen, als er sich von dem Engländer am gestrigen Abende trennte, auf Südost abhielt. Er hatte es offenbar darauf abgesehen, dem spanischen Zollkutter, der sich in der Meerenge von

Gibraltar herumtrieb und das verdächtige Manöver der Umladung auf offener See aus einer Entfernung von einigen Meilen so gut beobachtet haben mochte, wie der Pirat, irre zu führen, zu welchem Zwecke dem Schmuggler eben nichts übrig blieb, als sich von Ceuta an längs der afrikanischen Küste durch das Rifflabyrinth auf jede Gefahr hin durchzuschleichen.

Die „schöne Isabella," so hieß die spanische Brigantine, wie wir aus den auf ihrem Sterne angebrachten ebenso großen als zierlichen Goldbuchstaben entnehmen, hatte zwar gleich bemerkt, daß ihr ein anderes Schiff so zu sagen auf dem Fuße nachfolge, ohne aber dadurch im mindesten beunruhigt zu werden. Man hielt am Bord der „schönen Isabella" die gleich einem Trabanten nachsegelnde Brigantine einfach für einen Collegen im Schmuggelgeschäfte, und fand es deshalb ganz natürlich, daß derselbe sich gleichfalls vor dem naseweisen spanischen Zollkutter rechtzeitig zu drücken suche. Um die Täuschung vollends zu bewerkstelligen, hatte der Pirat kurz vor Einbruch der Dämmerung am Fokmaste die nordamerikanische Flagge aufgehißt, darunter eine kleine spanische Flagge, um anzudeuten, daß auch sein Schiff mit der iberischen Halbinsel Geschäfte vorhabe.

Die Ueberraschung der spanischen Schmuggler war daher um so größer, als sie durch den Anblick der mit Kanonen bespickten Breitseite und der die gewöhnliche Bemannung einer Handelsbrigg um das Fünffache übersteigende Anzahl der Gegner, sowie durch das verwilderte Aussehen derselben gründlich eines Andern belehrt wurden.

Der Capitän des Piratenschiffes ging langsam einige Male auf dem Verdecke der geenterten Brigantine auf und ab, dabei zur Abwechslung die Arme auf dem Rücken kreuzend. — Endlich blieb er, wie aus tiefen Gedanken erwachend und sich der eigentlichen Ursache seiner Anwesenheit auf diesem Schiffe erst bewußt werdend, plötzlich stehen, rieb mit der rechten Hand leicht seine hohe, von einem breiten Panama-Hute beschattete Stirn und rief, sich der spanischen Sprache bedienend, mit etwas fremdartigem Accente, im kurzen, befehlenden Tone:

„Wo ist der Capitän?"

Auf diese Frage packte der Pirat, welcher den Unglücklichen bisher bewacht, oder richtiger gesagt, mit dem kurzen Matrosensäbel bedroht hatte, diesen am Kragen der Jacke und stellte ihn mit einem einzigen jähen Ruck auf die schlotternden Beine.

„Gnade, Erbarmen!" jammerte der Capitän des Schmugglerschiffes und hob flehend beide Hände empor.

Der Befehlshaber des Piratenschiffes würdigte ihn jedoch keines Blickes, sondern schritt voran auf die Stiege zu, welche nach der Officiers-Cajüte führte. Einen Augenblick später war der Riese unter dem Verdecke verschwunden. Seine Leute wußten, was in einem solchen Falle zu thun. — Der Schmuggler-Capitän wurde in die Officiers-Cajüte nachgeschleppt, um daselbst bei der raschen Durchsicht der Bücher, welche den Inhalt der Schiffsladung nachwiesen, gegenwärtig zu sein.

Der „Rächer" pflegte sich nämlich von den gekaperten Schiffen in der Regel nur das Werthvollste anzueignen. Heute, wo er ohnehin mit mehreren guten Prisen, die er erst unlängst an der Küste von Marokko gemacht, stark beladen war, mußte die Auswahl der Beute um so sorgfältiger stattfinden. Das Piratenschiff führte zudem, da es vollständig wie eine Kriegsbrigg ausgerüstet war, sechzehn Kanonen und über hundert Matrosen, daher auch einen weit größeren Vorrath an Proviant und Munition mit sich als eine Handelsbrigg.

Der Capitän des „Rächer" ließ sich, als ob er hier ganz zu Hause wäre, vor dem Schreibtische des Eigenthümers der „schönen Isabella" nieder, und nachdem er das Logbuch flüchtig durchblickt, langte er nach einem dicken Folianten, dabei barsch die Frage hinwerfend: „Ist dies das Verladebuch?"

„Zu dienen, Excelencia!" erwiderte der Schmuggler mit zitternder Stimme und vor Angst ganz hörbar klappernden Zähnen.

Der Pirat schlug gleich die letzten der beschriebenen Seiten auf, und nickte befriedigt, als er auch jene Waarenballen, welche die „schöne Isabella" gestern auf offener See aufgenommen hatte bereits ordnungsmäßig eingetragen fand. Er sah sich nicht getäuscht — diese Ballen, aus lauter schweren Sammt- und Seidenstoffen, Goldbrocaten, Bijouterien, Uhren und anderen dergleichen kostbaren Luxusartikeln bestehend, betreffs welcher der hohe spanische Einfuhrzoll das Schmugglergeschäft zu einem sehr lohnenden gestaltet, bildeten wirklich den werthvollsten Theil der übrigen nur aus Tabak und Mehl bestehenden Ladung der „schönen Isabella" und nahmen dazu nur so viel Raum ein, als der „Rächer" gerade noch übrig hatte, um sein Verdeck klar zu erhalten, welch' letzteres für ein Schiff, das, gleich dem

Piraten, jeden Augenblick bereit sein muß, in ernste Actionen einzutreten, von großer Wichtigkeit ist.

Die Cajüte war durch eine einzige Hängelampe beleuchtet, deren Schirm so tief herabging, daß das Licht zwar auf die Papiere dicht unter demselben ziemlich grell fiel, das kleine Gemach selbst aber, sowie die drei darin befindlichen Personen, nämlich der Piratenchef, der Schmugglercapitän und dessen ungebetener Begleiter, der Matrose mit dem gezückten Säbel, in ein fast gänzliches Dunkel gehüllt blieben.

Der arme Gefangene strengte daher seine Sehkraft ganz vergeblich an, um in den Zügen des fürchterlichen Mannes, an dessen Lippen sein und der Seinigen Leben hing, zu lesen.

Auch der Riese schien endlich Lust zu verspüren, die Person kennen zu lernen, über deren Eigenthum und Blut er in der nächsten Minute verfügen sollte. Ohne viel Umstände riß er den Papierschirm von der Lampe herab, welche nun die Cajüte und die darin befindlichen dre Personen ziemlich hell beleuchtete.

„Bei der heiligen Jungfrau!" rief jetzt der Schmuggler, theils erstaunt, theils freudig erschrocken, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „darf ich meinen Augen trauen? Ihr, Ihr seid es, Don Roberto?"

Der Riese zuckte einen Augenblick convulsivisch an allen Gliedern, wie von einem heftigen elektrischen Schlage getroffen, als er einen einzigen Blick auf den Schmuggler geworfen. Er bezwang sich jedoch sogleich, und mit eiskalter Miene, sowie in kurzem, schneidendem Befehlshabertone herrschte er dem Matrosen, der hinter dem Capitän der „schönen Isabella" stand, die Worte zu:

„Rechts um — auf's Verdeck! Master Litton soll mit beiden Schiffen auf Malaga abhalten."

Der Matrose verschwand, und da er keinen Befehl erhalten hatte, nach der Cajüte zurückzukehren, nahm er nächst dieser auf dem Verdecke bei der Stiege seinen Posten, nachdem er an Master Litton, nach dem Capitän der erste Officier an Bord des „Rächer", seinen Auftrag pünktlich ausgerichtet hatte.

„Teufel!" brummte der Riese und betrachtete eine Weile den Schmuggler mit verschränkten Armen. „Sie sind es wirklich, Don Manuel?! Ich wollte in diesem Augenblick eine Hand darum geben, wenn eine Täuschung dadurch möglich wäre. Sonderbare Fügung! Man

möchte abergläubisch werden trotz einer alten Zigeunervettel! Hm! Sie bringen mich da in eine saubere Lage, ja in eine Verlegenheit, aus der ich keinen Ausweg sehe!"

Der Pirat faßte seinen Kopf mit beiden Händen und seine sonst so stolze Miene verrieth große Besorgniß; die Lippen übereinander gekniffen, sann er eine lange Weile rathlos nach; zwei ganz widerstreitende Gefühle schienen in ihm einen harten Kampf zu kämpfen.

Endlich fand der Riese seine sonst so sichere, imponirende Haltung wieder; er war mit sich in's Reine gekommen, und wie der hellleuchtende Blitz, der aus seinem schönen dunkelblauen gegen den Himmel gerichteten Auge schoß, unschwer errathen ließ, hatte das „gute Princip" dieses Mal in seiner mit so mancher bösen That belasteten Brust die Oberhand gewonnen.

„Nein, nein!" murmelte er, sein Titanenhaupt zur Seite gewendet, halblaut vor sich hin, „ich kann nicht vor sie hintreten, befleckt mit seinem Blute! Ich bin wohl einer Mordthat, aber keiner Lüge fähig, und wenn sie mich fragen würde: „Robert, wo ist er?" ich müßte ihr sagen: „Siehe, diese Hand, durch sie ist er gefallen!" Nein, tausendmal nein! den Fluch der ganzen Welt trage ich mit Hohngelächter, denn ich bin der „Rächer!" Aber ihre Verachtung, ihr Haß, ihre Abneigung würde mir dieses elende Leben völlig werthlos, die furchtbare Laufbahn, die ich erwählt, doppelt qualvoll machen!" — — —

Don Manuel hatte die Ohren gespitzt, so daß er, obwohl er nicht jedes Wort verstand, welches der von tiefer innerer Bewegung ergriffene Pirat von sich gab, dennoch wenigstens theilweise den Sinn errieth.

„Don Roberto!" begann der Schmuggler etwas zögernd und beklommen, als der Riese nach obigem Selbstgespräche in dumpfes Hinbrüten versank und dabei den stieren Blick auf die Flamme der Hängelampe heftete, „Don Roberto! Sechs volle Jahre sind verstrichen, seit Sie nichts mehr von sich hören ließen; die Frist, für welche unser Vertrag von dazumal galt, ist also bereits um, zudem wußte ich nicht, daß Sie — —"

Der Spanier zögerte, den Satz zu vollenden, der Pirat aber ergänzte ihn mit bewegter, fast tonloser Stimme, indem er sagte:

„Sie wußten nicht, daß ich ein Seeräuber werden würde, der

Schrecken aller Meere, der blutdürstige, unerbittliche „Rächer“ einer furchtbaren Schmach, welche mir auf der Seele brennen wird bis zu meinem letzten Athemzuge! Doch, sprechen wir nicht von Dingen, die Ihnen unbekannt sind und mit unserem Vertrage, als später vorgefallen, gar nichts zu schaffen haben, in meiner Brust aber eine tiefe Wunde von Neuem aufreißen! — — Don Manuel — Sie irren, wenn Sie glauben, daß die festgesetzte Frist bereits verstrichen sei. Am 20. Mai des Jahres 1847 haben wir den Pact unterzeichnet und beschworen — heute zählen wir erst den 14. Mai 1853. Ich werde die sechs Tage, die noch mein sind, zu benützen wissen!“

„Herr Jesus, stehe mir bei!“ schrie der Schmuggler ganz entsetzt und verzweiflungsvoll die Hände ringend, „was Sie beabsichtigen, Don Roberto, ist inzwischen unmöglich geworden!“

„Schweige, eidbrüchige Memme!“ grollte der Pirat, und seine Augen rollten fürchterlich, „schweige! Ich bin von Allem genau unterrichtet und weiß, daß ich eben noch zur rechten Zeit in diese Gegend kam, um meine Ansprüche zu wahren und, bei allen Höllenteufeln, ich werde sie zu wahren wissen!“

„Wie?“ sprach Don Manuel mit ungläubigem Kopfschütteln, „Sie wollten tollkühn an der Küste Andalusiens landen? Von meinem Wohnorte kaum zwei Seemeilen entfernt, liegt Malaga, wo jetzt zufällig ein Kriegsgeschwader stationirt ist, dem Sie nicht entrinnen werden.“

„Lassen Sie dies meine Sorge sein!“ entgegnete der Pirat mit geringschätzigem Lächeln, „der „Rächer“ hat schon weit schlimmere Affairen bestanden, und wenn ich durch eine ganze Flotte hindurch mir den Weg mit Gewalt bahnen müßte, heute Nacht wird mein Schiff, dreihundert Faden von Ihrer prächtigen Villa entfernt, vor Anker gehen!“

„Gnade, Erbarmen, Gnade!“ heulte der Schmuggler, und sich in die Knie werfend, umschlang er mit beiden Armen krampfhaft die Füße des Riesen, der ihn jedoch etwas unsanft abschüttelte und im entschiedenen, befehlenden Tone sprach:

„Laßt diese Narrenspossen! Vergeuden wir nicht unsere kostbare Zeit mit sentimentalen Scenen, sondern setzen wir unsern Vertrag als Geschäftsleute in Vollzug. — Sie haben, Don Manuel, vor sechs Jahren gewünscht, daß ich einiges Vermögen besitzen solle, um meine bewußten Ansprüche geltend machen zu können; wohlan — ich

besitze zur Stunde mehr als 200.000 Dublonen, Alles wohl angelegt in sicheren Banken, und es stünde mir frei, mich jeden Tag von meinem blutigen, gefährlichen Gewerbe zurückzuziehen; dies will und werde ich auch thun. Californien oder Australien, oder sonst ein jungfräuliches Land soll meine fortan friedliche Thätigkeit als Landmann schauen. Ich werde trachten, mich und Andere vergessen zu machen, was ich gewesen! Und Ihnen, Don Manuel, soll noch heute ein sprechender Beweis meiner Umkehr werden — Ihr Schiff, sammt Allem, was darauf, wäre nach den Gesetzen, welche der „Rächer" sich selbst gegeben, mein und meiner Leute Eigenthum; noch mehr, unsere Sicherheit würde es erfordern, Sie und Ihre ganze Mannschaft kalt zu machen und schließlich dieses Schiff in Brand zu stecken!"

Der Schmuggler erbleichte bis in den Mund und war einer Ohnmacht nahe. So groß hatte er sich die Gefahr doch nicht vorgestellt, in der er schwebte.

„Doch nichts von Allem dem soll geschehen! Nicht ein einziger Dollar soll Ihnen abgenommen werden, und frank und frei sollen Sie noch in dieser Stunde Ihres Weges ziehen."

Der Schmuggler seufzte aus erleichterter Brust auf, blickte aber ganz wirr um sich, denn die Ereignisse der letzten Stunde hatten seine sonst sehr wohl bestellten Denkorgane außerordentlich stark angegriffen.

Der Pirat fuhr fort:

„Die Erhaltung Ihres Lebens, Ihres Eigenthumes knüpft sich aber an eine Bedingung. Statt direct nach der spanischen Küste zu segeln, werden Sie unter einem Ihnen beliebigen Vorwande vorerst einen Abstecher nach Oran machen — dort mögen Sie dann nach Belieben Ihr Abenteuer von heute Nacht erzählen, denn bis Sie dort anlangen, hat der „Rächer" bereits längst wieder die Meerenge von Gibraltar hinter sich, und einmal draußen im weiten Ocean, spotte ich allen Flotten der Welt. — Sind Sie bereit, meine Bedingung zu zu erfüllen?"

„Ja!" hauchte Don Manuel.

„Dann schwören Sie hier auf dieses Crucifix bei Ihrem Schutzpatron und bei Ihrer Jungfrau Maria! Ich weiß, daß dieser Eid Sie vor Ihrem Gewissen wirklich bindet, während Sie auf Gott

oder Christus einen Meineid unter Umständen gewiß nur für eine läßliche Sünde ansehen würden."

Der Schmuggler kniff die Lippen ziemlich betroffen, daß der Pirat wirklich bezüglich seiner bigotten Anschauungen in's Schwarze geschossen. — Don Manuel hob die Rechte zum Schwure empor und gelobte feierlichst in der verlangten Form, daß er direct nach Oran steuern und vor dem Eintreffen daselbst unter keiner Bedingung irgend Jemandem eine wie immer geartete Auskunft über den „Rächer" ertheilen wolle.

Der vorsichtige Pirat behielt nämlich die Eventualität im Auge, daß die „schöne Isabella" während der Fahrt nach Oran einem Kriegsschiffe begegnen könnte, welches dann sogleich auf die langgesuchte Seeräuber-Brigg Jagd gemacht und die Flottille von Gibraltar allarmirt haben würde, so daß dem „Rächer" die Rückkehr nach dem atlantischen Ocean schier unmöglich gemacht worden wäre.

Als Don Manuel mit zitternder Stimme den Eid geleistet hatte, legte der Pirat das Crucifix, welches er dem Schmuggler vor das Antlitz gehalten hatte, auf den Tisch und wandte sich zum Gehen. — Bereits einen Fuß auf der Cajütentreppe, sah er sich nochmals nach dem unschlüssig dastehenden Capitän der „schönen Isabella" um und sprach in kurzem Commandotone:

„Sie bleiben hier, bis Sie von Ihren eigenen Leuten geholt werden! A Dios, compadre!"

Zweites Capitel

Meuterei an Bord!

Mit drei Sätzen über die steile Cajütenstiege stand der Riese auf dem Verdecke der „schönen Isabella", woselbst die Piraten bereits über sein langes Verweilen in der Cajüte besorgt und ungeduldig zu werden begannen.

Das Schmuggelschiff lag noch immer fest geentert am Steuerbord des „Rächer," und beide Brigantinen hatten sich inzwischen in Folge des Befehles, welchen der Piratencapitän dem Master Litton ertheilen ließ, bereits um einige Seemeilen von der Stelle, wo der Ueberfall stattgefunden, in nordwestlicher Richtung entfernt.

Die gesammte Mannschaft des Schmugglers verharrte noch immer in derselben höchst unerquicklichen Haltung, welche sie seit dem Momente der Ueberrumpelung beobachten mußte. Noch immer stand hinter jedem der armen Kerle ein eben so mordgewandter als mordlustiger Pirat, dem der scharfgeschliffene Säbel in der Faust juckte; aber diese wilden Bestien waren zu wohl dressirt, um eine Befriedigung ihrer Blutgier anders als auf Commando zu wagen.

Die Seeräuber erwarteten mit Bestimmtheit, daß sofort das Signal zur Niedermetzelung der Gefangenen gegeben werden würde, als endlich ihr Capitän wieder das Verdeck betrat. Silberhell schien der Mond hernieder; die feenartige, wahrhaft theatralische Beleuchtung, welche über die beiden Schiffe, die noch deutlich sichtbare afrikanische Küste und die unabsehbare Wasserfläche des mittelländischen Meeres ausgegossen lag, die gleich lautlose Stille der armen, von allen Schrecken des Todes eisig angehauchten Opfer und ihrer erbarmungslosen Würger boten ein grauenhaftes, erschütterndes Gesammtbild dar

dessen naturgetreue Wiedergabe selbst dem Pinsel des größten Meisters wohl kaum gelingen dürfte!

Langsamen, aber festen, dröhnenden Schrittes begab sich der Riese stumm, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, von dem Verdecke der „schönen Isabella“ auf jenes des „Rächer“ zurück. Hier machte er plötzlich Kehrt, und mit dem Gesichte nach dem Schmugglerschiffe gewendet, commandirte er mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme:

„Versorgt die Säbel!“

Die Piraten auf dem Verdecke der „schönen Isabella“ glaubten, nicht richtig verstanden zu haben, und blickten einander fragend an.

„Versorgt die Säbel!“ wiederholte der Riese mit einer Stimme, welche dem Grollen des fernen Donners glich.

Eins, zwei! Zwanzig Klingen fuhren blitzschnell in ihre Scheiden.

„Alle Mann herüber!“ befahl der Piratencapitän weiter.

Brum! Dum! Bum! — Ein kurzes Getrampel von einigen Dutzend schwer beschlagener Matrosenschuhe — und auch dieses Commando war vollzogen.

„Enterhaken los!“ lautete das dritte Commando, welches mit derselben Schnelligkeit und Präcision, wie das vorgehende, in Vollzug gesetzt wurde.

Die „schöne Isabella“ fiel augenblicklich vom Steuerborde des Piratenschiffes ab, und ehe zehn Secunden vergingen, waren beide Brigantinen bereits auf eine Entfernung von etwa zwanzig Faden getrennt.

Am Bord des Schmugglers regten sich jetzt alle Hände mit fieberhafter Hast, um nur recht bald aus dem Bereiche des gefährlichen Nachbars zu gelangen.

Der „Rächer“ begünstigte übrigens diesen leicht erklärlichen Wunsch des Schmugglerschiffes, denn der Riese hatte seinem Steuermanne eine Richtung anbefohlen, welche zu jener der „schönen Isabella“ beinahe einen rechten Winkel betrug.

Die leichte Brise um Mitternacht war schon während der Dauer der Enterung des Schmugglers in eine flaue Kühle übergegangen und hatte jetzt einer steifen Kühle Platz gemacht, welche beiden Brigantinen, vorzügliche Segler, die ihres Gleichen suchten, sehr gut zu

Statten kam. Ehe eine halbe Stunde verging, waren der „Rächer“ und die „schöne Isabella“ einander schon fast ganz außer Sicht gerathen.

Als endlich das Oberbramsegel der „schönen Isabella“ im fahlen Mondlichte nur mehr einer knapp am Meeresspiegel herumschwirrenden Möve glich und der Rumpf des Schiffes selbst bereits längst unsichtbar geworden war und es im Osten zu dämmern begann, schickte sich der Piratencapitän an, seine Cajüte aufzusuchen.

Schweigend, aber in tiefes Nachdenken versunken, war er die ganze Zeit über auf dem Verdecke des „Rächer“ auf- und abgegangen. Seit er das Piratenschiff nach der Unterredung mit Don Manuel wieder betreten, war kein anderer Laut über seine Lippen gekommen, als was sich stricte auf die von ihm beliebten Manöver des „Rächer“ bezog. Kein einziger seiner Leute, selbst nicht Master Litton, wagte es, an ihn ein Wort oder gar eine Frage zu richten. Nichtsdestoweniger lag auf dem Angesichte eines Jeden, von Master Litton bis zum letzten Matrosen herab, tiefer Unmuth und nur mühsam zurückgehaltener Groll.

Dem scharfen Auge des Riesen, der das wilde Naturell seiner Leute ganz wohl kannte, waren diese bedenklichen Symptome einer nahen Meuterei durchaus nicht entgangen. Er that jedoch, als wenn er nichts bemerkte, und nachdem er einen letzten Blick ringsum gethan, ob Officiere und Mannschaft auf ihren Posten seien, verschwand er unter dem Verdecke.

Die Cajüte des Piratencapitäns lag unter dem Compaßhäuschen, also im hintersten Theil des Schiffes. Ein Sprachrohr ermöglichte dem gerade oberhalb der Cajüte befindlichen Steuermann, sich bei wichtigen Anlässen mit dem Capitän zu verständigen.

Die Cajüte maß kaum zehn Fuß im Geviert, war aber sehr geschmackvoll und reich ausgestattet; die Wände strotzten von oben bis unten von Trophäen und kriegerischem Zierrath, ja selbst der Plafond aus kunstvoll geschnitztem Eichenholze war symmetrisch mit einer kleinen aber auserlesenen Sammlung von Waffen wilder Völker geschmückt. Auch eine Anzahl von Scalps fehlte nicht; die zu Leder vertrockneten Kopfhäute mit den langen ausgedorrten Haaren von meist dunkler Farbe hingen an den Tomahawks ihrer einstigen Besitzer. Kleine Zettelchen enthielten, von zierlicher Hand geschrieben und mit pedantischer Genauigkeit geordnet, die näheren Daten über den Ur-

sprung, sowie die Erwerbungsweise aller dieser Gegenstände, deren jeder einzelne mit dem Verluste eines oder mehrerer Menschenleben gleichbedeutend war.

Das auffallendste und am meisten in die Augen springende Object dieses sonderbaren Raritäten-Cabinets ist ein Todtenschädel, der knapp oberhalb des kleinen Schreibtisches unter einem Glassturze auf einem Becken aus massivem Golde ruht. — Die fleischlosen, zartgeformten Kinnbacken besitzen vollzählige, blendend weiße, kleine, perlenartige Zähne. — Die Stirn des Schädels trägt eine mit kostbaren Diamanten besetzte goldene, ziemlich breite Spange, welcher mit gothischen Buchstaben in deutscher Sprache die Worte eingravirt sind:

„Robert! Robert! Mein guter, edler, armer Bruder! Mein einziger Freund und Beschützer! Gedenke Deines Schwures! Hamburg 12. Juli 1848.“

Diese sonderbare Reliquie, betreffs welcher wir erst an späterer Stelle die erforderliche Aufklärung finden werden, konnte mittelst eines einfachen Zugwerkes durch eine Draperie aus schwarzem Sammt verhüllt werden.

Der Riese betrachtete, als er die Cajüte betreten, einige Secunden lang den ihm entgegengrinsenden Todtenschädel, und krampfhaft preßte er, zugleich mit den Zähnen knirschend, eine Weile mit beiden Händen die linke Seite seiner Brust, als wollte er auf diese Weise den grausamen Schmerz seines Herzens, die wilde Aufregung, die ihn zu erfassen drohte, mit Gewalt erdrücken.

Mit beinahe zitternder Hand langte er nach der Schnur der Draperie; ein Ruck, und der Schädel war seinem Blicke verhüllt. — Der jetzt glatt und straff ausgespannte Sammtvorhang trug das einzige in Silber gestickte Wort: Amalie, darunter ein zerpflückter Myrthenzweig, der ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz umgab.

Der Pirat ließ sich jetzt auf den Stuhl vor seinem Schreibtische fallen und stützte nachdenklich sein martialisches Haupt auf den rechten Arm.

Wir wollen diese Gelegenheit benützen, um die bisher nur flüchtige Schilderung des Aeußeren dieses Mannes, der in unserer Geschichte eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen ist, entsprechend zu ergänzen.

Wie wir schon erwähnten, ist sein Körper der eines Riesen,

eines Athleten. Seine Höhe beträgt weit über sechs Fuß; seine Brust ist breit, hochgewölbt, sein Arm muskulös, jeder Nerv eine Sehne von Stahl. Die Hände aber sind verhältnißmäßig klein, gleich den Füßen; in seine Halbstiefel aus feinem Cordovan-Leder würden wohl nur wenige Männer weit schwächlicheren Körperbaues hineingekonnt haben. Diese Attribute, sowie seine gebogene Adlernase, seine hochgewölbte, breite, höchst ausdrucksvolle Stirn, der gebieterische Blick seiner großen, blauen Augen verliehen ihm ein echt aristokratisches Wesen, obwohl sein Aeußeres im Uebrigen etwas den Charakter der Vernachlässigung an sich trägt. — Sein dichtes, hellblondes, beinahe in's Aschgraue spielendes Kopf- und Barthaar ist offenbar nicht mit jener Sorgfalt gepflegt, welche eine solche wahrhaft Simson'sche Fülle wohl verdienen würde. — Der Bart wallt ihm tief auf die Brust herab und bedürfte um der Regelmäßigkeit willen einiger Zustutzung; die leicht gekräuselten, auffallend feinen und weichen Locken seines Kopfhaares, um das ihn jede Dame beneiden konnte, hing unordentlich über die Schultern herab und glich eher der Mähne eines Löwen, als dem Schmuck, den Mutter Natur seinem Haupte in wahrhaft verschwenderischer Pracht und Menge verliehen hatte.

Obwohl Gram und Sorgen, Leidenschaften und Anstrengungen dem Antlitze dieses in seiner äußeren Erscheinung ganz außerordentlichen Mannes schon manche tiefe Furche eingegraben haben, zählt er doch nicht mehr als siebenundzwanzig Jahre.

Der Zug der Härte und des Stolzes, welchen wir an ihm bemerkten, so lange er oben auf dem Verdecke hin- und herwandelte, ist jetzt aus seinem Antlitze verschwunden, das nur tiefe Wehmuth athmet; ja selbst eine Thräne hat sich in sein Auge geschlichen.

Diese Weichheit dünkt ihm jedoch Schwäche, und vom Stuhle hastig empor springend, rief er, über sich selbst zürnend:

„Hinweg, hinweg mit all' und jeder Erinnerung an die Vergangenheit, wo eine ernste Gegenwart nach energischen Thaten ruft!"

„Ich ahne," fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort, und ein Zug von Hohn, gepaart mit wildem Trotze, umspielte seine Lippen, „ich ahne, was in diesem Augenblicke da oben auf dem Verdecke vor sich gehen mag. Aber es ist noch zu früh, unter die Canaillen zu treten und fürchterliche Musterung zu halten. — Sie mögen ihr Werk zu Ende bringen, damit ich die Schuldigen mit einem einzigen Schlage vernichten kann. Ich spiele Va banque; ich weiß,

welche Elemente ich zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert habe; ich werde entweder untergehen oder meine Herrschaft über dieses elende Gesindel nur noch mehr befestigen."

Nach diesen Worten lud der Piratencapitän zwei doppelläufige Pistolen mit großer Vorsicht und verbarg sodann diese Schußwaffen nebst einem scharfgeschliffenen Handschar unter seiner weiten groben Wolljacke, denn mit Ausnahme der feineren Stiefel unterschied er sich in der Bekleidung kaum von der übrigen Mannschaft des „Rächer;" er trug auch sonst kein einziges Abzeichen, das seine Stellung als oberster Befehlshaber des Piratenschiffes kennbar gemacht hätte.

Robert, dies war wirklich der Taufname des Piratencapitäns, warf sich sodann in seine Hängematte, ohne die nach dem Verdecke führende Thür der Cajüte abzuschließen; die Meuterer sollten Gelegenheit haben, ihn nach Belieben hier aufzusuchen, falls sie dazu Lust verspürten.

Das Schiff begann plötzlich heftig zu schaukeln und zu rollen.

„Oho!" lachte Robert höhnisch vor sich hin, „so weit sind wir schon?! Man wendet das Schiff im Winde: man wagt es also, von der Richtung abzufallen, die ich befohlen! Ei, Master Litton, Du gerirst Dich etwas voreilig als Capitän des „Rächer;" das kann Dir sehr übel bekommen; einer von uns Beiden muß heute für immer das Feld räumen! Schon lange ist mir Dein Ehrgeiz, Dein Widerspruch lästig; wohlan, Du hast die Katastrophe, die Dir schon lange bevorstand, selbst beschleunigt. Doch — lassen wir Euch Schufte nur weiter gewähren!"

Nach diesen Worten warf sich der Piratencapitän phlegmatisch auf die Seite und schloß die Augen; er schlief jedoch nicht ein, sondern lauschte aufmerksam, um nicht das Opfer eines Ueberfalles zu werden.

Aus der Cajüte führte eine zweite, stets von innen verriegelt Thür nach der anstoßenden Pulverkammer, welche wieder mit der Proviantkammer in Verbindung stand.

Von dieser Seite her vernahm Robert plötzlich ein leises Scharren an der gedachten Thür. Es schien das Kratzen eines Einlaß begehrenden Hundes zu sein.

„Das ist Nero!" murmelte Robert vor sich und erhob sich von der Hängematte; „hm! sollte vielleicht auch er von den Meuterern gewonnen sein? Will man mich von dieser Seite her durch eine schnöde

List überrumpeln? Nein, nein — der schwarze Kerl ist treu wie ein Hund; ich will ihm öffnen!"

Gesagt, gethan. Der Piratencapitän zog mit der linken Hand den Riegel zurück, dabei die rechte unter der Jacke an den Handschar legend.

Ein häßlicher, halbnackter Neger huschte in die Cajüte; Robert verriegelte hinter ihm die Thür gleich wieder.

„Ach Massa, Massa!" gurgelte der Schwarze, an allen Gliedern zitternd und mit den Kinnladen hörbar klappernd, „ach Massa, Massa! schlimme Dinge da oben geschehen! Au, au! Wenn Massa sterben, auch Nero sterben muß!"

„So? Will man mich denn ermorden?" warf der Riese gleichgiltigen Tones hin.

„Ja, ja, Hals abschneiden und in's Meer werfen!" zischelte der Neger und machte dabei die entsprechenden Pantomimen.

„Da muß ich wohl auch dabei sein und um meinen Willen gefragt werden!" lachte Robert mit Bitterkeit und Hohn, „doch beruhige Dich, guter Bursche!" setzte er dann ruhig bei und klopfte dem Neger vertraulich auf die Schulter; hierauf wandte er sich abseits und murmelte sehr ernst für sich:

„Also nicht blos absetzen, sondern auch aus dem Leben will man mich schaffen!? Die Sache ist am Ende doch gefährlicher als ich mir gedacht; ich darf den Strom der Empörung nicht vollends alle Dämme durchbrechen lassen! He, Nero!" rief er, dem Neger ganz nahe tretend, „sind meine Landsleute auch unter den Meuterern?"

„Massa meinen die Mann mit Haaren wie Gold?" entgegnete Nero, der eine Menge Sprachen nothdürftig verstand, aber keine einzige vollkommen inne hatte, daher auch sein Jargon aus einem schauderhaften Gemisch von Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch nnd Griechisch bestand, denn so viele Zungen waren am Bord des „Rächer" unter dem Freibeuter-Gesindel vertreten, das außerdem einen Malayen, einen polnischen Juden, zwei Chinesen und drei Hindu unter sich zählte.

Robert bestätigte die Frage des Schwarzen durch ein Kopfnicken.

„O nein! diese nicht Massa umbringen wollen, aber zu wenig sein; andere Alle gegen Massa sein!" erwiderte Nero.

Ein Strahl freudiger Genugthuung und fester Zuversicht glitt

über das Antlitz des Piratencapitäns. „Mein guter Junge," sagte er, indem er die schmale Thür nach der Pulverkammer öffnete, „nimm jetzt wieder denselben Weg, den Du hierhergekommen. Deine ganze Aufgabe besteht darin, daß Du den Männern mit den gelben Haaren sagst, sie sollen sich in die Nähe des großen Mastes begeben, sobald ich am Verdecke erscheinen werde. Hast Du mich verstanden, Nero?"

Statt aller Antwort grinste der Neger seinen Herrn an, wobei er den Mund bis an die Ohren aufriß; lautlos und behend wie eine Katze huschte er davon. — Der Riese schloß hinter ihm schnell die Thür ab, dann blickte er auf den auf seinem Secretär befindlichen Schiffs-Chronometer und murmelte:

„Nero wird in fünf Minuten seinen Auftrag vollzogen haben dann ist es Zeit, höchste Zeit, wie ein Löwe unter die Meuterer zu fahren!"

Als die festgesetzte ihm unendlich lang dünkende Frist endlich um war, warf Robert noch einen Blick auf den schwarzen Sammtvorhang, und im weichen, fast elegischen Tone, der von seiner gigantischen Gestalt und seinem etwas verwilderten Aeußeren ziemlich sonderbar abstach, sprach er leise:

„Vielleicht ist es das letzte Mal, daß mein Auge auf dieser Stelle haftet. Amalie! ich rufe Deinen Geist im dunklen Jenseits zu Hilfe!"

Festen Schrittes eilte dann der Piratencapitän die Cajütentreppe hinan. — Er gewahrte, daß die Matrosen, in mehrere Gruppen vertheilt, und zwar zumeist nach ihrer Nationalität rangirt, vollzählig auf dem Verdecke umherstanden und in großer Aufregung unter einander debattirten. Die fünfzehn Deutschen, welche sich unter der Bemannung des „Rächer" befanden, standen ganz in der Nähe des großen Mastes; beim Erscheinen des Riesen durchzuckte sie eine freudige Bewegung, Robert that aber, als ob er sie gar nicht gewahre und trat auf Master Litton zu, dem sein Nahen unbemerkt geblieben war, weil er eben mit dem Rücken gegen das Compaßhäuschen inmitten einer kleinen Gruppe seiner Landsleute stand, um sie vollends zu überreden; die englischen Matrosen waren nämlich mit dem Pronunciamento der Meuterei durch Litton und namentlich mit dessen Antrage, den Capitän Robert zu ermorden, nicht so ganz und gar einverstanden; der bisherige Commandant genoß als tüchtiger See-

mann und kühner Held ihre vollste Achtung, ja Bewunderung, während der heimtückische Litton, obgleich es auch ihm keineswegs an Geschick und Muth mangelte, für eine vollständig unsympathische Natur gelten konnte.

Der Riese faßte Master Litton mit starker Faust an der Schulter. — Halb erschrocken, halb zornig, sah sich der erste Lieutenant um; sein Antlitz verfärbte sich, als er den Capitän, den man im festen Schlafe wähnte, in drohender Haltung auf sich niederschauen sah; Master Litton war um mehr als einen Kopf kleiner als Robert.

Dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern frug gelassen, wenngleich mit ernster Stimme:

„Warum hält das Schiff nicht die Richtung ein, die ich angeordnet? Wer hat es gewagt, gegen meinen Befehl zu handeln?"

Master Litton sah, daß Alles auf dem Spiele stand, denn auch auf die Matrosen hatte das unvermuthete Erscheinen des Capitäns höchst überraschend gewirkt. — Alle Gruppen stellten ihre Gespräche ein und ließen theils verwirrt, theils besorgt die Blicke auf der Gestalt des Capitäns haften.

„Ich habe den Gegenbefehl gegeben, ich!" erwiderte Master Litton nach kurzer Pause, allen seinen Muth zusammenraffend und Robert trotzig anstarrend.

„War eine absolut zwingende Nothwendigkeit vorhanden, daß Sie so und nicht anders handelten?!" inquirirte der Capitän ruhig weiter.

„Ich habe es gethan, weil wir Ihren absurden Launen nicht länger fröhnen wollen," zischelte Master Litton, in Aufregung gerathend, denn es begann ihm unheimlich zu werden, als er die Bestürzung der gesammten Schiffsmannschaft gewahrte; ohne einen offenen Losbruch der bis jetzt erst verabredeten Meuterei sah er sich verloren.

„Sie haben also absichtlich meinem Befehle zuwider gehandelt?" fuhr der Capitän mit gehobener Stimme fort, und seine ohnehin riesenhafte Gestalt schien sich noch um einige Zoll zu verlängern.

„Ja!" knirschte Master Litton.

„Dann haben Sie den Tod verdient, den Tod an der Raa!" schrie der Riese mit markerschütternder Stimme, und blitzschnell Master

Litton am Halse packend, schleuderte er ihn wohl über drei Klafter weit von sich, mitten unter die fünfzehn deutschen Matrosen, welche fest aneinander geschaart in der Nähe des großen Mastes standen.

Der erste Lieutenant that einen so schweren Fall, daß er am Fuße des genannten Mastes besinnungslos liegen blieb.

Die spanischen und griechischen Matrosen, welche am ersten Master Littons Verführung das Ohr geöffnet gehabt hatten und von dem Capitän ob ihrer Faulheit, Liederlichkeit, Diebssucht und Falschheit schon häufig scharf auf's Korn genommen worden waren, machten Miene, offen loszubrechen. Die Mehrzahl von ihnen zog die Säbel. — Robert ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen oder gar einschüchtern. Der entscheidende Moment war da.

„Die Waffen weg!" commandirte Robert, und schritt hoch aufgerichtet langsam auf die beiden Gruppen der Spanier und Griechen los. — Unter den letzteren schien ein Mainote der Haupträdelsführer zu sein. Die Augen aller seiner Landsleute sowie auch der Spanier richteten sich auf ihn; offenbar waren Alle bereit, seinem Beispiele zu folgen.

„Die Waffen weg!" herrschte der Capitän nochmals und trat mit über die Brust gekreuzten Armen bis auf zwei Schritte tollkühn dem Meuterer entgegen, der den beiden gedachten Gruppen etwa um acht Fuß voranstand.

Statt zu gehorchen, holte der Grieche mit dem Säbel zu einem Hiebe auf den Capitän aus; in demselben Augenblicke stürzte aber der Angreifer, von einer Kugel mitten in die Stirn getroffen, lautlos zu Boden und ein zweiter fast gleichzeitiger wohlgezielter Schuß streckte einen der Spanier nieder, welcher ebenfalls Miene gemacht hatte, auf Robert mit der blanken Waffe einzudringen.

Der Capitän ließ die abgeschossene Pistole auf's Verdeck fallen, riß dafür aber die zweite noch geladene hervor, selbe mit der Linken hebend, während seine rechte Faust den Handschar schwang.

„Waffen weg!" donnerte Robert mit Löwenstimme, und sein Auge schoß wilde, todtverkündende Blitze.

Waren die Meuterer bereits durch das unvermuthete Erscheinen des Capitäns und die plötzliche Niederlage Master Littons in Verwirrung gebracht worden, so wirkte die Tödtung der beiden Matrosen, welche dem ersten Lieutenant als Hauptwerkzeuge gedient hatten, geradezu erschütternd und entmuthigend. Die Meuterei konnte jetzt

nur reussiren, wenn ein Paar Andere rasch die Rolle der Gefallenen übernommen haben würden. Keiner von den Matrosen verspürte aber Lust, sich dem gewissen Tode für die Anderen zu weihen. Alle hatten den Capitän schon so oft im wüsten Kampfesgetümmel gesehen — sie wußten daher, wie er zu „arbeiten" verstand! Bevor er jetzt der Uebermacht unterlag, hätte es sicher acht bis zehn der Angreifer das Leben gekostet. Zudem machten die fünfzehn Deutschen bereits Miene, dem Capitän rechts und links die Flanke zu decken, und die Engländer, zwölf Mann, zogen sich in bewaffneter Neutralität nach dem Compaßhäuschen zurück, während die Malayen und Chinesen, sowie der polnische Jude, sich gleich beim ersten Schusse aus des Capitäns Pistole unter das Verdeck salvirt hatten.

Der zum dritten Mal gegebene Befehl: „Waffen weg!" verhallte daher nicht ungehört.

Zuerst ließen zwar nur Einzelne von den Spaniern und Griechen die Säbel auf das Verdeck fallen. Es genügte aber, daß Robert langsam seine Pistole emporhob und nach dem Ersten Besten zielte, der noch jetzt ungehorsam zu sein wagte, um die allgemeine Entwaffnung der beiden meuterischen Gruppen zu bewirken. — Klirrend fielen etwa vierzig Klingen auf die Dielen nieder, jedoch in secundenlangen Zwischenräumen, ein Beweis, daß manche der Meuterer noch bis zu diesem Augenblicke zum Kampfe entschlossen gewesen waren und nur die Niederlage der Anführer und die eingerissene Panique das Gemetzel verhindert hatte.

Die englischen Matrosen versorgten jetzt ohne Commando die Säbel, und die Deutschen, welche ihre Seitenwaffen gar nicht entblößt gehabt hatten, kehrten an den Hauptmast zurück, nachdem auf einen Wink des Capitäns von ihnen die weggeworfene Armatur der Meuterer aufgelesen und in der Nähe der zur Cajüte des Capitäns führenden Treppe aufgeschlichtet worden war.

Stumm, theils niedergeschlagen und voll banger Erwartung, theils noch von wildem Trotze durchglüht, stand die ansehnliche Schaar der entwaffneten Meuterer da; ihre Anzahl betrug über fünfzig. Der Neger Nero hüpfte wie ein Kobold auf dem Verdecke herum, schier toll vor Freude und grausamer Lust über das den Meuterern bevorstehende Schicksal. Waren es doch stets zuförderst die Spanier und Griechen am Bord gewesen, welche ihn beinahe täglich ohne allen Anlaß schlugen und kneipten, seinen Wollschädel zerrten, ihm die Nahrung

durch allerlei Unflath verdarben, kurz alle rohen Späße mit ihm trieben, wie sie nur die wenig wählerische Phantasie solch' roher, durch ihr blutiges Räuberhandwerk völlig entmenschter Bursche zu ersinnen vermag.

Master Litton war inzwischen wieder etwas zur Besinnung gelangt; er hielt, am Fuße des Hauptmastes auf den Boden hingekauert, mit der rechten Hand sein ihm furchtbar schmerzendes Haupt, während er mit dem linken Arme den Oberleib in aufrechter Stellung zu erhalten suchte. Wirr und unstät schweifte sein Blick umher; so confus auch seine Gedanken durcheinanderliefen, begriff er doch, daß er die Partie vollständig verloren habe, als er die beiden Gruppen der Spanier und Griechen entwaffnet gewahrte. Eben so wenig konnte er, mit den Satzungen des „Rächer“ und dem Naturell des von ihm so schwer beleidigten Capitäns wohl vertraut, einen Augenblick im Zweifel schweben, welches Schicksal ihm bevorstand.

Die Katastrophe ließ auch nicht lange auf sich warten.

Robert trat in die Mitte des Schiffes an die Steuerbordseite, und mit dem Rücken gegen die See, begann er in englischer Sprache, welche als die allen Matrosen des „Rächer“ mehr oder minder am besten geläufige, auch als die Commandosprache diente, langsamen, deutlichen Tones, so daß jedes seiner Worte am Bugspriet eben so gut verständlich klang als beim Compaßhäuschen, wie folgt:

„Jeder von Euch kennt die Bedingungen, unter welchen wir an Bord des „Rächer“ einen einzigen Körper bilden. Ihr Alle ohne Ausnahme habt geschworen, dem Haupte dieses Körpers unbedingt zu gehorchen, wann immer, wo immer und wie immer, bei Verlust des Lebens im Augenblicke des Ungehorsams! Dies ist das erste, das oberste Gesetz unserer Gemeinschaft. Dagegen hat Jeder von Euch das Recht, seine wie immer gearteten Beschwerden, und sollten diese selbst den Capitän betreffen, vor ein Schiedsgericht zu bringen, welches aus fünfzehn Richtern besteht, und, um jede Parteilichkeit oder Beeinflussung auszuschließen, durch das Los gewählt wird. Wer auf irgend einem anderen Wege sein Recht sucht oder gar es sich gewaltsam zu verschaffen trachtet, verwirkt das Leben; so steht es in unserem Codex geschrieben, und Jeder von Euch hat ihn mit der in das eigene Blut getauchten Feder unterschrieben, bevor er als Genosse dieses Schiffes anerkannt worden ist. Unwissenheit entschuldigt daher Keinen!“

Der Piratencapitän machte eine kurze Pause, um das Gesprochene seine Wirkung besser thun zu lassen. — Unter den Schuldigen war jetzt fast kein Einziger, der nicht mit der Hand über die Stirn fuhr, um den Angstschweiß zu trocknen.

„Ihr Alle," fuhr endlich der Riese mit drohender Stimme zu den Gruppen der Spanier und Griechen gewendet fort, „Ihr Alle habt also den Tod durch den Strick verdient, doppelt verdient, und die Strafe wird dem Vergehen auf dem Fuße folgen! Doch," setzte der Sprecher plötzlich auffallend milden Tones bei, „doch, wie schwer wird es mir, die volle Strenge des Gesetzes walten zu lassen, wenn ich der Tapferkeit der Schuldigen gedenke, die erst in unserem letzten heißen Gefechte mit einer portugiesischen Kriegsbrigg in der Nähe der Azoren so Außerordentliches geleistet! Ja ich möchte blutige Thränen weinen, wenn ich daran denke, daß solche Helden, die sich im offenen ehrlichen Kampfe mit Ruhm bedeckten, dort an jener Raa verenden sollen, gleich feigen Dieben und Landstreichern! Nein, nein," rief der Piratencapitän, in Ekstase gerathend, „nein, ich kann sie nicht Alle dem Tode weihen, ich will, ich muß für dieses Mal Gnade für Recht ergehen lassen, und darum mögen nur die Schuldigsten das Verbrechen der Uebrigen büßen!"

Diese Worte klangen wie Musik in den Ohren der gebändigten Meuterer, von denen die Mehrzahl wirklich nur durch einzelne Rädelsführer auf Veranlassung des ersten Lieutenants aufgestachelt worden war.

Roberts Antlitz nahm sogleich wieder den Ausdruck von Strenge an, und auf Master Litton weisend, sagte er mit kalter, schneidender Stimme:

„Und der Schuldigste von Allen, dort ist er! Ohne ihn wäre es ganz gewiß Niemandem eingefallen, auch nur in Gedanken die Gesetze der Subordination zu verletzen! Nicht wahr, meine armen, verführten Jungen?!"

Die letzten, im meisterhaften Pathos des Mitleidens gesprochenen Worte zündeten in den Reihen der Schuldigen wie ein elektrischer Funke, und Alle schrien: „Ja, Capitän, ja, so ist es; er allein hat's angestiftet!"

„Nun gut," rief der Riese, nach Master Litton gewendet, „nun gut, dann soll er auch allein büßen! An die Raa mit ihm!"

Zwei der deutschen Matrosen faßten den ersten Lieutenant an, der einen gellenden Schrei ausstieß und mit Händen und Füßen verzweifelt um sich schlug. Ein heiseres Lachen und Kichern wurde auf der untersten Raa des großen Mastes hörbar — es ging von Nero aus, der dort schon seit längerer Zeit, von Niemand bemerkt, hockte und, ohne erst einen Befehl abzuwarten, ein Seil in Bereitschaft hielt, dessen mit einer Schlinge versehenes eine Ende er auf's Verdeck fallen ließ, während er das andere Ende durch die Rolle eines Flaschenzuges schob.

Rasch ward die Schlinge um den Hals des Master Litton geworfen, der vor Wuth und Todesangst wie ein Stier brüllte und sich vergeblich aus den eisernen Fäusten der deutschen Matrosen zu befreien trachtete. Plötzlich erstickte aber seine Stimme, denn seine Füße verloren den Boden unter sich.

Nero hatte sich an dem anderen Ende des Seiles auf's Verdeck herabgelassen, und da der kräftige, starkknochige Neger etwas schwerer war, als Master Litton, so mußte natürlich dieser, nach dem Gesetze der Schwere, an dem Hauptmaste emporschnellen.

Der Todeskampf des ersten Lieutenants war entsetzlich anzuschauen; man hatte ihm weder die Hände noch die Füße gebunden, und nun zappelte er mit beiden einige Minuten lang, wie ein Hampelmann. Mehrmals erfaßte er den Strick oberhalb seines Kopfes bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, um seiner zugeschnürten Kehle Erleichterung zu verschaffen; für Secunden gelang ihm dies auch, aber er ermattete allmälig und verlor die Besinnung; unter wahrhaft gräßlichen Verzerrungen seines ohnehin von Natur aus sehr häßlichen Antlitzes gab er endlich den Geist auf.

Robert verharrte während dieser ganzen grauenhaften Scene auf derselben Stelle an Steuerbord, von wo er die Schiffsmannschaft zu haranguiren begonnen hatte. Lautloses Seillschweigen herrschte an Bord des „Rächer;" Alle, sowohl die Schuldigen als Nichtschuldigen, hefteten die Augen starr auf den großen Mast, und unwillkürlich drängte sich jetzt den Meuterern die erschütternde Ueberzeugung auf, daß ihnen Allen nur durch die Großmuth des Capitäns ein ganz gleiches Schicksal erspart geblieben sei.

Der erste Befehl, welchen der Piratencapitän wieder ertheilte, betraf den Justificirten, dessen noch warme Leiche entkleidet, sammt

einer Kanonenkugel in einen Sack gesteckt und sodann über Bord geworfen wurde. Dasselbe geschah mit den durch Robert niedergeschossenen zwei Matrosen. Robert ließ nun die gesammte Mannschaft in Reih und Glied rangiren und selbe in guter Ordnung einen Halbkreis vor sich bilden.

„Meine lieben Jungens!" begann er sodann in ruhigem Tone, „nach einer Richtung hin ist dem beleidigten Gesetze Genüge geschehen. Der Schuldige, der Euch einen Augenblick im Gehorsam gegen Euren selbstgewählten Capitän irre machte, hat die wohlverdiente Strafe empfangen; er ist nicht mehr. — Es giebt aber noch einen zweiten Schuldigen an Bord des „Rächer," dem nun ohne Verzug das Urtheil gesprochen werden soll!" Robert hielt inne.

Niedergeschlagenheit, ja maßlose Bestürzung malte sich auf den Gesichtern der gebändigten Meuterer, welche mit der Hinrichtung des Master Litton die ganze Affaire abgethan wähnten, nun aber Einen unter ihnen für das Opfer einer zweiten Execution ansahen. Keiner der Kerle besaß ein hinlänglich gutes Gewissen, um sich in diesem Momente völlig außer Gefahr zu sehen.

„Dieser Schuldige, meine lieben Genossen," fuhr der Capitän nach einer für die meisten Zuhörer höchst qualvollen Pause fort, „dieser Schuldige — bin ich selbst!"

Ein allgemeines „Ah!" des Erstaunens durchlief die Reihen, und ungeachtet der strammen eisernen Disciplin, an welche die Mannschaft des „Rächer" gewöhnt war, sobald sie unter Commando stand, gab sich unter der Masse eine wellenartige Bewegung kund. Ein einziger strenger Blick des Capitäns genügte jedoch, und Alle standen wieder da, fest wie eine Mauer, stumm wie Fische.

„Ich habe," sprach Robert mit Betonung, „unseren Vertrag verletzt, indem ich den Schmuggler heute Morgens ungeplündert von dannen ziehen ließ, ohne alle zwingende Nothwendigkeit, blos weil es mir so beliebte. Ich habe Euch dadurch in Euerem Eigenthum gekränkt, und Ihr hättet das Recht gehabt, ja Ihr habt es noch, eine Jury aus Euerer Mitte zusammenzusetzen und über diesen Fall ein Verdict zu fällen, dem ich mich unbedingt fügen werde, möge es lauten wie es wolle. Das Gesetz über Alles! — Es hat seinen Lauf gehabt gegen den Anstifter der Meuterei, es soll nun seine Allgewalt auch über mich äußern, denn vor unseren Satzungen steht Jeder von uns gleichberechtigt und gleich verpflichtet da, der letzte Schiffsjunge

so gut wie der allgewaltige Capitän, Euer Herr über Leben und Tod!" — —

Die fieberhafte Spannung, von der die Seeräuber ergriffen worden waren, stieg auf's Höchste. Diese Wendung der Dinge hatte Keiner erwartet; jetzt, wo auf einen bloßen Wink des Capitäns zehn, ja zwanzig Hinrichtungen der Schuldigen stattfinden konnten, ohne daß nur ein Einziger den Muth gehabt haben würde, dagegen zu protestiren, entkleidete sich der gefürchtete Riese freiwillig seiner Allmacht und stellte sein Leben dem Urtheile Derjenigen anheim, die er soeben gerichtet hatte und die ihr Dasein blos seiner Gnade verdankten. Diese Seelengröße, dieser Muth überstieg zwar die Fassungsgabe solch' roher Naturen, aber unwillkürlich ergriff sie tiefe Bewunderung.

Robert benützte geschickt diese günstige Stimmung und fuhr ruhig fort:

„Indem ich Euch einlade, sofort zur Bildung des Gerichtes über mich zu schreiten, — Ihr habt, wie Ihr wißt, zu diesem Behufe Fünfzehn aus Eurer Mitte durch das Los wählen zu lassen — fühle ich mich weiters verpflichtet, zugleich authentisch den Schaden zu constatiren, der Euch durch den Entgang der Prise erwachsen ist. Von der gesammten Fracht der „schönen Isabella" hätten wir mit Rücksicht auf die mit Beute schon vollgepfropften Räume des „Rächer" blos jene Waaren an uns nehmen können, welche der Schmuggler auf offener See nächst Gibraltar eingeladen. Hier ist die Factura — der Werth der achtzehn Ballen beträgt in runder Summe 6000 Pfund Sterling. Unseren Satzungen gemäß wird jede Beute in drei Theile getheilt; einer gehört mir, einer den übrigen Officieren des „Rächer," einschließlich der Steuer- und Oberbootsleute, einer der Mannschaft. Glücklicherweise bin ich in der Lage, meinen Fehler wenigstens insoweit gut zu machen, als es die materielle Seite meiner Schuldfrage betrifft, ja ich will in dieser Beziehung sogar noch weiter gehen! Ich ersetze den Officieren und der Mannschaft nicht blos die ihnen gebührenden 4000 Pfund, sondern schenke Beiden zu gleichen Theilen auch meinen Antheil. Unser Zahl- und Proviantmeister, Master Hornung, wird diese Angelegenheit in der nächsten Viertelstunde in Ordnung gebracht haben!"

„Es lebe der Capitän! Hoch! dreimal hoch! Vivat! Hurrah!" brach jetzt wie ein Orkan der lang verhaltene Sturm der Begeisterung

unter den Piraten los, welche ihre kühnsten Erwartungen übertroffen sahen. Und gerade die früheren Meuterer waren jetzt die lautesten Schreier. Die Ovationen ihrer rauhen Kehle genügten ihnen nicht. Zwei Spanier und zwei Griechen, die unter den Empörern eine Hauptrolle gespielt hatten, drängten sich an Robert, hoben denselben auf ihre Schultern und trugen ihn, wie einen Triumphator, von seinem Platze am Steuerbord zum Bugspriet vor und dann zum Compaßhäuschen zurück, unter nicht enden wollendem Gejohle und Hüteschwenken aller Uebrigen.

Der Riese verzog keine Miene. Als er wieder den Boden berührte, wandte er sich zu dem zweiten Lieutenant, der seit Littons Justificirung nach dem Capitän die höchste Person an Bord war, und sagte mit absichtlich sehr lauter Stimme:

„Monsieur Baroche! Lassen Sie jetzt die Jury zusammentreten und übernehmen Sie bis auf Weiteres das Commando des „Rächer," wie es meine Eigenschaft als Angeklagter erheischt!"

Der Franzose war ein feiner Kopf und vielleicht von Allen am Bord des Corsaren der Einzige, der das schlaue, wohlberechnete Manöver Roberts völlig durchschaut hatte. Die Worte des Capitäns entlockten ihm daher ein Lächeln, jedoch that er anscheinend, wie ihm geheißen, das heißt, er gebot Ruhe, und als die Matrosen wieder gleich Bildsäulen dastanden, theilte er die letzten Worte des Capitäns mit.

Der Aelteste der Matrosen, ein alter graubärtiger Catalonier, trat drei Schritte vor die Front und salutirte vor dem Lieutenant.

„Sie können reden!" sagte Monsieur Baroche kurz.

„Ich glaube," begann der Spanier, „nur den Wunsch Aller auszusprechen, indem ich Sie, Herr Lieutenant, gehorsamst bitte, unserem tapferen, glorreichen Capitän unseren Dank für die gnädige Behandlung des heutigen Vorfalls, sowie für sein großmüthiges Geschenk zu überbringen. Es lebe Don Roberto!"

„Es lebe Don Roberto!" donnerte es im Chorus aus mehr denn hundert Kehlen wieder.

„Ihr verzichtet also auf die Zusammenstellung des Gerichtes?" frug Baroche.

„Selbstverständlich; Alles ausgeglichen!" riefen die Matrosen wie aus einem Munde.

„Dann," sagte der Lieutenant, „dann wählet Drei aus Euerer

Mitte, um den Capitän zu bitten, daß er das Commando wieder übernehme."

Der alte Catalonier winkte einem seiner Landsleute und einem der Griechen. Die kleine Deputation marschirte im Paradeschritt auf Robert zu, der sich um die letzten Vorgänge gar nicht zu bekümmern schien, sondern nächst dem Compaßhäuschen über die Brüstung gelehnt dastand und, eine Cigarre schmauchend, dem Spiele zweier Delphine aufmerksam zusah.

„Herr Capitän!" rief der Catalonier mit halbgedämpfter, ehrfurchtsvoller Stimme. Jetzt erst blickte Robert sich um und sagte kurz:

„Was giebt's? Wendet Euch an den Lieutenant, wenn es einen dienstlichen Gegenstand betrifft! Ich bin nicht mehr Euer Capitän!"

Der Catalonier richtete nun im Namen der gesammten Bemannung seinen Auftrag aus, dabei ausdrücklich betonend, daß von der Jury einstimmig Umgang genommen worden sei.

Robert schien zu zögern, und zweifelnd das Haupt schüttelnd, fuhr er den Spanier ziemlich barsch an:

„Kannst Du mich Alles dessen, was Du sprichst, auf Dein Ehrenwort versichern?"

„Ich werde den Herrn Lieutenant als Zeugen hierher bitten!" entgegnete der Matrose ernst.

Monsieur Baroche war inzwischen ungerufen hinzugetreten, und die Hand an die Mütze legend, sagte er lächelnd:

„In Bestätigung der Aussage des alten José erlaube ich mir zu melden, daß mein Ober-Commando hiermit sein schnelles Ende erreicht hat!"

„Es ist gut!" sagte Robert, würdevoll mit dem Kopfe nickend, „lassen Sie die Mannschaft abtreten und derselben zum Frühstücke doppelte Portionen an Fleisch und Rum verabreichen."

Monsieur Baroche machte auf dem linken Absatze Kehrt und verschwand, um die Befehle des Capitäns zu vollziehen, der nun zum Steuermann trat und demselben bedeutete, nach der Küste von Andalusien, und zwar zunächst auf Malaga abzuhalten.

Drittes Capitel.

Die Braut des Piraten.

Sehr wesentlich sind die Unterschiede, welche Andalusien und seine Bewohner im Vergleiche zu dem übrigen Spanien darbieten. — Der Verband dieses schönsten aller Länder, welche die iberische Halbinsel ausmachen, mit Spanien war und ist daher sowohl in moralischer als geistiger Beziehung stets ein sehr lockerer, und es würde wahrlich keines allzu heftigen äußeren Impulses bedürfen, um Andalusien bleibend von der Gesammt-Monarchie abzutrennen, welcher der Sohn dieser Provinz gar wenig Sympathien entgegenträgt.

Die Erinnerung an den einstigen Glanz Andalusiens unter dem Scepter der Araber, die noch immer deutlich kennbaren Spuren jenes frommen Vandalismus, der durch Habsucht, Intoleranz und Scheiterhaufen die thätigsten und tüchtigsten Elemente der Bevölkerung entweder aus dem Lande trieb oder vernichtete, das dunkle Bewußtsein des Andalusiers, daß er etwas Anderes, etwas Besseres sein könnte, als wozu ihn im Laufe dreier Jahrhunderte die bigotte Regierung zu Madrid herabgedrückt hat bis an die Schwelle der tiefsten Erniedrigung und Verthierung: Alles dieses hat das Volk, das die Südspitze Spaniens bewohnt, obgleich es spanisch spricht, nicht zu echten Spaniern werden lassen.

Der castilianische Hidalgo-Stolz, in welchem sich so viel des Erhabenen mit dem Grotesken und Lächerlichen paart, ist dem Andalusier völlig fremd, dagegen ein stets willkommener Gegenstand

seiner munteren Laune, seines scharfen, beißenden Witzes, seiner etwas übermüthigen, sprudelnden Laune. Dabei ist er keck, streitsüchtig, herausfordernd, ein Freund des Messers, oft auch nur ein prahlerischer Zungenheld. Er ist aber eben so leicht zur Versöhnung wie zur Wuth geneigt und nichts weniger als rachedürstend. Seine reiche Phantasie macht ihn äußerst munter, witzig, lebensfroh. Der fruchtbare Boden begünstigt seinen natürlichen Hang zum Müßiggang. Dessenungeachtet haben die Feldarbeiter wegen der brennenden Hitze, des dichten Staubes, geringen Schattens und dürftigen Lohnes eine sehr angreifende Arbeit, zumal in der Erntezeit, zu verrichten, wo dann heftige und gefährliche Fieber aufzutreten pflegen. Alles dieses vermag aber nicht, den Frohsinn dieser Arbeiter zu ersticken. Wenn sie Abends vom Felde nach Hause zurückkehren, sieht man sie nicht selten tanzen und Guitarre spielen; dabei wird gescherzt und gelacht, getrunken und gesungen. Dieser heitere Gemüthszustand ist ein Hauptcharakterzug der Andalusier, weshalb auch die meisten Bilder derselben tanzende oder singende Personen darstellen.

Selbst in den höheren Classen der Bevölkerung dieser Provinz herrscht wenig Luxus im Aeußeren; dagegen ist man im Betragen überaus zuvorkommend und bis zur Unbequemlichkeit ceremoniös. Das Complimentiren beim Kommen und Gehen nimmt kein Ende, und der Herr des Hauses begleitet jeden Gast, jeden Besucher beim Abschied bis in den Hof. Dabei weiß der Andalusier sich so zu geben, daß diese Begleitung nicht den Anschein bloßer Höflichkeit gewinnt, sondern vielmehr dem Wunsche, ja dem Bedürfnisse zu entspringen scheint, das Vergnügen der Gesellschaft zu verlängern und das Gespräch wo möglich bis an die Schwelle des Hauses fortzusetzen. Der Andalusier weiß sich dabei stets witzig, ja poetisch auszudrücken und sein Gespräch besteht nie, wie bei den Deutschen, Franzosen und Engländern, aus fertigen Redensarten, deren Gebrauch hier als Mangel an Bildung angerechnet werden würde, weil bei dem Andalusier jede Höflichkeit und Schmeichelei das Gepräge eines Impromptu annimmt.

Am Fuße mehrerer Berge, in schöner Ebene am mittelländischen Meere gelegen, an der Mündung des den größten Theil des Jahres trockenen Guadalmedina liegt die Seestadt Malaga, welche durch ihren Handel, sowie ihre an 100.000 Seelen betragende Einwohnerschaft zu den wichtigsten Hafenplätzen Spaniens zählt.

Der schon von Natur aus vortreffliche Hafen wird durch einen Molo, der sich 4000 Fuß in's Meer erstreckt, zu einem großen, sturmfreien Bassin erweitert und ein hoher Leuchtthurm dient, schon auf viele Meilen weit, den Seefahrern als Wegweiser nach dieser wundervollen, mit allen Producten des Südens überreich gesegneten Küste. Namentlich ist es der unvergleichliche Wein, der auf den ziemlich steilen Bergabhängen um Malaga herum wächst, wodurch diese Stadt und Gegend einen weltbekannten Namen erlangt haben.

Dabei herrscht hier das mildeste und schönste Klima Europa's, so daß Malaga vielfach von Lungenkranken mit Erfolg besucht wird. — Ungeachtet dessen wurde diese Stadt im Jahre 1804 durch Einschleppung von dem gelben Fieber so stark heimgesucht, daß an dieser fürchterlichen Krankheit binnen wenigen Tagen 20,000 Menschen starben, also nahezu ein Viertheil der ganzen Bevölkerung. — Ueber sechs Jahrhunderte befand sich Malaga im Besitze der Mauren, welchen es erst im Jahre 1487 von Ferdinand dem Katholischen entrissen wurde.

In der Umgebung von Malaga giebt es eine Unzahl reizend gelegener Landhäuser, von denen jedoch nur sehr wenige einigermaßen durch ihren Baustyl hervorstechen. Die meisten sind rohe, geschmacklose Ziegelbauten und im Innern von jener landesüblichen, wir möchten beinahe sagen, systematisch durchgeführten Unzweckmäßigkeit und Unbequemlichkeit in Anordnung und Einrichtung der Gemächer, welcher wir in keinem anderen Lande als in Spanien begegnen.

Eine wohlthuende Ausnahme hiervon macht eine, etwa zwei schwache Stunden von Malaga auf der Straße nach Marbella gelegene Villa, im reinsten toskanischen Styl angelegt und in allen Details auch der schönen Grundidee entsprechend sinnvoll durchgeführt. — Auch der mehrere Morgen Landes umfassende Garten, oder besser gesagt Park, in dessen Mitte das imposante Hauptgebäude auf einer kleinen Anhöhe liegt, läßt in Allem und Jedem eine Sorgfalt, ein Verständniß und einen Luxus erkennen, welche in diesem Lande durchaus nicht heimisch, sondern geradezu als importirt zu betrachten sind.

Der Eigenthümer dieses herrlichen Besitzthums, das einen bedeutenden Reichthum voraussetzt, um alle diese kostbaren Bauten und Anlagen nicht nur auszuführen, sondern auch entsprechend in Stand zu erhalten und inmitten dieser Herrlichkeiten einer entspre-

chend comfortablen Lebensweise zu huldigen, ist Don Manuel, dessen Bekanntschaft wir auf offener See unter für ihn wenig erquicklichen Umständen gemacht haben.

Der Schmuggler-Capitän mochte ein Schoßkind des Glückes sein, wenn er sich durch sein waghalsiges Metier solche Schätze zu erwerben im Stande war. — Der Eigenthümer dieser Villa und der schmucken Brigg „die schöne Isabella“ zählte in der That zu Fortuna's auserlesensten Lieblingen. Alles, was er unternahm, gelang, und wenn ein Kaufmann in Malaga mit irgend einer Speculation sich zu „verlaufen“ drohte, so suchte er gewiß Don Manuels Theilnehmerschaft um jeden Preis, denn dann kam Alles wieder, wie durch einen Zauber, in's richtige Geleise. Das Glück des Schmugglers hatte sich übrigens auch unter unseren eigenen Augen als standhaft erwiesen, da sein Zusammentreffen mit den Piraten ohne alle Schädigung an Leben und Gut abgelaufen war, während doch beides so augenscheinlich auf dem Spiele stand.

Don Manuel hatte übrigens schon von seinem Vater ein recht ansehnliches Vermögen ererbt, das er seit zwanzig Jahren mindestens verzwanzigfachte, so daß er zur Stunde zu den reichsten Männern von ganz Andalusien zählte. — Das Schmugglergeschäft gab er jedoch keine Stunde lang auf; von einem brennenden Durste nach Gold beseelt, war er zudem ein Seemann aus Leidenschaft, daher alle Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten, die ihm seine feenhafte Villa darbot, ihn nicht dauernd an's Land zu fesseln vermochten. Drei Tage hielt er höchstens auf der Bellaria, wie er sein Besitzthum getauft hatte, aus. Dann wurde er von Stunde zu Stunde mürrischer und unleidlicher, gewann aber die ihm als Andalusier von echtem Schrot und Korn angeborne gute Laune sogleich wieder, wenn die „schöne Isabella“, welche stets in der Nähe der Villa in einem prächtigen kleinen Hafen vor Anker ging, nachdem sie ihre gepaschten Waaren salvirt hatte, schmuck ausstaffirt nnd herausgeputzt wie eine Braut, die zur Hochzeit fährt, mit vollen Segeln und schäumendem Buge die ihm wohlbekannten Wogen des mittelländischen Meeres theilte, daß der silberhelle Schaum bis an's Vorderdeck hinanspritzte und eine lange weiße Furche hinter dem Steuerruder weithin nach rückwärts ihre pfeilschnell durchmessene Bahn erkennen ließ.

Und wenn endlich die Küste von Malaga immer mehr und mehr dem Auge entschwand, wenn selbst die hohe Gebirgskette der Alpu-

jarra's mit ihrem von ewigem Schnee bedeckten Pik, Mula genannt, am fernen Horizonte immer tiefer und tiefer untertauchte, dann stand Don Manuel sinnend in der Nähe des Steuermannes und blickte unausgesetzt nach der Gegend, wo Bellaria lag und er das einzige Wesen, das er auf dieser Welt außer seinem Schiffe wirklich liebte, zurückgelassen hatte. — In solchen Augenblicken grollte er mit sich selbst und schalt seine thörichte Leidenschaft für die See und die gefährlichen, aber gerade deshalb für seine unternehmende, thätige Natur so reizvollen Streifzüge durch alle Meere. In solchen Stunden der inneren Einkehr kam es ihm vor, als ob sein Schutzgeist ihm in's Ohr raunte: „Manuel, laß es jetzt einmal gut sein; bleibe an deinem Herde, genieße, was dir die Vorsehung im Uebermaße beschieden, an der Seite deiner Tochter; befasse dich von nun an ausschließlich mit Isabella, dieser schönsten und lieblichsten Perle Andalusiens! Vernachlässige sie nicht länger um deines hölzernen Götzen willen, dem du freventlich den Namen deines Kindes gegeben! Isabella, die dich so zärtlich, ja enthusiastisch liebt, sie wird Wunder wirken, um dich zu erheitern, dir unvergleichlich schöne Tage durch ihren herrlichen Geist, durch ihr engelgleiches Gemüth bereiten! Manuel, Manuel! du willst nicht hören? Baue nicht allzudreist auf dein Glück! Es ist wetterwendisch wie die See, die dir bisher Alles gab, aber auch Alles wieder nehmen kann!"

So hatte auch Don Manuels innere und bessere Stimme gesprochen, als er das letzte Mal, u. z. vor zwei Monaten, in die See stach, um eine Fahrt nach Bordeaux zu unternehmen. Auf der Rückreise war endlich die seit zehn Jahren unabläßig ausgesprochene Drohung seines guten Genius in Erfüllung gegangen. Das erste Mal seit den zwei Decennien, die er auf dem Meere verbrachte, war ihm ein so gefährliches Abenteuer, wie mit dem „Rächer", begegnet, und die Unterredung mit Robert zeigte ihm urplötzlich, daß eine furchtbare Wendung seines ganzen Geschickes angebrochen sei.

Doch greifen wir der naturgemäßen Entwicklung der Handlung nicht vor, sondern begeben wir uns nach Bellaria, wo wir vielleicht über manche Dinge, welche dem Leser bisher nur durch einen Schleier aus der Ferne bemerkbar geworden sind, einige nähere Aufschlüsse erhalten werden.

An demselben Tage, wo der eben so kluge als kühne Piratencapitän am Bord des „Rächer" die entstandene Meuterei nicht

nur gedämpft, sondern auch seine Macht sogar noch mehr befestigt hatte, stand eine junge, einfach aber äußerst elegant gekleidete Dame auf dem mit Pracht und Geschmack ausgestatteten Observatorium, welches sich in der Mitte des Wohngebäudes befand und aus einem die Villa symmetrisch krönenden Aufsatze bestand.

Von hier aus genoß man eine weite Fernsicht sowohl nach dem Meere, als auch nach rechts und links längs der Küste von Malaga bis nach Marbella, sowie im Rücken nach der malerischen Gebirgskette der Alpujarra's.

Die erwähnte Dame, eine nicht minder liebliche als imposante Erscheinung, mochte kaum neunzehn Jahre zählen. Unschuld und Naivetät sprach aus ihren feingeschnittenen Zügen, und der kleine Mund mit den Rosenlippen und schneeweißen Zähnen war stets etwas schelmisch zu einem Lächeln gespitzt, das an ihr das heitere Temperament einer echten Tochter Andalusiens verrieth. — Ihr rabenschwarzes volles Haar, wie Seide glänzend, war blos von einem Netze aus Goldfäden nachlässig zusammengehalten; ihr Auge, merkwürdigerweise tiefblau, blitzte feurig zwischen langen feinen Wimpern und unter etwas beinahe allzustarken Augenbrauen hervor, aber mit einer Klarheit und Milde, welche die Reinheit und Güte ihrer Seele auf die überzeugendste Weise wiederspiegelte.

Der Wuchs des Mädchens war nicht blos tadellos, er war unvergleichlich. Obwohl hoch aufgeschossen, ja die gewöhnliche mittlere Größe des weiblichen Geschlechtes entschieden überragend, blieben ihre Statur und ihre Formen doch dem Gigantesken und jener grobknochigen Derbheit fern, welche nun und nimmer einem Frauenzimmer zur Zierde gereicht und selbst dem schönsten Antlitze in seiner Gesammtwirkung Abbruch thut.

Die Taille der Tochter des See-Vagabunden Don Manuel war vielmehr äußerst schmächtig, ihre Hände und Füße überaus klein und wohlgeformt, dagegen ihre Brust breit und hochgewölbt, ihr voller Arm muskulös; ihre ganze Haltung verrieth überhaupt eine für ein Frauenzimmer seltene physische Kraft und einen männlichen Muth.

Isabella war in der That schon von erster Jugend an etwas Wildfang gewesen. Bis zu ihrem zehnten Jahre hatte sie sich sogar als Knabe getragen; Don Manuel that dem tollen Uebermuthe ihrer Kindheit nie einen Einhalt, im Gegentheile, er freute sich, daß

sein Töchterchen ein „ganzer Kerl" war, der jeden Jungen desselben Alters zu bändigen verstand. Turnen, Reiten, Schwimmen bildeten einen Haupttheil des Programmes, welches Don Manuel für Isabella's Erziehung vom vierten bis zum vierzehnten Jahre vorgezeichnet hatte. Der Schmuggler war Witwer seit der Stunde, wo Isabella das Licht der Welt erblickte. Seine einzige Schwester, eine gute, würdige, aber sehr beschränkte Dame, vertrat bei Isabella Mutterstelle bis zum heutigen Tage. Sie liebte ihre Nichte über Alles; sie hatte ihren Mann nach kaum einjähriger Ehe verloren und ihr nachgebornes Töchterchen folgte seinem Vater bald in's dunkle Jenseits. Letzteres geschah fast zur selben Zeit, wo Isabella geboren wurde. Donna Estefania lebte sich bald absichtlich und ohne Schwierigkeit in die Täuschung hinein, daß das Kind ihres Bruders ihr eigenes sei, gewiß nicht zum Nachtheile des kleinen lieblichen Kobolds.

Merkwürdigerweise wurde Isabella, obwohl ihre Tante sie verhätschelte, weder eigensinnig, noch launenhaft, noch rechthaberisch oder anmaßend und eingebildet; kein einziges dieser gewöhnlichen Attribute einziger und reicher Kinder wurde an ihr je bemerkbar. Ihr gutes, heiteres Gemüth, sowie ihre zur Leidenschaft ausgearteten gymnastischen Uebungen bildeten ein heilsames Gegengewicht. Jeder Augenblick, der ihr vom Lernen, womit man sie übrigens nie allzusehr in Anspruch genommen hatte, übrig blieb, gehörte von früh Morgens bis spät in die Nacht ihren Hunden, Pferden, Singvögeln, Hühnern, Tauben und anderem Gethier, von welchen allen sie eine reiche Anzahl in vorzüglicher Auswahl besaß, so daß ihr, ganz entgegen ihren von Langeweile viel geplagten Landsmänninnen, der Tag immer zu kurz wurde und sie sich recht oft Abends beim Schlafengehen zu ihrem lieben Tantchen beklagte: heute schon wieder einmal keine Zeit zu einer kleinen Partie mit ihrer niedlichen, ganz seemännisch aufgetakelten Jolle erübrigt zu haben, denn die Lust am Meere hatte sie von ihrem Papa überkommen. Wie oft bat sie ihn schon mit aufgehobenen Händen, sie wenigstens ein einziges Mal auf eine seiner Reisen mitzunehmen! Aber Don Manuel, der unbedenklich eine Hand geopfert haben würde, um irgend einen anderen Wunsch Isabella's zu befriedigen, blieb in dieser Hinsicht unerbittlich, und mit Recht. Da natürlich Donna Estefania dabei kräftig ihren Bruder secundirte und Isabella schließlich einsah, daß ihre gedachten Bitten nicht nur nutzlos seien, sondern auch ihr regelmäßig Doppelverweise eintrugen,

außerdem dann durch mehrere Tage eine tiefe Verstimmung der guten Tante eintrat, so verzichtete sie seit etwa zwei Jahren, wo sie reifer zu denken begonnen, auf das vor der Hand Unerreichbare; dafür entschädigte sie sich von nun an um so öfter durch kleine Spazierfahrten mit ihrer Jolle, deren Segel und Steuerruder sie zu handhaben verstand, trotz einem alten Matrosen. Don Manuel empfand hierüber im Stillen einen nicht zu beschreibenden Stolz, dem er aber in vernünftiger Würdigung von Estefania's Argumenten, daß eine Belobung der seemännischen Talente Isabella's das ohnehin vorwitzige Mädchen zu tollkühnen Streichen veranlassen könnte, seiner Tochter gegenüber niemals Worte lieh. Isabella würde in der That gar nichts Besonderes darin erblickt haben, mit ihrem „Seelentränker" längs der Küste einmal einen Abstecher nach Gibraltar zu machen, das sie schon seit Jahren zu sehen wünschte; nur der Umstand, daß die Tante ihr das Ehrenwort abgenommen, sich von Bellaria nie allein weiter zu wagen als bis zu dem kleinen, etwa eine Seemeile entfernten Hafen, der zur Besitzung gehörte und woselbst, wie wir wissen, das Schiff ihres Vaters zu ankern pflegte, hielt sie ab, eines Tages das gehabte Vorhaben bei einem günstigen Nordost auch auszuführen.

Das zuvor genannte Observatorium erfreute sich von Seite der so vielfach von ihren unschuldigen Passionen in Anspruch genommenen Isabella keiner allzuhäufigen Benützung. Mit ihrem lebhaften Temperamente harmonirte es auch gar wenig, daß sie, wie heute, schon seit Mittag bis jetzt zum nahen Untergange der Sonne, kurze Unterbrechungen abgerechnet, fortwährend durch das auf einem großen Stative aufgestellte Fernrohr mit Ernst und Aufmerksamkeit nach der hohen See in südöstlicher Richtung ausschaute.

„Aber, liebes Kind!" ließ sich plötzlich die Stimme von Donna Estefania vernehmen, welche auf der einen kleinen Ziergarten bildenden Terrasse, dem Observatorium nebenan, saß und mit einer kunstvollen Stickerei ihre alten, mit einer riesigen Hornbrille bewaffneten Augen so erbarmungslos marterte, als arbeite sie um das tägliche Brot, „aber liebes Kind, schone doch einmal Deine Aeuglein und hilf mir um Gotteswillen die Masche suchen, die ich schon vor einer halben Stunde verloren habe und durchaus nicht finden kann. Mich sticht es schon da in den Schläfen, daß mir schier das Hören und Sehen vergeht!"

Isabella warf auf ihre Tante einen Blick hinaus und lachte vom ganzen Herzen; die gute Estefania machte in der That ein so ernstes Gesicht, als hinge an der verlornen Masche das Heil der Welt, und das Komische in dem Wesen der alten Frau wurde noch durch den weinerlichen, ja wahrhaft elegischen Ton ihrer sanften Stimme erhöht. — Indessen hüpfte Isabella behend hinaus und gewahrte auf den ersten Blick, wo die Ursache des großen Herzeleides ihrer Tante lag. Die Masche, die sich heimtückisch der Autorität der alten Frau zu entziehen gesucht, ward von den niedlichen Fingerchen des schönen Mädchens mit der Nadel aufgespießt und dann zur Strafe für immerwährende Zeiten in das straffe Joch ihrer Kameradinnen gespannt.

Isabella umarmte hierauf ihre Tante und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Stirn, wobei sie ihr unbemerkt die goldene Tabakdose aus dem Sacke herausstipitzte.

Dann stellte sich die Muthwillige hochaufgerichtet vor die alte Frau hin, nahm die Dose in die linke Hand, klopfte mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten laut hörbar zweimal auf den Deckel und präsentirte hierauf der Tante mit ernster Miene und einer höflichen, aber etwas ceremoniösen Verbeugung eine Prise.

„O, Du Schalk!“ lächelte Donna Estefania, freundlich mit dem Kopfe wackelnd und die Faust ballend, „also seines Eigenthumes ist man in Deiner Nähe nicht mehr sicher? doch ich danke Dir für Deinen Einfall; vor lauter Eifer habe ich seit einer vollen Stunde kein Körnchen Tabak genommen! Nun aber, mein Herzchen, sag' mal, bist Du mit dem Schiffe, das Du schon seit fünf vollen Stunden betrachtest, noch immer nicht in's Reine gekommen? Warum zweifelst Du, daß es unsere Brigg sei? Mein Bruder schrieb doch von Lissabon aus, wo er auf einige Tage vor Anker gegangen war; Wind und Wetter erwiesen sich seitdem fortwährend günstig; die „schöne Isabella“ könnte also heute ganz gut in Sicht kommen. Je nun,“ schloß Donna Estefania schmunzelnd, „was das Laviren des Schiffes da draußen anbelangt, so finde ich es ganz natürlich, daß Don Manuel die Nacht abwarten will, um in jener Bucht dort vor Anker zu gehen. Wie er in seinem Briefe andeutete, wird er diesesmal eine besonders kostbare Ladung hier an's Land zu bringen haben.“

Isabella's Antlitz wurde bei den letzten Worten ihrer Tante sehr ernst, und beinahe traurigen Tones sagte sie:

„Ach, wenn mein lieber Vater dieses schnöde und gefährliche Handwerk doch endlich ganz aufgeben wollte! Es wird eines Tages entsetzliches Unglück über uns Alle bringen! Namentlich seit einiger Zeit plagen mich schwere, schauderhafte Träume. Doch — ich will jetzt bei der Hauptsache bleiben; ich behaupte nochmals und bestimmter als zuvor, daß das Schiff da draußen, obwohl es dem unsrigen an Gestalt und Größe auf ein Haar zu gleichen scheint, dennoch nicht das von uns so sehnlich erwartete ist. Du weißt, ich verstehe mich etwas darauf! Die Bramstange des Hauptmastes jenes Schiffes unterscheidet sich etwas von der unserer Brigantine, auch führt das sonderbare Schiff alle seine Evolutionen beim Wenden mit einer Schnelligkeit und Präcision aus, welche weit mehr Hände an Bord voraussetzt, als einem simplen Kauffahrer zu Gebote stehen."

„Dann ist es vielleicht ein Kriegsschiff", bemerkte die alte Dame und warf die Brille auf die Stirn empor, dabei das junge Mädchen mit wachsender Neugierde betrachtend.

Isabella verneinte entschieden mit ihrem schönen Haupte und sagte:

„Das ist es gewiß nicht. Vor einer Stunde, wo es etwa zwei Seemeilen der Küste näher sich befand, als in diesem Augenblicke, wurde mir durch mehrere Minuten die Gelegenheit, auch den Rumpf und das Verdeck zu mustern. Die Männer, die ich, wiewohl sehr verschwommen, am Bord gewahrte, trugen gewiß keine Uniformen."

„Ei, ei!" murmelte Donna Estefania vor sich, „fast möchte man auf üble Gedanken gerathen, aber lächerlich — seit zwanzig Jahren hat man in diesen Gewässern nichts mehr von einem Seeräuber gehört. Na — ein solcher möchte hier auch übel ankommen. In Malaga liegen eine Fregatte und zwei Corvetten vor Anker und die Herren Engländer in Gibraltar würden sich der Jagd sogleich anschließen. An ein Entwischen in den Ocean hinaus könnte der tollkühne Pirat wohl nicht denken, und hier im mittelländischen Meere würde der Kerl binnen wenigen Tagen wie in einem Netze gefangen werden. Doch — ich will Isabella nicht beunruhigen; sie macht mir ohnehin seit kurzer Zeit mit ihren Träumen ernstlich bange; wahrscheinlich leidet sie an zu dickem Blute, und gleich morgen will ich unseren Hausarzt aus Malaga hierher bescheiden."

Isabella hatte sich während des Monologes ihrer guten Tante wieder in das Observatorium begeben, aus welchem sie aber

schon nach wenigen Minuten mit aufgeheiterter Miene zu ihrer Tante zurückkehrte.

„Das Schiff ist jetzt gänzlich außer Sicht", sagte sie, dabei unwillkürlich ihre Brust durch einen tiefen Seufzer erleichternd, „ich möchte jetzt beinahe über meine Albernheit lachen. Jene Brigg hat mir, ohne daß ich eigentlich einen triftigen Grund dafür anzugeben wüßte, Furcht eingeflößt, obwohl ich sonst an dieser Schwäche nicht zu leiden pflege."

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Von den Alpujarra's her fielen ihre Strahlen bereits sehr schräg. Donna Estefania erhob sich und sprach:

„Komm, mein liebes Kind! Laß uns das Innere des Hauses aufsuchen; die Abendluft bekommt mir nicht wohl zu meiner Gicht."

Isabella packte rasch mit einem Griffe die Stickerei und die dazu gehörigen Utensilien zusammen und wollte sodann ihre Tante nach dem ersten Stockwerke führen, in welchem das Schlafgemach der alten Dame neben jenem Isabella's lag.

„Nicht doch, mein Herzchen", wehrte die alte würdige Dame ab, als ihre Nichte eine der Thüren der ersten Etage öffnen wollte „nicht doch — lasse uns gleich in den Empfangssaal des Erdgeschosses hinabgehen; die siebente Stunde hat geschlagen; Don Fernandez wird gewiß bald erscheinen, und ich möchte nicht die Unartigkeit begehen, ihn warten zu lassen."

Isabella kniff leicht die Lippen und erwiderte etwas pikirten Tones:

„Nun gut, ich werde Sie auch noch über diese Treppe geleiten; dann wollen Sie mir aber gestatten, im Hühnerhofe und in den Stallungen meiner Menagerie nachzusehen."

Donna Estefania schüttelte ganz entschieden verneinend das Haupt und mit einem unverhohlenen Anfluge von Aerger rief sie:

„Nein Sennorita! für heute wollen Sie in dieser Beziehung unserem Schaffner volles Vertrauen schenken; er ist ein pünktlicher Mann und wird für die Pflege der Thiere gewiß auf das Beste sorgen."

„Ach, wenn Sie wüßten, liebe Tante!" sagte Isabella halb zornig, halb weinerlich, „ach, wenn Sie wüßten, wie sehr mir Ihr Don Fernandez tief in die Seele hinein zuwider ist. Das ist eine geschniegelte Modepuppe, aber kein Mann; überhaupt wozu diese

Eile mit einem Bräutigam? Ich bin kaum den Kinderschuhen entwachsen, und wenn ich eines Tages schon heiraten muß, dann muß mein Gemahl ganz anders aussehen —"

Donna Estefania ließ ihre Nichte nicht aussprechen, sondern rief:

„Vielleicht so wie jener junge Abenteurer, dem Dein Vater in unbegreiflicher Verblendung und Leichtfertigkeit vor sechs Jahren Deine Hand versprach? — Gott sei Dank, die gütige Vorsehung hat diesen dummen Streich wett gemacht! Der blonde deutsche Fant hat seit jenem Augenblicke nichts mehr von sich hören lassen; wahrscheinlich ging er inzwischen zu Grunde. Außerdem ist der Termin, für welchen Don Manuel sein Wort verpfändet hatte, bereits um."

„Da irren Sie", entgegnete Isabella mit Heftigkeit, „heute zählen wir den 15. Mai und erst in fünf Tagen werden es volle sechs Jahre sein."

Die alte Dame riß die Augen weit auf und betrachtete ihre Nichte mit forschenden Blicken, dann sagte sie:

„Valga me Dios! Ich will doch nicht hoffen, daß jener Fremde ohne vornehmen Namen und Stand — wenigstens wußte er damals keinen anzugeben, oder er hatte triftige Gründe, sie zu verschweigen — daß jener Fremde, sage ich, wirklich Deinem Herzen nahe steht?"

„Nun, und wenn es wäre?" antwortete Isabella kurz, „thäte ich etwas Unrechtes, etwas Unerlaubtes damit?"

„Heilige Jungfrau!" seufzte Donna Estefania, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „was muß ich da hören! Doch nein, Du warst immer ein zu gutes, liebes und folgsames Kind, als daß Du Deinem Vater und mir den Schmerz bereiten könntest, den hochgebornen, wohledlen, so fein gebildeten Don Fernandez wirklich zurückzuweisen."

„Sie werden gut thun, sich auf diese Eventualität vorzubereiten!" bemerkte Isabella kurz.

„Aber, aber mein Täubchen!" flehte Donna Estefania, „bedenke doch, welche Ehre unserer Familie durch diese Verbindung erwachsen würde. Don Fernandez, der Neffe eines Herzogs, der zu den ersten Günstlingen unserer Königin zählt! Die höchsten Aemter und Würden des Staates sind ihm sicher, sobald er nur —"

„Sobald er nur" fiel Isabella mit Bitterkeit ein, „sobald

er nur zu dem Gelde meines Vaters mich als Zugabe geheiratet hat. Lassen Sie ihm die zwei Millionen Francs, die Papa als meine vorläufige Mitgift ausgesetzt hat, auf andere Weise werden, und ich schwöre darauf: Don Fernandez erklärt vor der ganzen Welt die Heirat mit der Schmugglerstochter für eine Mesalliance, die sie auch wirklich ist, und sucht sich seine Braut in einer altcastilischen, hoffähigen Familie."

„Verleumde mir den edlen jungen Mann nicht!" eiferte Donna Estefania beinahe erbost, „ich sehe, ich bin gegen Dich viel zu nachsichtig gewesen; Du fängst an, mit meiner Langmuth Mißbrauch zu treiben. — Doch, da hält eben Don Fernandez vor dem Gartenthore; sein dampfendes Roß läßt vermuthen, daß er von Malaga her die Sporen nicht geschont habe, um mit gewohnter Pünktlichkeit uns seine Aufwartung zu machen."

„Elender Pferdequäler," zürnte das schöne Mädchen vor sich hin, als sie das schaumbedeckte, abgehetzte Thier betrachtete, auf welchem Don Fernandez durch die Allee einhergesprengt war, um dann vor der breiten Glasthür, welche in der Mitte der Villa in den Empfangssalon führte, mit theatralischem Aplomb aus dem Sattel zu springen. — Die Flanken des schönen Rosses wiesen von den unbarmherzig mißbrauchten Sporen mehrere Blutspuren auf.

Donna Estefania empfing den Hidalgo mit übergroßer Freundlichkeit, ja mit einer an Unterwürfigkeit grenzenden Hochachtung. Sie war in diesem Punkte ganz Spanierin. Es wäre ihr nicht einmal im Schlafe eingefallen, je daran zu zweifeln, daß Pfaffen und Adelige höhere Wesen seien, als der Bürger und der Bauer. Da Don Fernandez in der That darauf rechnen konnte, binnen Jahresfrist den Herzogstitel zu erlangen, wenn er nur zu Geld kam, so betrachtete ihn Donna Estefania schon jetzt wie einen Halbgott; es war ihr total unbegreiflich, wie ihre Nichte so thöricht sein konnte, das ungeheuere Glück, die unermeßliche Ehre, die ihr durch eine Verbindung mit dem Günstlinge der Königin bevorstand, derart hartnäckig zu verkennen.

Don Fernandez war übrigens ein leidlicher, wohlgestalteter junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, aber in seinem hübschen Angesichte standen die Spuren einer wüsten Lebensweise deutlich zu lesen. Eine gewisse Schlaffheit und Apathie gab sich in seinem ganzen Wesen kund, das zudem in Allem und Jedem etwas Erkünsteltes

an sich hatte und ohne die feine Politur seiner vornehmen Erziehung und seiner Gewandtheit im Gebrauche der geselligen Formen völlig ungenießbar gewesen wäre. — Geist und Kenntnisse besaß Don Fernandez zwar nicht sehr viele, aber doch mehr als genug, um in den hohen Kreisen, in denen er sich zu bewegen pflegte, für einen Gesandtschaftsposten vollkommen geeignet zu erscheinen, falls er seine tief zerrütteten Vermögensverhältnisse rangirt haben würde. — Sein Onkel, der Herzog von A......, der sich in pecuniärer Beziehung selbst nur mit Mühe über dem Wasser hielt, gab, wiewohl ungern, die Zustimmung zur Bewerbung seines Neffen um Isabella; aber da nach genau eingeholten Erkundigungen das Vermögen Don Manuels sich auf wenigstens zehn Millionen Francs belief, so durfte wohl zur Restaurirung einer alten Familie, die ihren Stammbaum bis in die Zeiten Karl Martells zurückführte, der Zweck das Mittel heiligen.

Die Aufgabe, Don Fernandez zu unterhalten, fiel heute der alten Dame ausschließlich zu. Isabella schützte ein leichtes Unwohlsein zur Entschuldigung ihrer Schweigsamkeit vor. Im Stillen beschloß sie, mit ihrem Vater ein ernstes Wort zu sprechen, und sie hoffte zuversichtlich, daß in Folge dessen dem ihr verhaßten Brautwerber die Thür gewiesen werde. Sie sehnte sich jetzt nach dem morgigen Tage, um auf ihrem Observatorium neuerdings auszulugen. Sobald das erwartete Schiff wirklich in Sicht kam, wollte sie dann ihre Jolle besteigen, um ihrem Vater noch am Bord der „schönen Isabella“ in der ersten Freude des Wiedersehens ein Versprechen abzulocken, das sie von Don Fernandez für immer befreite.

Der Herzog in spe fühlte sich heute recht ungemüthlich auf Belaria, und die diesen Abend prägnanter denn je sich kundgebende Abneigung Isabella's war ihm natürlich nicht entgangen; er beschäftigte sich daher heute auch angelegentlicher denn je mit Donna Estefania, von deren Bundesgenossenschaft er allein einen Erfolg für seine Pläne hoffen durfte.

Gegen neun Uhr wurde ein leckeres Abendmahl servirt, und eine Stunde später empfahl sich Don Fernandez den Damen, um langsamer als er gekommen war, wieder nach Malaga zurückzureiten.

Ziemlich verstimmt nahm bald hierauf Tante Estefania von ihrer Nichte Abschied, welcher sie für den morgigen Tag ob ihres an

Unart streifenden, frostigen Benehmens gegen den hochadeligen Cavalier eine lange Strafpredigt zugedacht hatte.

Die arme Isabella suchte seufzend ihr Lager auf, denn heute war ihr erst vollkommen klar geworden, wie erpicht die alte Dame auf ihr Heirats-Project sei und daß Donna Estefania bei der ihrem Charakter eigenthümlichen Zähigkeit gewiß Alles daransetzen werde, um ihren Bruder, der für die seinem Hause zugedachte hohe Ehre ohnehin nicht unempfindlich schien, vollends auf ihre Seite zu bekommen.

Es war schon nahe um Mitternacht, und Isabella hatte noch kein Auge geschlossen; sie war wieder vom Lager aufgestanden und zog einige Kleidungsstücke im Halbdunkel an; die Ampel vor dem Madonnabilde machte nämlich die ganze Beleuchtung des Gemaches aus. Dann öffnete sie das Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Ein fernes Wetterleuchten tief am Horizonte des Meeres verkündete das Nahen eines Gewitters; einzelne schwere Wolken zogen als dessen Vorboten bereits von der afrikanischen Küste herüber in der Richtung der Alpujarra's. Der Wind begann immer heftiger zu blasen, aber statt Kühlung zu fächeln, brachte er nur jene Abspannung und jenes unbehagliche Gefühl, das den Hauch des Samum und der Sahara kennzeichnet.

Es währte eine halbe Stunde, und ein heftiger Gußregen strömte nieder; das Firmament wurde Secunden lang durch Blitze erleuchtet und der Donner begann immer näher und näher der Küste zu grollen.

Isabella fuhr plötzlich sehr betroffen zusammen. Bei einem etwas länger zuckenden Blitze glaubte sie in einer Entfernung von kaum dreihundert Klaftern auf der wild gährenden See die Umrisse eines Zweimasters wahrgenommen zu haben. Es konnte übrigens auch nur die Täuschung ihrer heute so sehr aufgeregten Sinne obwalten. Sie sehnte sich indeß nach einem zweiten Blitze von derselben Stärke und Dauer, und in dieser Hoffnung sah sie starr hinaus in die dichte Finsterniß, genau nach der Richtung, in welcher sie kurz zuvor ein Schiff erblickt zu haben glaubte.

Die Wuth des kurzen Ungewitters schien sich jedoch rasch ausgetobt zu haben; die Blitze zuckten bereits wieder in der Ferne, u. z. über den Alpujarra's; aber auch die Donnerkeile haben ihre Nachzügler, die, gleich den Marodeurs einer großen Armee, in der Regel weit schlimmer zu wirthschaften pflegen, als das voran-

gezogene Gros. So geschah es auch diesmal; als im Südosten durch die zerrissene Wolkendecke hier und da wieder einige der freundlich flimmernden Sterne sichtbar wurden, krachte es plötzlich ganz in der Nähe der Villa, als ob hundert Kanonen auf einmal losgefeuert worden wären. Der Blitz hatte kaum zwanzig Schritte von Isabella's Fenster in eine prächtige hohe Cypresse eingeschlagen, daß die Splitter weit umherflogen und der dürre Stamm sofort helle Flammen schlug.

„Jesus, Maria!“ rief die sonst so muthige Isabella zu Tod erschrocken aus und bekreuzte sich inbrünstig. Dann setzte sie, von abergläubischer Furcht ergriffen, laut vor sich hinsprechend bei:

„Sollte dies irgend eine Vorbedeutung sein? Mein Gott, mein Gott! seit zwei Stunden bin ich die Beute einer schrecklichen, mir ganz räthselhaften Unruhe! Heilige Jungfrau, stehe mir bei — es ist mir, als stünde ich in diesem Augenblicke an einem Scheidewege für mein junges Leben.“ — Isabella verhüllte das Antlitz mit beiden Händen und begann zu schluchzen.

„Errathen, mein holdes Kind!“ sprach gedämpften Tones eine Männerstimme, und eine nervige Faust legte sich leicht auf ihre linke Schulter. „Errathen, sage ich Dir; der Himmel hat den Eintritt Deines Verlobten in dieses jungfräuliche Gemach mit einer Salve begrüßt, würdig der vollen Breitseite dreier Fregatten!“

Isabella wandte sich rasch um; sie wollte schreien, um Hilfe rufen, aber die Stimme versagte ihr, und halb ohnmächtig wich sie in die Fensterbrüstung zurück.

„Du fürchtest Dich vor mir?“ fuhr der Eindringling fast traurigen und überaus milden Tones fort, „erkennst Du mich denn nicht wieder? Hast Du das Versprechen vergessen, das Du mir vor sechs Jahren mit Einwilligung Deines Vaters gabst?“

Das Mädchen gewann bei der bescheidenen Haltung und den mit zauberischem Wohlklang gesprochenen Worten des Fremden die Besinnung wieder.

„Robert, Sie sind es,“ preßte sie mit einem seltsamen Gemische furchtsamen Staunens und freudiger Ueberraschung hervor, „mein Gott, wie sind Sie hierher gelangt? Meine Ehre ist compromittirt — um Christi willen, entfernen Sie sich auf der Stelle — am Tage sollen Sie mir herzlich willkommen sein.“

„Ja, ich entferne mich sogleich,“ entgegnete der Riese mit etwas

sonderbarer Betonung, „sogleich, auf mein Ehrenwort, aber — Sie, Isabella, werden mich begleiten.“

„Sind Sie von Sinnen?! Sie zwingen mich, nach unseren Leuten zu rufen, einen Scandal herbeizuführen.“

„O, der Scandal wird nicht ausbleiben!“ sagte Robert mit Bitterkeit, „doch ich habe keine Zeit, hier Verhandlungen zu pflegen und Auskünfte zu ertheilen, ich habe nur zu befehlen, und Sie — haben zu gehorchen! Wollen Sie mir, Ihrem Bräutigam, folgen oder nicht?“

Isabella rang in stummer Verzweiflung die Hände und eine Fluth von Thränen entrann ihren schönen Augen. Und dennoch! Es fiel ihr so schwer, nach Hilfe zu rufen und dadurch dem Manne, mit welchem sie sich, am Vorrathe einer theuren unauslöschlichen Erinnerung zehrend, im stillen Kämmerlein ihres Herzens so oft beschäftigt hatte, Schmach und Mißhandlungen zuzuziehen. — Die Bellaria zählte an dreißig handfeste Diener und Knechte, denen der Riese, mochte seine Kraft auch an's Unglaubliche grenzen, schließlich unterliegen mußte, kam es einmal zum Handgemenge.

„Ich beschwöre Sie nochmals, Robert, gehen Sie“ flehte Isabella, „in wenigen Stunden ist es heller Tag; kommen Sie dann, wann es Ihnen genehm! Mit offenen Armen will ich Sie empfangen, Sie, den Retter meines Lebens, ja noch mehr, ich will Ihnen gestehen, daß mir Ihre Anwesenheit Freude bereitet, denn Sie, Sie werden mir jenen verhaßten Don Fernandez gewiß vom Halse schaffen; und — Sie sollen ein Recht dazu haben. Beim Grabe meiner Mutter, ich selbst erkläre mich freiwillig als Ihre Braut!“

„Das thust Du, Isabella!“ rief der Pirat wonnetrunken, alle Vorsicht vergessend, und schloß Isabella in seine nervigen Arme, „jetzt, jetzt,“ jauchzte er, „jetzt soll Dich mir die ganze Armada Spaniens nicht entreißen. Du selbst hast Dein Schicksal besiegelt; freiwillig bist Du meine Braut, die „Braut des Piraten.“ Auf, auf an Bord des „Rächer!“

Mit diesen Worten umschlang Robert das laut aufkreischende Mädchen mit dem linken Arme und stürzte mit seiner menschlichen Beute davon.

Donna Estefania, welche seit dem fürchterlichen Blitzschlage in Angstschweiß gebadet und die Decke über die Ohren gezogen ein Pater noster nach dem andern herableierte, war entsetzt aus dem Bette

gesprungen, als sie im zweiten Zimmer nebenan eine Männerstimme und bald darauf das Geschrei ihrer Nichte vernahm. Die alte Dame lief zum Fenster nach dem Garten, von welchem herauf jetzt Isabella's Hilferufe erschollen.

„Räuber! Diebe! Mörder!" zeterte Don Manuels Schwester in's Freie hinaus, und wahnsinnige Verzweiflung ergriff sie, als sie den durch Isabella's schneeweißes Nachtgewand verrathenen Corsaren plötzlich um die Biegung einer Allee in der Richtung nach der See verschwinden sah.

In weniger als fünf Minuten waren die gesammten Bewohner der „Bellaria" auf den Beinen. Ein halbes Dutzend der flinkesten und entschlossensten Diener saßen dem kühnen Eindringlinge bald auf der Ferse. Robert hatte einige Zeit damit verloren, die inzwischen völlig ohnmächtig gewordene Isabella mit Hilfe des Negers Nero, der bei der Gartenmauer lauerte, über diese hinüber zu schaffen.

Ein Kahn stand ganz in der Nähe. Der Schwarze sprang in denselben und langte nach dem Ruder. In diesem Augenblicke kamen die Verfolger ganz nahe. Um nicht von rückwärts erfaßt und niedergestochen zu werden, mußte Robert Front machen. Isabella auf dem linken Arme haltend, riß er mit der rechten Hand einen Dolch aus der Brust und setzte dessen Spitze auf das Herz des Mädchens.

„Zehn Schritte zurück, oder ich lasse eine Leiche in Eueren Händen!" drohte Robert mit Donnerstimme und einer Wildheit, die an dem Ernst seiner Worte nicht zweifeln ließ. In diesem Augenblicke war er in der That ganz Corsar und fest entschlossen, seine Beute eher zu tödten als aufzugeben. Eine wahnsinnige Eifersucht hatte ihn erfaßt; lieber wollte er das schöne Kind tödten, als es die Braut eines Andern werden lassen.

Die Drohung des Riesen wirkte. Der kühnste der Diener, der sich am nächsten an das Boot herangewagt, ließ entsetzt sein Messer zu Boden fallen, als er das Leben seiner geliebten Herrin so augenscheinlich in Gefahr sah. Dieses Beispiel entmuthigte auch seine Begleiter vollends. Der Piratencapitän benützte die Verwirrung seiner Gegner, und sprang, selbstverständlich Isabella mit sich schleppend, behend in das Boot.

Nero stieß mit kräftiger Faust ab, so daß das Boot im nächsten Augenblicke aus dem Bereiche der Verfolger kam.



„Ich bin frei, völlig frei!“ schwur der Meineidige.



Jetzt griff auch Robert zum Ruder, nachdem er die arme Isabella behutsam auf den Boden des Bootes niedergelegt und mit einem Mantel bedeckt hatte.

In weniger als zehn Minuten legte das Boot am Steuerbord des „Rächer“ bei, der hierauf ohne Verzug die Anker lichtete und mit vollen Segeln in die offene See hineinsteuerte.

Es ist wohl selbstverständlich, daß von der Villa aus sogleich die ganze Umgegend allarmirt und auch die Behörden zu Malaga von dem schrecklichen, ganz unerwarteten Vorfalle in die Kenntniß gesetzt wurden.

Donna Estefania befand sich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande. Sie gewann erst etwas Ruhe, als Don Fernandez auf Bellaria eintraf und ihr die Versicherung des Gouverneurs überbrachte, daß seinerseits Alles aufgeboten werden würde, um des nichtswürdigen Menschenräubers habhaft zu werden.

Zu jener Zeit existirte aber zwischen Malaga und Gibraltar noch keine telegraphische Verbindung, um in letzterem Orte das englische Geschwader mit der erforderlichen Raschheit verständigen zu können.

Bei der Seetüchtigkeit und Schnelligkeit des „Rächer“ war daher, trotz der schönen Trostworte, die Fernandez überbracht hatte, wenig Hoffnung vorhanden, den Corsaren wirklich einzuholen.

In der That vermochte die spanische Flotille, welche ohne Verzug aus Malaga auslief, um auf den „Rächer“ Jagd zu machen, von diesem keine Spur mehr zu entdecken.

Viertes Capitel.

Sechs Jahre zuvor.

Mitten in der stürmischen Nordsee, fast acht geographische Meilen entfernt von der Mündung der Elbe, liegt eine der sonderbarsten und merkwürdigsten Inseln dieser nordischen Gewässer, das Felseneiland Helgoland. Aehnlich einem riesigen, von Blut bespritzten Opfer-Altare, steigt die Insel aus den blaugrünen Wogen empor, wegen der eigenthümlichen Färbung ihres Gesteins auch die „rothe Klippe" genannt.

Ehedem war Helgoland eine umfangreiche, stark bevölkerte Insel. Viele wollen sogar behaupten, daß es die äußerste Spitze des germanischen Festlandes, die Heimat des tapferen, sieggewohnten und freiheitsliebenden nordfriesischen Stammes gewesen sei. Gewiß ist indeß, daß Helgoland noch vor mehreren Jahrhunderten eine Menge Ortschaften enthielt und erst im Laufe der Jahrzehnte durch die furchtbaren Sturmfluthen der Nordsee nach und nach bis auf die jetzige braunrothe Klippe zerstört worden ist.

Noch heutigen Tages wird Helgoland von Friesen bewohnt, einem kühnen, originellen Völkchen, das ebenso stolz auf seine Abkunft, als unabhängig und unternehmend ist. Man schätzt die Bevölkerung der „rothen Klippe" auf 4000 Seelen, eine Zahl, die überraschen muß, wenn man die unfruchtbare Insel betrachtet, auf welcher kaum die Kartoffel und etwas Hafer reift. Aber der Bewohner Helgoland's ist äußerst genügsam, von Jugend auf an Entbehrungen aller Art gewöhnt und mit dem knappen Erwerbe,

den ihm der Fischfang und Lootsendienst gewährt, vollkommen zufrieden.

Helgoland gehörte in früheren Jahren, wie alle übrigen nordfriesischen Inseln, zum Herzogthum Schleswig; es blieb jedoch immer ziemlich unabhängig. Diese Selbstständigkeit hat es sich auch bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt. England, das sich die überaus wichtige Klippe vor der Mündung der Elbe im Kieler Frieden 1814 zu sichern wußte, schmälert den Insulanern ihre alten Rechte ebenso wenig, als es Eingriffe in deren Sitten und Gebräuche sich erlaubt, und so befindet sich Helgoland unter Albion's mildem Scepter so wohl und so frei, als sei es eine Republik, die sich, unbekümmert um die ganze übrige Welt, selbst ihre Gesetze gibt.

Auf Helgoland residirt zwar ein englischer Gouverneur, der aber sehr wenig von Regierungssorgen belästigt ist, daher dieser Posten für eine angenehme Sinecure gilt und zumeist einem alten gedienten Haudegen zur Belohnung als Ruheplätzchen verliehen wird. Die eigentlichen Regierungsgeschäfte besorgt ein Rath, welcher aus sechs Mitgliedern besteht. Alle müssen eingeborene Helgoländer sein. Der Schreibfähigste von ihnen führt das Protokoll. Sie entscheiden in allen Sachen erster Instanz und vereinigen in sich die gesammte Polizei- und Criminal-Gewalt. Criminalfälle kommen übrigens bei der großen Sitteneinfalt der Helgoländer nur höchst selten vor. Diebereien kennt man gar nicht, daher es auch Niemandem einfällt, seine Hausthüre zu verschließen. Die meisten Thore und Thüren besitzen gar keine Schlösser, sondern nur hölzerne Klinken.

Die Rathmänner, zumeist Lootsen von Profession, erhalten jeder eine Jahresbesoldung von 460 Mark; der Vorsitzende, dem eigentlich die Führung aller Geschäfte obliegt, bezieht von der englischen Regierung einen kleinen Zuschuß zur genannten Summe. Die Regenten der „rothen Klippe“ können daher eben nicht sehr verschwenderisch leben, und nur dann, wenn durch zahlreiche Schiffbrüche, die in dieser stürmischen, klippenreichen Gegend leider sehr häufig vorkommen, der Strand „gesegnet“ wird, befinden sich die Helgoländer Behörden sammt der ganzen Bevölkerung wohl. Auf Helgoland gilt nämlich noch immer das Strandrecht; um „Segnung des Strandes“ wurde noch vor einem Jahrzehnt jeglichen Sonntag von der Kanzel herab gebetet, und nach Gütern gestrandeter Schiffe

streckt noch heutigen Tages jeder Helgoländer gierig die Hände aus. Ist nun dieser Segen groß, so jubelt die ganze Insel und die Rathsherren schwelgen in der rosigsten Stimmung, weil sie für die Leitung der „Bergung", wie man das Retten, oder besser gesagt, das Rauben der antreibenden Güter nennt, eine Quote zu beanspruchen haben.

Betritt ein Fremder zum erstenmale Helgoland, so fällt ihm gewiß die grenzenlose Unthätigkeit der männlichen Bevölkerung auf. Da lungern die Männer, gleichviel ob jung oder alt, den Tag müßig auf den Felsen umher, lehnen in Massen, oft zu dreißig, vierzig, am sogenannten Fallm, einer Brüstung des Oberlandes, unmittelbar an der zum Felsen heraufführenden Treppe, rauchen, starren Meer und Himmel an und rühren keinen Finger. Frauen und Mädchen dagegen schaffen Tag und Nacht ununterbrochen mit immer gleicher Liebe. Ihnen liegt nicht allein die Besorgung des Hausstandes, die Pflege und Ueberwachung der Kinder ob, sie müssen auch, einer alt hergebrachten Sitte zufolge, alle Arbeiten verrichten, die anderwärts nur der Mann vollzieht; die Frauen spalten Holz, tragen auf ihren mit turbanartigen Tüchern umwundenen Häuptern die schwersten Lasten die hohe Treppe hinauf, als da sind: Torf, Backsteine und andere vom Festlande herüber kommende Gegenstände. Sie arbeiten ohne Aufhören und keuchen unter der Last dieser Arbeit, während der Mann nichts thut. Allein dieser Müssiggang der Helgoländer ist doch eigenthümlicher Art, so eigenthümlich wie die Menschen, die sich ihm hingeben.

So still und unthätig der Helgoländer während des Schlummers der Elemente ist, so rührig, unternehmend, befehlshaberisch tritt er auf in der Zeit der Noth, beim Brüllen der stürmenden See. Dann gleicht jeder Sohn dieser kleinen Felseninsel einem Feldherrn, und Mancher in grober Friesjacke und betheerter Hose verrichtet dann Heldenthaten, die in marmornen Gedenktafeln eingegraben zu werden verdienten.

So wie Helgoland vor Jahrhunderten weit größer war, als es jetzt ist, wird es wahrscheinlich dereinst ganz ein Raub des Meeres. Immer mehr spülen die Wellen von dem Vorlande hinweg; die Meerstraße zwischen Klippe und Düne wird immer breiter, und so läßt sich wohl mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, daß Helgoland früher oder später zu Grunde gehen muß, ja daß der

Stempel der Vernichtung der merkwürdigen Klippe unverkennbar aufgedrückt ist.

Die Düne, deren fester und feiner Sandgrund den herrlichsten Badestrand der Welt darbietet, hat eine Länge von 1600 Schritten bei einer Breite von 400. Die Dünenhügel, mit rauschendem Sandhafer reich bewachsen und von Kaninchen bevölkert, auf die Jagd zu machen verboten ist, erheben sich bis zu 70 Fuß Höhe über die Meeresfläche, bilden kleine Thäler und Schluchten und gleichen einer aus der grünen Fluth aufsteigenden niedrigen Gebirgskette. Höchst eigenthümlich, anziehend, ja geisterhaft ist ihr Anblick in stillen Vollmondnächten. Dann liegt die blendend weiße Düne mit dem auf das schlummernde Meer gezeichneten Schatten ihrer Hügel auf der See, wie der Geist einer Insel. Tausende von Möven streichen über sie hin wie Raubvögel um einen Leichnam, und die nie schweigende Brandung singt der verstorbenen kleinen Welt immer und ewig, bald leise, bald lauter, den weithin hallenden Grabgesang.

Das heutzutage weltberühmte Seebad von Helgoland ward erst im Jahre 1826 errichtet. Es fand in Kurzem so große Theilnahme, daß es jetzt zu den besuchtesten Bädern der Nordsee gehört, wie es auch unstreitig das heilsamste und kräftigste ist. Zweimal wöchentlich geht, von Hamburg aus, ein Dampfschiff nach Helgoland ab. Die Lage der Insel, fern vom Continente, fern von der Mündung der größern Ströme in's Meer, eignet sich vortrefflich. Man hat hier reinstes Meerwasser, Seeluft aus erster Hand, und da ein Luftbad an der See zur Kräftigung geschwächter Körper ebenso viel beiträgt, wie ein Bad in der salzigen Fluth, so leistet Helgoland den Heilung Suchenden in der Regel doppelt gute Dienste.

Das meerbeherrschende England, für handelspolitische und strategische Punkte mit Adlerblick begabt, weiß gar wohl, was es sich mit dieser unscheinbar aussehenden Felseninsel erobert hat. Helgoland kann im Falle eines europäischen Krieges für seinen Besitzer von unberechenbarer Wichtigkeit werden. Vor der Mündung der beiden bedeutendsten Flüsse Nord-Deutschlands, der Elbe und Weser, gelegen, beherrscht es beide Ströme und dadurch sämmtliche an dieselben grenzenden Uferstaaten. Eine bei Helgoland stationirende Kriegsflotte ist Gebieterin der Nordsee, Beherrscherin aller transatlantischen Handelsstraßen.

Aus diesen Gründen spart England, dem die „rothe Klippe" keinen Pfennig einträgt, weder Arbeit noch Kosten, um es in Zukunft sich nutzbar zu machen. Es hat nicht allein ansehnliche Summen zur Erbauung der bereits erwähnten eleganten Treppe hergegeben, welche das „Unterland" mit dem „Oberlande" verbindet, es hat auch einen 80 Fuß hohen Leuchtthurm erbaut, dessen runde gläserne Laterne ihr glänzend helles Licht gegen sieben Meilen weit nach allen Seiten hin über das Meer ausgießt.

Vor dem Helgoländer als Seemann besitzt der Engländer einen großen Respect. Der Sohn der „rothen Klippe" gehört unstreitig zu den kühnsten und unerschrockensten Lootsen aller Meere, aller Zonen. Zuverlässigen Charakters, obwohl nicht ohne Eigennutz, ist er immer kalt, immer besonnen, immer nüchtern. Ein berauschter Helgoländer gehört zu den Raritäten und verscherzt sich die Achtung seiner Landsleute auf Lebenszeit.

Es gibt auf Helgoland eine Art Lootsenschule oder Lootsengesellschaft, die vortrefflich organisirt ist. Wer in diese Zunft aufgenommen werden will, muß 24 Jahre zählen und das Lootsenexamen bestanden haben, welches hauptsächlich darin besteht, daß der Candidat das Meer und seine heimatlichen Klippen wohl kennen und jedes Schiff, das seine Hilfe begehrt, bei Tag und Nacht, bei Wind und Nebel durch das watten- und sandbänkereiche Fahrwasser der Elbemündungen, sowie alle schiffbaren Gewässer von Helgoland bis Glückstadt zu steuern verstehe.

Besteht der aufzunehmende junge Mann das Examen, so wird ihm eine Medaille eingehändigt, der „Lootsenpfenning" genannt. Begehrt ein fremdes, gegen die Insel ansegelndes Schiff Hilfe, so losen die Lootsen unter sich. Diejenigen, welche das Loos trifft, erwählen unter sich einen Befehlshaber, dem sie unbedingten Gehorsam leisten müssen. Den Ertrag, welchen die ebenso schwere als gefahrvolle Beschäftigung abwirft, theilen sämmtliche Lootsen zu gleichen Theilen unter einander. Die Anzahl der Lootsen ist so groß, daß der Einzelne kaum ein Drittheil des Jahres wirklich beschäftigt wird, daher die erwähnten Antheile ihren Mann nur dürftig ernähren.

Die Helgoländer, zu den Nordfriesen gehörend, sprechen unter sich ihr altfriesisches Idiom, verstehen aber alle ohne Ausnahme Hochdeutsch. —

Es war gegen Ende Juni des Jahres 1847, als zwei, zwar

nicht luxuriös, aber sehr anständig und geschmackvoll gekleidete Frauen am breiten Fuße des vorerwähnten prächtigen Leuchtthurmes von Helgoland standen und sehnsüchtig nach dem bereits vor einer Stunde in Sicht gekommenen Dampfboote aus Hamburg blickten.

Immer deutlicher wurde der Rumpf des Schiffes sichtbar, welches ziemlich rasch der Rhede nahte. Die scharfen, seegewohnten Augen der beiden Späherinnen nahmen alsbald auch das Gewimmel der zahlreichen Passagiere an Bord wahr, obwohl es unmöglich war, einzelne Persönlichkeiten näher zu unterscheiden.

„Ach theures Mütterchen!" begann die jüngere der beiden Frauenzimmer, eine äußerst liebliche, sanfte Blondine, deren wundervolle blauen Augen soeben abermals einen langen, sehnsuchtsvollen Blick nach dem Dampfer geworfen, „wie ungeschickt war es doch von mir, das Fernrohr zu Hause zu vergessen, und jetzt lohnt es wohl nicht mehr der Mühe, es zu holen. Zudem kann ich Dich hier nicht allein lassen; Du bist so schwach, so angegriffen; Dein böser Husten macht mir ernstlich bange; Du hättest gar nicht Dein Bett, geschweige denn Dein Zimmer verlassen sollen!"

„Wie vermag ich zwischen meinen vier Pfählen zu bleiben, wenn ich weiß, daß er kommt!" entgegnete die alte Frau hastig und suchte gewaltsam den Husten zu unterdrücken, der bereits schon seit einigen Minuten ihre Kehle reizte, aber jetzt unwiderstehlich zu einem heftigen Ausbruche gelangte. Das Mädchen umschlang ihre Mutter, damit selbe in ihrer Schwäche nicht etwa zu Boden stürze und trocknete dann der armen Kranken, denn krank, schwer krank war offenbar diese gute alte Frau mit dem sanften, liebevollen Wesen, die von Angstschweiß benetzte Stirne. Der Erstickungsanfall, dem sie seit Wochen so häufig ausgesetzt war, ging aber auch jetzt glücklich wieder vorbei; für einige Stunden hatte sie dann immer von ihrem gefährlichen Leiden Ruhe, ja es trat dann meistens sogar eine scheinbare Besserung und Kräftigung ihres bereits ganz zerrütteten Organismus ein.

„Gott sei Dank!" hauchte endlich die alte Frau, „Gott sei Dank, daß dies früher kam, bevor er hier. Wie würde der gute Junge gleich erschrocken sein; nein, nein, er darf, er soll gar nicht wissen, wie schlimm es um seine Mutter steht! Nur acht bis vierzehn Tage darf er, wie er schrieb, bei uns verweilen, dann geht er wieder fort

in die weite Welt! — Mein lieber, mein edler, mein theurer Robert, mein einziger Sohn, — es wird das erste und auch das letztemal sein, daß ich dich belüge! Ich kenne dich zu gut; ein wilder, verzweiflungsvoller Schmerz würde dich an meinem Sterbebette ergreifen — in der Ferne, im Kampfe mit den Elementen wirst du die Botschaft ruhiger hinnehmen und leichter Trost finden. Nicht wahr, Amalie, Du wirst als ehrliches Mädchen Dein Versprechen halten und ihm nichts, gar nichts, keine Silbe von dem sagen, was Du gestern von dem Gespräche unseres Arztes mit mir erlauscht hast?"

„Ich will es!" preßte ihre Tochter aus schwer beklommener Brust und mit hellen Thränen in den Augen.

„Nun, dann bin ich ruhig", sprach die alte Frau mit wahrhaft erhebender Resignation, „wenn die Bäume sich zu entlauben beginnen, ist meine Zeit um, und ich werde wieder mit Eurem Vater vereinigt sein, dort oben jenseits der Sterne! — Doch, mein gutes Malchen, jetzt lass' uns gehen; das Schiff hat bereits beigelegt und wir müssen uns sputen, noch rechtzeitig unseren Robert an der großen Treppe zu treffen. Der feurige, prächtige Junge wird vom „Unterland" heraufstürmen, als gelte es, eine Festung zu nehmen; ach, wie sehr liebt er uns Beide, wie rührend, wie zärtlich sind alle seine Briefe geschrieben! Welch' kindlich fromme Einfalt, welch' reines, unverdorbenes Gemüth, welch' edle Geistesrichtung spricht aus jeder Zeile! Ach, mein Robert, du kannst, du mußt noch ein großer Mann werden! Zu gewöhnlichen Dingen bist du nicht geboren, das hat schon dein leider zu früh verstorbener Vater gesagt, und das hat die ganze Welt wiederholt, die dich näher kennt!"

Die beiden Frauenzimmer hatten sich während der enthusiastischen Lobsprüche der entzückten, erwartungsvollen Mutter in Gang gesetzt. Amalie mußte dabei die Schritte der alten Frau, welche an ihrem Arme hing, mit sanfter Gewalt mäßigen, so groß war die Ungeduld der Witwe Westenholz, recht bald die Freitreppe zu erreichen, welche vom Oberlande nach dem Unterlande, daß heißt von dem oberen auf dem Felsen selbst ziemlich hoch gelegenen Theile des Städtchens nach dem unteren am Strande führt. Die arme Frau fürchtete zu spät zu kommen, aber mit Unrecht. Es verstrich noch eine volle Viertelstunde, bis die Passagiere sämmtlich ans Land gesetzt waren und sich in mehreren dichten, mit Lastträgern und Boots-

leuten untermischten Knäueln endlich der mehrerwähnten 190 Stufen zählenden Freitreppe zuwälzten.

„Er kommt, er kommt, da ist er!" riefen plötzlich beide Frauenzimmer aus einem Munde und streckten weit ihre Arme aus, obwohl der sehnlichst Erwartete noch gut dreihundert Schritte entfernt war.

Schon aus der Ferne präsentirt sich der junge Westenholz als ein überaus stattlicher, hübscher Mann von etwa einundzwanzig Jahren; sein Wuchs ist übergroß und die ungewöhnliche Breite seiner Brust deutet auf eine seltene Körperkraft hin. Zwei große schwere Ledertaschen rechts und links in der Hand tragend, eilt er, als er Mutter und Schwester gewahrt, die hohe Treppe hinan, drei Stufen auf einmal nehmend und dennoch langt er oben mit noch vollem Athem an.

„Nun, da bin ich wieder einmal nach zehn vollen Monaten," rief der junge Riese im heimatlichen Dialecte, nachdem er bald die Mutter, bald die Schwester unzählige Male umhalst und geküßt hatte. „Heisa! Soll das jetzt ein Leben werden! Volle vierzehn Tage kann ich bei Euch bleiben! Na — Ihr werdet schön die Augen aufmachen über die vielen Neuigkeiten, die ich Euch zu erzählen habe; werde vor drei Tagen gar nicht fertig damit. Aber — laßt uns jetzt gehen. Dieses neugierige Affenvolk von Fremden glotzt uns bereits so dummdreist und spöttisch an, daß mir die Galle überläuft und es mich in den Fingern juckt, einem Dutzend dieser Pavians die Köpfe zu frisiren!"

„Um Gottes willen ruhig!" flehte Amalie und ergriff den Arm des jungen Hitzkopfes; Robert war in der That nahe daran, an einem Badegaste, einem faden, blasirten Engländer, der sich ganz in die Nähe gedrängt hatte und die kleine Gruppe durch den Augenzwicker in etwas unverschämter Weise fixirte, seine Drohung ohne viele Umstände zu verwirklichen.

Der junge Westenholz nahm indeß Raison an. Er begnügte sich, dem zudringlichen Beobachter in etwas markirter Weise knapp vor die Füße zu spucken, hob dann seine Ledertaschen auf und eilte, Mutter und Schwester voraus, nach dem nahen Häuschen, wo einst seine Wiege gestanden hatte und wo auch schon sein Vater und Großvater geboren worden waren.

Dieses Haus, sehr einfach aber solid in Bauart und Einrichtung, besaß ein Stockwerk, welches an Badegäste vermiethet war,

während Frau Westenholz und ihre Tochter das Erdgeschoß bewohnten. In diesem Erdgeschoße befanden sich außer Küche und Speisekammer drei kleinere und zwei größere Gemächer.

Der junge Westenholz durchschritt, ohne sich aufzuhalten, die beiden Zimmer, von denen eines als gemeinschaftliches Arbeitszimmer von Mutter und Tochter benutzt wurde, während das andere die Stelle eines Empfangssalons zu vertreten hatte, in welchem zugleich die besseren Habseligkeiten an Wäsche, Kleidung und Geschirr aufbewahrt wurden. Die erwähnten drei kleinen Gemächer waren nämlich so klein, daß in denselben außer für je eine Bettstätte und ein Nachtischchen kein Raum übrig blieb, um irgend welch' anderes Meublement unterzubringen. Diese Kabinete glichen in der That eher Schiffscabinen, als Bestandtheilen eines aus Stein und Mörtel erbauten Hauses, zumal die Wände von oben bis unten, sowie die Decke, mit Getäfel aus amerikanischem Eichenholze verschallt waren. Dieses Getäfel rührte von einem an der „rothen Klippe" vor vielen Jahren gestrandeten Schiffe her und der „Rathsmann" Robert Westenholz, Vater unseres jungen Helden, hatte sich damals gewiß nicht das Schlechteste als seinen Antheil am „Strandrechte" erwählt, als er das in Rede stehende unverwüstliche, mit kunstvollen Schnitzereien reich verzierte Holzwerk in seinen Besitz brachte. Dasselbe reichte gerade hin, um die mehrerwähnten drei kleinen Gemächer entsprechend auszustatten.

Der junge Westenholz schleuderte seine beiden Ledertaschen, die sein gesammtes Habe an Kleidung, Wäsche und Büchern enthielten, in eine Ecke, und indem er in dem Zimmerchen einen Blick ringsum warf, murmelte er vor sich:

„Ach, wie schön weiß und fein sind die Linnen, mit denen lieb' Mütterchen mein Lager überzog, und wegen des Blumenstraußes auf dem alten, mir so wohl bekannten Tischchen dort hat die gute Amalie ihren kleinen Garten unbarmherzig geplündert; das thäte sie wohl sonst Niemandem, als mir zu Gefallen! Aber wartet nur, auch Ihr sollt freudig überrascht werden durch die vielen kleinen Geschenke, die ich Euch mitgebracht."

Rasch öffnete Robert eine der Ledertaschen und holte aus derselben einen ziemlich umfangreichen, in mehrere Tücher sorgsam eingewickelten großen Bündel hervor und sprang in den an sein Gemach unmittelbar anstoßenden Empfangssalon hinaus, in dessen Mitte

ein großer massiver Tisch stand, ein Jahrhunderte altes Möbel gleich der ganzen übrigen Einrichtung.

Mit fieberhafter Eile legte er seine vielen Gaben aus, befürchtend, dabei von Mutter und Schwester überrascht zu werden, ehe er sein Vorhaben ins Werk gesetzt haben würde, denn schon vernahm er die Tritte seiner Lieben in der engen Hausflur. Frau Westenholz und ihre Tochter schienen aber aus Erfahrung zu wissen, womit Robert in diesem Augenblicke beschäftigt sein mochte; sie machten sich im anstoßenden Arbeitszimmer zu schaffen und warteten, einander stumme Blicke zuwerfend, ruhig der Dinge, die da kommen würden.

Ehe fünf Minuten um, riß Robert die Thüre auf und lud mit fröhlichem Lachen Mutter und Schwester ein, doch einmal einzutreten.

Ein doppeltes Ah! der Ueberraschung entglitt unwillkürlich beiden Frauenzimmern. Dann blickten sie eine lange Weile bald den jungen Mann, bald den kleinen prachtvollen Bazar an, welcher den doch so umfangreichen Tisch nach allen Richtungen bis an die äußersten Kanten bedeckte. Sie waren, wie angedeutet, schon seit Jahren gewohnt, daß Robert, selbst um den Preis der größten persönlichen Entbehrungen, ihnen bei jeder Einkehr in das traute Vaterhaus nach seinen langen Seefahrten durch sinnreiche und mehr oder minder zugleich auch praktische Geschenke große Freuden zu bereiten pflegte. Heute jedoch übertraf Alles, was sie sahen, ihre kühnsten Erwartungen.

Frau Westenholz schüttelte ein- über das anderemal das Haupt, und endlich sagte sie sehr ernst:

„Mein Sohn, mein Sohn! Was soll dies bedeuten? Ich kenne das bescheidene Maß Deiner Einkünfte als jüngster Offizier eines Kauffahrers; was da ausgebreitet liegt, kannst Du seit zehn Monaten nicht von Deinem Solde erspart haben!“

„Ganz richtig“, entgegnete der junge Mann, und die Hand seiner lieben Mutter ergreifend, blickte er ihr treuherzig in das ängstlich forschende Auge.

„Ich bin beruhigt“, sagte die Witwe, und seufzte tief erleichtert auf; eine schlimme Ahnung hatte sie beschlichen gehabt. Die Furcht der überaus sittenstrengen Frau, ihr einziger Sohn könnte auf unredliche Weise in den Besitz des kleinen Schatzes gelangt sein, wozu sie un-

bedingt selbst den Erfolg hohen Spieles gerechnet haben würde, schwand jedoch wie ein düsterer Nebel vor dem hellen Strahle der Ehrlichkeit und unnennbar innigen Liebe, die in ihres Robert's Augen wiederglänzte. Sie zürnte sich jetzt selbst, den armen biedern Jungen vielleicht tief gekränkt zu haben.

Amalie, die in den Mienen der meist sehr wortkargen Mutter zu lesen gewohnt war, wie in einem offenen Buche, machte dem Peinlichen der Situation ein rasches Ende, indem sie an die Musterung der vielen schönen Dinge ging.

„Mein Gott!" rief sie ganz erstaunt, als sie ein kleines Etui geöffnet, „hier ist gar ein Brillantschmuck! Dieser allein mag so viel werth sein, als alles Uebrige zusammen. Der kann doch unmöglich für uns sein!"

„Und doch, mein Schwesterchen!" lachte der junge Mann, sich vergnügt die Hände reibend, „und doch ist er gerade für Dich. Um die Sache kurz abzumachen — Alles, was Ihr da seht, hat mich keinen Heller gekostet, und doch ist's ehrlich verdient, sammt einer Braut obendrein, ha, ha, ha!"

„Eine Braut!" riefen Mutter und Schwester aus einem Munde.

„Ja, eine Braut, eine schöne, liebliche, wohlerzogene und reiche Braut", bestätigte Robert ernsten Tones, „sie ist es, mein gutes Malchen, welche diesen Schmuck ihrer künftigen Schwägerin zum freundlichen Angedenken übersendet, und ihr Vater, Don Manuel, der andalusische Krösus, hat den ganzen anderen Plunder dazugelegt. Aber, setzen wir uns — ich sehe, Mütterchen kommt das Stehen gar sauer an, und meine Historie ist ziemlich lang."

Mit diesen Worten führte er seine Mutter zum großen Altvaterstuhl in der zugfreien Ecke, und nachdem er auch für Amalie und sich zwei andere Sessel herbeigeschoben, so daß die alte Frau inmitten ihrer beiden Kinder zu sitzen kam, begann er mit der Frage:

„Nun, habt Ihr eine recht klare Vorstellung von einem spanischen Stiergefechte?"

„Aber Robert!" fiel seine Schwester erstaunt ein, „was soll dies mit Deiner Braut und so weiter zu schaffen haben?"

„Sehr viel!" entgegnete der junge Mann rasch, „denn einem solchen Stiergefechte verdanke ich eben mein ganzes, unnennbar großes Glück. Wie Ihr wißt, liebe ich es als Mathematiker, in All' und

Jedem recht logisch und methodisch zu Werke zu gehen, und außerdem kann ich dadurch Euere brennende Neugierde etwas auf die Folter spannen, zur Strafe für den bösen, bösen Verdacht, in welchem Ihr mich offenbar gehabt. Ihr thatet gerade so, als ob ich unter die Seeräuber gegangen wäre. Doch — fangen wir an; zuvor will ich jedoch lieb' Mütterchen ein Gläschen aus dieser Flasche da serviren. Es ist uralter und echter Malaga, wie ihn kein Kaiser und König um Geld zu kaufen bekommt. Es ist Don Manuel's Eigenbau; und das halbe Dutzend dieser mit wahrer Lebensmilch gefüllten Bouteillen, die er mir für Sie, liebe Mutter, mitgegeben, schätzt er gewiß höher, als den ganzen Tand von Seidenstoffen und Bijouterien, mit denen er mich so reichlich beladen."

Der liebevolle Sohn entkorkte bei diesen Worten eine der Flaschen und kredenzte dann Mutter und Schwester je ein Gläschen des wahrhaft kostbaren Inhaltes. Amalie getraute sich von dem Göttertranke nur zu nippen; die alte Frau hingegen leerte mit unendlichem Wohlbehagen das Gläschen auf die Gesundheit ihres Sohnes und des ihr unbekannten Spenders in Malaga.

„Wie das wärmt und stärkt!" sagte Frau Westenholz und richtete ihren Oberleib ganz gerade empor, was ihr schon seit Monaten aus Schwäche nicht mehr möglich gewesen war, „aber jetzt, mein lieber Robert, erzähle, erzähle!"

Der junge Mann begann:

„Gerade vor zehn Monaten, nämlich am 4. October 1846 lichtete unser schöner neuer Dreimaster „Bertha", von unserem Rheder zu Ehren seiner Gemalin derart getauft, zu Cuxhaven die Anker, um seine zweite Fahrt nach der Küste von Brasilien und Westafrika anzutreten. — Als neugebackener Offizier trat ich in den Dienst der Gebrüder Schottenheim zu Hamburg, und ich glaube, daß wir gegenseitig mit einander zufrieden waren. Meinerseits ist dies gewiß, und von Seite meiner Dienstgeber schließe ich es daraus, weil ich unsere nächste Reise bereits mit dem Avancement zum ersten Lieutenant antrete" — — —

Mutter und Schwester trockneten sich Freudenthränen, während Robert mit ebenso leicht erklärlichem als verzeihlichem Stolze einige Secunden lang mit den Fingern der rechten Hand seinen weichen und glänzenden blonden Vollbart kämmte. — Der junge Mann hatte erst vor drei Jahren die höhere Seemannsschule zu Hamburg ab-

solvirt, und obwohl er das beste Examen von allen Mitschülern bestanden, war dennoch seine Carriere eine ungewöhnlich schnelle zu nennen; als erster Lieutenant, das ist als Stellvertreter des Capitäns, mußte er bereits das Vertrauen der Gebrüder Schottenheim sowohl hinsichtlich seiner Geschicklichkeit als Routine im hohen Grade besitzen, ein Vertrauen, das man in der Regel einem Jünglinge von einundzwanzig Jahren nicht zu schenken pflegt.

„In Pernambuco," fuhr Robert fort," erhielten wir eine bedeutende Rückfracht für Cadix. In dieser rührigen Hafenstadt Spaniens vor zwei Monaten angelangt, fand der Capitän die Ordre unseres Hauses vor, die erwähnte Ladung, welche für Rechnung einer Großfirma in Sevilla auszuladen war, erst dann wirklich abzuliefern, wenn der Capitän an Ort und Stelle entweder über die ungünstigen Gerüchte, die in Hamburg betreffs der Zahlungsfähigkeit des Don Henriquez Morales cursirten, vollkommen beruhigende Nachrichten eingeholt, oder aber entsprechende Deckung erhalten haben würde. Unser Capitän, ein überaus braver und wackerer Seemann, ist jedoch zu nichts weniger als zu Negociationen welch' immer Art zu gebrauchen; er fürchtete sich in dieser wirklich kitzlichen Affaire, für deren glücklichen Ausgang er von Hamburg aus persönlich verantwortlich gemacht worden war, die Finger zu verbrennen; er stellte sich also krank und übertrug mir das in Sevilla abzuwickelnde heikliche Geschäft, welches keinen Aufschub zuließ. Zum Glücke bin ich aber nicht nur als Seemann, sondern auch als Kaufmann auf meinem Platze, und Don Morales, der dem jungen, unerfahrenen Laffen, für den er mich ganz gewiß anfangs hielt, eine Nase zu drehen hoffte, sah sich gar bald genöthigt, die Flagge zu streichen und mit unserem Hause in Hamburg das Geschäft, von welchem die ganze mercantilische Existenz der Firma Morales abhing, genau so abzuschließen und zu regeln, wie es mir vorgeschrieben war. Im Ganzen hielt ich mich in Sevilla zwölf Tage auf, und es wurde mir Gelegenheit, einem Stiergefechte beizuwohnen, welches, wie schon bemerkt, meiner ganzen Zukunft eine andere, so Gott will, recht erfreuliche Wendung geben soll."

Robert machte eine kurze Pause, dann begann er von Neuem:

„Das Charakteristische der Spanier sind die Stiergefechte. Es hatte in Sevilla lange keines stattgefunden, und die Einwohner

dieser schönen, herrlichen Stadt waren dadurch sehr blutdürstig geworden. — An dem Sonntage, an welchem nun endlich einmal ein solches Volksfest gegeben werden sollte, begrüßte man sich mit dem Zuruf: „Corrida de toros!“ oder rief einander auch wohl kurzweg zu: „toro!“ ohne daß es Jemand übel nahm, weil Jeder wußte, was damit gemeint sei. — Die Arena von Sevilla ist wohl nicht kleiner als die des Colosseo zu Rom, aber nur von drei Sitzreihen und einer Reihe Logen umgeben. Der weite Raum war schon mehrere Stunden vor Anfang des Kampfes mit Tausenden von Zuschauern angefüllt. Eine heulende, ohrenzerreißende Musik war die Symphonie zu dem höllischen Schauspiel. In der größten und am reichsten geschmückten Loge erschienen die höchsten Behörden, darunter der Gouverneur. Als die Herrschaften Platz genommen, öffnete sich ein Thor. Es kam ein bettelhaft ausgeputzter Zug daraus hervorgeschritten. Erst ritten vier Männer, die mit spitzen Lanzen bewaffnet waren, auf den allerelendesten Mähren herein. Die Augen der Pferde waren mit Tüchern verbunden. Diesen folgten zwei Matadors, ein alter und ein junger. Beide trugen große rothe Mäntel, Netzmützen und gingen in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen. Der junge Matador war ein sehr schöner Mann, der alte aber war krummbeinig und hatte wirklich teuflische Züge. Den beiden Matadors folgte ein Schwarm schöner junger Bursche, ebenfalls wie der Matador mit weißen Beinkleidern und Strümpfen und hellblauer Jacke, letztere mit allerlei Silberflitter phantastisch aufgeputzt. Nachdem der Zug die Runde gemacht hatte, hielt er vor der Loge des Gouverneurs und der alte Matador bat in einer langen Rede, den Kampf beginnen und seinen Feind tödten zu dürfen, worauf der Gouverneur als Zeichen der Erlaubniß einen großen, mit bunten Bändern umwundenen Schlüssel auf den Kampfplatz warf. Der Matador hob den Schlüssel ehrerbietig auf und überreichte ihn einem Anderen, der damit den Stall öffnete; beide Matadore zogen sich hinter eine Art spanische Wand zurück. Aus der Thüre sprang ein junger Stier hervor, sah sich schüchtern um und floh vor den Knaben, die ihn umringten und ihm spitze Stäbe, an welchen oben Raketen angebracht waren, in den Nacken stießen. Bei dem Krachen des entzündeten Pulvers, von Dampf und Feuer umgeben, brüllte das arme Thier vor Angst und Schmerz. In einen Kampf mit den Reitern wollte der Stier

sich nicht einlassen und stürzte, da er nicht entfliehen konnte, auf den alten Matador zu, der aus seinem Schirme hervorgetreten war. — Das eigentlich Aufregende der blutigen Scene beginnt nun. Der Matador stellt sich dem Stiere gegenüber und hält das Schwert unter dem Mantel versteckt. Der Stier rennt gerade auf seinen Feind los, und wenn er ihn fast erreicht hat, springt dieser auf die Seite. Der Matador sucht nun dem Stier einen Stich in's Herz beizubringen; er vollführt einen gewaltigen Stoß, darf aber die Waffe nicht zurückziehen, so daß solche entweder in der Wunde bleibt oder zur Erde fällt. — Dreimal mißlang dem alten Matador der Angriff, und erst auf das vierte Rennen tödtete er den Stier, welcher sodann unter dem Jubel des Volkes von acht Maulthieren aus dem Circus geschleppt wurde. — Nun kam ein zweiter Stier an die Reihe, weit größer und wilder, als der erste; das prächtige Thier schnaufte vor Wuth, als es den Kampfplatz betrat und erwartete mit wildem Trotze den Angriff. Die Knaben drangen auch auf ihn von allen Seiten mit den Raketen und Schwärmern ein. Blitzschnell stürzte sich plötzlich der Stier auf einen Reiter, warf Mann und Roß zu Boden und riß mit seinen gewaltigen Hörnern dem Pferde den Leib auf. Das getödtete Pferd ward rasch von Maulthieren hinausgeschleift und der besinnungslose Reiter aus der Bahn hinweggetragen. Jetzt stellte sich der junge Matador zum Kampf; seine Schönheit und Jugend erweckte allgemeine Theilnahme. Er faßte den Stier fest ins Auge; dieser schoß auf ihn zu, der Matador sprang zur Seite, allein der Stoß mißlang und das Schwert fiel zur Erde. Schnell wandte sich der Stier um und griff seinen Gegner nochmals an; dieser aber hatte sein Schwert schon wieder aufgerafft und stieß es ihm in's Herz, so daß der Stier augenblicklich todt niederstürzte. Laute Bewunderung lohnte den Sieger. — Auf ganz dieselbe Weise wurden noch ein halbes Dutzend Rinder abgethan, und tief angeekelt von dieser barbarischen Schlächterei, welche noch drei Pferde kostete und auch den beiden Matadors mehrere Verwundungen eintrug, würde ich mich schon längst aus der Arena entfernt gehabt haben, wenn ich nicht in dem dichten Knäuel von Menschen, die alle wie Bluthunde vor grausamer Begier lechzten, eingekeilt gewesen wäre. Endlich nahm das widerliche Schauspiel sein Ende und die Tausende der Zuschauer begannen sich der Stadt zuzuwälzen."

Der Riese machte eine kurze Pause, um seinem Mütterchen

abermals ein Gläschen zu reichen. Frau Westenholz kostete aber jetzt nur wenige Tropfen, dabei mit den Fingern nach dem Kopfe deutend, zum Zeichen, daß sie befürchtete, das dargereichte Lebenselixir könnte ihre Gehirnnerven angreifen.

„Der wilde Jubel," fuhr Robert fort, „die allgemeine enthusiastische Stimmung der aufgeregten Massen schlug plötzlich in große Bestürzung, in namenloses Entsetzen um. Ein furchtbares Gedränge entstand, Weiber, Kinder und Greise wurden zu Boden gestoßen und erbarmungslos niedergetreten. Die Schreckenskunde, daß ein paar Dutzend der wildesten Stiere, welche für die über acht Tage anberaumte zweite Vorstellung bestimmt waren, aus ihren Stallungen ausgebrochen seien, hatte sich blitzschnell verbreitet gehabt und eine unbeschreibliche Panique erzeugt. Irgend ein Lotterbube war auf den schlimmen Einfall gerathen, die Riegel der Stallthüren zurückzuziehen, und die ganze Heerde der eingesperrten und durch das frühere Schießen und Lärmen in der Arena aufgeregten Stiere floh in's Freie, mitten hinein unter die nach der Stadt zurückkehrenden dichten Menschenmassen. Wohl an fünfzig Menschen lagen in den nächsten fünf Minuten jämmerlich zugerichtet, wo nicht gar elendiglich gespießt und zerquetscht auf dem blutgetränkten Boden. Dieses Schicksal stand auch mir bevor; ein unerklärliches Etwas hielt mich festgebannt, und nicht der handgreiflichen Gefahr achtend, die mir drohte, als die heulende Menschenmenge sich bereits im weiten Kreise entfernt hatte und meine allein zurückgebliebene, aufrecht dastehende Person die Aufmerksamkeit der tollen Thiere auf sich ziehen mußte. Aber keiner der Stiere schien meiner zu achten; einige von ihnen fuhren fort, ihre am Boden liegenden Opfer mit den Hörnern in die Luft zu schleudern und dann mit den Vorderfüßen zu zerstampfen, andere fingen unter sich an, die Kraft ihrer Stirnen zu erproben, andere endlich liefen im weiten Kreise herum, als freuten sie sich der gewonnenen Freiheit und des Entsetzens, das sie der fliehenden Menge einflößten. — Teufel! dachte ich mir, jetzt ist's am Ende doch Zeit, sich zu drücken. Ich hatte gar keine Waffe bei mir, nicht einmal einen Stock, um mich des allfälligen Angriffes der wilden Bestien zu erwehren. Indem ich meinen Blick ringsum warf, ob nicht etwa ein Baum oder eine Mauer nahe sei, welche mir im äußersten Falle Schutz gewähren konnten, vernahm ich in der Richtung, wo die Arena lag, klägliche Hilferufe. Es waren eine männliche und eine

weibliche Stimme. Ohne mich nur einen Augenblick zu besinnen, eilte ich nach dem Kampfplatze zurück. Schon von der Ferne gewahrte ich etwa hundert Schritte vor dem Aufgange zu den Logen eine Equipage, welche von einem Stiere, einem wahren Prachtexemplare an Größe und Wildheit, heftig attaquirt wurde. Diese Equipage hatte sich mit der Abfahrt verspätet und ihre Insassen, ein Herr und ein wunderliebes, etwa dreizehn Jahre altes Mädchen, schwebten in größter Gefahr. Der Kutscher wollte anfangs im Galopp davon fahren, aber eines der Pferde stürzte und dem zweiten war von dem nachsetzenden Stiere im Nu der Bauch aufgeschlitzt. Nun bearbeitete der Toro mit seinen Hörnern die Wände des Wagens, so daß die scharfen Spitzen mehrmals im Inneren sogar durch die Seitenpolster hindurchdrangen. Der Anprall war jedesmal so heftig, daß der Wagen selbst in Trümmer zu gehen oder umgeworfen zu werden drohte. Der Kutscher hatte Reißaus genommen und sich auf die, wie gesagt, etwa hundert Schritte entfernte Galerie der Arena flinken Fußes gerettet. — Mir wäre es ein Leichtes gewesen, mich dort gleichfalls in Sicherheit zu bringen! Solcher Feigheit hätte ich mich aber mein ganzes Leben lang schämen müssen. — Muth, Muth! rief ich den beiden Schwerbedrängten zu und ging geradenwegs auf den Wagen zu, ohne aber zu wissen, wie und ob ich mit dem ergrimmten Stiere fertig werden würde. Ich hatte aber mir zugeschworen, entweder das schöne Mädchen zu retten, oder zu sterben. Mein fester Entschluß steigerte sich zum Enthusiasmus, als das Fräulein, gewahrend, wie ich mit bloßer, unbewaffneter Faust dem Stier einen Schlag in die Weichen versetzte, um seine Aufmerksamkeit und Wuth von dem Wagen ab und auf mich zu lenken, mir zurief: „Der Toro wird Sie umbringen, fliehen Sie, ich will nicht mein Leben erkaufen um den Preis eines anderen!“ — Der Stier säumte auch nicht mit seinem Angriffe auf mich; ich wich keinen Schritt von der Stelle. Von einer einzigen Secunde hing Leben und Tod für mich ab; mißlang meine Absicht, so war ich unrettbar verloren! Aber der liebe Gott schärfte mein Auge, stählte meinen Arm. Der Stier lag in dem Momente, wo er auf mich ansprang, auch schon zu Boden und ich kniete auf seinem Halse. Ich hatte im vorigen Jahre in den Pampas am La Plata, wo wir eine ganze Schiffslast von Häuten einnahmen, zum Zeitvertreib mir das Kunststück des sogenannten Rinderwerfens angeeignet; dasselbe besteht darin, daß man

mit übereinander gekreuzten, aber vorgestreckten Armen die Hörner des Rindes oben erfaßt und in demselben Augenblicke, rasch und mit aller Kraft, den Kopf des Thieres dreht, welches in Folge des dadurch verrenkten Halswirbels zu Boden stürzen muß, und in der Regel auch so eingeschüchtert wird, daß es nicht eher, als bis man es wieder völlig frei läßt, aufzuspringen wagt."

„Ach, wie hast Du uns bange gemacht, Du schlimmer Junge!" rief Frau Westenholz aus erleichterter Brust, und Amalie, stolz auf die Mannesthat ihres Bruders, reichte demselben, wie zum Lohne und als Anerkennung, ihr zartes weißes Händchen. Der Riese dankte seiner theuren Schwester mit einem freundlichen Lächeln und fuhr fort:

„Der Herr und das Mädchen sprangen, ohne sich lange zu besinnen, vom Wagen herab, als sie den Stier von mir gebändigt sahen, und eilten nach der Galerie. Als ich Beide dort geborgen wußte, ließ ich die Hörner des Stieres los, sprang von seinem Nacken auf und schlug gleichfalls den Weg zur Arena ein, wo mich die Geretteten mit Thränen der Freude und tausend Dankesworten empfingen. — Ich erfuhr nun, daß der Herr Don Manuel heiße, in Malaga ansäßig und die junge Dame seine einzige Tochter sei. Da ich ziemlich gut spanisch spreche, so verständigten wir drei uns sehr leicht. Als Don Manuel inne wurde, daß ich ein Seemann bin, kannte seine Freude keine Grenzen, denn auch er pflegt die meiste Zeit seines Lebens auf den blauen Wogen sich herumzutummeln. — Meine Geschäfte mit der Firma Morales nahmen noch eine volle Woche in Anspruch, und da Don Manuel gleichfalls in Sevilla durch einige Zeit verbleiben mußte, so hatten wir Gelegenheit, uns näher kennen zu lernen."

Robert stockte und erröthete; er stand im Begriffe, sich zu verplaudern.

„Ei, ei!" fiel Amalie lächelnd ein, „ist unter diesem wir und uns auch Don Manuel oder blos dessen reizende Tochter zu verstehen, deren Namen Du uns noch ebenso schuldest, als eine kleine Personsbeschreibung."

„Da", sagte Robert in Wärme gerathend, „da, beseht Euch dieses Bild und urtheilt dann selbst. Isabella ist zwar beinahe noch ein Kind an Jahren, aber nicht an Geist und Gemüth."

„Bezaubernd!" riefen Mutter und Schwester wie aus einem

Munde, als sie das Miniatur-Porträt betrachteten, welches Robert in der Brieftasche sorgfältigst verwahrt trug.

„Doch laßt mich endlich zum Schlusse meiner Historie gelangen", fuhr der Riese fort, „ich will's kurz machen. Am Tage, wo ich Sevilla endlich verlassen mußte, um nach Cadix zurückzukehren, trat die niedliche Isabella vor ihren Vater hin und erklärte demselben rundweg heraus, daß sie in mich und ich in sie verliebt sei und wir uns heiraten wollten. Don Manuel riß zwar die Augen weit auf über diese Ueberraschung, aber er kennt das Naturell seines Töchterchens zu gut; er weiß, daß die kleine Hexe jedesmal ihren Willen durchzusetzen weiß. Uebrigens schien Don Manuel gar nicht unangenehm berührt zu sein. Er schätzt und achtet mich hoch, dessen bin ich überzeugt; er willigte ohne alles Widerstreben zur Stunde in unsere vereinten Bitten, und sicherte mir auf Seemann's Ehrenwort die Hand seiner Tochter zu, jedoch stellte er einige Bedingungen, und ich nahm sie an, denn sie sind keine unbilligen. — „Mein junger Freund", sagte Don Manuel, „Sie werden es wohl als keine Beleidigung ansehen, wenn ich sowohl Sie, als auch meine Tochter für viel zu jung halte, um schon jetzt eine Ehe einzugehen. Isabella erreicht erst in zwei Monaten das vierzehnte Jahr und Sie selbst haben kaum das zweite Decennium hinter sich. Ich habe Isabella's Mutter auf dem Sterbebette versprechen müssen, daß unser einziges Töchterchen dereinst nicht vor zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre heiraten dürfe. Die gute Seele war etwas abergläubisch; eine Zigeunerin hatte ihr prophezeit, daß ihrem Kinde durch eine demselben im neunzehnten Jahre zugedachte Verlobung ein großes, ganz entsetzliches Unglück bevorstehe. — Nun sehen Sie, Don Roberto, wenn ich Isabella schon heute verlobe, so breche ich zwar der ganzen Prophezeiung von selbst die Spitze ab, aber an mein gegebenes Wort bin ich dennoch stricte gebunden. Sie müssen sich also sechs volle Jahre gedulden, bis Sie Isabella zum Altare führen dürfen. Ferner, „schloß Don Manuel sehr ernst, „müssen Sie schwören, vor Ablauf zweier Jahre meine Tochter weder zu sehen, noch ihr zu schreiben; dagegen verspreche ich, der Neigung Isabella's völlig freien Spielraum zu gestatten, ohne ihr in dieser Richtung je zu- oder abzureden. Ihr Name, Don Roberto, soll, von heute ab, zwei Jahre lang nicht mehr über meine Lippen kommen. Werden Sie von Isabella vergessen, nimmt

inzwischen ein Anderer Ihre Stelle in dem Herzen meiner Tochter ein, so kümmert mich dieß nicht, und Sie müssen sich dann in Ihr Schicksal fügen. Ist aber Isabella's Neigung zu Ihnen, Don Roberto, keine Selbsttäuschung, dann wird der kurze Zeitraum von vierundzwanzig Monden Sie nicht aus dem Gedächtnisse meiner Tochter verwischen; dann sollen mir Ihre öfteren Besuche, Don Roberto, vom Herzen willkommen sein, und wollen Sie als Capitän der „schönen Isabella“ sich ganz mir widmen, so werden Sie von mir mit offenen Armen empfangen werden.“

Robert schwieg. Er starrte, von angenehmen Gedanken und Erinnerungen süß bewegt, nach der Zimmerdecke.

Auch Frau Westenholz und Amalie schwiegen eine ziemlich lange Weile; die Nachrichten, die sie von Robert vernommen, waren so inhaltsreich, mannigfach und folgenschwer, daß sie kaum an die Wirklichkeit des großen Glückes, das dem jungen Manne bevorstand, glauben konnten.

Die alte Frau besaß einen sehr gesunden, klaren Verstand, und obwohl sie nur eine ganz einfache Erziehung genossen hatte, war ihr Urtheil in der Regel ein sehr zutreffendes.

„Mein lieber Sohn“, begann sie endlich mit weicher, vor Rührung bebender Stimme, „mein lieber Sohn, gebe Gott, daß Du Dich in Deinen Hoffnungen nicht getäuscht findest mögest, sobald die zweijährige Frist um ist; ich setze als selbstverständlich voraus, daß Du die freiwillig übernommenen Bedingungen als Mann von Ehre strenge einhalten wirst. Die Züge des jungen Mädchens, das wir hier in diesem meisterhaften Porträt schauen, sind nicht nur von seltener Schönheit, sondern sie verrathen auch einen sehr frühzeitig ausgeprägten energischen und festen Charakter, wie er den Südländerinnen wohl nur ausnahmsweise eigen zu sein pflegt; und doch, doch — Don Manuel's Tochter ist noch ein halbes Kind, wie Du selbst sagtest. Mache Dich also immerhin mit der Möglichkeit vertraut, daß sich ihre Gesinnung gegen Dich ändert.“

„Nein, nein, das ist nicht denkbar!“ rief der junge Mann, beinahe heftig werdend, und sprang vom Stuhle empor, „Isabella liebt mich wirklich; sie schwur freiwillig, daß sie nicht blos die zwei Jahre, während welcher ich für sie verschollen bleiben muß, meiner in unverbrüchlicher Treue gedenken werde, sondern auch, daß sie keinem anderen Manne die Hand reichen wolle, bevor sie ihr zwanzigstes

Jahr zurückgelegt haben würde, selbst wenn ich bis dahin nichts von mir hören lassen sollte. — Ja, liebe Mutter, Sie haben meine Braut richtig beurtheilt: Isabella ist ein Charakter; es rollt germanisches Blut in ihren Adern; ihre Mutter war eine Rheinländerin, von ihr hat sie das treue blaue Auge, die tiefe Innigkeit des Gemüthes und den erhabenen Ernst wahrer Sittlichkeit ererbt, Eigenschaften, die so wundervoll zu dem südländischen Typus ihres übrigen Wesens contrastiren und in ihr doch so harmonisch mit der fieberhaften Lebendigkeit und dem stets übersprudelnden Geiste der andalusischen Race in Eins verschmolzen sind. — Nein, nein, liebes Mütterchen, Isabella ist mein, bleibt mein, und sollte der Himmel oder die Hölle mit aller Macht dazwischen treten!" —

„Welch' gotteslästerliches Reden!" verwies die strenggläubige Frau Westenholz, entsetzt die Hände zusammenschlagend, „mein Sohn, mein Sohn, Du betrübst mich tief in die Seele hinein, denn in Deine Seele habe ich soeben einen entsetzlichen Einblick gethan! Der Glaube, und mit ihm zugleich die Ehrfurcht vor dem Allerhöchsten Wesen, sie sind in Dir wankend geworden durch vermessene Selbstüberschätzung menschlicher Kraft. Robert! Du steuerst mit vollen Segeln in die hochgehenden Wogen einer ersten Liebe hinaus, und bemerkst nicht, daß das Steuerruder der Vernunft Dir ungehorsam zu werden beginnt. Wie willst Du auf diese Weise Dein Schifflein über der See halten, wenn ein Orkan plötzlich hereinbricht und des Schicksals vernichtende Blitze auf Dich niederzucken? Doch — sprechen wir ein anderesmal darüber weiter. Ich will den ersten Tag unseres Wiedersehens nicht durch eine noch ausführlichere Darlegung all' jener zahllosen Besorgnisse trüben, die Du durch Deine wenigen Worte mit einem Schlage wachgerufen hast. — Amalie! Leihe mir den Arm. Ich fühle mich sehr angegriffen und will zu Bette gehen! Gute Nacht, mein Robert! Zürne nicht etwa Deiner armen Mutter, die Dich so sehr liebt und Dich nur warnen, aber nicht kränken wollte. Gute Nacht!"

Robert's Augen wurden feucht; er ergriff die ihm von seiner Mutter dargereichte Hand und küßte selbe ehrerbietig und inbrünstig; Frau Westenholz verspürte, daß eine Thräne ihre Hand befeuchtete. Sie wandte sich rasch nach ihrem Sohne um und umschlang schluchzend seinen Hals. Robert hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen. Segnend und ein heißes Gebet aus dem

übervollen Mutterherzen zum Himmel emporstammelnd, stand die alte, ehrwürdige Frau da, wie ein Wesen aus dem Jenseits, dem sie auch mit vollem Bewußtsein bereits zur Hälfte angehörte.

Der junge Mann hatte die Augen geschlossen, das Haupt geneigt und die Arme über die Brust gefaltet; der feierlich erhabene Ernst des Momentes ergriff ihn unwillkürlich bis in das Innerste seiner Seele. Als er wieder, wie aus einem tiefen Traume erwachend, den Blick aufschlug, waren seine Mutter und Schwester aus dem Gemache verschwunden. Langsam erhob sich Robert vom Boden, die rechte Hand auf's Herz, die linke auf die Stirne gepreßt.

„Oh, diese Stunde!“ murmelte er, von einem ahnungsvollen Schauer durchrieselt, „oh, diese Stunde, möchte ich sie doch nie, nie in meinem Leben vergessen! Es ist wahrhaftig etwas Seltsames um den Scharfblick einer Mutter! Ja, sie hat Recht, leider Recht! Ich besitze zwei große Fehler, die mir und Andern noch vieles Unheil bereiten können; ich poche zu viel auf die Gaben, mit denen die Natur mich in geistiger und leiblicher Beziehung so verschwenderisch ausgestattet hat; ich halte mich für unbesiegbar in jeglichem Kampfe und doch, doch, wie Mütterchen ganz richtig sagt, bin ich nicht Herr meiner selbst, nicht Herr meines eigenen Temperamentes, nicht einmal Herr meines Jähzorns! Und in wie viele schlimme Händel und mißliche Lagen bin ich nicht schon dadurch gerathen? Habe ich aber je daraus eine gute Lehre für mich selbst gezogen? Nein — immer war es nur eine glückliche Fügung von Umständen, die mich vor schlimmen Folgen bewahrte; wird dies jedoch auch in Zukunft stets der Fall sein? Gewiß nicht — also schon die Stimme der Klugheit sollte mir rathen, ein besserer Mensch zu werden. Hm! Bin ich denn etwa ein schlechter Mensch? Gewiß nicht. Ich habe stets ehrlich und redlich gehandelt, nie gelogen, selbst im Scherze nicht, die Armuth unterstützt und mehr als einem Dutzend Mitmenschen das Leben gerettet mit Gefahr meines eigenen. Ich verehre meine Mutter, ich liebe meine Schwester, ich achte meine Vorgesetzten und bin im Stande, für einen Freund Alles zu opfern, die Ehre allein ausgenommen. Ei, das klingt ja nicht so übel; wenn es am Ende doch nur moralische Prüderie wäre, die aus Mütterchens Worten klang und in meinem Innern einen so mißtönenden Nachhall fand? Fehler besitzt ja ein jeder Mensch! Ich will gerade, was ich früher an mir selbst tadelte, jetzt nicht loben, aber warum soll mir nicht etwas mehr Selbstbewußtsein anstehen

als Anderen, wenn ich durch mich allein wirklich mehr gelte, als diese Anderen? Pah! und was meinen Jähzorn anbelangt, so steht es damit wahrlich nicht so schlimm. Ich bin in der Regel sanft wie ein Kind, vertrage sogar etwas Neckerei, und ein Schwächerer darf sich gegen mich sehr Viel herausnehmen, bevor ich ihn deshalb auch nur zur Rede stelle. Ja freilich, wenn ich einmal loslege, dann läuft es immer schlimm ab; packt mich der Zorn und lasse ich ihm die Zügel schießen, so bin ich taub und blind wie ein gereizter Löwe, und erst der Anblick von Blut bringt mich wieder zur Besinnung!"

Robert schritt mehreremale mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Ein kleiner Bodensatz von Mißmuth über sich selbst war ihm dennoch zurückgeblieben, obwohl die Gründe und Entschuldigungen, welche er gegen die tadelnde Stimme seines Gewissens ins Feld geführt hatte, in der That für sehr bestechend gelten durften. Der junge Mann konnte sich übrigens bis zur heutigen Stunde kine einzige schlechte Handlung vorwerfen; er laborirte wirklich nur an sogenannten Temperaments-Fehlern, aber der Umstand, daß er in den strengen religiösen Anschauungen, in denen er auferzogen worden war, bedeutend zu wanken begonnen, seit er sich in der weiten Welt umgesehen und sein geistiger Gesichtskreis sich erweitert hatte, trug eben nicht dazu bei, den in ihm gährenden Umwandlungsproceß schließlich einer heilsamen Krise entgegenzuführen, weil er, statt des weggeworfenen Ballastes, sich nicht nach einer entsprechenden neuen Ladung von gesunden, durch eigenes Nachdenken seiner Individualität angepaßten Maximen umsah, sondern dem Indifferentismus mit vollen Segeln entgegentrieb. Die unbehagliche Stimmung, die ihn heute überkommen, zwang ihm indeß sogar die Ueberzeugung auf, daß die überstürzten Reformbestrebungen seines unruhigen, nach Befreiung von anerzogenen Vorurtheilen ringenden Geistes ihm bisher keineswegs einen höheren Grad innerer Freiheit verliehen hatten, sondern vielmehr den Kern seines ganzen Denkens und Wollens nur halt- und gehaltlos zu machen drohten. Die Idee einer höheren, ethischen Weltordnung, in welcher sich alle Dissonanzen des kleinlichen Erdenlebens in den Accorden einer das All' und das einzelne Geschöpf gleich umfassenden Liebe harmonisch aufzulösen vermögen, diese Idee, welche er in der ersten Jugend instinctiv mit den Lehren seiner Kirche, der protestantischen, eingesogen gehabt, sie erblaßten allmälig vor seinem geistigen Auge inmitten der Staffage mancher biblischer

und anderer menschlicher Zuthaten, welche sein scharfer Verstand als widersinnig verwarf, diese herrliche, erhabene Idee, dieser Lebensnerv, der die Menschheit mit ihrem Demiurgos, ihrem Schöpfer, verbindet, sie mußte in ihm erblassen, weil er sich nicht die Mühe gab, Form und Wesen haarscharf zu unterscheiden, sondern die ganze Frucht, Schale sammt Kern, unwillig von sich geschleudert hatte. — — —

Robert sah sich endlich nach seinem Hute um; er wollte, um seines Unbehagens Herr zu werden, einen Spaziergang in's Freie unternehmen. Der Abend ließ sich wunderschön an. Er hoffte, eine Menge Jugendbekannte unten am Strande zu treffen, dann erwartete er ja auch schon lange den Besuch eines Schiffsgenossen, der mit ihm von Hamburg herübergekommen war.

Als der junge Westenholz das Zimmer verlassen wollte, kam ihm seine Schwester entgegen, um ihm das Abendmahl aufzutischen. Sie trug auf einer großen Tasse einen prachtvollen Schinken nnd einen ganzen, etwa drei Pfund schweren Seefisch; dabei lag ein in der Mitte getheilter Laib schneeweißen, im Hause gebackenen Brotes; auch eine Flasche guten Moselweines fehlte nicht.

„Ei, potz Bomben!“ rief Robert mit der Zunge schnalzend, „Du hast Dich aber angestrengt, Malchen! Fürwahr, gute Seele, Du eräthst immer meine Gedanken! Mich hungert wirklich ganz kannibalisch, obwohl ich erst jetzt darauf komme, was meine etwas sauertöpfische Laune verursachte, seit Mütterchen und Du mich verlassen habt.“

Mit Seemanns-Appetit fiel Robert über die Schüssel her; mit vollen Backen lud er seine Schwester ein, an der Vertilgung der Eßvorräthe theilzunehmen. Amalie that jedoch nur wenig Bescheid. Das arme Mädchen blickte ungemein melancholisch vor sich hin; ein großer Kummer schien ihr Herz zu belasten, und mehrmals öffnete sie den Mund, um zu sprechen; aber immer fühlte sie ihre Kehle wie zugeschnürt; bald wurde sie leichenblaß, bald purpurroth. Ihr Bruder war so sehr in die Schüssel vertieft, daß er von dem großen Seelenleiden seiner Schwester gar nichts wahrnahm. Endlich stand Amalie unter dem Vorwande, noch eine zweite Flasche Wein zu bringen, vom Tische auf.

„Mein Gott, mein Gott!“ murmelte sie vor sich hin, als sie das Zimmer verließ, „ich bringe es nicht über das Herz, ihm Alles zu sagen, und doch, doch, wem sonst als ihm könnte ich das Geheim-

niß meiner Schande anvertrauen?! Ach! vielleicht täusche ich mich nur! Wie Robert schon von Hamburg aus geschrieben hatte, wird seine nächste Reise kaum zwei Monate in Anspruch nehmen. In drei Monaten ist er also wieder hier; dann, dann muß sich's ja entschieden haben! Ja, ja, ich will bis dahin warten."

Nach einigen Minuten kehrte das Mädchen ziemlich gesammelt wieder zu Robert zurück, der soeben die erste Flasche bis auf die Neige geleert hatte und die zweite seiner Schwester mit einem freundlichen Dankesblicke abnahm.

„Meiner Seel'!" rief der junge Riese, der seine gute Laune wieder gefunden hatte, „meiner Seel'! Malchen — wenn Du nicht meine Schwester wärst, Du und keine Andere würde meine Frau werden; Dir zu Lieb' ließe ich sogar meine schöne Andalusierin fahren! Ha, ha, ha! Stoß' an, auf Deine Schwägerin, die reizende Isabella!"

Amalie goß einige Tropfen des edlen Rebensaftes in ein Glas, und indem sie anstieß, sagte sie unwillkürlich:

„Möge sie glücklicher sein, als —" sie vollendete jedoch den Satz nicht; purpurroth und die Lippen kneifend, hielt sie inne.

Robert stellte etwas unwirsch sein Glas auf den Tisch, so daß es auf ein Haar in tausend Scherben gegangen wäre und sagte ernsten Tones:

„Amalie! Hast Du Dich denn noch nicht eines Besseren besonnen? Kann's eine ehrlichere, treuere Seele geben, als meinen braven, lieben Freund und Jugendgespielen, den „schwarzen Fritz" — sprich, was hast Du noch immer gegen ihn? Will nicht auch Mütterchen diese Heirat? Er hat einige tausend Thaler von einer Tante in Bremen geerbt; er will hier einen kleinen Handel beginnen; er ist ebenso geschickt als fleißig und sparsam. — Was soll ich Dir's verschweigen? Fritz hat seinen Abschied als Steuermann auf unserem Schiffe genommen, sehr zum Bedauern der Gebr. Schottenheim, des Capitäns und der ganzen Mannschaft, die diesen Engel in Menschengestalt, ja er verdient diesen Namen, nur ungern ziehen sehen. — Er ist heute mit mir auf Helgoland angelangt, und morgen wird er hier vorsprechen und um Deine Hand feierlich bei Mütterchen anhalten. Es ist schon Alles zwischen ihm und mir verabredet, daß die Hochzeit stattfindet, wenn ich in etwa zwei Monaten von der nächsten Fahrt nach Liverpool wieder auf unsere

liebe „rothe Klippe" zurückgekehrt bin. Bis dahin muß Alles in Ordnung sein, denn im September geht's nach China, Polynesien und Südamerika; vor ein paar Jahren kann ich dann an eine Rückkehr zu Euch nicht denken. Setze ich aber nach meiner Weltumseglung den Fuß wieder hier an's Land, so soll mir in dieser Stube ein kleiner Neffe entgegenquacken, daß Alles zetert! Ha, ha, ha!" —

Amalie stand hastig auf und wollte sich entfernen. Robert hielt sie am Arme zurück. — Mäßig wie alle Helgoländer, pflegte er nur sehr selten Wein zu trinken und noch dazu nie so viel auf einmal wie heute. Er befand sich daher in einer etwas angeheiterten Stimmung, fühlte aber nichts desto weniger, daß er seiner so zartfühlenden Schwester gegenüber die Grenzen des Anstandes und der guten Sitte überschritten hatte.

„Bist nur selbst Schuld, Malchen," sagte er begütigend, „die zweite Flasche da war überflüßig. Du hast es zu gut mit mir gemeint und schlechten Dank geerntet. Doch Spaß bei Seite, mein liebes Kind. Putze Dich und Mütterchen für morgen fein säuberlich heraus. Punkt zehn Uhr wird mein lieber Fritz seine Aufwartung machen. Vor drei Jahren stand Dir der saubere Bursche noch ganz gut zu Gesicht; warum auf einmal diese Prüderie? Wenn ich Dir eine Sinnesänderung oder überhaupt etwas Schlechtes zumuthen könnte, so möchte ich beinahe glauben, daß Du seitdem eine andere Liebelei angesponnen hast. Unsinn! Meine Schwester wankelmüthig, wortbrüchig! Pfui Teufel, Du niederträchtiger Kerl von einem Bruder, daß Du einen solchen infamen Verdacht nur zu denken wagst! 'S ist Zeit, daß ich an die frische Luft komme; dieser höllische Wein hat mich rein verrückt gemacht!"

Mit diesen Worten stürzte Robert zum Hause hinaus. Amalie aber fiel in die Kniee und weinte und schluchzte wohl eine Viertelstunde lang, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Mein Gott, mein Gott! Wie wird dies enden?!" rief sie verzweiflungsvoll die Hände ringend, „in diesem Augenblicke ist mir zur entsetzlichen Gewißheit geworden, was ich bisher nur als wahrscheinlich betrachten durfte. Was beginnen? — Kann ich, darf ich die Wahrheit gestehen? Arme Mutter! Diese schreckliche Enttäuschung würdest Du keine Minute überleben — oh! oh! ich die Mörderin der siechen, bedauernswürdigen Greisin, die ohnehin bereits mit einem Fuße im Grabe steht! In drei Monaten längstens hat sie

ausgerungen, sie, die sanfte Dulderin! Den einzigen Balsam, der noch die Schmerzen ihres wunden Herzens lindert, die einzige letzte Zehrung, die ihr geblieben ist, um mit Muth und Ergebenheit offenen Auges der Grube zuzuwanken, den Glauben an die Tugend und Ehrbarkeit ihrer Tochter soll ich ihr benehmen? — Und Robert! was würde dieser sagen, thun? Hu! Mir, ja mir würde er vergeben, aber er, er, den ich so heiß, so innig liebe, er wäre rettungslos verloren! — — Ach, wenn ich doch nur alle Schuld auf mich nehmen könnte! Wird er jetzt seinen Schwur halten? Ja, ja, er wird es! Feierlich und bindend bei Allem, was der Ehre eines Mannes heilig sein muß, lauteten seine Schwüre, als ich gleich nach der schnöden List, der ich zum Opfer gefallen war, meiner Mutter Alles bekennen wollte. Er gelobte mich zu ehelichen, selbst auf die Gefahr hin, mit seiner hohen Familie zu brechen. Gott ist mein Zeuge, ich wollte die zwei Jährchen in Geduld warten, bis Edward majorenn und damit Herr seines Vermögens, seiner Handlungen sein würde. — Nun aber zwingen die Umstände zur Eile. So ist es — ich muß ihn noch heute auffordern, schon am morgigen Tage, und zwar noch vor zehn Uhr, ehe Fritz erscheint, um meine Hand anzuhalten! — Also schnell ein paar Zeilen an ihn."

Amalie eilte zu einem altmodischen Schreibtische, dem einzigen im Hause, an welchem schon der Großvater Robert's, sich seiner Regentensorgen als „Rathmann" von Helgoland entledigt hatte.

Das unglückliche Mädchen warf nur wenige Zeilen hin, faltete dann das Papier mehrfach zusammen und siegelte es. Dann begab sie sich in Nachbars Haus, wo eine arme Lootsen-Witwe mit ihrem zehnjährigen Töchterchen wohnte.

Die Witwe empfing Fräulein Westenholz mit ungeheuchelter Ehrerbietung, während die kleine Else beim Anblick ihrer gütigen Wohlthäterin laut aufjubelte. — Amalie hatte nemlich diese beiden Verlassenen unter ihren besonderen Schutz genommen; der Mann der Witwe Rottenbaum war vor zwei Jahren in Ausübung seines Berufes ertrunken und hinterließ die Seinigen in der bittersten Noth. Die Westenholz konnten zwar nicht reich genannt werden, nach Helgoländischen Begriffen waren sie aber immerhin sehr wohlhabend. — Frau Westenholz und ihre Tochter leisteten seither redlich, was in ihren Kräften stand, damit Frau Rottenbaum und die kleine Else sich anständig durchzubringen vermochten.

„Else," begann Amalie etwas zögernd, „Deine Mutter wird wohl gestatten, daß Du mir sogleich dieses Briefchen besorgst."

„Sie haben stets nur zu befehlen," erwiederte Frau Rottenbaum.

„Du weißt wohl, für wen es gehört?" fragte Amalie stotternd und verlegen. —

„Weiß schon, weiß schon!" antwortete mit übergroßem Diensteifer das Kind, und schelmisch lächelnd entriß es dem Fräulein das Schreiben und wollte davon eilen.

„Aber klug sein, Else!" mahnte Amalie.

„Das versteht sich!" kicherte der kleine Kobold, pfiffig mit den Augen zwinkend und huschte davon.

„Gute Nacht, Frau Rottenbaum," empfahl sich Amalie, und kaum im Stande, ihrer Scham und Verlegenheit halbwegs Meister zu werden, fügte sie bei, „wenn Else zurückkommt, wird sie bei mir etwas Brot und Fleisch in Bereitschaft finden."

Frau Rottenbaum gab dem Fräulein das Geleite bis auf die Straße. — Kopfschüttelnd kehrte sie dann in ihre Kammer zurück.

„Ei, ei!" sprach die Witwe zu sich, „ei, ei! die ganze Sache will mir nicht gefallen. Das Fräulein ist sonst ein so gutes, gottesfürchtiges Kind und spinnt da hinter dem Rücken ihrer Mutter eine Liebschaft an. Das kann nicht zum Guten führen. Es ist eine große Sünde von mir, daß ich meine Else als Bote hergebe. Will mir's doch einmal ernstlich überlegen, ob ich nicht mit Frau Westenholz darüber ein Wörtchen sprechen sollte. Hm! das wäre aber gewiß sehr unklug von mir. Die alte Frau wird nicht mehr lange leben und ihre Tochter läßt mich natürlich im Stiche, wenn ich einen Tratsch über Dinge beginne, die mich eigentlich gar nichts angehen. Jedermann ist sich selbst der Nächste; ich werde mich also wohl hüten, meine einzige Hilfe in der Noth muthwillig zu verscherzen."

Frau Rottenbaum nahm ihren Strickstrumpf zur Hand und vor sich hinbrummend, wartete sie geduldig die Rückkehr ihres Töchterchens ab.

Else ließ auch nicht lange auf sich warten. Das frische, rothe Gesichtchen des Kindes glühte vor Freude, als es ein schönes Stück Schinken und ein ganzes großes Brot auf den Tisch hinstellte und dann aus der Tasche ihres Schürzchens ein glitzerndes Goldstück zog.

„Herr Jesus!“ rief Frau Rottenbaum ganz versteinert, „das ist ja ein Guinée!“ —

„Ja,“ bestätigte die kleine Else, „so nannte es auch Mylord und er versprach mir deren mehrere, wenn ich meinen Botendienst recht flink und klug versehen werde.“

„So, so,“ murmelte Frau Rottenbarm kopfschüttelnd, „die Sache muß schon sehr interessant und wichtig geworden sein. Bisher hat Else höchstens ein Schillingstück bekommen und jetzt setzt es Gold, pures blankes Gold! Daß ich ein Narr wäre, diesen unverhofften Segen des Himmels durch Schwatzhaftigkeit zu verscherzen!“

Fünftes Capitel.

Aus der vornehmen Welt.

Robert war nicht lange vom Elternhause ferngeblieben. Die Weindünste, welche seinen Kopf betäubt hatten, waren in der frischen Abendluft bald verflüchtigt und mit ihnen seine momentan heitere Laune, zumal er seinen Busenfreund Fritz, der mit ihm von Hamburg herübergekommen, weder in der Behausung von dessen Mutter, noch sonstwo zu treffen vermochte, obwohl er doch so ziemlich in alle Matrosenschänken und Gasthäuser gesehen hatte.

Es schlug gerade die zehnte Abendstunde, als Robert sein Lager aufsuchte. — Er hatte seine Schwester nicht mehr zu Gesicht bekommen. Die Thüre ihres Kabinets war verriegelt.

Amalie schlief jedoch nicht. Völlig angekleidet saß sie auf ihrem Lager; das einzige Fenster ihres Schlafgemaches, welches auf den kleinen Hausgarten ging, stand angelweit offen.

„Gott sei Dank," sprach sie leise vor sich hin, als sie vernahm, wie ihr Bruder die Thüren der beiden großen Zimmer hinter sich zumachte, um sein Kabinet aufzusuchen. „Gott sei Dank, daß Robert heute schon nach Hause kam; hoffentlich ist ihm noch derselbe feste Schlaf bescheert, wie einst. Von ihm hätte ich also keine Störung zu befürchten; aber Mütterchen, wird es nicht seine Tritte vernehmen? Es ist wohl besser, wenn ich Edward draußen im Freien erwarte; ja, ja, so soll es sein — er könnte darauf bestehen, hier herein zu mir zu kommen — ach! wäre ich doch damals nicht so thöricht gewesen, seinen Bitten nachzugeben, seinen Worten zu trauen! — Edward, Edward! Es war nicht schön von dir, daß

du in jener unglückseligen Nacht vorgabst, von Feinden verfolgt zu sein, die dich beschimpfen, vielleicht sogar tödten wollen, daß du mich lügenhaft beschworst, dein Leben, deine Ehre zu retten! Gewiß — nun und nimmer würde sich sonst dir dieses Fenster geöffnet haben. Doch wozu diese Betrachtungen heute, wo nichts mehr zu ändern ist!"

Der Mond schien ziemlich hell. Amalie behielt scharf den rückwärtigen Gartenzaun im Auge. Mit dem Schlage elf Uhr vernahm sie, wie die Thüre jenes Gartenzaunes sich in ihren Angeln drehte. Behend sprang sie jetzt durch das Fenster in den Garten hinaus und eilte einem schönen jungen Manne, der die Uniform eines englischen Marine-Officiers trug, entgegen.

Das Mädchen ergriff zitternd den Arm dieses jungen Mannes und zog ihn sanft auf eine nächst des Gartenzaunes stehende Bank. — Amalien's Kniee wankten und ihre Zähne schlugen hörbar aneinander, denn Scham und Angst drohten sie zu vernichten.

„Mein liebes Kind," begann der junge Mann mit weichem, einschmeichelndem Organ in englischer Sprache, „Du leidest ja an heftigem Fieberfroste. Die kühle Nachtluft wird Dir Schaden bringen, mein Engel. Was Du mir zu sagen hast, können wir weit besser in Deinem Kämmerlein abthun!"

„Nimmermehr!" entgegnete das Mädchen, ihre sonstige Energie durch den sie tief verletzenden Antrag des jungen Mannes wieder gewinnend, „nimmermehr! Wollte Gott, ich wäre das erste- und einzigemal standhafter gewesen; Edward, ich sehe, Du hast mein Schreiben gänzlich mißverstanden!"

„Hm!" sagte der junge Mann sichtlich und sehr unangenehm enttäuscht, „Du hast mich aufgefordert, heute Nacht hierher zu kommen, um mir eine höchst wichtige, unser beiderseitiges Glück betreffende Mittheilung zu machen. Seit zwei Monaten flehe ich vergebens um ein zweites Stelldichein; heute glaubte ich endlich Dein Herz erweicht und bin hierher geeilt."

„Also deswegen, nur deswegen bist Du gekommen!" seufzte das arme Mädchen und Thränen der bittersten Wehmuth feuchteten ihre blassen Wangen, „mein Gott, mein Gott! Eine furchtbare Ahnung bemächtigt sich meiner! Edward, beantworte aufrichtig meine Frage — erinnerst Du Dich der Worte, die Du zu meinem Troste sprachst, als ich Dein Opfer geworden war und mir aus Verzweiflung, aus Reue über meine Schwäche das Messer in die Brust bohren wollte?"

„Diese Scene," entgegnete der Engländer phlegmatisch, „war der tugendhaften Lucretia meisterhaft abgelauscht. Ich habe sie in London nie besser auf der Bühne darstellen gesehen."

„Elender!" rief das Mädchen mit tiefster Verachtung und erhob sich würdevoll, „zu dem Schimpfe, den Du meiner Ehre angethan, gesellst Du auch noch den Hohn! Doch zittere, Du nichtswürdiger Heuchler; morgen Früh will ich Alles meinem Bruder entdecken; Ihre hohe Geburt, Sir Edward, Ihre Verwandtschaft mit dem Gouverneur wird Sie nicht vor der wohlverdienten Züchtigung schützen."

„So," dehnte der junge Marine-Officier, offenbar sehr unangenehm berührt, „Ihr Bruder Robert befindet sich auf Helgoland? — Es wird mich freuen, die Bekanntschaft meines künftigen Schwagers zu machen."

„Edward!" entgegnete Amalie hastig, „Edward! Um des Himmels willen, keine Lüge, keine Ausflucht! Du wolltest wirklich meine Ehre vor dem Altare retten, wie Du in jener unglückseligen Nacht bei Allem, was Dir heilig, mir geschworen hast!" —

„Was ich verspreche, das pflege ich zu halten!" antwortete Sir Edward kurz, „anderseits wirst hoffentlich auch Du Deiner Zusage eingedenk sein, und diese lautete: daß unsere Verehelichung erst nach meiner erfolgten Großjährigkeit vor sich gehen solle."

„Ja wohl," erwiderte Amalie zustimmend, „aber — es war ein einziger Fall ausgenommen."

„Beim Teufel!" rief der junge Mann halb erschrocken, halb ärgerlich, „dieser Fall wird doch nicht eingetreten sein?"

„Er ist es!" entgegnete das Mädchen halb zur Seite gewendet und bedeckte vor Scham das Gesicht mit beiden Händen.

Eine längere Pause trat ein. Sir Edward kniff die Lippen, daß sie beinahe bluteten. Die Worte seines verführten Opfers trafen ihn wie ein Donnerschlag. — Das geleistete Eheversprechen hatte ihm bisher wenig Kopfzerbrechen verursacht. Er rechnete auf die von Amalie selbst zugestandene Galgenfrist von zwei Jahren, mit deren Ablauf er in Ostindien, China, Australien oder weiß Gott sonst wo, die kleine Affaire mit der hübschen Helgoländerin schon längst vergessen haben wollte. — Daß aber der eine Fall, in welchem er sofort der Lootsen-Tochter die Hand vor dem Altare reichen sollte, wirklich eintreten könne, daran hatte der leichtsinnige junge Mann keinen Augenblick gedacht. — Er begriff, daß der „Spaß", den er sich

erlaubt, etwas zu weit zu gehen drohe; anderseits war gerade auf der „rothen Klippe“ in solchen Dingen nicht zu spaßen, und zudem bereitete ihm die unerwartete Anwesenheit von Amalien's Bruder auf Helgoland schwere Sorgen. Die Furcht vor dem Bruder der Entehrten war auch die Ursache des schnellen Einlenkens und der Nachgiebigkeit Sir Edward's. Er hatte von Robert's Riesenkraft gehört; wenn er es auf einen Scandal ankommen ließ, so stand die ganze Insel auf Seite der beleidigten Familie, und selbst nicht sein Oheim, der Gouverneur, wäre im Stande gewesen, in diesem Falle gegen die öffentliche Meinung zu handeln. — Die Drohung des beleidigten Mädchens war also durchaus keine leere. Sir Edward würde für die Züchtigung, die ihm von Seite Robert's in Aussicht stand, keinerlei Satisfaction erhalten haben, falls er überhaupt noch lebendig den Fäusten des Riesen entkam.

Der gewissenlose Verführer sah sich daher bemüßigt, vor Allem Amalie zu bestimmen, daß sie ihren Bruder nicht zum Mitwisser ihres Vergehens mache. — Zeit gewonnen, Alles gewonnen! dachte er bei sich.

Sir Edward schlug daher alle Saiten der Zärtlichkeit und Schmeichelei an, und die süßen Mollaccorde verklangen nicht wirkungslos in den Ohren der armen, in ihrer jetzigen Lage um so mehr liebebedürftigen Amalie. Ehe eine Viertelstunde verging, war das bethörte Mädchen überzeugt, daß sie Sir Edward falsch beurtheilt, ja ihm großes Unrecht gethan habe. Sie redete sich ein, daß die Beleidigung, die anscheinend in Sir Edward's Worten lag, auf Rechnung des ihm als Engländer angebornen bizarren Naturells zu setzen sei und er vielleicht zur Unzeit nur mit einem classischen Vergleiche habe prunken wollen u. s. w., kurz der heißgeliebte Mann stand wieder rein und erhaben da vor ihren entzückten Augen. Macht doch jede Leidenschaft, und namentlich die Liebe, zwar sehr gute Beobachtungen, aber stets schlechte Schlüsse! —

Die Mitternachtsstunde mahnte zur Trennung; Amalie wäre jetzt noch so gerne in der Gesellschaft ihres Geliebten geblieben, war doch ihr Gemüth durch Sir Edward's liebevolles Benehmen und seine feierlichst wiederholten Versprechungen wieder völlig ausgesöhnt und beruhigt.

Der junge Mann aber stand bereits wie auf glühenden Kohlen;

um den Abschied zu beschleunigen, legte er plötzlich die rechte Hand an's Ohr und that, als ob er auf ein Geräusch in der Ferne horche.

„Mir ist's, liebe Amalie," sagte der Falsche, „mir ist's, als ob ich Deine Mutter heftig husten hörte." —

„Auf Wiedersehen!" rief das Mädchen, drückte nochmals die Hand Sir Edward's und sprang dann behend nach dem Hause zurück.

Der junge Mann eilte rasch nach dem Gouvernement-Gebäude zurück, in welchem er wohnte.

„Potz Wetter!" sprach er zu sich, „bin ich froh, daß ich das dumme Mädchen glücklich bestimmt habe, ihrem Bruder nichts zu sagen. Dieser plebejische Hund würde mir Arm und Bein entzwei schlagen, wenn ich nicht, wie ich heute versprach, seine Schwester binnen zwei Monaten heirate. Ha, ha, ha! Ich, ein künftiger Pair von England, der Gemal einer Lootsen-Tochter! Dieses gemeine Volk ist rein verrückt! Nun, was Amalie anbelangt, so liebt sie mich wirklich; ihr würde es sogar lieber sein, wenn meine Wiege, statt in einem herzoglichen Schlosse, in einer dieser armseligen Baraken gestanden hätte. — Streng genommen, mag auch ich sie ganz gut leiden, und wenn mit ihr ein vernünftiges Wort zu reden wäre, könnte sie die besten Tage, eine prächtige gesicherte Zukunft haben. Meine Maitresse zu sein, darf ich ihr jedoch nicht antragen; sie muß sich also die Folgen ihrer prüden Sitten und altväterischen Anschauungen über weibliche Ehrbarkeit und wie all' das dumme Zeug heißt, an dem das Volk hier noch so zähe festhält, nur selbst zuschreiben. Wie übrigens diese ganze Farce enden wird, ist mir noch nicht klar; nur Eines steht fest — meines Bleibens ist auf dieser erbärmlichen Felsenklippe nicht mehr. Onkel Baldwin wird da schon Rath zu schaffen wissen; der gute Mann kommt morgen wahrlich ganz zur gelegenen Stunde an und ich brenne vor Begierde, ihn nach zwei Jahren wieder zu sehen; doch — seien wir aufrichtig; diese Begierde gilt eigentlich seiner Mündel, der schönen reichen Miß Mary, der ich schon als Kind den Kopf verdreht hatte. Hoffentlich wird sie auch jetzt noch eben so dumm als reizend sein."

Das Wohngebäude des Gouverneurs lag kaum dreihundert Schritte von dem Hause der Witwe Westenholz entfernt. — Als der junge Marine-Officier das breite Hausthor betrat, gewahrte er eine ganze Schaar von fremden Bedienten, die mit der Bergung mehrerer Kisten und Koffer beschäftigt waren.

„Hoho!" rief Sir Edward mit freudigem Erstaunen aus, als er die Livrée dieser Leute beim Scheine der Laternen näher betrachtete, „oho! Onkel Baldwin ist also um einige Stunden früher angekommen, als wir ihn erwarten durften. Um so besser! Ich will ihm auf der Stelle meinen Besuch abstatten."

Sir Edward Dundonald hüpfte leichtfüßig die Treppe hinan und eilte schnurgerade nach den Gemächern, welche der Gouverneur von Helgoland schon seit drei Tagen für seinen Vetter, den Earl of Dundoland und dessen Mündel Miß Mary Parker in Bereitschaft halten ließ. — Der junge Mann trat bei dem Bruder seines schon vor vielen Jahren verstorbenen Vaters ohne alle Umstände, ja sogar ohne vorhergegangene Anmeldung ein.

„Das ist schön von Dir, mein Junge!" rief der Earl beim Anblicke seines Neffen aus und streckte demselben beide Hände zum Gruße entgegen, „sehr schön, daß Du mich noch in der Stunde meiner Ankunft besuchst; ich hoffte Dich erst am Morgen zu sehen. Ich wollte Deine Ruhe nicht stören; aber, aufrichtig gesagt, so ist's mir lieber." — Mit diesen Worten schüttelte der alte Herr nochmals derb Sir Edward's Hände. —

„Aber Sie, lieber Onkel, werden der Ruhe bedürfen," bemerkte der junge Mann und warf dabei einen Blick nach dem üppigen Lager, welches für den alten Herrn bereit stand.

„Nicht im mindesten, mein lieber Edward!" entgegnete der Earl of Dundonald, der ungeachtet seiner fünfundsechzig Jahre noch eine sehr stramme, kräftige Haltung besaß, „nicht im mindesten. Die Seefahrt von London, von wo wir um volle acht Stunden früher aufbrachen, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte, war so langweilig als möglich. Ich habe von vier Uhr Nachmittags bis zum Augenblicke, wo der „Neptun" auf der Rhede von Helgoland vor Anker ging, ganz wundervoll geschlafen, so daß ich jetzt gewiß kein Auge schließen könnte. — Ich wollte soeben meinen Kammerdiener, den alten Jack, Du kennst ihn ja von Kindesbeinen an, zu einer Partie Trik-Trak engagiren und dabei den Aufgang der Sonne abwarten. So aber ist's mir lieber; ich habe sehr Vieles und sehr Wichtiges, ja Dringendes mit Dir zu besprechen und abzumachen. — Doch — vor Allem; lasse eine Bowle Punsch bringen und sage Jack, er möge ein Kistchen der besten Havannah öffen. Wir wollen es uns so gemüthlich als möglich machen, soweit es eben

bei uns steht, denn, mache Dich gefaßt, mein Junge, es ist nicht alles Honig, was ich Dir aufzutischen habe."

Während der junge Mann sich entfernte um dem Kammerdiener die Befehle des Oheims zu hinterbringen, sah der alte Earl, mit einem Doppelleuchter in der Hand, in den beiden an sein Schlafgemach anstoßenden Zimmern nach, ob sich nicht darin ein Lauscher verborgen halte. — Er verriegelte alle Zugangsthüren und vollzog seine nächtliche Umschau so bedächtig, daß er in das Schlafzimmer zurückkehrte, als daselbst auch der alte Jack und ein anderer Diener mit den gewünschten Gegenständen eintraten. Sir Edward hatte es sich bereits in einem Fauteuil bequem gemacht und eine der vortrefflichen Cigarren angebrannt. Der junge Mann blickte erwartungsvoll vor sich hin. In den Zügen seines Onkels, der doch sonst ein überaus heiterer Lebemann war, dem Sorgen und Kummer gewiß kein einziges seiner vielen grauen Haare gemacht hatten, lag ein gewisser Ernst, eine Unruhe, die jedenfalls auf irgend ein vorgefallenes besonderes Ereigniß schließen ließen.

Der Earl bedeutete dem alten Jack, daß er und die übrige Dienerschaft sich immerhin zur Ruhe begeben möchten. Vor Tagesanbruch, der ohnehin in dieser Jahreszeit schon in drei Stunden eintrat, benöthige er nichts weiter.

„Sie spannen meine Neugierde auf die Folter, lieber Oheim!" begann Sir Edward zögernd, als der alte Herr mit nachdenklicher Miene und ganz und gar gegen seine sonstige Redseligkeit, über zehn Minuten schweigend damit verbrachte, zwei Gläser mit Punsch zu füllen und einen Glimmstengel anzuzünden.

„Hast Recht, Edward, mein Prachtjunge!" rief der Earl of Dundonald leicht zusammenfahrend, „ich will wie eine Bombe mit meiner Hiobspost darein platzen; — ich und Du, Du und ich, wir alle Zwei sind — finanziell ruinirt, total ruinirt!"

„Sie scherzen wohl nur!" sagte der junge Mann bis in den Mund erblassend und ließ vor Schrecken die Cigarre zu Boden fallen.

„Der Teufel soll mich auf der Stelle holen, wenn ich spaße," brummte der alte Herr verdrießlich und setzte sein Glas so heftig auf den Tisch, daß es in Trümmer ging. — „Auch gut," fuhr er mit grimmigen Lächeln fort, „jetzt können wir zwei aus Einem Glase trinken, wie wir in Hinkunft auch nur von einer Schüssel essen

werden, wenn Du mein Vertrauen in Deine Klugheit zu Schanden machen solltest!" —

„Erklären Sie sich doch deutlicher," preßte der junge Mann aus beklommener Brust, „so viel ich weiß, betrug die Rente des Majorates, dessen lebenslängliche Nutznießung Ihnen zusteht, und welches einst an mich fallen soll, weit über zwanzigtausend Pfund. Ferner ist mir bekannt, daß kein Penny Schulden auf den Gütern haftet, obwohl die Renten Jahr aus Jahr ein bei einem Schilling daraufgingen, wobei ich, Dank Ihrer Güte gegen mich, sehr emsig mitgeholfen habe." —

„War Dir vom Herzen vergönnt," entgegnete der Earl schnell, „und jetzt noch will ich meine letzte Guinée mit Dir theilen. Ich besitze keine Kinder und habe Dich stets so betrachtet und behandelt, als wärest Du mein leiblicher Sohn und nicht blos mein Neffe. Nun ist es aber an Dir, zu beweisen, daß ich keinem Undankbaren meine ganze Liebe gewidmet, an Dir, in dessen Interesse ich sogar ein — Unrecht beging. Du weißt wohl, worauf ich anspiele und was geradezu herauszusagen, mir stets etwas schwer fällt!"

„Sie meinen gewiß Henry, meinen älteren Bruder?" bemerkte der junge Mann mit gekniffenen Lippen und die Stirne runzelnd.

„So ist es! Es stand in meiner Macht die Legitimität seiner Geburt zu erweisen, in Folge dessen er und nicht Du, der Sohn aus zweiter Ehe, der rechtmäßige Majoratsherr von Dundonald nach meinem Tode sein würde. Aber ich haßte Henry's Mutter und aus Rache für die Beleidigung, die sie mir einst angethan, vernichtete ich das einzige Dokument, das die Rechtsansprüche ihres Sohnes darthun konnte. — Ich habe," schloß der Earl mit heiserem Lachen, und ein Blitz dämonischer Schadenfreude zuckte in seinen hechtgrauen, stechenden Augen, „ich habe Henry als Bastard in die weite Welt hinausgestoßen; hoffentlich ist der Bursche schon längst umgekommen, denn seit sechszehn Jahren, so lange ist Euer Vater bereits todt, ließ er nichts mehr von sich hören. Er war damals kaum acht Jahre alt und wird wohl seither jede Erinnerung an seine erste Jugend schon längst vergessen haben, wenn er noch lebt, denn sonst wäre es doch auffallend, daß er seither gänzlich verschollen ist."

„Also von ihm droht keine Gefahr!" rief Sir Edward erleichtert aufathmend, „wer könnte es also noch sein, der unsere Ansprüche, oder besser gesagt, meine beeinträchtigt, denn, daß Sie, für

Lebenszeit der Majoratsherr sind, ist ja durch das Gesetz und die Erbfolge unseres Hauses klar festgestellt." —

„Ja, siehst Du mein Junge, da liegt eben der Hase im Pfeffer!" erwiderte der Earl und stützte sorgenvoll sein Haupt auf beide Hände, „auch meine Rechtsansprüche auf das Majorat von Dundonald sind auf Sand gebaut und Du, nur Du allein vermagst denselben eine neue, unerschütterliche Basis zu geben. — Wenn Du uns Beiden nicht aus der Klemme hilfst, muß ich, ehe drei Monate vergehen, den Titel eines Earl of Dundonald ablegen und alle Güter gehen bis auf den letzten Schafstall in andere Hände über. Unter dem Hohngelächter der schadenfrohen Welt werden wir Beide uns in irgend einen Winkel der Erde zurückziehen müssen, in Armuth und Elend nach dem gewohnten Luxus und den verlorenen Ehren vergeblich schmachtend. — Eine recht schöne Perspective für meine alten Tage, eine recht heitere Illustration zu den kühnen, hochfliegenden Plänen meines armen Edward!"

Sir Edward erschrack zum zweitenmale auf das Heftigste. Sein Oheim sprach in solch' ernstem, ja verzweifeltem Tone, daß es dem jungen Manne ganz unheimlich zu werden anfing.

„Um Gottes Willen," flehte Edward, „lösen Sie mir endlich das dunkle Räthsel; ich bin im vorhinein zu Allem bereit." —

„Wir wollen sehen!" entgegnete der Earl kurz, und leise murmelte er vor sich hin, „sollte er wirklich ehrlos genug sein, daß ich ihm den schmachvollen Antrag machen darf?" Dann fuhr er laut fort:

„Wie Du weißt, mein lieber Edward, bin ich seit sechs Jahren Vormund von Mary Parker. Ihre Eltern starben kurz nach einander zu Bombay, wo Sir Parker einen hohen, einflußreichen Staatsposten bekleidet hatte, den er auch für sich so gut auszunützen verstand, daß seine einzige Tochter die Erbin von mindestens zwei Millionen Pfund ist. — Der alte Parker war ein Mann von seltener Klugheit und Vorsicht. Obwohl es seinem Ehrgeiz schmeichelte, daß ein Earl of Dundonald die Vormundschaft übernahm, bestellte er doch einen Mitvormund in der Person seines Sachwalters zu Bombay, dem auch faktisch die Verwaltung der gesammten Erbschaft obliegt, während mir eigentlich nur die Oberaufsicht über Mary's Erziehung anvertraut ist. — Dieser Sachwalter kam nun vor vierzehn Tagen aus Bombay in London an und stellte sich mir auf eine Art und Weise vor, die mich im höchsten Grade

bestürzt machte. — Sir Parker hatte ihm auf dem Todtenbette ein wohlversiegeltes Packet Schriften übergeben, in welche er erst an Mary's zwanzigstem Geburtstage, nämlich am 20. März d. J. Einsicht nehmen sollte. — Master Brandon, so heißt dieser Höllenhund, den die See auf der langen Reise leider nicht verschlungen hat, war stets ein treuer Diener seines Herrn. — Er handelte buchstäblich nach der ihm gewordenen Instruction. Es würde für diesen Augenblick zu weit führen, Dir den Inhalt der vielen Documente, von denen er mir Abschriften übergab und deren genaue spätere Durchsicht ich Dir empfehle, vollinhaltlich bekannt zu geben. Des Pudels Kern lautet dahin und ist leider durch die in Rede stehenden Papiere sonnenklar erwiesen, daß der Vater des Sir Parker der eigentliche rechtmäßige Erbe des Namens und des Majorates der Earl of Dundonald sei, eine Entdeckung, die Mary's Vater erst kurz vor seinem Tode gemacht hatte. — Sir Parker, mit dem ich stets sehr gut befreundet war und der mir und meinem Bruder, Deinem Vater, mein lieber Edward, seine glänzende Carrière in Bombay verdankte, wollte jedoch keinen Scandal herbeiführen. Er beauftragte seinen Sachwalter, uns die fatalen Papiere zur Vernichtung auszufolgen, wenn Du Dich entschließen könntest, Miß Mary Parker zu ehelichen, denn, sagte der Sterbende, auf diese Weise bleibt das streitige Object in der Familie und ich habe meine Vaterpflichten ohne Widerspruch mit jenen der Dankbarkeit gegen die Dundonald's erfüllt." —

Sir Baldwin schwieg und fixirte scharf seinen Neffen, der durch die letzten Worte seines Oheim wieder ganz aufgeheitert wurde. —

„Mein Gott!" rief er lachend, „und deßwegen haben Sie mir so großen Schrecken verursacht? Nun gut — ich heirate Miß Mary Parker auf der Stelle; das ist wahrlich das geringste Malheur, welches mir passiren konnte. Das Fräulein ist hübsch und reich, wenn auch etwas bornirt."

„Ganz richtig — aber es ist doch noch ein Umstand, ein sehr gewichtiger Umstand dabei, welcher in Dir ernstliche Bedenken erregen könnte," bemerkte der Earl etwas gedehnt.

„Lassen Sie hören, lieber Oheim," entgegnete Sir Edward aufmerksam und betrachtete nicht ohne Besorgniß das Antlitz des Earl, der wieder außerordentlich ernst vor sich sah und dem Blicke des jungen Mannes auszuweichen schien.

„Du hast," sprach Sir Baldwin, „ganz richtig bemerkt, daß Mary etwas bornirt sei; ich möchte beinahe sagen, sie ist es im hohen Grade, dabei leidet sie aber noch an einem anderen, weit bedenklicheren Gebrechen. Seit einem Jahre ist in dieses Mädchen der Liebesteufel gefahren und macht sie rein besessen; obwohl sie von mir und Mistreß Waverton, ihrer garde de dame, schärfer bewacht wird als die Insassin eines Harems und obwohl mehr als eine ihrer hinter unserem Rücken angesponnenen kleinen Intriguen vereitelt wurde, ist dennoch vor zehn Wochen eine höchst ärgerliche Geschichte passirt, die ich Dir nicht verschweigen darf, weil dieselbe sowie deren Folgen Dir kaum unbekannt bleiben würden."

Sir Edward's Gesicht verlängerte sich auffallend; er glaubte seinen Oheim durch die Blume zu verstehen.

Der Earl fuhr fort:

„Miß Mary ist, wie Du schon aus früherer Zeit weißt, eine höchst passionirte Freundin des Claviers, dem einzigen Unterrichtsgegenstande, in welchem sie halbwegs Vorzügliches leistet. In Sommersett, wo ich mich damals mit ihr auf unserem Gute befand, stellte sie das Verlangen nach einem Meister, der sie bei vierhändigen Produktionen begleiten könnte. In dem ganzen Neste war keine andere geeignete Persönlichkeit aufzutreiben, als des Schullehrers ältester Sohn, ein vierschrötiger, häßlicher Kerl, der eher einem Ackerknechte als einem Pädagogen gleichsah; aber in der Musik war er vortrefflich gedrillt. Ich und Mistreß Waverton hätten uns wahrlich nicht im Schlafe beikommen lassen, daß dieser häßliche Bursche mit den breiten Backenknochen, der niedrigen Stirne, der aufgestülpten Nase und dem stets fletschenden Bulldogg-Maule für Mary ein Gegenstand des Gefallens sein könne. Doch wer vermag all' die Absonderlichkeiten eines einmal zur Thorheit hinneigenden weiblichen Herzens zu erspähen? — Der widrige Faun war noch nicht vierzehn Tage in's Haus gekommen, als man eines Abends Miß Parker in einer Laube des großen, dichten Gartens bei einem zärtlichen Tête-à-Tête ertappte. Die weiteren Zusammenkünfte waren freilich damit zu Ende und auf dem Rücken des frechen Bengels klopften meine Bedienten im Fortissimo einen Trauermarsch, so daß der Spitzbube vielleicht noch heute darob das Bett hüten muß. — Ich schmeichelte mir, daß die ganze Geschichte abgethan sei und ich war entschlossen, meine närrische Mündel dem ersten besten Gentleman als Frau an den Hals zu werfen. Ich

kehrte deshalb nach London zurück und selbstverständlich gab es gleich einige Dutzend Freier, welche sich bereit zeigten, Miß Parker's Pfunde zu heiraten und sie selbst mit in den Kauf zu nehmen. — Als ich noch unschlüssig war, welchen der Bewerber ich mit einem solchen Weibe unglücklich machen sollte, kam der vermaledeite Sachwalter aus Bombay an und gleichzeitig erstattete mir Mistreß Waverton betreff der leichtsinnigen Mary eine Meldung, welche mich sofort veranlaßte, unseren Hausarzt rufen zu lassen; dieser bestätigte leider die Vermuthung der Mistreß Waverton als eine unzweifelhafte Thatsache. — Dieß geschah vor zehn Tagen, wo ich Dir meine Ankunft auf Helgoland in Aussicht stellte. Nun weißt Du Alles — entscheide Dich." —

Sir Edward lag regungslos im Fauteuil und starrte seinen Oheim mit offenem Munde an.

„Lassen Sie mich die Papiere sehen!" hauchte er endlich ganz vernichtet.

Der Earl reichte ihm die Abschriften hin, dabei ausdrücklich bemerkend, daß selbe nicht nur vollinhaltlich, sondern auch ganz wortgetreu seien, wie er sich zu London durch den Vergleich mit den Originalen selbst überzeugt habe.

Der junge Mann vertiefte sich in die Durchsicht der für ihn und seinen Oheim so unheilvollen Schriftstücke. — Der alte Dundonald leerte indeß den Rest der Bowle in das gemeinschaftliche Glas und brannte eine neue Cigarre an; dabei suchte er in den Zügen seines Neffen zu lesen. So verging eine gute halbe Stunde.

„Verdammt!" rief Sir Edward aufspringend, „daß gerade Betreff der Dundonald's die in England so seltene Erbfähigkeit der weiblichen Linie ausdrücklich von unserem Ur-Ahn festgesetzt werden mußte. Wilhelm von Oranien hätte wahrlich etwas Vernünftigeres thun können, als dieser Caprice seines verdienten Parteigängers eine für alle Zeiten geltende Sanction zu verleihen. — Sie haben Recht, lieber Oheim, Miß Mary kann uns von Haus und Hof jagen, uns zu Bettlern machen, denen nicht einmal der Name ihrer jetzigen, so prunkenden Herrlichkeit übrig bleibt. — Weiß diese nichtsnutzige Person, daß das tückische Schicksal uns derart in ihre Hände geliefert hat?"

„Gott sei Dank!" erwiderte der Earl rasch, „bis zu diesem Augenblicke noch nicht; ich habe ge'chickt zu verhindern gewußt, daß

sie mit dem Sachwalter ihres Vaters zusammentraf. Ich reiste deshalb auch bei Nacht und Nebel mit ihr von London ab, gab aber dem fatalen Master Brandon die Zusicherung, daß ich dahin längstens binnen acht Tagen zurückkehren werde. — Zugleich ließ ich dabei durchschimmern, daß meine Fahrt nach Helgoland eigentlich nur den Zweck habe, ohne Verzug Mary's Verheiratung mit Dir einzuleiten, wenn nicht gar unverweilt zur Thatsache zu machen. — Du siehst, Zeit und Umstände dringen — was bist also entschlossen zu thun?"

Sir Edward ging mit starken Schritten einigemale im Zimmer auf und ab. Er knirschte wiederholt die Zähne; seine Stirne war in Schweiß gebadet und sein Athem keuchend. Plötzlich blieb er vor dem Earl stehen, neigte sich zu dessen Ohr und flüsterte:

„Oheim, wenn Miß Mary stürbe, könnte man auch dann noch uns den Besitz des Namens und der Güter der Dundonald streitig machen?"

Sir Baldwin blinzelte seinen Neffen von der Seite an und sagte ebenfalls leisen Tones:

„Ich verstehe Dich mein Junge! Auch ich habe schon an die Möglichkeit gedacht, daß meiner Mündel irgend ein — lebengefährliches Malheur zustoßen könnte. — Nach reiflicher, sehr reiflicher Ueberlegung bin ich aber davon gänzlich abgekommen. Der verdammte Spitzbube aus Bombay würde die Geschichte gewiß nicht so leichtgläubig hinnehmen und am Ende würden wir in eine doppelte Patsche gerathen. Mein armer Edward, es bleibt, wenn Du uns Beide retten willst, wirklich nichts übrig, als in den sauren Apfel zu beißen." —

„Nun denn, in Belzebub's Namen!" rief der junge Mann, zornig mit dem Fuße stampfend und voll Ingrimm die Hände ballend, „es sei! Veranlassen Sie das Weitere!"

Deine Hand darauf?" jubelte der Earl und umarmte seinen Neffen.

„Hier ist sie!" entgegnete Sir Edward, „aber eines — hier auf Helgoland kann ich Miß Mary nicht zum Altare führen. Hören Sie mich fünf Minuten an und Sie werden meine Gründe vollkommen billigen."

Er erzählte jetzt seinem Oheim umständlich und wahr, daß er Amalie Westenholz verführt und unglücklich gemacht, ja sogar seinem

Opfer ein Eheversprechen geleistet habe. — Er erwähnte auch der zufälligen Anwesenheit des jungen Westenholz auf der „rothen Klippe".

„Alles was Du da vorbringst, ist sehr richtig," bestätigte der Earl of Dundonald durch mehrfaches Kopfnicken. „Der Bruder der Lootsentochter würde Dir fürchterlich mitspielen und selbst mein Vetter, der Gouverneur hier, wäre in dieser Sache machtlos. Zudem könnte vielleicht Miß Mary wenig Verlangen tragen, einem Manne die Hand zu reichen, der wie ein Schiffsjunge coram publico unter allgemeinem Halloh und Beifallsklatschen dieser helgoländischen Tugendtölpel für ein nach ihren Begriffen todeswürdiges Verbrechen gezüchtigt würde. — Also abgemacht — noch heute gibst Du Deine Stelle als Adjutant des Gouvernements auf und schon in der nächsten Nacht verlassen wir ohne das geringste Aufsehen diese elende Insel. In London geht gleich nach der Ankunft die Trauung ebenfalls in aller Stille vor sich und da die Affaire von Sommersett leider lautmäulig geworden ist, weßhalb du Dich in der vornehmen Welt mit Deiner Frau nicht sehen lassen kannst, wenigstens für einige Zeit nicht, trittst Du sogleich eine längere Reise an. Um übrigens chevaleresk auch gegen die Lootsen-Tochter zu handeln, wollen wir derselben von London aus zweitausend Pfund zusenden; parbleu! damit kann diese Dirne doch wohl zufrieden sein." —

„Um welche Stunde soll ich Miß Mary meine Aufwartung machen?" frug Sir Edward kurz.

„Es wird sich am besten geben, wenn ich sie diesen Morgen in den Kiosk da unten geleite; ich werde sie unter einem Vorwande allein lassen. Du trittst dann ein, bist entzückt, sie zufällig hier unter vier Augen sprechen zu können; Du machst ihr einige Elogen über ihre Schönheit, die seit den zwei Jahren, als Du sie nicht mehr sahst, so wundervoll zugenommen. Du fängst zu seufzen, zu schmachten an, kurz Du treibst alle die dummen Allotria, die einer solchen Gans gegenüber, wie Mary, am Platze sind und Dir, Du famoser Courmacher, ohnehin gewiß geläufiger sind, als das Vater unser. — Es soll mir Spaß bereiten, euch Beide durch ein Fenster zu belauschen — und nun lebe wohl, auf Wiedersehen!"

Gegen zehn Uhr Morgens treffen wir richtig den jungen Marine Officier, der absichtlich seine Paradeuniform angezogen hatte, im Kiosk des kleinen, zum Gouvernement-Gebäude gehörigen Gartens.

Dieser Kiosk ist sehr luxuriös ausgestattet; sehr seltene und schöne Exemplare exotischer Pflanzen befinden sich hier und versetzen uns im Geiste nach den Tropen, ihrer fernen Heimat.

Miß Mary saß neben einem mit kostbarem Mosaik eingesetzten Tische, den der Gouverneur aus China mitgebracht hatte. Das Fräulein war hoch und schlank gewachsen, von runden, üppigen Formen und hübschen regelmäßigen, aber unendlich geistlosen Zügen. Der Stempel der Gedankenlosigkeit war in denselben deutlich ausgedrückt; ihre etwas dicken Lippen und Wangen, sowie ihr fast allzufreier Blick verriethen einen großen Hang zur Sinnlichkeit. Ueberhaupt fehlte ihrem ganzen Wesen der zarte Hauch weiblicher Anmuth und bescheidener Sittsamkeit.

Sir Edward, der trotz seiner Jugend schon bedeutende und vielfache Erfahrungen im Umgange mit dem schönen Geschlechte sich erworben hatte, bemerkte auf den ersten Blick alle die unvortheilhaften Veränderungen, welche mit Mary Parker seit den zwei Jahren, als er sie nicht mehr gesehen, vor sich gegangen waren. Damals wurde sie noch durch einen Zug kindlicher Unschuld und naiver Herzensgüte verschönert, während jetzt aus ihrem Auge eine ganze Legion schlimmer Eigenschaften sprach und ihre Haltung etwas eckiges und schroffes angenommen hatte.

Der junge Mann würde am liebsten wieder umgekehrt sein. In diesem Augenblicke gedachte er unwillkürlich der armen Amalie; wie unendlich hoch und erhaben stand das Opfer seiner gemeinen Lüste da über dieser vornehmen, moralisch verderbten Zierpuppe, mit der er einen Bund für das ganze Leben eingehen sollte! — Aber er gedachte auch der unliebsamen Eröffnungen, die ihm vor wenigen Stunden durch seinen Oheim geworden waren und er blieb nicht nur, sondern nahte sich mit dem zierlichsten Schritte und der freundlichsten Miene, die ihm nur zu Gebote standen, dem Fräulein. — Er that ebenso erfreut als erstaunt, seine Jugendfreundin hier zu treffen.

„Ach, welch' unverhofftes Glück, Sie schon jetzt begrüßen zu können!“ rief der Falsche und küßte mit Feuer die ihm von Miß Mary dargereichte Hand, welche er gar nicht mehr losließ, „Sie sehen mich en plein parade, um den Herrn Gouverneur, der sonst um diese Stunde hier zu verweilen pflegt, zum officiellen Besuche einer heute Nacht vor Helgoland geankerten französischen Fregatte abzuholen. — Ach, Mary, wie reizend sind Sie geworden seit den

zwei Jahren, in denen ich stets nach Ihrem Anblicke geschmachtet!" — Sir Edward führte nochmals die Hand des Fräuleins an seine Lippen.

„Und Sie, mein lieber Edward!" entgegnete das Fräulein lächelnd, „Sie haben sich gleichfalls nicht zu Ihrem Nachtheile verändert." Dabei betrachtete Mary mit sichtlichem Wohlgefallen die schmucke Gestalt des jungen Officiers, welchen die Parade-Uniform wirklich ganz vortrefflich kleidete.

Eine Phrase gab nun die andere. Wir wollen den Leser mit dem faden Geschwätze der beiden jungen Leute verschonen; mit einem Worte — Sir Edward ging ganz nach dem von seinem Oheim aufgestellten Programme vor, und ehe ein Stündchen verflossen war, konnte Sir Edward, ohne einen abschlägigen Bescheid fürchten zu müssen, direct auf sein Ziel losgehen, nämlich mit seinem Heiratsantrage herausrücken.

Miß Mary that etwas überrascht und verlegen; sie wollte Bedenkzeit und wies auf die Nothwendigkeit hin, daß ihr Vormund, der Earl of Dundonald, seine Einwilligung ertheile.

Sir Edward spielte nun den letzten Trumpf aus. Er wurde stürmisch, leidenschaftlich, ließ seinen Hut zu Boden fallen und Mary's linke Hand ergreifend, flehte er auf den Knieen in glühenden Worten um ihre Gegenliebe, um ihr Jawort.

Miß Mary hatte Mühe, ihre doppelte Freude zu verbergen; doppelt, weil sie nicht nur an Edward Gefallen fand und dessen einstiger Rang ihrem Ehrgeize besser behagte, als die obscuren Freier, die ihrer zu London warteten, sondern auch, weil auf diese Weise die „Folgen von Sommersett" mit dem Mantel der Legitimität bedeckt wurden.

Indeß glaubte Miß Mary, der Form halber noch eine letzte Frage an den heißblutigen jungen Mann stellen zu müssen.

„Mein lieber Edward," sagte sie, einen zärtlichen Blick auf den jungen Mann werfend, der noch immer auf den Knieen lag, „mein lieber Edward, vielleicht reißt Sie nur der Moment hin? Wie kann ich mir schmeicheln, daß Ihr Herz nicht schon längst eine andere Wahl getroffen habe, daß Sie noch durch kein anderes Versprechen gebunden sind?"

„Ich bin frei, völlig frei!" schwur der Meineidige ohne Bedenken und hob die rechte Hand mit feierlicher Miene empor.

„Edward!" rief jetzt Mary, „Edward! Ich traue Deinen Worten; ich bin die Deinige!"

Mit diesen Worten fiel das Fräulein dem jungen Manne um den Hals, überaus froh, daß endlich dieser Abschluß eintrat, der sie jeder weiteren Zurückhaltung enthob.

Sir Edward erwiderte zwar mit anscheinender Wärme die Umarmung, schnitt aber über Mary's Schulter hinweg eine gräuliche, ingrimmige Fratze; dabei preßte er in seiner stillen Wuth das Fräulein so heftig an sich, daß die überglückliche Braut vor Schmerzen laut aufschrie.

„Ach wie heftig, wie unbändig bist Du in Deiner Liebe!" rief Miß Mary ganz selig in der argen Selbsttäuschung, in der sie schwebte.

„Bravo, meine Kinder, bravissimo!" erscholl es, dem Sir Edward zur sehr gelegenen Zeit, durch das Fenster aus dem Garten herein.

Miß Mary schrie erschrocken laut auf und der gepreßte Bräutigam war sehr froh, daß seine aus Haß und Abscheu verzerrten Züge diesem Intermezzo in Rechnung gestellt werden konnten, falls sein überaus verstörtes Wesen dem Fräulein aufgefallen wäre.

Der Earl half aber redlich mit, diesen ersten Act einer Komödie aus der „vornehmen Welt" regelrecht zum Abschluße zu bringen.

Er trat in den Kiosk ein. Er war ganz einfach gekleidet und in der rechten Hand hielt er eine lange Vogelflinte.

„Nochmals bravo, bravissimo!" lachte er aus vollem Halse, „Kinderchen, Ihr habt mir soeben eine große freudige Ueberraschung bereitet. Gebe Gott seinen Segen zu diesem Bunde, wie ich ihn Euch gebe aus väterlich wohlwollendem Herzen. Bei Gott! das hätte ich mir doch nicht im Schlafe beikommen lassen, diese hübsche Morgenscene heute so ganz unvermuthet zu erleben. Ich stand im Begriffe durch den Garten hinaus ins Freie mich zu begeben, um ein Paar Möven zu schießen; da höre ich auf einmal hier im Kiosk meinen guten Edward wahrhaft herzzerreißend declamiren; ich schleiche mich an's Fenster und belausche die ganze Affaire. So was erlebt man nicht alle Tage. — Na, Bursche! kannst Du von einem Glück sagen, wirst Du überall einen Neid erregen mit Deiner schönen, liebenswürdigen Braut! Dieser Zwischenfall, meine Kinder, stößt übrigens

meinen ganzen Plan um. Ich wollte hier einige Wochen verbleiben, um die Seebäder zu gebrauchen; ich kann Euch aber nicht zumuthen, Euere Ehe auf dieser erbärmlichen Klippe zu schließen und hier Euere Flitterwochen zu verbringen. Doch was kommt's mir auf ein Opfer an, wenn es für Euch sein muß. — Noch heute Nacht reisen wir nach London zurück. Der Kriegsdampfer „Neptun," der mir als Mitglied der Admiralität zur Verfügung steht, liegt glücklicherweise noch auf der Rhede; ich will sogleich dem Capitän meine Ordres ertheilen. Aber eine Bitte müßt Ihr mir gewähren — haltet ja reinen Mund über Euere Verlobung, sonst sind wir den ganzen Tag bis in die Nacht hinein von Beglückwünschungen und Fragen aller Art belästigt. Selbst den Gouverneur, meinen Vetter, verständigen wir erst von London aus, und nun adieu."

Mit diesen Worten verschwand der Earl. Auch Sir Edward drückte sich unter dem Vorgeben, daß ihn jetzt dienstliche Geschäfte abriefen und er seine Einleitungen zur Abreise in aller Stille treffen müsse. — Er blieb auch wirklich den ganzen Tag über, selbst beim Diner, das im Gouvernements-Gebäude zu Ehren des erlauchten Gastes stattfand, unsichtbar.

Miß Mary eilte, nachdem sich ihr Bräutigam etwas hastig empfohlen hatte, dem Earl nach, welcher auf das Verlangen seiner Mündel, mit ihm zu sprechen, gerechnet haben mochte, denn statt sich an den Strand zu begeben, wo er sein angebliches Jagdvergnügen befriedigen konnte, saß er unweit des Ausganges aus dem Garten nach dem Freien auf einer Steinbank und machte sich mit dem Schlosse seiner Flinte zu thun, dabei laut auf die Nachlässigkeit seines Büchsenspanners schimpfend.

In dieser Situation überraschte ihn Miß Mary, die noch eine für sie sehr fatale und wichtige Angelegenheit auf dem Herzen hatte.

„Ei, was führt Dich hierher?" rief der Earl, den Erstaunten spielend.

„Ach, lieber Vormund," begann Miß Mary in großer Verlegenheit und mit hochgeröthetem Antlitze, „ich hätte vielleicht doch nicht so schnell Sir Edward das Jawort geben sollen!"

„Warum nicht?" entgegnete der Sir Baldwin kopfschüttelnd.

„Ach, ersparen Sie mir doch auf Dinge anzuspielen, welche Ihnen schon so viel Verdruß und mir — Schande bereitet haben!"



Durga ließ unbemerkt eine Rose in Simson's Hand gleiten.

„Ich verstehe, ich verstehe!“ sagte der Earl im sanften, wohlwollenden Tone, „sei ruhig, meine liebe Mary; von mir soll Edward kein Wort über die Geschichte von Sommersett erfahren, aber auch Du mußt vernünftig sein und Deinen Gemal zu einer langen, mehrjährigen Reise zu bestimmen suchen. Wüßte ich nicht, daß der gute Junge Dich wahrhaft rasend liebt, daß er toller Streiche fähig wäre, wenn er, aus diesen oder jenen Gründen, auf Deine Hand verzichten müßte, bei Gott, ich hätte Euere Heirat — verhindert. Aber die Liebe zu meinem Neffen läßt mich sogar ein kleines Unrecht begehen; „was man nicht weiß, macht Einem nicht heiß,“ denke ich mir daher und helfe mit zu dem Betruge, welchen Dein Leichtsinn, meine holde Mary, leider unausweichlich gemacht hat. Indeß hoffe ich, ja ich erwarte es mit Zuversicht, daß Du Deine Aufführung bessern und meinem guten Edward eine brave, liebevolle Frau sein wirst Um diesen Preis sei Dir Deine erste, und so viel ich weiß, einzige Verirrung vergeben; willst Du?“

„Ich will es!“ schluchzte Miß Mary, die in diesem Augenblicke vielleicht wirklich entschlossen war, ihren schlimmen leichtfertigen Neigungen für immer zu entsagen.

„Nun, dann kehre vollkommen beruhigt nach dem Garten zurück,“ sagte der Earl und pätschelte seiner Mündel freundlich beide Wangen.

Miß Mary küßte ihrem Vormund zärtlich und gerührt die Hand; dann eilte sie erleichterten Herzens nach dem Kiosk zurück, in welchem sie verblieb, bis sie zum Diner durch einen Diener des Gouverneurs entboten wurde.

Sehr befriedigt mit sich selbst und dem erzielten Erfolge, begab sich der Earl, ein Liedchen summend, von seiner Mündel hinweg, jetzt wirklich auf die Vogeljagd. Nach dem so gelungenen ersten Acte der von ihm arrangirten Komödie „aus der vornehmen Welt“ zweifelte der gewissenlose, nur durch die Motive des Egoismus geleitete Regisseur keinen Augenblick, daß die ganze Farce bis zu Ende den Charakter eines Lustspieles beibehalten werde. — Die Erwägung, daß Handlung und Personen vielmehr ganz dazu angethan waren, zu einer furchtbaren Familien-Tragödie überreichen Stoff zu liefern, kam dem leichtfertigen, genuß- und ehrsüchtigen alten Bonvivant nicht im mindesten in den Sinn. — Die zwanzigtausend Pfund Rente, der glänzende Titel der Dundonald's, die erbliche Pairswürde waren durch

den ausgeführten Coup für ihn und seinen Erben, Sir Edward, jetzt gerettet und gesichert. — Alles andere, selbst die wahre Ehre, die innere Zufriedenheit schien ihm dem gegenüber, was auf dem Spiele gestanden, rein nebensächlich. — Er war eben vor Allem ein Sproße, ein Mitglied der „vornehmen Welt", deren wechselnde, blos den äußeren Menschen berührenden Anschauungen und Satzungen ihm weit mehr galten, als die unabänderlichen ewigen Gesetze des physischen und ethischen Kosmos.

Sechstes Capitel.

Enttäuschungen.

Die Ankunft und Abreise Sir Baldwin's auf Helgoland waren derart in aller Stille vor sich gegangen, daß selbst die Badegäste, welche, von verzweifelter Langeweile geplagt, auch die geringste Gelegenheit zu einem Tratsche gewiß mit Begierde ergreifen, von dem kurzem Aufenthalte einer so wichtigen und interessanten Persönlichkeit auf der „rothen Klippe", gleich der des Earl of Dundonald, erst nach einer vollen Woche durch die aus London angekommenen Blätter Kenntniß erhielten.

Auch Sir Edward verschwand von Helgoland in so wenig auffälliger Weise; daß man den jungen, eleganten Mann erst nach einigen Tagen in den Zirkeln der vornehmeren Badegäste zu vermissen begann; einige der Herren und Damen, deren flüchtige Bekanntschaft er im Seebade und am Spieltische gemacht, hielten endlich in dem Gouvernements-Gebäude Nachfrage, weil man Sir Edward krank vermuthete.

Letztere Ansicht theilte auch die arme Amalie. Als sie durch drei volle Tage nach ihrem nächtlichen Stelldichein Sir Edward nicht mehr zu Gesicht bekam, pflegte er doch sonst mehrmals des Tages an dem Fenster ihrer Wohnung vorbeizukommen, entsendete sie die kleine Else auf Kundschaft. Einer der Bedienten des Gouverneurs, an den sich das Kind gewendet, wußte nur die Auskunft zu geben, daß der junge Sir plötzlich von Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur, nach London gesendet worden sei.

Darin lag wohl an und für sich nichts Befremdendes und Beunruhigendes; nichtsdestoweniger verursachte diese Nachricht dem Fräulein Westenholz großes Bangen, ja eine derartige Angst, daß sie sich Tags darauf selbst in das Palais begab, eigentlich nur in der Absicht, etwas über den Termin der Rückkehr Sir Edward's zu erfahren.

Sie kam dort gerade an, als mehrere Kisten und Koffer, sämmtlich mit Sir Edward's Adresse versehen, von dem Haushofmeister des Gouverneurs mehreren Lastträgern zur Beförderung auf ein zur Fahrt nach London vor Anker liegendes Schiff übergeben wurden.

Das bedauernswürdige Mädchen erschrack jetzt heftig; was sollte es bedeuten, daß Sir Edward es nicht für gut befand ihr wenigstens mit ein paar Zeilen von seiner längeren Abwesenheit Nachricht zu geben? Offenbar kehrte er nicht sobald oder vielleicht gar nicht mehr auf die „rothe Klippe“ zurück, denn wozu sonst die vollständige Nachsendung seines Gepäckes? —

Amalie wollte, mußte Gewißheit haben. Sie näherte sich dem Haushofmeister, welchen sie schon länger kannte, weil sie durch ihn sämmtliche Näharbeiten, die im Haushalte des Gouverneurs vorkamen, erhalten hatte.

Der Haushofmeister war ein etwas wortkarger und steifer Mann, aber keineswegs unhöflich oder bösartig. — Er erwiderte artig Fräulein Westenholz's Gruß und Frage. — Zum Glücke waren Master Brown's Gedanken gerade mit so vielerlei anderen und pressanten Dingen beschäftigt, daß ihm das Zittern und die Unsicherheit in des Fräuleins Haltung und Stimme gar nicht auffiel.

„Sir Edward,“ entgegnete er kurz, „wird nicht sobald wieder nach Helgoland kommen. Sie fragen gewiß wegen der neuen Hemden, die Sie noch für ihn in Arbeit haben. Liefern Sie selbe, wie bisher, mir ab und wie gewöhnlich werde ich Ihre Rechnung hierfür begleichen. Wenn Sie indeß diese Sachen binnen acht Tagen in's Reine bringen, so ist's mir lieb; jetzt weiß ich noch wohin ich Sir Edward Alles nachsenden kann; später wird dies schon schwieriger sein.“ —

„Warum?“ preßte Amalie aus beklommener Brust und einer Ohnmacht nahe.

„Ja so!“ sagte Master Brown, mit der Hand nach der Stirne fahrend, „wie, sollten Sie auch wissen, daß Sir Edward zur Stunde

in London seine Hochzeit bereits gefeiert haben dürfte und dann für ein paar Jahre mit seiner jungen Frau eine Reise durch die ganze Welt antreten wird? — Doch — das interessirt Sie gewiß ganz und gar nicht; also wie gesagt, stechen Sie die nächsten Tage hindurch recht fleißig darauf los; Gott befohlen, mein liebes Kind!" —

Der Haushofmeister entfernte sich rasch, ohne einen Blick auf Amalie zu werfen, welche völlig vernichtet dastand; nur der Gedanke, den sie sich selbst einredete, daß sie nicht recht gehört oder Master Brown sich einen schlechten Spaß mit ihr erlaubt habe, hielt sie noch aufrecht und ferne von der Grenze des Wahnsinnes, der ihre fieberhaft arbeitenden Gehirnnerven zu erfassen drohte. — Ihr Herz pochte hörbar; ihr Mund zuckte convulsivisch, aber die Zunge war gelähmt, ihre Kehle zugeschnürt und ihrer Brust, welche zu zerspringen drohte, vermochte sich kein Laut zu entringen.

Mehrere Minuten lang blieb die Arme wie angewurzelt auf der Stelle stehen, wo sie des Haushofmeisters entsetzliche Kunde vernommen hatte. Ihr erbarmungswürdiger Zustand blieb glücklicherweise ohne Zeugen. Die Träger hatten sich mit ihren Lasten schon längst entfernt und die breite Einfahrtshalle des Gouvernements-Gebäudes, in der sie sich befand, war jetzt menschenleer.

„Es ist nicht möglich, nicht möglich!" lallte endlich Amalie vor sich hin und taumelnd trat sie den Rückweg nach Hause an, jedoch nicht durch die Straße, welche sie gekommen war, sondern rückwärts der Häuserreihen, wo sie sicher sein konnte, keinem Menschen zu begegnen. Ihr Anblick mußte furchtbar ergreifend sein, denn als sie zu Hause in das große Zimmer wankte, wo ihre Mutter und ihr Bruder bereits am Tische saßen und nun ihrer Ankunft harrten, um die dampfende Mittagssuppe zu genießen, schrieen Frau Westenholz und Robert laut auf. Dieser fing seine Schwester, deren Kräfte in dem Momente, wo sie sich auf einen Stuhl fallen lassen wollte, zu Ende gingen, mit starkem Arme auf.

„Ach, Amalie, was ist Dir begegnet?!" riefen Mutter und Bruder; aber die Unglückliche hörte sie nicht mehr; eine tiefe Ohnmacht umfing ihre Sinne. — Erst nach einer guten halben Stunde gelang es, das Mädchen wieder zu sich zu bringen. Frau Rottenbaum und die kleine Else wurden inzwischen herbeigeholt, um die Pflege der Kranken zu besorgen; Frau Westenholz war natürlich zu schwach,

zu leidend, während gegen Robert's alleinige Hilfeleistung selbstverständlich Gründe der Schicklichkeit sprachen.

Frau Rottenbaum war wohl die einzige Person auf ganz Helgoland, welche in der ganzen Sache klar sah, aber sie hütete sich, des Briefwechsels, der zwischen dem Fräulein Westenholz und dem schmucken Sir Edward stattgefunden, gegen Amalien's Mutter oder Bruder zu erwähnen. Es war ihr vielmehr sehr lieb, daß Frau Westenholz in Folge des ausgestandenen Schreckens ihr Lager aufsuchen mußte und Robert und Else abwechselnd bei der alten Frau die ganze Zeit bis zum Abend verbrachten.

Aber auch das arme, so bitter enttäuschte Mädchen war herzlich froh, auf diese Weise des Umganges mit Mutter und Bruder für den Augenblick enthoben zu sein. Amalie konnte sich gegen Frau Rottenbaum aussprechen, ausweinen, und dies verschaffte ihr eine unendliche Erleichterung, so daß sie, als die Sonne dieses für sie so entsetzlichen Tages endlich unterging, sich im Stande fühlte, im großen Zimmer mit Robert und ihrer Mutter, die sich gleichfalls etwas erholt hatte, wieder zusammenzutreffen.

Es darf uns nicht befremden, daß Amalie den eigentlichen Grund, durch den sie in diesen jammervollen Zustand versetzt worden war, sorgfältig verschwieg, dagegen, wie sie mit Frau Rottenbaum verabredet hatte, eine rein physische Ursache vorgab. Sie behauptete, daß sie heute Vormittags einige Schnittchen einer Wurst genossen habe, die wahrscheinlich irgend einen schädlichen Stoff enthielt, weil sie bald darauf Uebelkeiten verspürte und dies sie auch veranlaßt hätte, auf einer kleinen Promenade Erleichterung zu suchen. — Dem Wunsche Robert's und der alten Frau, vorsichtshalber dennoch einen Arzt zu rufen, um damit etwaigen schlimmen Folgen vorzubeugen, trat Amalie mit aller Entschiedenheit entgegen; um zu beweisen, wie gesund sie bereits sei, würgte sie ihren Theil an dem Abendbrote hinab und trank, zum Erstaunen Aller, sogar rasch nacheinander zwei Gläschen des köstlichen Malaga, dessen wir bereits als eines Geschenkes von Robert's angehofftem Schwiegervater erwähnten.

Fräulein Westenholz wurde durch dieses ungewohnte, überaus starke Getränke so angegriffen, daß sie von Frau Rottenbaum bald zu Bette gebracht werden mußte. — Eine wohlthuende Betäubung umfing Amalie; sie lag in ihr bis zum Morgen dahin, so

daß auch ihre Wärterin, die doch auf eine sehr schlimme Nacht gefaßt war, einer vorzüglichen und ungestörten Ruhe sich erfreuen konnte.

Als Fräulein Westenholz am folgenden Morgen bei ruhigerem Blute über ihre Lage nachdachte, stritten in ihr zwei Entschlüsse um die Oberhand. Dem einen zu Folge wollte sie Mutter und Bruder Alles bekennen und nur mit deren Wissen und Zustimmung weiters handeln. Nachdem Sir Edward die Insel verlassen hatte, durfte sie ja nicht besorgen, daß ihr Bruder in einem Anfalle des Jähzornes an ihrem Verführer eine etwa zu weit gehende Genugthuung vollziehe; die arme Thörin liebte nemlich noch immer Sir Edward und vermochte den Gedanken, daß ihm ein ernstliches Leid begegnen könnte, noch dazu durch ihr unmittelbares Hinzuthun, nicht zu ertragen. Aber — wie würde wohl ihre Mutter, ihre innigst verehrte Mutter die fürchterliche Enttäuschung aufnehmen? Die alte Frau, die ihre Tochter bisher als den Tugendspiegel von ganz Helgoland betrachtet hatte, mußte durch die Kunde von der Schmach ihres fast vergötterten Kindes niedergeschmettert werden, wie von zehntausend Donnerkeilen. Amalien's Haare sträubten sich bei dem Gedanken, daß die gute, glaubensselige alte Frau in dem Augenblicke, wo sie die volle Wahrheit erfuhr, todt niederstürzen könnte.

„Ich die Mörderin meiner eigenen Mutter?!" jammerte das arme Mädchen im Stillen vor sich, „ich, ich sollte der hinfälligen Greisin, die ja ohnehin nur mehr kaum drei Monate zu leben hat, diese wenigen Tage vergällen? Nein, nein, das bin ich nicht im Stande! So will ich denn also zum Schweigen meine Zuflucht nehmen und die Dinge werden lassen, wie ich sie nicht ändern kann! Ach, freilich werde ich dabei manchmal auch zur Lüge greifen müssen, zur Lüge, die ich bisher so sehr, so bitter gehaßt habe! Mein Gott, wie tief ließest du mich sinken, daß ich bereits im Stande bin, mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen! — — — Ach wie elend bin ich doch! Ich fühle, daß ich einem Abgrund zueile und dennoch, dennoch lasse ich mich fortreißen von jener falschen Scham, die schon so oft die Mutter der entsetzlichsten Verbrechen gewesen ist! Nun gut — wenn ich es schon über mein Herz nicht bringen kann, die liebe Mutter bis in den Tod zu betrüben, so will ich wenigstens Robert zum Vertrauten meines Geheimnisses machen. Ja, so sei es."

Amalie gedachte ihren Bruder zu einer Spazierfahrt nach dem

Diner einzuladen. Während Robert die Ruder handhabte, wollte sie ihm Alles bekennen. Gerieth der junge Manne in Extase, so gab es wenigstens keinen Zeugen und zudem war er gezwungen, in dem kleinen Boote seinen Zorn zu mäßigen. Fräulein Westenholz besaß also, wie wir sehen, auch ihren gehörigen Antheil an jener unergründlichen List und Schlauheit, welche dem weiblichen Geschlecht in kritischen Lagen immer zu Gebote stehen.

Sie zog sich daher zum Ausgehen an. Robert ward jede Minute zurückerwartet, da die Mittagsstunde bereits geschlagen hatte und die Suppe schon auf dem Tische stand. Amalie hatte Frau Rottenbaum für den ganzen Nachmittag zu ihrer Mutter entboten, denn sie wollte nicht eher nach Hause zurückkehren, bis Robert sich nicht soweit beruhigt haben würde, um nicht etwa unwillkürlich das ihm anvertraute Geheimniß gegenüber der alten Frau zu verrathen.

Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen. Robert erschien zwar alsbald, aber in sehr mürrischer Laune. Er trug ein offenes Schreiben in der Hand, das er, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch legte. Seine Schwester griff nach dem Papier und auf einen Wink ihrer Mutter, welche inzwischen gleichfalls im Speisesaal erschienen war, las sie laut Folgendes vor:

„Herrn Robert Westenholz,
Premier-Lieutenant, derzeit
auf Helgoland.

Hamburg, den 2. Juli 1847.

Im Auftrage der Herren Chefs unserer Firma beehre ich mich Sie zu verständigen, daß unser Reiseplan in Folge eingetretener merkantilischer Verhältnisse völlig abgeändert worden ist. Die Fahrt der „Bertha" nach England ist aufgegeben. Wir verladen bereits über Hals und Kopf volle Fracht nach New-Orleans und werden wir die Anker sobald als nur möglich lichten, nämlich wahrscheinlich schon in fünf, längstens sechs Tagen. — Daß Ihr Urlaub abgebrochen werden muß, ist selbstverständlich, und lade ich Sie ein, auf das Schnellste nach Hamburg zu kommen, da ich Ihrer Mitwirkung dringend bedarf. Benützen Sie also zuverlässig den morgen von Helgoland nach Hamburg zurückkehrenden Dampfer.

Schließlich ersuche ich Sie, unseren lieben und braven Steuermann Fritz Hemsen zu verständigen, daß sein mit der letzten Post

an die Gebrüder Schottenheim gerichtetes Anerbieten, wieder auf unserem schönen Dreimaster in Dienst zu treten, mit tausend Freuden angenommen wurde. Bringen Sie also den wackeren Fritz gleich mit; auch er wird alle Hände voll zu thun bekommen, denn unsere Fahrt nach New-Orleans ist eine Concurrenzfahrt, bei welcher unsere Firma 20.000 Pfund gewinnen oder verlieren kann, je nachdem wir an unserem Bestimmungsorte um einen Tag früher oder später anlangen, als die „Möve", welche ganz mit demselben Artikel beladen, ein rivalisirendes Haus in Lübeck bereits in die See stechen ließ. Nachdem unsere Concurrentin zur Stunde schon den Belt passiren dürfte, so haben wir wahrlich allen Aufwand an Seemannskunst nothwendig, um den nöthigen Vorsprung zu gewinnen.

Sie und die Ihrigen herzlichst grüßend, verbleibe ich

Ihr ganz ergebenster

Hermann Treske,

Capitän."

Die alte Frau ließ betrübt das Haupt sinken und eine Thräne fiel in ihren Schooß. Der Abschied, der letzte Abschied von ihrem Sohne war also in völlig unerwarteter Weise auf wenige Stunden nahe gerückt, während sie noch auf volle acht Tage gerechnet hatte. Sie bezwang sich aber mit dem edlen Heroismus ihrer jeder Aufopferung, jeder Leistung fähigen Mutterliebe und lispelte:

„Wie lange wird es wohl dauern, bis Du auf Helgoland zurückkehrst?"

„Vor acht bis neun Monaten keinenfalls," entgegnete Robert verdrießlich und betrübt, „aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir irgend eine Rückfracht mit Umwegen einzunehmen haben; ich kenne dies und kann es streng genommen unseren Rhedern auch nicht verargen."

„Acht bis neun Monate!" murmelte Amalie vor sich und unwillkürlich seufzte sie tieferleichtert auf.

„Acht bis neun Monate!" sprach Frau Westenholz leise, aber von ganz anderen Gefühlen bewegt als ihre Tochter.

Der junge Mann achtete indeß nicht auf Mutter und Schwester; er war zu sehr mit seinen eigenen, verdrießlichen Gedanken beschäftigt. Lautlos wurde das frugale Mahl eingenommen, dann langte Robert nach dem Briefe und unwirsch mit der Faust in den Tisch schlagend, rief er:

„Möchte doch wissen, welcher Satan in den „schwarzen Fritz“ gefahren ist. Nicht ein einzigesmal hat er sich hier in diesem Hause sehen lassen, ja wortbrüchig, ein Lump ist er geworden. Statt am Tage nach unserer Ankunft auf Helgoland seine Aufwartung zu machen und um Amalien's Hand anzuhalten, treibt er sich seitdem in allen Kneipen herum und trinkt und spielt, daß kein ehrlicher Helgoländer ihn je mehr als seinen Landsmann anerkennen wird. Ich hätte beinahe Lust, ihn gar nicht nach Hamburg mitzunehmen; nur der Gedanke, daß er hier ganz zu Grunde gehen könnte, während die Disciplin am Bord wieder einen braven Burschen aus ihm machen dürfte, bestimmt mich anders. Eines steht aber fest — Deine Hand, Amalie, bekommt er nicht mehr; jetzt würde ich selbst dagegen Einsprache erheben, wenn auch Du wolltest. Er ist offenbar anderen Sinnes geworden, er verschmäht Dich, und beim Himmel, Niemand soll der Witwe Westenholz nachsagen, daß sie ihre Tochter Jemand auf den Hals geworfen; nicht wahr, lieb' Mütterchen!?“ —

„Ich pflichte Dir vollkommen bei, mein theurer Sohn,“ entgegnete Frau Westenholz sehr ernst, „wir waren auf seinen Besuch vorbereitet, wir erwarteten ihn, Fritz aber ließ sich die Unart zu Schulden kommen, nicht nur wegzubleiben, sondern auch jede nachträgliche Entschuldigung zu unterlassen.“

„Ich kann mich also des Fritz Hemsen völlig entledigt betrachten?“ frug Amalie hochklopfenden Herzens.

„Vollkommen,“ entgegnete Robert mit Bestimmtheit, „wenn der Bursche die Frechheit hätte, nach seinem mehrtägigen, ihn für immer brandmarkenden Luderleben auf Helgoland je wieder zu Dir seine Augen zu erheben, prügle ich ihn mit dem nächstbesten Tauende halbtodt — auf Seemannswort!“

Robert stand auf und langte nach dem Hute.

„Ich muß jetzt Fritz aufsuchen,“ sagte er, sich zum Weggehen anschickend, „oder besser, ich werde einen der Bootsleute damit betrauen, denn die Häuser, in welchen der sonst so solide und brave Bursche zu finden sein wird, kann ich wohl meinen Fuß nicht setzen. Malchen, sei so gut, indessen meine Wäsche in Bereitschaft zu richten und überhaupt meine beiden Reisesäcke zu stopfen, so daß ich mich darum nicht weiter zu sorgen brauche. Der Dampfer nach Hamburg geht um zehn Uhr Nachts ab; bis dahin sind freilich noch viele Stunden; aber die Zeit wird furchtbar rasch entschwinden. Anstands-

halber muß ich auch von einigen unserer ältesten Bekannten Abschied nehmen, obwohl ich am liebsten keine Minute von Euch wiche. Indessen will ich's kurz und fix machen; bis vier Uhr bin ich längstens wieder bei Euch, darauf verlaßt Euch."

Der Riese küßte flüchtig Mutter und Schwester und eilte sodann fort.

Die Mühe, den ersten Steuermann der „Bertha" aufzusuchen, blieb ihm erspart. Als er vom Oberlande nach dem Unterlande sich begeben wollte, kam eben der „schwarze Fritz" die breite und hohe Freitreppe herauf.

Robert setzte seinen Weg hinab nach dem Strande fort, als er seinem einstigen Jugendfreunde in ziemlich kurz angebundener Weise und mit dem Ausdruck schlecht verhehlter Verachtung in Miene und Stimme bedeutet hatte, sich zur Abfahrt nach Hamburg heute Abends rechtzeitig auf dem Dampfschiffe einzufinden.

Robert hatte außerdem ganz und gar den Vorgesetzten herausgekehrt und dadurch dem „schwarzen Fritz" jede Möglichkeit einer freundschaftlichen Erörterung abgeschnitten. Er titulirte sogar zum erstenmale in seinem Leben den jungen Hemsen mit Sie, statt des trauten Du, das Beide bis zu dieser Stunde von der ersten Jugend auf gewechselt hatten.

Dem „schwarzen Fritz," der kein einziges Wort gesprochen, sondern den barschen Befehl seines Premier-Lieutenant blos durch einem Griff an den breiten Matrosenhut als verstanden bestätigt hatte, traten die Thränen in die Augen und er blickte dem die Treppe hastig hinabstürzenden verlornen Jugendfreunde mit unbeschreiblicher Wehmuth nach. Dann setzte er den Weg in der Richtung nach dem Westenholz'schen Hause fort.

Fritz Hemsen, ob seiner pechschwarzen Haare und Augenbrauen von Kindheit an auf Helgoland der „schwarze Fritz" genannt, war ein hübscher, wohlgewachsener, aber etwas schmächtiger junger Mann, genau desselben Alters wie Robert. Auch sein Vater war „Rathsmann", also Mitregent der „rothen Klippe" gewesen, und die beiden Familien Westenholz und Hemsen cultivirten eine innige, nie einen Augenblick getrübte Freundschaft, welche auf die einzigen männlichen Sprossen, Robert und Friedrich, im vollsten Maße überging. Fritzen's Mutter war eine Südländerin gewesen; von ihr hatte der Knabe die Haare und den dunklen Teint ererbt,

aber auch nur diese Aeußerlichkeiten; dem Temperamente, dem Charakter nach war er ganz Helgoländer und versprach noch viel sanfter und gutmüthiger zu werden, als Jakob Hemsen, dem seine Amtscollegen sehr oft etwas mehr Energie und weniger Weichherzigkeit zu wünschen Gelegenheit hatten. Die allzu große Herzensgüte des Jakob Hemsen war auch in der That Ursache, daß es nach dem in Fritzens fünften Jahre erfolgten Tode seiner geliebten Arabella mit seinem kleinen Vermögen rasch abwärts ging. Ganz verarmt starb der Rathsmann, und Frau Westenholz nahm sich nun des zehnjährigen Fritz an; obwohl, wie wir schon bemerkten, die Witwe nur über ein bescheidenes Vermögen gebot, ließ sie doch dem jungen Hemsen genau dieselbe Erziehung angedeihen, wie ihrem eigenen Sohne. Während aber Robert in geistiger wie leiblicher Beziehung in wahrhaft riesigen Dimensionen gedieh, blieb der „schwarze Fritz“ ungeachtet seines Lerneifers aus Mangel an besonderen Talenten weit hinter seinem Jugendfreunde zurück. Dabei besaß der junge Hemsen auch gar keinen Ehrgeiz; er hegte nie den Wunsch, Offizier zu werden; er war zufrieden, daß er als Steuermann auf demselben Schiffe, wo Robert diente, ein Plätzchen finden gekonnt, das er übrigens mit mustergiltiger Gewissenhaftigkeit jederzeit auszufüllen trachtete. Uebrigens glich der „schwarze Fritz“ auch darin seinem Vater, daß er für das ganze Schifffahrtswesen nie eine besondere Passion an den Tag legte. Er wurde Matrose, weil man ihn nichts anderes werden ließ und er auch, angesichts der sein Schicksal bestimmenden Verhältnisse, füglich keine andere Laufbahn ergreifen konnte.

Seine Leidenschaft wäre das eigentliche Handelsfach gewesen; aber der jedem Helgoländer angeborne Sinn nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gipfelte bei ihm in der angedeuteten Richtung in dem Wunsche, irgend einen kleinen Kaufladen, möge derselbe noch so bescheiden sein und auch nur geringes Erträgniß abwerfen, als eigener Herr zu betreiben. — Als Commis, und zwar als gut besoldeter, würde er leicht einen Posten gefunden haben, selbst bei den Gebrüdern Schottenheim, die, wie alle Welt, den bescheidenen, rechtlichen, überaus gefälligen und diensteifrigen jungen Mann sehr hoch schätzten und in ihrem großartigen Geschäfte für den „schwarzen Fritz“ gewiß über zehn passende Plätzchen zu verfügen hatten.

Da begünstigte den jungen Hemsen plötzlich das Glück auf

eine ihm ganz unverhoffte Weise. Eine Verwandte in Bremen, die man allgemein für sehr arm gehalten hatte, bezog sie doch schon seit fünfzehn Jahren aus dem Stadtsäckel das Armengeld, war zu Anfang 1847 verstorben; ihre Verlassenschaft betrug zum allgemeinen Erstaunen über 2000 Thaler in Silber, die man in ihrem Bettsacke nebst einem rechtsgiltigen Testamente, wodurch Friedrich Hemsen zum Erben eingesetzt wurde, nach dem Tode der alten Knickerin vorfand.

Jetzt näherte sich der gute Junge dem Ziele seiner sehnlichsten Wünsche. Er gedachte auf die theure heimatliche Klippe zurückzukehren, dort eine Krämerei einzurichten und — zu heiraten. Er eröffnete seinem Jugendfreunde, daß er für Amalie Westenholz schon seit einigen Jahren in geheimer aber heftiger Liebe entbrannt sei; er bat um des Bruders Vorwort. — Robert ward von dieser Mittheilung im hohen Grade entzückt; nach seiner Ansicht konnte sich Amalie zu einem solchen Freier, der es mit der Zeit durch Fleiß, Redlichkeit und Sparsamkeit gewiß zum wohlhabenden und angesehenen Manne brachte, nur gratuliren. Er hielt diese Sache für abgemacht, weil Amalie, mit welcher er vor drei Jahren auf die Eventualität ihrer Verheiratung mit dem „schwarzen Fritz“ im Scherze zu sprechen kam, lächelnd zugestimmt hatte, während Mütterchen die Sache wirklich ganz ernsthaft nahm und ihrer Tochter förmlich vordemonstrirte, daß sie Gott danken müßte, einen so braven Burschen, wie der Fritz Hemsen, dereinst zum Manne zu bekommen. — Indeß faßte Frau Westenholz ihres Sohnes Worte betreff des „schwarzen Fritz“ und Amalien's späterhin selbst nur als einen Scherz auf, weil der junge Mann damals gar keine Aussicht besaß, sobald in den Besitz eines zur anständigen Ernährung einer Familie hinreichenden Einkommens zu gelangen.

Doch — sehen wir uns wieder nach Fräulein Westenholz um Amalie fühlte sich wie von einem schweren Alpe befreit. Die Mittheilung ihres Geheimnisses an Robert war durch seine plötzliche Abreise und sein voraussichtlich langes Fernbleiben von Helgoland überflüssig geworden.

„Die arme gute Mutter“, dachte das Mädchen in seiner namenlosen Seelenangst, „die arme gute Mutter wird in zwei bis drei Monaten in das bessere Leben eingegangen sein, ohne um meine Schande erfahren zu haben. Ich verlasse sodann Helgoland. Ich

besitze einige hundert Thaler baar und verstehe mit der Arbeit umzugehen. Ich bin also in der Fremde keineswegs bitterer Noth ausgesetzt, und im äußersten Falle kann ich ja die Hälfte dieses Häuschens mit einer Schuld belasten, ohne Robert's Ansprüche zu schädigen. Am Ende bin ich eine Närrin, mich allzusehr zu ängstigen. Ich werde gewiß im Stande sein, mir und meinem Kinde eine anständige Existenz zu gründen, wenn ich auch nun und nimmer hoffen darf, je wahrhaft glücklich zu werden!"

Die weiteren Betrachtungen Amalien's wurden durch den Eintritt der kleinen Else unterbrochen, welche mit geschäftiger und wichtigthuerischer Miene in's Zimmer huschte.

Das kluge Kind zischelte dem Fräulein nur die paar Worte in's Ohr, daß es sogleich zu Mutter Rottenbaum hinüberkommen möge, es wünsche dort Jemand mit ihr zu sprechen.

Ehe Amalie noch eine weitere Frage stellen konnte, war der kleine Kobold wieder verschwunden.

„Himmel!" rief Amalie in freudige Aufregung gerathend, „wenn Edward mir einen Boten gesendet hätte?! Wer sonst sollte mich auch auf so geheimnißvolle Weise zu sprechen wünschen?" —

In fieberhafter Erwartung eilte Amalie in das Nachbarhaus. Hier fand sie sich aber sehr enttäuscht, so sehr, daß sie einen zornigen Blick der Frau Rottenbaum zuwarf, welche sich anfänglich in eine Ecke des Kämmerleins gedrückt hatte, jetzt aber mit Else rasch durch die Thüre entschlüpfte, bevor das Fräulein Zeit gewann, ihrem Unmuthe auch Worte zu leihen, als es vor sich den „schwarzen Fritz" gewahrte.

Der junge Mann stand ganz verlegen da; sein Blick haftete scheu auf dem Boden; seine Haltung sowie Miene verriethen ein Gemisch von Scham, Reue und völliger Blasirtheit. — Mehrmals öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm.

„Wie konnten Sie es wagen, mich hierher zu bescheiden?" begann endlich Amalie strengen Tones.

Als der „schwarze Fritz" die Stimme des Fräuleins vernahm, zuckte er convulsivisch am ganzen Leibe und eine Fluth von Thränen stürzte über seine wettergebräunten Wangen herab. Sein Seelenschmerz war so ungeheuer, so ungekünstelt, daß Amalien's Unwille wahrem Mitleiden Platz machte und sie ihre frühere Härte bereute.

„Sprechen Sie, Herr Hemsen!" fuhr sie mit weicher Stimme

fort, „sagen Sie rund heraus, was auf Ihrem Herzer lastet. — Mein Bruder hat mir bereits angedeutet, daß Sie, zum Erstaunen Aller, die Sie bisher als einen so ordentlichen und gesitteten jungen Mann kannten, Ihren jetzigen Aufenthalt auf Helgoland leider nur dazu benutzt haben, sich für immer die Achtung unserer Landsleute zu verscherzen. Sie bereuen offenbar Ihr schmähliches Treiben in den letzten Tagen — nehmen Sie, wenn Ihnen damit gedient ist, meine Versicherung entgegen, daß ich Ihnen verzeihe."

„Oh Gott, oh Gott!" rief der „schwarze Fritz", die Hände ringend, „wenn es nur allein Reue und Zerknirschung über meine Schmach wäre, die mir den Busen zerfleischen!"

„Was wollen Sie damit sagen?!" entgegnete Amalie etwas betroffen.

„Ich bin kein Schönredner," stöhnte der junge Mann, seine schwarzen Kopfhaare in wilder Verzweiflung raufend, „aber lassen Sie mich kurz sein und wahr! Sie, Sie Amalie haben mich zum Abscheu aller ehrlichen Helgoländer für immer gemacht! Ja Sie, Sie sind die Ursache, daß ich mich, Gott verfluchend und die Hölle zum Beistande anrufend, dem Spiele, dem Trunke, ja sogar liederlichen Dirnen in die Arme geworfen habe; Sie, Sie allein haben meine zeitliche und ewige Verdammniß auf dem Gewissen, denn für mich gibt es keine Menschen mehr auf dieser Erdenrunde! Nur elende, satanische Fratzen grinsen mich höhnend an und verlachen meine dumme Einfalt, die an weibliche Tugend geglaubt! Es muß heraus! Amalie! Ich habe Sie rasend geliebt, Sie waren der Himmel meines Herzens, die Sonne meines Geistes, der Leitstern aller meiner Handlungen, und nie, nie konnte auch nur der Hauch eines Unrechtes meinen Busen vergiften, denn ich dachte ja stets nur an Sie, an Sie, die Sie mir als die Krone der Schöpfung, als das Ideal aller Ideale galten. Dies aber ist vorbei, für immer vorbei!"

„Ich verstehe Sie nicht, Sie rasen!" preßte Fräulein Westenholz am ganzen Leibe zitternd und bis in den Mund erblassend.

„Sie wollen mich nicht verstehen!" schrie der „schwarze Fritz", im Paroxysmus seiner Leidenschaft alle Rücksichten vergessend, „ja ich bin rasend, Sie haben Recht, ich bin es! Herunter mit Deiner Tugendmaske, Du Heuchlerin! Höre und zittere — ich habe Dich mit Deinem Buhlen belauscht; kein einziges Euerer Worte

entging mir! Ha, ha, ha! Eine herrliche Ueberraschung, die ich am Tage meiner Ankunft auf Helgoland erlebte!"

Fräulein Westenholz stieß einen gellenden Schrei aus und sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder.

Dieser Schrei und Amalien's Todtenblässe brachten den „schwarzen Fritz" wieder zu sich. Er erschrak heftig über die Folgen seines zügellosen Benehmens.

„Himmel!" rief er jammernd fiel in die Knie und bedeckte Amalien's eiskalte Hände und Stirne mit unzähligen Küssen. „Himmel! du bist mein Zeuge, daß ich von ihr nur Abschied nehmen wollte auf Nimmerwiedersehen; oh, unselige Leidenschaft. Du hast meine Zunge gelöst, die ewig stumm bleiben sollte! Ach, wie sehr täusche ich mich über mich selbst! Ich glaubte Amalie zu hassen — und doch, doch liebe ich sie noch immer, sie die schöne Sünderin!"

Der „schwarze Fritz" betrachtete mit glühenden Augen das in seiner Ohnmacht so reizende Wesen, das er in seinen Armen hielt. Ein schlimmer Gedanke durchzuckte sein durch die Orgien der letzten Tage aufgeregtes Gehirn. Aber bald gewann die Vernunft wieder in ihm die Oberhand.

„Pfui," rief er schaudernd vor sich hin, „ich bin zwar tief gesunken in einer kurzen Spanne Zeit, aber, Gott sei Dank, noch ist mir so viel Erinnerung an mein früheres inneres Glück geblieben, daß ich jetzt von der Verworfenheit zurückbebe, die ich einen Augenblick lang im Sinne hatte. Dafür will ich mich selbst bestrafen, furchtbar bestrafen! Aber vor Allem muß ich das arme Kind in's volle Bewußtsein zurückrufen."

Der junge Hemsen langte nach dem Wasserkruge und ließ auf Amalien's Stirne und Busen das kühle Naß träufeln. Fräulein Westenholz schlug auch bald die Augen auf; als sich aber ihre Sinne wieder gesammelt hatten, bedeckte sie ihr vor Scham erglühendes Antlitz mit beiden Händen.

Der „schwarze Fritz" zog sich ein paar Schritte von ihr zurück; tiefes Schweigen begann im Gemache zu herrschen, nur zeitweise unterbrochen von dem schlecht unterdrückten Schluchzen des Mädchens und mehreren tiefen Seufzern des jungen Hemsen, der endlich mit weicher, sanfter Stimme begann:

„Amalie! Ich bin zuvor gegen Sie roh aufgetreten, aber der Affect riß mich unwillkürlich hin, und — seien Sie gerecht, auch Ihr

Benehmen mag, theilweise wenigstens, entschuldigen, wenn ich die Schranken des Anstandes und der guten Sitten überschritt. Ich erkläre mich aber bereit, mein Vergehen zu büßen — nachdem Sie mein Herz mit tausend Pfeilen durchbohrt, ja es mir aus dem Leibe gerissen haben, kann ich Ihnen mein Herz nicht mehr anbieten, wohl aber meine Hand. — Schlagen Sie ein, Amalie Westenholz — ich führe Sie zum Altare, um Ihre Ehre zu retten und dem Kinde, welches Sie unter dem Herzen tragen, einen ehrlichen Namen zu geben. Dies sei die Strafe meiner eigenen Vergehungen. Sobald wir aus der Kirche treten, sind und bleiben wir geschiedene Leute für immerdar. Hoffentlich," schloß der junge Mann mit Bitterkeit, „hoffentlich wird die See Sie bald zur Witwe machen!"

Amalien's erstes Gefühl, welches die Worte des „schwarzen Fritz" in ihr erweckten, war Erstaunen und Bewunderung; eine solch' tiefinnige Liebe, eine solche Seelengröße hätte sie nie und nimmer dem jungen Hemsen zugetraut. Aber das Mädchen besaß zu viel rechtlichen Sinn, um das dargebotene Opfer anzunehmen.

Tief bewegt und mit warmem Händedrucke, aber ganz entschieden, lehnte sie Hemsen's großmüthigen Antrag ab.

„Amalie! Amalie!" rief der „schwarze Fritz" schmerzvollen Tones, „Sie weisen mich also unbedingt zurück? Oh, hoffen Sie nicht etwa auf jenen ehrlosen Sir Edward! Da, lesen Sie die neueste Nummer der „Times"! Da steht es schwarz auf weiß gedruckt, daß Sir Edward Dundonald am 1. Juli mit der Millionärin Miß Mary Parker in Gravensende um 8 Uhr Abends getraut worden ist."

Hastig langte das Mädchen nach dem Blatte, und mit bebenden Lippen und tonloser Stimme las sie wiederholt halblaut die kurze Notiz herab.

Der „schwarze Fritz" nahm wieder die Zeitung an sich und Amalien's Leib zart umschlingend, sagte er sanft und hingebend:

„Meine theure Freundin, nochmals wiederhole ich meinen Antrag. Sie sehen, daß Sie von Ihrem Verführer nichts zu hoffen hätten, als schnöde Verachtung, wollten Sie Ihre Ansprüche geltend machen. Seien Sie vernünftig und der Pflichten eingedenk, die Ihnen Ihre eigene Ehre und das einstige Wohl Ihres Kindes auferlegen."

Amalie verneinte mit dem Haupte, und mit fester Stimme sagte sie:

„Lassen Sie mich, mein guter Fritz, und begnügen Sie sich mit meinem Danke. Ich kann, ich will Ihr Opfer nicht annehmen. Mein Schicksal soll in Erfüllung gehen! Ich habe nicht das Recht, Sie noch elender zu machen, als Sie durch mich bereits geworden sind. Leben Sie wohl, recht wohl! Gott beschütze Sie!"

Nach diesen Worten stürzte Amalie aus dem Zimmer und nach Hause, wo sie sich eine ganze Stunde lang in ihrem Kämmerlein einschloß, um sich auszuweinen.

Der „schwarze Fritz" blieb sinnend im Hause der Frau Rottenbaum zurück. Er rang mit einem Entschlusse.

„Ja," sprach er endlich vor sich hin, „so soll es sein. Ich will mein Testament machen und Amalie mag es in Verwahrung nehmen."

Der junge Mann zog aus seiner Brusttasche zwei Blatt Papier, stellte das Reiseschreibzeug, welches er beständig bei sich trug, auf den Tisch und ließ nun seiner Feder freien Lauf. Dann gab er das Geschriebene unter ein Couvert, auf welches er die Adresse des Fräulein Amalie Westenholz setzte. Als er schließlich den Brief der Frau Rottenbaum mit einem namhaften Geschenke zur Besorgung übergeben hatte, verließ er das Oberland, um sich zur Abreise nach Hamburg bereit zu machen.

Robert war, wie er versprochen hatte, bald nach vier Uhr nach Hause gekommen. Amalien's roth geweinte Augen betrübten ihn, jedoch ahnte er nichts Arges, sondern schrieb die Traurigkeit der geliebten Schwester nur dem Schmerze über die nahe bevorstehende Trennung zu. — Frau Westenholz, welche heute von ihrem geliebten Sohne für immer Abschied nahm, befand sich natürlich in einer derart gedrückten Stimmung, daß sie nur für den Zeiger der großen Wanduhr, die heute so furchtbar rasch der Zeit voranzueilen schien, Sinn hatte.

Der junge Mann versuchte zwar, Mutter und Schwester aufzuheitern, aber es gelang ihm dies schon aus dem Grunde nicht, weil er selbst von einer unheimlichen Stimmung beherrscht wurde. Es drängte sich ihm die Ahnung auf, daß er heute für immer von diesen Räumen Abschied nehmen und die beiden lieben Wesen vor sich in diesem Leben nicht wieder sehen werde.

Kurz nach neun Uhr mußte sich Robert zum Abschiede rüsten. Die arme Frau Westenholz bewies hierbei einen Heroismus, den sie sich selbst nicht zugetraut hatte. Sie war es, die Robert zum Fortgehen drängte, damit er nicht die Abfahrt des Schiffes versäume. Mit dem Augenblicke, wo ihr Sohn das Zimmer verließ, war es freilich mit ihrer Selbstverleugnung zu Ende. Als Amalie, welche dem Bruder noch bis zur nahen Freitreppe das Geleite gab, nach Hause zurückgekehrt war, fand sie ihre Mutter bewußtlos am Boden liegen. Amalie rief Frau Rottenbaum zu Hilfe, um die Kranke zu laben und dann zu Bett zu bringen.

Als Frau Westenholz gegen Mitternacht sich etwas erholt hatte und sodann aus Ermattung in Schlaf verfiel, begaben sich Frau Rottenbaum und Amalie in das anstoßende große Zimmer. Hier händigte Erstere dem Fräulein das von dem „schwarzen Fritz" zurückgelassene Schreiben aus.

Amalie riß hastig den Umschlag ab. Was konnte ihr der arme Hemsen wohl noch mitzutheilen haben? Das eine der Papiere enthielt nur wenige Zeilen. Es lautete:

„Meine unglückliche, heißgeliebte Freundin!

Bewahren sie das beiliegende Testament sorgsam auf und betrachten Sie dessen Bestimmungen als einen schwachen Beweis der wahren Freundschaft Ihres Ihnen bis in den Tod getreuen

Fritz Hemsen."

Amalie durchflog hierauf das Testament, in welchem sich der „schwarze Fritz" zu einem Fehltritte mit dem Fräulein Amalie Westenholz bekannte, in Folge dessen er sich durch sein Gewissen veranlaßt sehe, Mutter und Kind zu seinen Universalerben einzusetzen, nicht nur für Alles, was er schon jetzt besitze, sondern auch, was er noch bis zu seinem Ableben weiters erwerben werde. Diesem Testamente lag zugleich der Depotschein der kleinen Erbschaft bei, welche durch den Stadtrath von Bremen in guten fruchtbringenden Werthpapieren angelegt war. Auf diesem Depotschein stand zugleich vermerkt, daß Friedrich Hemsen aus Anlaß dieser Erbschaft und in Anbetracht des erreichten einundzwanzigsten Lebensjahres, sowie seines vortrefflichen Leumundes großjährig gesprochen worden war.

„Das ist zu viel", schluchzte Amalie, „die Großmuth des armen Hemsen beschämt, ja erdrückt mich. Ich kann, ich darf sein Opfer nicht annehmen!"

Fräulein Westenholz war fest entschlossen, am folgenden Tage das Testament sammt Depotschein dem hochherzigen Jünglinge nach Hamburg zurückzusenden. Sie hätte den Brief sogleich zurecht gemacht, wenn sie in der ersten Aufregung bereits über die richtige Form schlüssig gewesen wäre, Hemsen's Antrag abzulehnen, ohne auch nur den Schein einer Unart oder des Undankes auf sich zu laden.

Am folgenden und in den nächsten Tagen hatte sich jedoch der Zustand ihrer Mutter derart verschlimmert, daß sie keinen Augenblick von ihrem Lager weichen durfte. Als Amalie nach einer vollen Woche endlich Zeit und Gemüthsruhe besaß, um ihr in Rede stehendes Vorhaben auszuführen, war es zu spät geworden. Das recommandirte Schreiben, das sie an Hemsen nach Hamburg abgesendet hatte kam mit umgehender Post als unbestellbar zurück. — Der Dreimaster „Bertha" war noch drei Tage früher, als des Capitäns Brief voraussehen ließ, in die See gegangen. Amalie hob das Schreiben, versiegelt wie es war, unter ihren übrigen Papieren auf und vergaß auf dasselbe im Drange der Ereignisse, die bald über sie hereinstürmten, fast gänzlich.

Mutter Westenholz verließ nämlich ihr Krankenlager nicht mehr. Schon am zweiundzwanzigsten Tage nach Robert's Abreise von Helgoland schloß die edle Frau ihre Augen für immer; sanft und schmerzlos war ihr Ende; sie starb mit einem Segen für ihre theuren Kinder auf den erstarrenden Lippen.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse verschwand Amalie plötzlich spurlos von der „rothen Klippe". — Nur Frau Rottenbaum, die von ihr als Hausbesorgerin bestellt worden war, wußte um ihren wahren Aufenthalt. Den Leuten gegenüber hieß es, Fräulein Westenholz sei zu entfernten Verwandten nach Berlin gereist und werde vor einem Jahre kaum nach Helgoland zurückkehren.

Siebentes Capitel.

Auf der Hochzeitsreise.

Die in der „Times" enthaltene Anzeige von der zu Gravensend nächst London stattgehabten Vermählung des Sir Edward Dundonald mit Miß Mary Parker beruhte in der That auf keiner Mystification. — Die Beglückwünschungsschreiben, welche bei der ausgedehnten Bekanntschaft der Dundonald's in zahlloser Menge in Folge der erwähnten Anzeige unter der Adresse des Earl Baldwin von Dundonald alsbald einliefen, trafen jedoch das junge Ehepaar nicht mehr in Europa, sondern wurden demselben gelegentlich nach Ostindien nachgesendet.

Sir Edward brach mit seiner Gattin unmittelbar nach der vollzogenen Trauung von Gravensend nach dem Festlande auf, begleitet von seinem Oheime und Master Brandon, dem getreuen Sachwalter des verstorbenen Millionärs. Durch diese Hochzeitsreise traf man nicht blos zwei, sondern sogar drei Fliegen mit einer Klappe. Erstens entging man dadurch, wie schon der Earl in seiner vertraulichen Unterredung mit Edward angedeutet hatte, den vielen zweideutigen Anspielungen, auf welche sich das junge Paar betreffend der fatalen Sommersett-Affaire in der vornehmen Gesellschaft London's gefaßt machen mußte, zweitens stillte man dadurch Mary's Sehnsucht nach der Heimat, denn sie war zu Bombay geboren und erzogen, und drittens machte das kolossale, an verschiedenen Orten Ostindiens sehr zerstreut placirte Vermögen, als dessen unumschränkter Besitzer nunmehr Sir Edward sich zu betrachten hatte, die Schlich-

tung von hundert Angelegenheiten an Ort und Stelle nothwendig, zumal Master Brandon ob seiner vorgerückten Jahren und seiner angegriffenen Gesundheit sobald als möglich jeder Verantwortung betreff des Parker'schen Nachlasses enthoben zu sein wünschte. Wie jeder in Ostindien zu Vermögen gelangte Engländer, hegte Brandon jetzt keinen sehnlicheren Wunsch, als den Rest seiner Tage in Europa zu verbringen.

Der Earl of Dundonald schloß sich freiwillig den „Ostindienfahrern" an, obgleich er eigentlich für seine Person in jenen fernen Ländern gar nichts zu suchen hatte. Dennoch fußte sein Entschluß: das junge Ehepaar nicht aus den Augen zu lassen, auf mancherlei reifen Erwägungen. — Sir Edward vermochte kaum seinen Haß, seine Verachtung und Abneigung gegen die ihm durch das Geschick aufgedrungene Ehehälfte zu verbergen, während Mary in ihren Gemal immer rasender verliebt wurde und ihn mit den Argusaugen der Eifersucht auf Schritt und Tritt verfolgte.

Diese diametralen Gesinnungen des in so hohem Grade heterogenen Ehepaares mußten eines Tages zu einem Skandal führen, wenn nicht ein kluger Freund und Rathgeber fortwährend zur Hand war, um nach beiden Richtungen in entsprechender Weise zu vermitteln und zu besänftigen. Zu einem Bruche, zu einer Ehescheidung durfte es aber nicht kommen. In diesem Falle bestimmte nämlich Master Parker's letzter Wille, daß, mochte seine Tochter an der Trennung schuldig sein oder nicht, ihr Gemal keinen weiteren Anspruch auf das von ihm hinterlassene Vermögen erheben dürfe, sondern dasselbe sodann für sie und ihre rechtmäßigen Erben besonders verwaltet werden müsse.

Der Earl Baldwin war ein schlauer, welterfahrener Kopf und über die Mittel und Wege, um die letztgenannte Eventualität zu vermeiden, daher bald mit sich im Reinen. Sein Plan, den wir später kennen lernen werden, war jedoch während der Reise, die über Marseille und die Landenge von Suez ging, nicht ausführbar; er geduldete sich also, bis sich in Ostindien eine schickliche Gelegenheit dazu finden würde.

Zu Anfang August 1847 stiegen unsere vier Reisenden in Bombay an's Land, von dessen Leben und Treiben wir eine kurze Schilderung versuchen wollen.

Bunt, wie die Natur Ostindiens, erscheint uns die Menschen=

welt in Bombay. Werfen wir einen Blick in die wogenden Straßen. Hier ein Engländer, der nicht blos seine ganze heimatliche Bequemlichkeit mitgebracht hat, sondern auch, dem indischen Klima zum bittersten Trotz, an der heimatlichen Unbequemlichkeit festhält, bis auf den steifen Hut. Dort ein Hindu-Brite, der seine Abstammung von einer Hindu-Mutter auch durch den allerenglischesten Schnitt seiner Tracht nicht verbergen kann; die minder edlen Züge und die schmutzige Farbe des Gesichtes verrathen die Mischung. Hier ein noch schwärzerer Hindu-Portugiese, der auch gern für einen vollen Europäer gelten möchte und noch weniger das Zeug dazu hat. Dort der eingeborene Jude, der trotz seines vielleicht fast zweitausendjähren Aufenthaltes in Indien und trotz seiner vollkommenen Hindutracht sich auch hier durch seine Gesichtsbildung sogleich als einen Sohn Abraham's ausweist. Hier ein Moslim, dessen strafferem Wesen und gemessenem Schritte man es anmerkt, daß Indien einst zu seinen Füßen gelegen. Dort eine Gruppe schlanker Hindu's, die noch immer den Stock der eigentlichen Bevölkerung ausmachen, von der verschiedenartigsten Farbe und Tracht; auf der einen Seite der überladenste Putz, auf der anderen die vollendetste Blöße; auf der einen Seite fast europäische Weiße, auf der anderen fast Negerschwärze, und dazwischen alle Schattirungen der Farbe und alle Stufen der Bekleidung.

Hier kommt Einer mit bloßem Gürtel am nackten Leib, dort ein Anderer mit leicht über die Schulter geworfenem Baumwollzeug. Des Einen Kopf ist ganz kahl geschoren, ein Zweiter hat einen Büschel auf dem Wirbel stehen lassen, dem Dritten hängt ein langer Zopf vom kahlen Haupte, der Vierte ist ein schöner schwarzer Lockenkopf. Bunt ist die Livrée des Morgenlandes im Allgemeinen, aber wer kann das bunte Wesen Indien's, in dessen classischer Sprache „bunt“ und „schön“ durch ein Wort bezeichnet wird, nur einigermaßen schildern — und nun erst hier in Bombay, diesem Hauptverkehrspunkte des indischen Wesens!

In dem vielfarbigen Menschenstrome, der sich alltäglich durch die Straßen Bombay's wälzt, fällt uns ein Element ganz besonders auf; da es so häufig wiederkehrt, spielt es hier offenbar eine Hauptrolle. Betrachten wir einmal dort den Mann mit langen, weiten, gelbseidenen Beinkleidern, mit enganliegendem und bis zum Knie reichendem Gewande von weißer Baumwolle, mit tschakoähnlichem und stets etwas rückwärts liegendem Hut. Die auffallend weiße Gesichts-

farbe, sowie die einen gewissen Charakter verrathenden Gesichtszüge machen es bald sicher, daß wir es nicht mit einem Hindu zu thun haben; sein eiliger Schritt und seine berechnende Miene aber lassen den Geschäftsmann erkennen, auch wenn wir das Stückchen Papier, das er in der Falte des Hutes trägt, nicht bemerken sollten. Es ist ein Feueranbeter. Nimmt man noch dazu den zierlichen Afghanen von entschieden semitischer Gesichtsbildung im langen, schwarzen Gewand mit schwarzem, spitz zulaufenden Hut, den gelblichen Chinesen mit geschlitztem Auge in englischer Matrosentracht, den freien Sohn der arabischen Wüste, der in seiner geränderten wollenen Decke und mit seinem buntfarbigem Kopftuch gravitätisch durch den Bazar schreitet und das Thun und Treiben der Städter neugierig beäugelt, endlich das arme Geschlecht der afrikanischen Neger, unter den der kohlschwarze aber rüstige Suaheli von der Ostküste Afrika's die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht, so besitzen wir ungefähr ein Bild von der Menschenwelt, die alltäglich in den Straßen Bombay's auf- und abfluthet.

Zur Zeit, wo unsere Reisenden in Bombay den Fuß an's Land setzten, war die Hitze gerade am größten, das heißt für einen Europäer, der sich noch nicht an diesen von der Sonne geheizten Glühofen gewöhnt hatte, unerträglich, ja lebensgefährlich.

Der landeskundige Master Brandon schlug daher vor, ohne Verzug nach dem Inneren von Ostindien aufzubrechen, und zwar vor Allem nach Delhi zu reisen, in dessen Umgebung zahlreiche und weit ausgedehnte Ländereien, einen wesentlichen Bestandtheil von Parker's Nachlaß bildeten. Von Delhi sollte dann auf dem Ganges stromabwärts in einem bequemen mit allem Comfort reich ausgestatteten Schiffe die Fahrt bis nach Calcutta, woselbst Master Brandon mehrere große Paläste und Magazine an Sir Edward zu übergeben hatte, fortgesetzt werden.

Die Entfernung von Bombay bis nach Delhi beträgt an zweihundert deutsche oder tausend englische Meilen, und zwar quer durch den ganzen nordwestlichen Theil des Riesenreiches. Da es in den vierziger Jahren in Ostindien noch keine Eisenbahnen gab, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß unsere Reisenden volle sechs Wochen benöthigten, um nach Delhi zu gelangen.

Wenn Bombay mit seinen 800,000 Einwohnern in Folge seiner Lage die handelsthätigste, Calcutta die politisch wichtigste und

Benares die heiligste Stadt in Hindostan ist, so gewährt Delhi inmitten des Landes die beste Vorstellung des eigenthümlichen Lebens und Treibens einer ostindischen Stadt.

Gewöhnlich sind die Straßen in den Städten des Orients sehr schmal und wenig mehr als finstere Durchgänge. Der Chandy Chotte in Delhi bildet eine bedeutende Regel von der Ausnahme und ist vielleicht die breiteste Straße, die man in irgend einer Stadt des Orients findet. Die Häuser haben an der Vorderseite meist Balcone, auf denen die Männer sitzen, in leichten Mousselin gekleidet und ihre Hukahs rauchend; zuweilen sieht man auch Frauen, die, aller Sitte trotzend, derselben Beschäftigung sich hingeben. Das Gewühl eines so volkreichen Platzes ist sehr bedeutend, denn jedes Haus scheint so stark wie ein Bienenkorb besetzt zu sein. Die Bevölkerung von Delhi beträgt weit über 300,000 Menschen.

Die große Eigenthümlichkeit einer Stadt des Orients besteht darin, daß auf den Straßen Alles öffentlich betrieben wird, im Gegensatz zu dem äußerst verhüllten häuslichen Leben. Die Menschen sprechen so laut, als sie nur können, und zuweilen, wenn sie über die unbedeutendsten Dinge reden, scheint es, als ob sie sich auf die heftigste Weise zanken. Das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Ochsen, das Knarren der Wagenräder und das Klirren der Hämmer der Schmiede, alle kleinen Gewerbe werden nämlich hier auf einem kleinen offenen Raume vor jeder Bude betrieben, sind kaum auszuhalten. Die trompetenden Töne des Elephanten nebst dem Stöhnen der Kameele, gelegentlich auch das Brüllen eines gezähmten und zur Jagd abgerichteten Leoparden, das beständige Trommeln der Tamtams, die schrillende Pfeife und die knarrenden Töne der Violine von den noch schlimmern Lauten der Sänger begleitet, erzeugen eine Höllenmusik, wahrhaftig angethan, eine nur etwas nervenschwache Person in Verzweiflung zu bringen.

Delhi ist vorwiegend muhamedanisch und es herrscht hier eine Vertraulichkeit im Benehmen, die Jeden sogleich sich heimisch fühlen läßt. — Wenn ein Fremder in die Stadt eintritt und eine Gruppe findet, die sich irgend einer Belustigung hingibt, kann er sich sogleich anschließen und das Spiel so eifrig mittreiben, als hätte er die Leute sein ganzes Leben hindurch gekannt.

Die Häuser sind meistens unregelmäßig gebaut und häufig sonderbar dekorirt. Teppiche von verschiedenen Farben hängen vor den

Thüren, vielfarbige Blenden schirmen die Fenster, und der Gebrauch Kleider, vorzüglich Schärpen von allen Farben, rothe, blaue, gelbe grüne und weiße auf den Dächern auszubreiten, um sie dort zu trocknen, macht, daß die Häuser ebenso freundlich aussehen wie ein Schiff, das an einem Galatage sich mit allen Wimpeln schmückt.

Durch die Stadt zu reiten erheischt große Vorsicht und Geschicklichkeit. Es ist nothwendig, den ganzen Weg über zu rufen, zu schieben und zu stoßen, um die Menge zu ermahnen, aus dem Wege zu gehen. Gelegentlich muß man sich bei einem Zuge beladener Kameele vorbeiquetschen oder Elephanten ausweichen, und wenn das Pferd, wie dies sehr häufig vorkommt, sich vor diesen Thieren scheut, erfordert es große Geschicklichkeit, nicht in die Kessel von siedendem Wasser vor den Buden der Köche geworfen zu werden. Sehr oft ist die Furcht gegenseitig, und es läßt sich leicht denken, welche Verwirrung ein Elephant, der sich vor einem Pferde flüchten will, in den volkreichen Straßen anrichtet. —

Sir Edward bezog mit Frau, Oheim und Brandon einen prachtvollen Palast, den Master Parker vor etlichen zwanzig Jahren um einen wahren Spottpreis von einem depossedirten indischen Prinzen sammt einem weit ausgedehnten Complexe von Ländereien gekauft hatte.

Obwohl man sich in Delhi nicht länger als etwa sechs Wochen aufzuhalten gedachte, mußte Sir Edward, der Landessitte gemäß, sich doch in seinem Besitzthume auf der Stelle häuslich einrichten, was im Handumkehren zwanzigtausend Pfund verschlang. Der Haushalt eines ostindischen Nabob ist in der That sehr kostspielig durch die Unzahl der Dienerschaft, sowie durch den Aufwand für Elephanten, Kameele und Pferde, welche da sein müssen, ob man sie nun braucht oder nicht.

Ohne diesen dreifachen Marstall ist nämlich ein ostindischer Großer, und zu diesen zählte jetzt Sir Edward Dundonald, nicht in der Lage, eine standesgemäße Visite zu machen. Der reiche Erbe mußte also, wollte er als einer der größten Grundbesitzer von Delhi nicht alle Achtung der Eingebornen verscherzen, sich mit dem ganzen lästigen und kostspieligen Pomp, wie es die Landessitte erheischt, umgeben, als er den ersten Familien der Stadt seine Aufwartung machte. — Versuchen wir, einen solchen processionsartigen Gala-Aufzug in Kürze zu beschreiben.

Auf Pferden und Dromedaren reitend, zieht voran ein Dutzend Diener, auf phantastische Weise herausgeputzt. Die Thiere sind mit scharlachnen, in Gold gestickten Decken belegt, die Zäume mit Schellen besetzt und um den Nacken hängen Halsbänder von Gold und Silber mit kleinen Perlen geschmückt. Die Reiter tragen weite Kleider von rother und gelber Farbe, Kaftans, die vom Nacken bis zur Fußsohle reichen und nur auf der einen Seite, von der Hüfte an abwärts offen sind, um dem Reiter das Sitzen auf dem Reitthiere möglich zu machen. Jeder der Männer ist mit einem Säbel und einer langen Flinte bewaffnet. Ein schüsselartig geformter Helm von Stahl schließt sich dicht dem Kopfe an. Die untere Bekleidung bilden ein Paar Courierstiefel, bis an's Kniee reichend und dicht am Beine anliegend, worauf weiter oben ein Paar Pluderhosen folgen; ein Paar glänzende Sporen vollenden die Equipirung. Auf die Reiter folgt eine dreifache Anzahl von Dienern zu Fuß; es ist der ganze disponible Haustroß, theils halb nackt, theils in prachtvollen Livreen. Unter ihnen befinden sich einige Herolde; zum Zeichen ihrer Würde tragen sie kurze Schwerter und rufen fortwährend die Titel ihres Herrn aus. Sodann folgt der gesammte Marstall. Jedes Pferd ist hübsch aufgeputzt und wird von einem Reitknechte am Zaume geführt; unmittelbar hinter den wiehernden, nach rechts und links vor Uebermuth mit den Hufen ausschlagenden Rossen folgt eine Truppe gravitätisch einherschreitender Elephanten; je größer die Anzahl dieser unersättlichen Fresser, umso reicher und vornehmer gilt ihr Besitzer.

Endlich erscheint der Herr aller dieser Herrlichkeiten. Er liegt in nachlässiger Stellung in einem schimmernden gelben Palankin, der über und über von vergoldeten Zierrathen in erhobener Arbeit bedeckt wird. Hinter dem Palankin folgt wieder eine Wache, der ähnlich, welche dem Zuge voranging.

Dieser kostspielige und nichtssagende Pomp behagte Sir Edward sowie seinem Oheim sehr wenig, aber um desto mehr gefiel sich darin die junge Frau, welche fast täglich in einem oder dem anderen Palais den Damen der Haute volée von Delhi auf die bezeichnete Weise ihre Aufwartung machte. Die Gegenbesuche fanden natürlich mit demselben Prunke statt.

Indessen billigte Sir Edward die immer mehr in Zug gerathende Verschwendungssucht Mary's, weil er dadurch freie Hand bekam, nach Belieben seinen Zerstreuungen nachzugehen, wobei ihm

der alte Roué Baldwin Dundonald mit Rath und That zur Seite stand.

Sir Edward, der noch nie zuvor in diesem merkwürdigen Lande gewesen, fand besonders an den Bajaderen, wie die öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen in Indien heißen, großes Gefallen. Der Name Bajadere stammt aus dem Portugiesischen bailadeira, d. i. Tänzerin. Indessen entsprechen ihre Tänze nicht dem, was wir unter Tanz zu verstehen gewohnt sind; es sind vielmehr Pantomimen, deren Erklärung in den Gesängen liegt, welche von den begleitenden Sängern im Recitative vorgetragen werden. — Diese Gesänge enthalten zumeist Schilderungen von glücklicher oder verzweifelnder Liebe, der Eifersucht, der Erwartung des Geliebten und dergleichen. Die Tracht der Bajaderen ist höchst originell, verführerisch und im Vereine mit den Darstellungen selbst, darauf berechnet, die Sinne und Begierden zu reizen.

Die Bajaderen zerfallen in zwei Hauptklassen, deren jede mehrere Unterabtheilungen zählt. Zu der ersten Classe gehören die dem Dienste der Götter geweihten, zu der zweiten die im Lande umherziehenden. Die Ersteren, die man Devadasis (Götter-Sclavinen) nennt, unterscheiden sich nach dem Range der Familie, aus der sie stammen, nach der Würde der Gottheit, der sie sich weihen, und nach dem Ansehen und Reichthum des Tempels, dem sie angehören, in zwei Rangclassen. Die des ersten Ranges werden aus den angesehensten Familien der Vaisyakaste, wozu die reichen Landeigenthümer und Kaufleute gehören, gewählt, die des zweiten aus den vornehmsten Sudra-Familien, welche den Stand der Handwerker bilden.

Nur Mädchen, die noch im Alter der Kindheit stehen und frei von allen körperlichen Gebrechen sind, werden als Devadasis aufgenommen; die Eltern müssen durch feierlichen Vertrag auf alle ihre Rechte an dem Kinde Verzicht leisten, das nun den nöthigen Unterricht erhält.

Die Devadasis haben bei Festen und feierlichen Umzügen ihres Gottes das Lob desselben zu singen und vor dessen Bild einherzutanzen. Ferner müssen sie im Tempel alle niederen Dienste verrichten. Von den eigentlichen heiligen Ceremonien, wie Todtenopfer und Brandopfer, sind sie jedoch ausgeschlossen. Die Devadasis ersten Ranges wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels und dürfen denselben ohne besondere Erlaubniß des Oberpriesters nicht

verlassen. Eines ihrer Hauptvorrechte besteht darin, daß sie zu keiner Ehe gezwungen werden können. An ein Gelübde der Keuschheit sind sie aber nicht gebunden; es steht ihnen frei, sich inner- oder außerhalb des Tempels einen Liebhaber zu wählen, wenn dieser nur den oberen, nämlich den vollkommen reinen Kasten angehört. Die Kinder der Bajaderen sind Eigenthum des Tempels; die Mädchen werden in dem Gewerbe der Mutter, die Knaben zu Musikern erzogen.

Die Devadasis zweiten Ranges unterscheiden sich im Ganzen wenig von denen des ersten Ranges, jedoch führen sie ein noch freieres Leben, weil sie außerhalb ihres Tempels wohnen und in demselben nur der Reihe nach den Dienst zu versehen haben, sonst aber über sich und ihre Zeit ganz nach Belieben verfügen dürfen. Diesem Devadasis ist es ferner erlaubt, auch bei Hochzeiten und Gastereien um Geld sich zu produciren.

Alle Devadasis verehren als ihre besondere Schutzpatronin die Göttin Rambha, eine der schönsten Tänzerinnen im Paradiese des Indra, den Gott der Luft und des Himmels.

Von den Devadasis sehr wesentlich verschieden sind jene Bajaderen, die, frei im Lande umherziehend, nur bei Privatfestlichkeiten und in den Tschultris oder öffentlichen Herbergen ihre Kunst übenund bald Ratschi, bald Kutterni, bald Sutradhari genannt werden; wenn schon die Devadasis beider Classen hinsichtlich der Moralität sehr laxen Maximen huldigen, so ist dies selbstverständlich hinsichtlich der tanzenden Landstreicherinnen noch weit mehr der Fall.

Unter den Devadasis zu Delhi galt zur Zeit, als Sir Edward daselbst anlangte, als die schönste und reizendste, zugleich aber auch als die sprödeste ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren, Namens Durga, das heißt die Schwernahbare.

Ihre Mutter war eine Devadasi des vorerwähnten Gottes Indra, und ihr Vater, wie man behauptete, ein englischer General, der mit der schönen Bajadere ein vorübergehendes Verhältniß angesponnen hatte. Die europäische Abstammung der schönen Durga schien in der That außer allem Zweifel zu stehen, wenn wir ihren blassen, überaus zarten Teint und ihr volles, üppiges, auf eine ganz eigenthümliche Weise in's Röthliche spielende Kopfhaar betrachten, das übrigens, von der Ferne gesehen, ganz dunkel zu sein schien. Ebenso gewahren wir in ihren schönen Zügen einen edlen Ernst, eine Anmuth und Sittsamkeit, die sonst den Bajaderen nicht eigen zu sein pflegt.

Indeß beweist ihr feuriges Auge und die Lebhaftigkeit aller ihrer Bewegungen, daß, trotz der erwähnten Merkmale ihrer beziehungsweise nordischen Abstammung, das heiße wallende Blut des Südens in ihren Adern rolle und auf ihr Temperament und ihre Handlungen von großem, ja vielleicht sogar zumeist maßgebendem Einfluße sein müsse.

Als ein weiterer Beweis ihres europäischen Halbblutes konnte auch füglich der Umstand gelten, daß sie in ihrer physischen Entwicklung gegen ihre Colleginnen um wenigstens drei Jahre zurückgeblieben war; aber während die anderen Mädchen ihres Alters bereits deutliche Spuren beginnenden Verwelkens an sich trugen, glich Durga einer keimenden Knospe, deren völlige Entfaltung erst in zwanzig bis dreißig Monden zu erwarten stand.

Sowie Durga alle ihre Genossinnen an Schönheit und Anmuth weit übertraf, so stellte sie auch Alle durch ihre wahrhaft künstlerischen Leistungen in den Schatten. In ihrem Tanze, in ihren Pantomimen lag nichts Eingedrilltes, sondern Verständniß, hoher ästhetischer Sinn, der jede lascive Bewegung ausschloß und dadurch gegen das mitunter ziemlich freche Geberden der meisten Devadasis äußerst wohlthuend abstach.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß Sir Edward, der seiner Gemalin täglich mehr überdrüßig zu werden begann, bei seiner ausgesprochenen Leidenschaft für das weibliche Geschlecht bald zahlreiche Abenteuer mit verschiedenen Bajaderen in seinem Tagebuche zu registriren hatte. Aber alle diese flüchtigen Unterhaltungen boten ihm wenig Reiz, weil sie ihm nichts kosteten, als eine Handvoll lumpichter Goldstücke.

Da sah er zufällig eines Tages die schöne reizende Durga, und seine leicht entzündliche Phantasie loderte sogleich in hellen Flammen auf. Er war nebst Onkel Baldwin zu einem reichen alten Junggesellen zu Tische geladen worden; auch der Oberpriester des Indra-Tempels erschien zu Gast; der freundliche Wirth war ein naher Verwandter des heiligen Mannes, der auch etwas zur Unterhaltung beitragen wollte, und zwar mit etwas ganz Besonderem, weßhalb die besten Bajaderen seines Tempels, darunter auch die liebliche Durga zu einer Production nach dem lucullischen Festmahle bestellt hatte.

Das Programm bestand in einer ganzen Reihe pantomimischer Tänze, welche eine vollkommen gegliederte Handlung in sich schloßen

und daher in mehrere Abtheilungen mit längeren Zwischenpausen zerfielen.

Sir Edward verwandte kein Auge von der bezaubernden Durga, so daß ihn sein Oheim wiederholt anstieß, damit er sich nicht gar zu auffallend geberden und die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf sich ziehen möge.

Nachdem die ersten zwei Acte der Vorstellung zu Ende waren, traten die Bajaderen ab, um in einem Seitengemache Erfrischungen einzunehmen und ein Stündchen auszuruhen. Sir Edward hätte Schätze darum gegeben, wäre es ihm möglich gewesen, Durga nachzufolgen. Das schöne Mädchen blickte auch ihn während des Tanzes wiederholt an. Der junge Wüstling, gewöhnt, das weibliche Geschlecht, zumal eine Bajadere, nur als Waare zu betrachten, hielt die reizende Durga bereits für seine Beute. Nach seiner Ansicht galt es nur die Schwierigkeiten zu besiegen, welche aus ihrem Aufenthalte innerhalb des Tempels des Gottes Indra erwuchsen. Mit viel Geld und einiger Schlauheit konnten aber die Mauern dieses Tempels als kein unübersteigliches Hinderniß angesehen werden, denn die Hindu-Priester und ihr dienender Troß sind klingenden Gründen ebenso leicht zugänglich, als ihre Collegen in anderen Ländern.

Durga war, wie Sir Edward aus einer kurzen Unterredung des Mädchens mit dem Haushofmeister des Nabobs, bei welchem man sich als Gast befand, entnommen hatte, der englischen Sprache vollkommen kundig. Eine vorläufige schriftliche Verständigung mit der verführerischen Devadasi fiel also nicht schwer, wenn Durga überhaupt darauf einging.

In dieser Beziehung wollte Sir Edward alsbald Gewißheit haben. Er entfernte sich auf einen Augenblick aus dem Saale und schrieb mit Bleistift folgendes Zettelchen in englischer Sprache:

„Göttliche Durga! — Meine Blicke, die Dich zu verschlingen drohten, haben Dich wohl schon errathen lassen, wie sehr ich von Deinen unvergleichlichen Reizen bezaubert bin! Wenn ich mich nicht täusche, fandest auch Du mich Deiner Aufmerksamkeit würdig. Gib, wenn Du wieder auftrittst, meinem Kammerdiener ein sichtbares Zeichen, daß du mir gewogen bist. Du sollst es nicht bereuen; meine Liebe wird nur von meiner Dankbarkeit, meiner Opferfreudigkeit für Dich überboten werden.“

Diese Zeilen ohne Unterschrift händigte Sir Edward seinem

im Vorhause harrenden Kammerdiener mit dem Auftrage ein, die Bestellung des Billetdoux sogleich, aber ohne daß es die anderen Bajaderen gewahrten, an Durga zu besorgen.

Der Diener, in solchen Angelegenheiten wohl erfahren, vollführte rasch und pünktlich seinen Auftrag. Er ließ Durga durch eine Dienerin des Hauses auf den Corridor entbieten.

Ohne Zögern nahm die liebliche Devadasi das Briefchen mit einer Miene entgegen, als habe sie bereits vorausgesetzt, daß es so kommen werde. Sie überflog rasch den Inhalt, bevor sie sich zu ihren Genossinnen zurückbegab. Bitterer Hohn umspielte ihren kleinen Mund, als sie sodann das Billetdoux in ihrem Busen verbarg.

„Ja, er soll das verlangte Zeichen haben!" murmelte Durga vor sich hin, und aus ihren Augen schoß ein Blitz des Hasses und der Verachtung, „ja, er soll es haben zu seinem Verderben. Dank, den Göttern, die mich zum Werkzeuge ihrer Rache erkoren!"

Als Sir Edward wieder in den großen Saal zurückkehrte, nahm eben eine Vorstellung von indischen Gauklern ihren Anfang, um das den Bajaderen zur Erholung gegönnte Stündchen entsprechend auszufüllen.

Obwohl Sir Edward von seiner plötzlichen Leidenschaft ganz und gar eingenommen war, zogen ihn dennoch die Kunststücke, welche er hier zu sehen bekam, unwillkürlich an. Sie waren in der That so originell und von Allem, was man in Escamotage von europäischen „Zauberern" zu sehen bekommt, so völlig abweichend, daß wirklich für ihn der Reiz der Neuheit obwaltete.

Wer hätte nicht schon von Indiens Taschenspielern, Gauklern und Schlangenbändigern gehört, die, wenn sie auch nicht einen wesentlichen Theil der Bevölkerung ausmachen, dennoch, gleich den Bajaderen überall zu finden sind. Sie besitzen eine große Aehnlichkeit mit den Zigeunern, deren Ahnen sie sehr wahrscheinlich sind, nachdem die Stammverwandtschaft des Zigeunerjargons mit den Hindusprachen durch neuere Forschungen nachgewiesen wurde. Die indischen Tausendkünstler besitzen, wie die Zigeuner, keine festen Wohnsitze, schlagen ihr Lager immer vor der Stadt auf und wenig besuchte, verfallene Gebäude, namentlich alte Ruinen, haben für sie einen besonderen Reiz.

Vorzüglich berühmt sind die „Zauberer" von Madras, und eine solche Truppe war es, welche sich vor den vornehmen Gästen des Delhi'schen Nabob producirte.

Die indischen Gaukler führen ihre Kunststücke ohne alle Vorbereitungen und Apparate aus und sind zudem fast vollständig nackt. Es frappirt daher unwillkürlich, wenn einer dieser Bursche einen alten, zerbrochen aussehenden Korb, durch den man nach allen Seiten hindurchsehen kann, schwingt, sodann Jemand gestattet, denselben zu untersuchen, ja zu betasten, und auf einmal, denselben emporhebend, ein halbes Dutzend Tauben daraus hervorzieht, ohne eines ihm beistehenden Helfershelfers sich bedienen zu können.

Noch weit interessanter war das folgende Kunststück eines alten Kerls, der, nachdem er sich in die Mitte des Saales gestellt hatte, und seine Kameraden alle weit zur Seite getreten waren, mit schrillernder Stimme ankündigte: er werde nun Bäume nach Belieben wachsen lassen.

Der Gaukler führte nichts mit sich als ein kleines Bündel, kaum halb so groß als ein Cylinderhut und drei schwache Bambusstäbe von der Höhe eines Mannes.

Der Indier räusperte sich und frug mit einer Verneigung, welchen Baum er wachsen lassen solle. Der Wirth des Hauses, der das versprochene Kunststück wohl schon gesehen haben mochte und mit der unerschütterlichen Ruhe des Orientalen seine Pfeife fortrauchte, ließ seinem vornehmsten Gaste, dem Earl, das Bestimmungsrecht.

Sir Baldwin nannte den ersten besten Baum, der ihm einfiel, nämlich einen Mangobaum.

Der Gaukler bat nun, daß es ihm erlaubt sein möge, seinen Bündel auszukramen, damit er seine Arbeit vollbringen könne. Ein Platz vorn im vollen Tageslichte in einiger Entfernung von der Wand ward ihm als der Ort bezeichnet, wo der Baum wachsen solle.

Der Indier stellte die Bambusstäbe auf den harten glatten Estrich des Fußbodens und schlug ein langes Tuch, welches sein Packetchen enthalten hatte, derart um die Stäbe, daß er, sich daruntersetzend, den Blicken der Anwesenden verborgen wurde. Seine Arbeit begann. Kaum zehn Minuten waren verstrichen und der Indier erhob sich; er nahm den Shawl und die Bambusstäbe hinweg und siehe — ein junger Mangobaum, gut mannshoch, stand da, von einem Blätterreichthum und einer Frische der Blätter und aller seiner einzelnen Theile, daß man sich keinen schöner und kräftiger aussehenden Baum dieser Gattung denken konnte. Der Baum stand anscheinend auf dem Fußboden des Saales, einiges Erdreich war aufgeschichtet

und bedeckte die Wurzeln. Der Gaukler forderte nun die Anwesenden auf, den Baum ganz in der Nähe zu betrachten, ja nach Belieben auch zu betasten, um sich zu überzeugen, daß man einen wirklichen lebensfähigen Mangobaum vor sich habe. Der Gaukler hatte den Baum offenbar mitgebracht und die Geschicklichkeit, wie er denselben in ein so kleines Packet zusammenlegen und unbeschädigt aufstellen konnte, war gewiß ein Kunststück, wobei das Einpacken ebenso interessant sein mußte, als das Auspacken.

Sir Edward bot dem Gaukler eine Belohnung, wenn er das merkwürdige Kunststück vor den Augen Aller ausführen würde. Er steigerte sein Angebot bis auf tausend Pfund, aber der Indier war nicht zu bestechen. Der Wirth des Hauses erklärte dem Earl und dessen Neffen, es sei umsonst, in den Mann zu dringen, denn derselbe würde unfehlbar dadurch sein Leben einbüßen. Die indischen Gaukler bilden nämlich unter sich eine festgegliederte Zunft mit strengen Satzungen, deren eine dahin lautet, daß Jeder, welcher ein Kunststück an einen Uneingeweihten verräth, mit dem Tode bestraft werden müsse.

In Folge dieser Erklärung des Nabob drang man also nicht weiter in den armen Teufel, der nun, wie zuvor, die Bambusstäbe aufstellte und abermals seinen Shawl um dieselben schlang, damit sich und den Mangobaum verbergend. Nach einer nicht längeren Frist, wie bei der Enthüllung, kroch er wieder zwischen den Bambusstäben hervor und zog den Shawl weg. Der Mangobaum war verschwunden; nur wenige Spuren des Erdreiches zeigten die Stelle an, wo das merkwürdige Kunststück stattgefunden hatte.

Nun traten ein Mann und eine Frau vor. Ersterer band der Letzteren Hände und Füße und schnürte sie obendrein in ein Netz von Stricken ein, so arg, daß nur eine außerordentliche Biegsamkeit der Glieder dies zulässig machte. Dieses menschliche Packet legte er nun auf die obere offene Seite eines Korbes, dessen Oeffnung so eng war, daß es unmöglich schien, einen Menschen hineinzuzwängen, geschweige denn, daß die geknebelte Frau allein es hätte ausführen können. Das Ganze wurde nun mit einem Tuch bedeckt und nach einigen Ceremonien sah man das Tuch sich senken. Die Frau war im Korbe. Das Tuch wurde nun weggenommen. Grobe Täuschung war unmöglich, weil man den Korb von allen Seiten übersehen konnte und die ganze Scene auf dem Mosaikboden des Saales vor

sich ging. Zudem waren der Earl und dessen Neffe bis auf drei Schritte dem Korbe nahe getreten. Nach einigen zwischen dem Mann und der Gefangenen gewechselen Worten griff Ersterer nach einem Degen und durchstieß von allen Seiten den Korb zu wiederholten Malen; Blut floß von der Klinge, während von innen ein schauerliches Stöhnen zu vernehmen war. Die Schnelligkeit der Stöße mit dem Degen und die Verschiedenheit der Richtungen, in denen sie geführt wurden, machten es unbegreiflich, daß das scheinbare Opfer in seinem engen Behältniß, und obendrein gebunden, sich so rasch hätte wenden können, um ihnen zu entgehen. Trotz der Ueberzeugung, daß Alles Trug war, fühlten sich die europäischen Zuschauer doch erleichtert, als die Gauklerin von dem Manne unversehrt aus dem Korbe hervorgeholt und jetzt erst wieder ihrer Fesseln entledigt wurde.

In der That besitzen alle indischen Gaukler eine außerordentliche, schlangenartige Biegsamkeit des Körpers. Sie winden sich durch Leitersprossen auf und ab, springen über Elephanten, übertreffen alle Seiltänzer anderer Nationen, gehen auf schneidenden Schwertern und was dergleichen auf den ersten Anblick wahrhaft überraschende, weil unerklärliche Kunststücke mehr sind. Die Weiber bleiben dabei hinter den Männern nicht zurück, und schon die Kinder üben sich im Verschlucken von Bambusstäbchen, um sich zu Schwerter-Verschluckern auszubilden.

Außer den erwähnten drei Gaukeleien wurden auch noch einige andere producirt, über welche wir jedoch hinweg gehen, um schneller zu erfahren, was die schöne Durga aus Anlaß des ihr zugekommenen Billets zu thun für gut befand.

Die zweite Hauptabtheilung der Pantomime begann mit einem Solo der ersten Künstlerin, nämlich der reizenden Durga. Noch öfter als zuvor begegneten jetzt ihre Blicke denen des von wilden Begierden entbrannten Sir Edward, dessen Kammerdiener geschickt seinen Platz derart eingenommen hatte, daß Durga auf unauffällige Weise ihm während des Tanzes nahe kommen konnte.

Die Devadasi schien durchaus nicht begriffsstützig zu sein. Auch sie richtete ihre Bewegungen und Attitüden darnach ein, daß sie für einen Moment an Sir Edward's Liebesboten, Namens Simson, beinahe streifte, ohne ihm jedoch dabei ihr Antlitz zuzukehren.

Durga ließ bei dieser Gelegenheit, von allen übrigen Anwesenden unbemerkt, eine frische Rose in Simson's Hände gleiten.

Die Devadasi erhörte also Sir Edward's Bitte; sie hatte ihm ein Zeichen ihrer Huld gegeben; der junge Mann mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht laut aufzujubeln. Die Pantomime dauerte wohl noch an eine Stunde; andere Bajaderen traten auf und mühten sich bestens ab, es ihrer beneideten Vortänzerin nachzuthun, aber natürlich vergebens. Indessen leisteten sie in malerischen Gruppen durch die Präcision ihrer Gesammtbewegungen ganz Erträgliches. Sir Edward war indessen aus dem Saale verschwunden und erging sich in dem wundervollen Parke des Palais; er ersann bereits einen förmlichen Plan, wie er wohl am Besten die Liaison mit der reizenden Devadasi cultiviren könnte, ohne den Argwohn seiner sehr eifersüchtigen Gemalin zu erregen; von dieser Stunde an konnte er es weniger als je auf einen förmlichen Bruch mit Lady Dundonald ankommen lassen, da er jetzt mehr denn je auf ihre Schätze angewiesen war, um die von ihm adoptirte kostspielige Rolle eines indischen Nabob fortzuspielen. Wie wir aber schon andeuteten, würde eine Trennung der Ehe, mochte selbe aus was immer für einem Grunde erfolgen, ihn jedes weiteren Anspruches an der Nutznießung des von Parker hinterlassenen Vermögens beraubt haben.

Sir Edward zählte indeß auf die Schlauheit seines Kammerdieners Simson, eines geriebenen Burschen, der von Natur aus ein seltenes Talent zur Intrigue besaß und schon von Jugend auf in seinen früheren Dienstorten bei mehreren alten Wüstlingen hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, auf erotischem Gebiete seine Anlagen als „Vermittler" auszubilden.

Simson war gleich mit einem Plane zur Hand, der auch seines Herrn Billigung fand. Er knüpfte ohne Verzug mit einer Devadasi zweiten Ranges eine Bekanntschaft an. Simson wählte absichtlich eines der ältesten und am wenigsten hübschen Mädchen, welches sich deshalb um so mehr geschmeichelt fühlen mußte, von einem so schmucken Jungen, wie der Kammerdiener des Sir Edward, ausgezeichnet zu werden. — Sitta, so hieß die Bajadere, nahm in der That Simson's Huldigung für baare Münze, und da ihr Geliebter überdieß mit vollen Händen in den Säckel seines Herrn langen durfte, war sie gerne bereit, zwischen dem Tempel des Indra, welchen Durga als Devadasi ersten Ranges nicht nach Belieben verlassen durfte und dem Palais der Dundonald's Amors Botengänge zu verrichten.

Achtes Capitel.

Der Verstoßene.

Ostindien ist eine Welt für sich, wie das chinesische Reich. Es würde uns der Schlüssel des richtigen Verständnisses für das Leben und Treiben in Vorderindien gänzlich fehlen, wenn wir uns nicht, wenigstens in Umrissen, mit der Religion der Hindu's und der Kasten bekannt machen.

Wir werden jedoch durch die nachfolgende Schilderung der Weiterentwicklung unserer Erzählung keineswegs Abbruch thun, vielmehr dieselbe nur wesentlich fördern, weil wir dann an späterer Stelle mancher nachträglichen Erklärung überhoben sein dürften.

In keinem Lande der Welt tritt das religiöse Leben der Menschen so hervor, wie in Indien, wo jede Stadt ihre verschiedenen Tempel aufzuweisen hat, von der dürftigsten Kapelle bis zu den Pagoden und ihren stolz gegen Himmel strebenden Thürmen, großen Höfen, Kolonnaden und ummauerten Wasserbehältern. Während Priester und Fromme die Götzen bekränzen, ihnen Früchte und Blumen darbringen, verrichtet das Volk, beim Aufgehen der Sonne im Wasser stehend, sich badend und übergießend, seine Andacht. Bei Tage zieht Gesang die Betenden zur heiligen Stätte, oder die anmuthigen Gruppen von Frauen, welche, von duftigen Schleiern umhüllt, ihre Gaben dem Gotte darbringen.

Ein strenger Brahmine bedarf täglich vier Stunden, um alle seine Ceremonien zu verrichten, aber, ist er mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, dann kann er in einer halben Stunde seine reli=

giösen Pflichten erfüllen; der gemeine Mann hingegen begnügt sich, während des Badens den Namen Gottes wiederholt anzurufen. An Festtagen zieht das Volk in Prozession mit Palmzweigen, Blumen, Götzenbildern, Wagen und Fahnen, sowie mit Laternen, die man auf hohen Stangen trägt, einher. Die geputzte Menge in ihren malerischen Gewändern, sowie die sinnig und geschmackvoll gearbeiteten Symbole, geben solchen Aufzügen einen ungewöhnlich heiteren und malerischen Anstrich.

Aber bei all' diesem äußeren religiösen Pomp und Glanz, bei dem strengen Festhalten an Gebräuchen und Ceremonien, ist der Hinduismus von seiner ursprünglichen Reinheit abgewichen und daher verfallen. Einige Gottheiten hat man vernachlässigt, andere neu aufgenommen; die Anbetung von Verstorbenen ist eingerissen, Secten über Secten haben sich gebildet, der Monotheismus ist gesunken, die Nichtachtung der Veda's vorherrschend geworden. In den Veda's, die heiligen Bücher der Hindu, waren vier große Perioden der Entwicklung angenommen und dem allmächtigen, einzigen Wesen die drei großen Eigenschaften des Schaffens (Brahma), des Erhaltens (Vischnu) und des Zerstörens (Schiwa) beigemessen.

In den Veda's heißt es sehr schön: „Als die Engel sich vor des Allmächtigen Thron demuthsvoll versammelten und ihn frugen, was er selbst sei, antwortete ihnen Gott: Wäre ein Anderer als ich, so würde ich mich durch ihn beschreiben. Ich aber bin von Ewigkeit hier gewesen und werde in Ewigkeit bleiben. Ich bin die erste Ursache von Allem, was es gibt. Osten und Westen, Norden und Süden, oben und unten, ich bin Alles, älter als Alles, König der Könige, denn ich bin die Wahrheit, ich bin der Geist der Schöpfung und der Schöpfer selbst, ich bin Erkenntniß und Reinheit und das Licht, ich bin allmächtig."

Dieser schöne geläuterte Grundgedanke, der in den Veda's Jahrtausende früher ausgesprochen wurde, bevor noch die heiligen Bücher des israelitischen Volkes entstanden, herrscht zwar nicht mehr in den religiösen Anschauungen der Hindu vor, aber diese Religion übt dennoch, trotz der zum Theile veränderten Gegenstände der Anbetung, heute einen ebenso großen Einfluß auf das Volk aus, als in den frühesten Zeiten, weil der Glaube an ein über Alles erhabene Wesen noch nicht völlig verschwunden ist.

Durch starres Festhalten der Priesterschaft an uralten Ge-

bräuchen, durch das Begünstigen der Anbetung neuer Gottheiten oder Symbole, bekam indeß der anschauliche, bildliche Theil der Religion über den erhabenen und reinen die Oberhand. In den Schriften dieses neuen Glaubens, den achtzehn Puranas, welche nicht von Veisia, dem Sammler der Veda's, herstammen, sondern von verschiedenen Verfassern zwischen dem 18. und 16. Jahrhundert vor Christi Geburt, zum Theil aus älteren Ueberlieferungen zusammengestellt wurden, findet man Erzählungen von der Schöpfung, philosophische Speculationen, Genealogien, historische Fragmente und unzählige Legenden von den Thaten der Götter, Helden und Weisen.

Außer vielen Millionen von Göttern sind es hauptsächlich siebzehn Gottheiten, welche von den Hindu's angebetet werden. Brahma, der Gott der Schöpfung, besitzt nur Einen Tempel in ganz Indien und wird, wenn auch bei den täglichen Gebeten angerufen, in besonderer Anbetung ganz übergangen; dagegen steht seine Gemalin Sereswati, die Göttin der Gelehrsamkeit, in höherem Ansehen. Vischnu und Schiwa und deren Incarnationen sind der vorzüglichste Gegenstand der Anbetung geworden. Schiwa, der Gott des Zerstörens, erzählen die Puranas, wandert bald lachend, bald schreiend auf der Erde umher, umgeben von Geistern und Kobolden; berauscht, nackend und mit fliegenden Haaren, bestreut mit der Asche eines Scheiterhaufens und verziert mit Menschenknochen und Schädeln. Seine Gemalin, Devi oder Bhorani, genießt einer gleichen Anbetung und wird in noch abschreckenderer Weise dargestellt. Im Süden Indiens erscheint sie als eine schöne Frau, auf einem Tiger reitend, in stolzer und drohender Stellung, als wolle sie eben den Dämon vernichten; aber in Bengalen und in anderen Theilen Indiens wird sie als eine schwarze Furie, mit einer schreckhaften, scheußlichen Physiognomie abgebildet, übergossen mit Blut, von Schlangen umwunden, und ihr Schmuck sind menschliche Schädel. In ihrem Tempel bei Calcutta werden jeden Monat tausend Ziegen und andere Thiere geopfert, damit das Blut von ihrem Bilde ja nie vertrockne. Ebenso blutige Opfer werden Schiwa dargebracht.

Vischnu, der Gott des Erhaltens, erscheint als ein anmuthiger Jüngling von dunkler Gesichtsfarbe, gekleidet in Himmelblau, wie ein König alter Zeiten, oder auch in der Form seiner zehn hauptsächlichsten Incarnationen.

Ferner gehören zu den Hauptgöttern: Lackschnu, die Gemalin

des Vischnu und Göttin des Ueberflusses und des Glückes; Indra, der Gott der Luft und des Himmels; Varuna, der Gott des Wassers; Parana, der Gott des Windes; Agni, der Gott des Feuers; Vama, der Gott der Unterwelt und der Richter der Todten; Cuvena, der Gott des Wohlstandes; Carnikeia, der Gott des Krieges; Lama, der Gott der Liebe, Surya, der Gott der Sonne; Soma, der Gott des Mondes und Ganesa, der Gott der Weisheit. Aber mehr als alle diese stehen Rama und Krischna bei den Hindu's in Achtung, namentlich in Hindostan. Krischna war der Sohn eines Königs zu Mattra; er wurde aber nicht am Hofe seines Vaters, sondern von einem Hirten auferzogen. Seine Jugendscherze und Thaten, wenn er Milch entwendet und Schlangen tödtet, sind den Hindu's unvergeßlich; seiner Schönheit wegen wird er von den Frauen und Mädchen aller Stände angebetet.

Die Mehrzahl der genannten Götter hat keine Tempel, jedoch werden bei größeren Festen ihre Symbole oder Bilder auf Stangen getragen und nachher in's Wasser geworfen. — Die Götterbilder bieten stets ein mehr thierisches, scheußliches und wildes Ansehen dar, als Würde und Größe; sie sind roth, blau oder gelb angestrichen, mit mehreren Köpfen und meist mit vier Händen. — Noch größer ist die Anbetung der Planeten und heiligen Flüsse, namentlich des Ganges, welcher eine Göttin vorstellt.

Auch in der Hindu-Religion ist die Grundbasis: die Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn. Die Guten kommen nach ihrer Vorstellung zum Lama; auf reizenden Pfaden wandeln sie unter dem Schatten duftender Bäume, zwischen herrlichen Strömen, deren Ufer von Blumen besät sind; dabei ertönt die Luft von den Hymnen der Seligen und dem melodischen Gesange der Engel.

Der Weg der Bösen dagegen führt auf schmalen Pfaden durch Finsterniß, bald über brennenden Sand, bald über scharfe Steine, die mit jedem Schritte ihre Füße zerfleischen; sie sind nackt, von Durst gequält, bedeckt mit Schmutz und Blut, und übergossen mit heißer Asche und brennenden Kohlen. Von den schreckhaftesten Erscheinungen fortwährend beunruhigt, erfüllen sie die Luft mit ihrem Klageschrei. — Welch' frappante Aehnlichkeit mit dem Himmel und der Hölle der Katholiken?!

Der Gottesdienst der Hindus in den Pagoden, deren fast jedes Dorf einen hat, wird von den Brahminen verrichtet. Der tägliche

Kultus besteht darin, daß die Götterbilder gebadet, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet. — Die Devadasis begleiten diese Ceremonien unter feierlicher Musik mit ihren Tänzen.

Unter den vielen Festen, welche den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden, nimmt das Wagenfest zu Dschaggernat in Orissa eine der ersten Stellen ein.

Eine Menge Menschen, welche jährlich nach dieser Pagoden wallfahrten, sterben dort oder in der Umgegend. Es reisen nämlich jedes Jahr Tausende hunderte von Meilen weit nach Dschaggernat, nur um dort zu sterben, denn von dort aus fährt Jeder, ob gut ob böse, direct in den Himmel!

Die Todten werden hier nicht beerdigt und wimmelt es um Dschaggernat herum von Schakalen und Geiern, welche reichliche Nahrung an Menschenfleisch finden. Kommen diese Thiere mit ihrer Arbeit in der heißen Jahreszeit nicht rechtzeitig zu Stande, so entstehen fürchterliche Epidemien, die dann, wie z. B. die Cholera, oft bis nach Europa ihren Weg finden.

Um die Pagode von Dschaggernat herum sieht es wie in einem Feldlager aus oder besser als ob alle Hospitäler der Welt ihre Kranken und Sterbenden hier an die Luft gesetzt hätten.

Der Götze Dschaggernat sitzt in der Pagode auf einem Throne zwischen seinem Bruder und seiner Schwester; er ist aus einem großen Holzblock geschnitzt und hat ein fürchterliches, großes schwarzbemaltes Gesicht. Seine Arme sind von massivem Golde, sein Anzug ist prachtvoll; die beiden anderen Götzen sind von weißer und gelber Farbe. Höchst unsittliche Figuren erblickt man an den Wänden und Thüren.

Diese drei Götzen werden auf einen siebzig Fuß hohen Wagen an den Tagen des großen jährlichen Festes von Menschen mit Stricken unter großem Gepränge durch die Straßen gezogen und oft werden die Räder von dem Blute der Büßenden beiderlei Geschlechts, welche sich unter denselben zerquetschen lassen, um schnell und sicher in Brahma's Himmel zu kommen, geröthet. — Man sieht diese hirnverbrannten Andächtler mit struppigen Haaren, bemalten Gesichtern und Leibern überall umherwanken, sich verschiedene Martern anthuend.

Die Zahl der Pilgrime zu dem erwähnten Feste beläuft sich oft auf Hunderttausende und diese Masse erhebt ein fürchterliches

Geschrei, wenn die Götzen aus der Pagode gebracht werden. — Die Menge mit grünen Palmen in der Hand, wirft sich zu Boden und betet. Unter Vortritt von einigen hunderten heiliger Elephanten, von denen zertreten zu werden gleichfalls als die Erlösung von allen Sünden gilt und einer kleine Armee von Devadasis setzt die Prozession sich in Bewegung. — Ueber hundert Priester verrichten indeß die religiösen Gebräuche in den verschiedenen Stockwerken der Pagode.

Eine weitere merkwürdige Eigenthümlichkeit des Festes zu Dschaggernat ist, daß während dessen Dauer der Kastenunterschied, den die Indier sonst so strenge beachten, aufgehoben ist; hier sind alle Kasten vermischt, ja sie essen sogar alle miteinander.

Eine besondere Menschenclasse bilden die Büßer und Fakirs von Hindostan. Sie haben zwar verschiedene Stufen unter sich, aber man nennt sie Alle Muni. In glühender Sonne zwischen fünf Feuer sitzen, Winters im kalten Wasser liegen, Tage lang auf den Zehenspitzen stehen, fast nichts und nur das Elendste essen, sich den Krokodilen im Ganges entgegenwerfen, sich lebendig verbrennen, vom Felsen stürzen, den Rücken mit einem eisernen Haken durchbohren und sich dann von einem großen Rade schwingen lassen, mit Stacheln in den Füßen Reisen machen, Jahre lang sitzen und auf den Boden blicken, sind die heiligen Mittel, durch welche sie sich die ewige Seligkeit zu erringen glauben. Die eigentlichen indischen Büßer heißen Tapasrinas. Die Einen messen den Weg nach Dschaggernat mit ihren Körper, indem sie sich der Länge nach auf den Boden werfen, dann aufstehend sich wieder niederwerfen; ein anderer wälzt sich Tag für Tag um einen Felsen herum, der eine Meile im Umfange hat. Ein Dritter läßt sich die Nägel durch die geballten Fäuste wachsen. Einem Andern fällt es ein, seine ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfig zu verbringen oder sich mit schweren Ketten zu belasten u. s. w.

Viele dieser „Büßenden" werden jedoch keineswegs von religiösen Triebfedern geleitet, sondern nur von der Absicht, sich unter der Maske der Demuth und Heiligkeit Schätze zu erwerben.

Der Großmogul Aurengzeb berief einst viele Fakire von Akan zu sich, weil er erfuhr, daß sie in den Falten und Nähten ihrer Lumpen viel Gold und Juwelen verborgen trugen. Er bewirthete die Fakirs und gab zum Schlusse Jedem ein anständiges

Kleid. — Die äußerst bestürzten Fakir's machten zwar tausend Einwendungen, der Großmogul gab aber nicht nach, und die verstellte Armuth der Heuchler kam an den Tag.

Sowie das religiöse Leben der Hindus dem Geiste des Europäers völlig ferne liegt, so nicht minder ihre gesellschaftliche Sonderung in Classen und Kasten.

Brahma schuf, nach ihrer Lehre, vier Arten von Menschen, nämlich: die Brahminen aus seinem Haupte, um die Menschheit zu leiten und zu belehren; die Kschatriyas (die Krieger) aus seinem Arme, um dieselbe zu schützen und zu vertheidigen; die Veisiyas (die Ackerbauer) aus seinem Leibe, um sie zu nähren und zu erhalten, endlich die Sjudras aus seinen Füßen, um den Uebrigen zu dienen und zu gehorchen.

Der Brahmine ist also das erste aller geschaffenen Wesen; die Welt und Alles, was in ihr ist, gehört ihm; durch ihn erst erfreuen sich andere Sterbliche ihres Lebens, denn seine Verwünschungen können Könige vernichten; daher soll auch ein Brahmine mit mehr Achtung als ein König behandelt werden. — Sein Leben und sein Besitzthum sind durch die strengsten Gesetze in dieser Welt und durch die Drohungen der furchtbarsten Strafen in der jenseitigen geschützt. Seine Jugend soll in Entsagung und Kasteiung ausschließlich dem Studium der Vedas gewidmet sein; gehorsam und dienend dem Lehrer, soll er sich den Unterhalt von Thür zu Thür erbetteln. — Im zweiten Lebensabschnitte finden wir ihn mit seiner Familie und seinen Kindern den gewöhnlichen Pflichten eines Brahminen obliegen: die Vedas lesen und lehren, opfern und beten, Almosen spenden und empfangen. Aber er darf keine Dienste annehmen, soll auf alle Lebensfreuden, auf Musik, Gesang, Tanz, Spiel u. dgl. verzichten, ferner weltliche Ehren meiden wie das Gift. Selbst sein äußeres Wesen und seine Kleidung sind streng vorgeschrieben; offen und bescheiden, züchtig, leidenschaftlos, Haar und Bart verschnitten, sein Gewand weiß, sein Körper rein; nur mit einem Stabe und dem Vedas in den Händen und mit glänzenden goldenen Ringen in den Ohren darf er sichtbar sein. Sein dritter Lebensabschnitt ist der mühevollste. Nachdem er wenigstens einen Sohn auferzogen und demselben Alles anvertraut hat, muß er eine streng ascetische Lebensweise beobachten. Bekleidet mit dem Fell einer schwarzen Antilope, mit herabhängendem Haare und langen Nägeln, schläft er auf der

bloßen Erde, entsagt dem Gebrauche des Feuers und lebt nur von Wurzeln und Früchten, dabei aber strenge allen religiösen Pflichten nachgehend. Auf diese Weise beschließt er sein Leben in Selbstbeschauung, in Betrachtungen über die Gottheit und haucht endlich seine Seele aus, wie der Vogel voll Lust den Zweig des Baumes verläßt.

Doch kehren wir jetzt wieder zur schönen Durga zurück. — Einige Tage sind verflossen, seit sie Sir Edward während des Tanzes eine Rose verstohlen gereicht hatte.

Der junge Wüstling schien die wenigen Tage emsig angewendet zu haben, um das Herz der reizenden Devadasi im Sturme zu erobern, denn Durga, welche wir in dem Garten des Indra-Tempels in einem Gebüsche belauschen, wohin sie sich absichtlich zurückgezogen hatte, holte, als sie sich allein glaubte, aus ihrem Busen ein kleines Päckchen von Parfum duftender Briefe hervor, sämmtlich von Sir Edward's Hand geschrieben.

Sie durchsah die Briefe in der Reihenfolge, in der sie dieselben erhalten hatte.

Zwei- auch dreimal des Tages war die von dem Kammerdiener gewonnene Bajadere unter allerlei Vorwänden in den Tempel des Indra gekommen, um ihre reichlich belohnten Botendienste zu versehen. Sie hatte bisher wohl schon ein Dutzend Billetdoux hinein, aber noch kein einziges herausgetragen. Diese plötzliche Sprödigkeit Durga's steigerte natürlich die einmal entflammten Begierden Edward's bis zum Wahnsinn, so daß er in dem letzten Briefchen mit wenigen Worten erklärte: in Hinkunft alle Rücksichten auf jede Gefahr hin bei Seite setzen und, sei es mit List oder Gewalt, in dem Tempel sich Eingang verschaffen zu wollen.

Diese Drohung erschreckte das Mädchen in nicht geringem Grade. Durga kannte einerseits die Bestechlichkeit der Tempeldiener, anderseits wußte sie, daß ein Mann von dem Range und Einfluße eines Dundonald ohne besondere Gefahr sich einen Akt der Gewaltthätigkeit gegen eine arme Bajadere erlauben durfte, weil nicht nur die Behörden jeden größeren Skandal zu Gunsten eines hochgebornen Engländers, d. h. eines der „Herren des Landes" sorgfältig vertuschen würden, sondern auch schließlich die Klagen der Indra-Priester selbst über die Schändung ihres Tempels theils durch Drohungen, theils durch einen großen Beutel mit vollwichtigen

Guineen leicht beschwichtigt werden konnten, wie vielfache Thatsachen hinlänglich bewiesen.

Die liebliche Durga bereute unter dem Einflusse dieser Erwägungen, daß sie dem Fremden in so auffälliger, ja unbedingt zusagender Weise entgegengekommen war.

Bald bemeisterte sie jedoch das Gefühl der Bangigkeit und Unruhe, von welchem sie für einen Augenblick beherrscht worden war.

„Nein," sprach sie halblaut vor sich, „ich kann, ich darf nicht zurückweichen. Die Vorsehung hat mir ganz unvermuthet den Weg gezeigt, auf welchem ich meine persönliche Freiheit aus diesem elenden Götzentempel erlangen und ihm, meinem heißgeliebten Henry, vielleicht zu seinem so schmählich mit Füßen getretenen Rechte verhelfen kann. Ach! Wo er nur seit vollen acht Tagen bleiben mag? Es wird ihm doch kein Unfall begegnet sein? Sucht Henry zwischen heute und morgen mich nicht auf, so wage ich in Verkleidung einen Gang in die Stadt; ich will, ich muß ihn sehen, sprechen, umarmen!" —

Durga hatte, vom Affecte hingerissen, die letzteren Worte mit ziemlich lauter Stimme gesprochen; plötzlich stieß sie einen kurzen Schrei aus. Sie fühlte sich von rückwärts umfaßt und ein heißer Kuß brannte auf ihrer Stirne.

„Mein Henry!" rief die Devadasi, von dem Sitze auf der Steinbank aufspringend und jetzt auch ihrerseits stürmisch einen schönen schlankgewachsenen jungen Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren umarmend. — Dieser junge Mann war offenbar von reiner europäischer Abstammung, und ungeachtet der beinahe ärmlichen Kleidung, die er trug, dennoch in seinem ganzen Wesen ein echter Gentleman. — Seine Kopf- und Barthaare schimmerten etwas in das Röthliche. Er trug weite Beinkleider und eine Art Matrosenjacke, dazu einen großen Strohhut mit breiten Rändern. — Der Tag war sehr heiß gewesen und der Fremde warf seinen Hut zur Erde. Helle Schweißperlen standen auf seiner hohen, edelgeformten Stirne, die er mit einem Sacktuche trocknete, während er Durga sanft auf die Steinbank neben sich niederzog.

„Ach, theure Durga," rief der junge Mann, welcher wirklich der von der Devadasi so heiß ersehnte Henry war, „ach theure Durga, vor Allem gestatte, daß ich Dir den abscheulichen Verdacht abbitte, in welchem Du Dich selbst gebracht. Sprich kein Wort, mein Engel! Ich habe Dich von einem Baume, in dessen Zweigen

ich verborgen saß, belauscht, als Du einem jungen, geschniegelten Fant während des Tanzes eine Rose in die Hand drücktest; ich weiß, was seitdem vorging; meine Eifersucht hielt mich Tag und Nacht auf dem Beinen; wie oft fühlte ich mich schon versucht, der Zwischenträgerin jenes erbärmlichen Wüstlings die Briefe zu entreißen, um mir von deiner Untreue Gewißheit zu verschaffen; aber Gott sei es gedankt, ich blieb Herr meiner selbst! Da erfuhr ich, daß Du kein einziges der an Dich gelangten Schreiben bisher einer Antwort gewürdigt hast. Ich wagte neu aufzuathmen; ich beschloß, dich, die ich nimmer wiedersehen wollte, weil ich in thörichter Verblendung Deine Schuld bereits für erwiesen annahm, wieder zu sehen; aus Deinem Munde wollte ich die Motive erfahren, welche Dich bestimmt haben konnten, einem Dir völlig fremden Manne auf halbem Wege entgegenzukommen. — Nun aber, meine herrliche Durga, nun bin ich wieder vollkommen beruhigt; kein einziges Wort Deines Selbstgespräches ist mir entgangen. Zwar bleibt mir in Deinen kurzen Andeutungen noch so Manches dunkel und räthselhaft. Was soll unter Anderem Deine Anspielung bedeuten, daß Du mir zu meinem schmählich mit Füßen getretenen Rechte verhelfen wollest? Was kann ich, der arme, namenlose Waise, der Verstoßene einer Familie, die ich nicht einmal dem Namen nach kenne, noch zu hoffen haben? Bin ich denn nicht zufrieden mit dem Wenigen, was ich mir im Schweiße meines Angesichts erwerbe, bin ich nicht überreich und glücklich durch Deine Liebe?!" —

„Mein guter Henry!" lispelte die Devadasi, ihren Geliebten mit einem Blicke betrachtend, in welchem Stolz und Zärtlichkeit sich paarten, „wie edel, gefühlvoll und genügsam bist Du! Deine Liebe — um keine Schätze der Welt möchte ich sie missen, noch weniger aber ihrer unwürdig werden! Auch ich mache keinen Anspruch auf Reichthum und Ehren — mit Dir vereint würde ich den Himmel auf Erden gefunden haben, müßte ich auch, um unser Leben zu fristen, die Arbeiten einer Hindu aus der verfluchten Kaste der Paria verrichten. Aber Henry — Du vergißt stets, daß wir nicht in dem freien Albion uns befinden, sondern in dem Lande einer durch Sitte und Herkommen streng geheiligten Sclaverei, daß wir durch die Macht der Verhältnisse ewig getrennt bleiben müssen, falls es uns nicht gelingt, meine Freiheit zu — erkaufen. In diesem Tempel geboren und erzogen, bin ich nach dem Gesetze eine Sclavin des Gottes

Indra, wenn auch — ersten Ranges! Das Bischen Geist und Kunst, welches ich besitze, läßt mich diesen Götzendienern als eine Waare von Werth erscheinen. Man sagt, daß es in ganz Delhi keine Zweite gebe, die in Tanz und Mimik mir an die Seite gestellt werden könne. Man drängt sich in unseren Tempel, zu unseren öffentlichen Aufzügen, wenn die Herolde verkünden, daß Durga den Reigen der dem Indra geweihten Devadasis anführen werde. — Indra," schloß die schöne Bajadere mit verächtlichem Lächeln, „Indra beginnt in dieser Stadt durch mich allen anderen Gottheiten eine gefährliche Concurrenz zu machen, so daß die Priester des Vischnu erst vor Kurzem den uns'rigen tausend Rupien in Gold*) als Kaufpreis für meine Person geboten haben. — Dieser Handel zerschlug sich jedoch; die ehrwürdigen Diener des Gottes Indra berechneten die Zunahme an Opfergaben, seit ich durch meine Kunst unserem Tempel eine größere Menge von Anbetern zugeführt habe, und fanden, daß ich mindestens das Doppelte dessen werth sei, was die speculativen Käufer boten. — Welche Summe müßte erst ein Ungläubiger, ein verhaßter Brite gleich Dir den fanatischen Götzenpriestern bieten, um meine Freiheit zu erkaufen?!" —

Durga lehnte betrübt ihr schönes Haupt auf die linke Schulter von Master Henry, an dessen Seite sie saß. Der junge Mann stampfte unwillig den Boden mit dem Fuße und rief mit zornglühendem Antlitze:

„Ich habe von diesem schändlichen Menschenhandel gehört; ich kann nicht begreifen, wie Du solche Schmach auch nur in Gedanken zu ertragen vermagst. Meine Ersparnisse sind gering; ich verfüge kaum über hundert Pfund; aber diese Summe wird genügen, um unsere Flucht, sei es nach Europa oder anderswohin, zu bewerkstelligen. Schon wiederholt that ich Dir diesen Vorschlag. Warum schlägst Du nicht ein, warum willst Du mir nicht einmal die Gründe Deiner Weigerung angeben?" —

„Theurer Henry," erwiderte die Devadasi ohne Besinnen, „Gott sei mein Zeuge, daß nicht Mangel an Vertrauen meine Zunge bindet! Sage mir, mein Geliebter, wenn Du Dein Ehrenwort gegeben hättest, über einen Gegenstand zu schweigen, würdest Du es brechen, mir zum Gefallen?"

---

*) Circa 16.000 fl.

„Gewiß nicht!“ entgegnete der junge Mann.

„Nun, dann wirst Du begreifen, daß ich nicht sprechen darf, weil ich bei dem Grabe meiner Mutter geschworen, über ein wichtiges Geheimniß zu schweigen, bis gewisse Umstände eingetreten sein würden.“

„Und wem hast Du diesen Schwur geleistet?“ frug Master Henry in gespanntester Erwartung.

„Ihm, meinem Wohlthäter, meinem edlen, väterlichen Freunde, von dessen Güte gegen mich ich Dir schon so Manches zu erzählen wußte.“

„Du meinst wohl den Brahminen Ganesas, dessen Weisheit und ehrfurchtgebietender Charakter selbst den Europäern hohe Achtung einflößt.“

„Er ist es,“ bejahte Durga, „er, der Oheim meiner guten Mutter. Ihm verdanke ich vor Allem, daß ich nicht gleich den anderen Devadasis in roher Unwissenheit und in dem plumpen Aberglauben der Hindus aufwuchs. — Obwohl ich, der Landessitte gemäß, als das Kind einer Bajadere des Gottes Indra innerhalb der Mauern dieses Tempels auferzogen werden mußte, wußte Ganesas dennoch dem Wunsche meines Vaters, mir europäische Bildung und namentlich eine gründliche Kenntniß der englischen Sprache angedeihen zu lassen, Rechnung zu tragen. — Einmal im Besitze des letztgenannten geistigen Kleinods konnte ich im Stillen aber emsig an meiner Selbstbildung, an der Läuterung meiner Ansichten fortarbeiten. — Seit dem vor etwa zehn Jahren erfolgten plötzlichen Verschwinden meines Vaters aus Ostindien, fuhr der edle Ganesas unablässig fort, meine europäische Bildung insgeheim zu vollenden. Obwohl er selbst arm, ja dürftig ist, versorgte er mich dennoch reichlich mit modernen Büchern, so daß die Classiker Englands zur Stunde mir weit bekannter und geläufiger sind, als die Bücher der Veda's.“

„Ich glaubte bisher, Dein Vater sei todt?“ bemerkte Master Henry, mit dem üppigen rabenschwarzen Haare der lieblichen Bajadere tändelnd, welche sich auf seine linke Schulter gelehnt und an ihn kosend angeschmiegt hatte.

„So hieß es einst, aber Ganesas läßt seit einiger Zeit vielfache Andeutungen fallen, daß mein Vater nur verschollen, aber nicht gestorben sei, ja daß sein Wiedererscheinen in diesem Lande vielleicht schon demnächst erfolgen dürfte.“



Der Fremde zielte kaltblütig nach dem rechten Auge des Königstiger.

„Ist Dir wirklich der Name Deines Erzeugers unbekannt?" frug Henry mit forschendem Blicke das Mädchen.

„Ganesas kennt ihn gewiß," antwortete Durga völlig unbefangen, „aber er weigert sich, mir ihn zu nennen, so flehentlich ich auch darum bat. — Mein liebes Kind, sagte der ehrwürdige Mann erst gestern zu mir, als wir auf diesen Gegenstand zu sprechen kamen, mein liebes Kind, zügle nur noch kurze Zeit Deine Neugierde, die ich übrigens nicht blos für natürlich, sondern sogar für wohlberechtigt anerkenne. — Ereignisse, die ich längst vorausgesehen, nahen sich endlich der Verwirklichung. Durch einen Zufall hast Du Manches erfahren, was Dir noch länger hätte verborgen bleiben sollen, weil die mindeste Unvorsichtigkeit sehr leicht Alles gefährden kann. Indessen — schloß Ganesas ernst — baue ich auf Deine Festigkeit, Deine Verschwiegenheit."

„Du reizest immer mehr meine Neugierde ohne Aussicht, sie zu befriedigen," rief der junge Mann beinahe ärgerlich, „ist denn meine Person bei allen diesen Geheimnissen mit im Spiele, daß ich von jeder Mitwissenschaft ausgeschlossen bleiben muß? Wer weiß, ob ich nicht als Eingeweihter mehr zu nützen vermöchte, als jetzt, wo ich in völliger Finsterniß umhertappe?"

Durga zuckte die Achseln und sagte:

„Sprich selbst mit Ganesas; er, vor dem ich kein Geheimniß habe, weiß auch um unsere junge Liebe, ja ich errathe sogar, daß von ihm absichtlich vor kaum zwei Monaten unsere Bekanntschaft herbeigeführt wurde. Hat er uns nicht den Weg zu unseren Stelldiche ins gewiesen? Ein Mann, gleich Ganesas, spricht und thut nichts ohne Ueberlegung, ohne Absicht. Zu welchem anderen Zwecke, als um unsere Zusammenkunft zu erleichtern, hat er mich in das Geheimniß des unterirdischen Ganges eingeweiht, welcher, hinter diesem Gebüsche beginnend, nach dem Inneren der Stadt führt."

Master Henry überlegte eine kurze Weile, dann sagte er:

„Du hast Recht, mein Engel! Ich will ohne Verzug den ehrwürdigen Mann aufsuchen, wozu mir dieser Tage sowohl Lust als auch Gelegenheit mangelte. Wo werde aber ich den Brahminen zur Stunde treffen? Ich will keinen Augenblick verlieren; eine dunkle Erinnerung aus meinen ersten Lebensjahren durchzuckt plötzlich mein Gehirn, und eine sonderbare Vermuthung, von der ich mir eigentlich keine klare Rechenschaft zu geben weiß,

taucht vor meiner ahnungsvollen Seele auf.“ — Henry sprang vom Sitze auf.

„Ganesas,“ erwiderte die Devadasi, „Ganesas ist gestern nach Gutab=Minar gepilgert, um unter jenen merkwürdigen Ruinen einige Tage lang seinen philosophischen Betrachtungen in aller Ruhe nachzuhängen. Du wirst ihn dort ohne Schwierigkeiten zu finden vermögen.“

„In Gutab=Minar?“ wiederholte Master Henry erstaunt, „dort bin ich ja wohl bekannt. Wäre es möglich? Ich sollte in meiner namenlosen Aufregung auf die heutige Zusammenkunft der Unserigen ganz und gar vergessen haben? Und doch ist es so! Lebe wohl, theure Durga; noch in dieser Stunde breche ich nach den Ruinen auf. Gutab=Minar ist nur fünfzehn englische Meilen von hier entfernt. Ich besteige sogleich mein Pferd; ehe Mitternacht anbricht, habe ich mein Ziel erreicht und Hochmittag wird mir entgegenleuchten.“

Durga, welche den dunkeln Sinn der letzten Worte durchaus nicht verstand, was zuverlässig auch bei der Mehrzahl unserer Leser der Fall sein wird, blickte ihren Geliebten fragend an. — Henry stürzte jedoch, nachdem er das Mädchen noch einmal stürmisch umarmt und geküßt hatte, rasch durch das Gebüsche davon.

Sinnend und ernst gestimmt trat jetzt Durga den Rückweg nach dem mit dem Tempel in Verbindung stehenden Wohngebäude an, in welchem sie ein kleines, gesondertes Gemach inne hatte. —

Neuntes Capitel.

Eine Brahmine als Freimaurer.

Zu den größten Merkwürdigkeiten von Delhi gehört jedenfalls die schon aus weiter Ferne sich kenntlich machende Gutab-Minar; so heißt die berühmte Säule, welche Kötbeddin Fibök, der Stifter der Churiden und der Zertrümmerer des Brahminenthrones in Delhi (1193) als Triumphsäule des Mohamedanismus über die Hindu-Religion erbaute.

Gutab-Minar, aus schönem rothen und festen Sandsteine erbaut, ist die größte Säule auf dieser Erde. Sie hat im Fundament 62 Fuß Durchmesser und erreicht in drei Absätzen bis zur höchsten Spitze 265 Fuß. Der Absicht des Erbauers gemäß sollte sie den Eingang einer Riesenmoschee bezeichnen, welche aber nur theilweise zur Ausführung gelangte. Auf diese Weise steht die Gutab-Minar inmitten uralter Buddhisten- und Hindubauten und großartiger muselmännischer Ruinen. An den colossalen Thoren und Säulen, den kühnen Gewölben der ersteren, erkennt man noch heute eine große Zeit, die in den erhabensten Bauwerken ihren Glauben und ihre Gebräuche verewigen wollte. — Um die Gesimse ziehen sich in Sculpturen die Aufzüge der Könige, die Pilaster verzieren Elephantenköpfe und der forschende Beobachter kann hier eine längst vergangene, uns so wenig bekannte Zeit in allen einzelnen geschichtlichen Momenten verfolgen.

In einem der Höfe steht eine alte, runde, mit Sanskrit und arabischen Inschriften verzierte, 30 Fuß hohe eiserne Säule, in welche

der Zerstörer Schah Nadir in seinem Zorn mit der Axt eine tiefe Beule schlug.

Vermöge einer Wendeltreppe von 383 Stufen erreicht man die von einem eisernen Geländer umgebene höchste Spitze der Gutab-Minar. Bei klarem Wetter bietet sich hier ein wundervoller Anblick dar. Was uns sonst von Delhi und seiner Umgebung nur in einzelnen Bildern erscheint, zeigt sich auf einmal in seinem ganzen Umfange. Da liegen die Ruinen von Palästen, Villen, Moscheen, Grabmälern, Karawansereien und Gärten früherer Jahrhunderte. Und noch heute machen sich aus diesem Trümmerhaufen hundertundsechzig Kuppeln und Thürme bemerkbar. Delhi, das einst zwei Millionen Einwohner zählte, während es heut zu Tage nur mehr den zehnten Theil davon aufzuweisen hat, Delhi mit seinem blendend weißen Marmordome und Minareten und dahinter der im grünen Thale strömende Jamna begrenzen das düstere Bild, in welchem die Phantasie so reiche Nahrung findet, und aus welchem Jahrtausende warnend und belehrend zu uns sprechen. Wie viele rührende und erschütternde Betrachtungen bieten diese großartigen Ruinen dem Geiste dar, der in ihnen zu lesen weiß! Unter euren Trümmern ist der Leichnam des Königs vermischt mit dem Ueberreste der untersten Sclaven und gibt Zeugniß von dem heiligen Lehrsatze der Gleichheit aller Menschen vor den Gesetzen der Natur! —

Der Himmel war klar und der Mond ergoß sein sanftes Licht über die Gutab-Minar, als inmitten der die Riesensäule umgebenden Ruinenwelt Master Henry sein schnaubendes Roß anhielt. Der junge Mann mochte mit der Oertlichkeit sehr wohl vertraut sein, weil er, obwohl der Mond erst im Aufgehen begriffen war und zwischen dem endlosen Chaos von Ruinen fast völlige Dunkelheit herrschte, dennoch über die einzuschlagende Richtung keinen Augenblick im Zweifel schwebte. Er lenkte sein Pferd nach einem Vorhofe, dessen Boden mit hohem, üppigen Grase überwachsen war. Hier band er sein Thier mittelst einer langen Leine an eine Säule und zäumte das Pferd ab, welchem nach dem scharfen Ritte das saftige frische Futter sehr wohl zu behagen schien.

Durch ein wahres Labyrinth von Ruinen, zwischen welchen Bäume aller Gattungen und Größen, wie sie der Zufall hier gesäet hatte, regellos durcheinander wuchsen, lenkte nun Henry seine Schritte

nach einer anscheinend ziemlich gut erhaltenen Pagode, von welcher her ein sanfter, überaus melodischer Gesang vernehmbar war.

Den Eingang der Pagode bewachten zwei Männer, der Eine ein dunkler Hindu, der Andere ein Sohn der Küste von Mascat, dessen helle Hautfarbe, wohlgeformten Züge und edle Haltung einen sehr angenehmen Eindruck hervorbrachten.

Der Araber spielte mit dem Griffe seines Yatagans, als sein scharfes Ohr die Tritte eines Nahenden vernahm und auch der Hindu, der in apathischer träumerischer Ruhe mit verschränkten Beinen auf dem Thürstaffel gesessen, richtete, aufmerksam werdend, seinen Oberleib empor.

Henry blieb, als er dem in seinem weißen Burnus schon von weitem kenntlichen Araber bis auf zehn Schritte genaht war, stehen, dabei mit der rechten Hand ein gewisses Zeichen auf der Brust machend. In ziemlich gutem Englisch stellte nun der Araber einige kurze Fragen, welche Henry wohl zur Zufriedenheit beantwortet haben mußte, weil der Muselmann, welchem offenbar die Bewachung des Einganges oblag, dem jungen Manne nicht nur freundlich die Hand zum Drucke reichte, sondern auch hierauf mit einer achtungsvollen Verbeugung dem Master Henry die Eingangsthüre öffnete.

Durga's Geliebter gelangte in einen von drei Lampen matt beleuchteten Vorsaal, in welchem er von einem europäisch gekleideten Manne, der ihn sofort französisch ansprach, empfangen wurde.

„Ei warum so spät?" frug er, dem Eingetretenen mit Herzlichkeit die Hand schüttelnd.

„Ich habe, um es offen zu gestehen, ganz und gar vergessen gehabt, daß für heute Abends zehn Uhr hier eine regelmäßige Arbeit der Brüder anberaumt war," erwiderte Henry leicht erröthend.

„Ich kenne auch den Grund dieser Vergeßlichkeit, mein theurer Henry," lächelte der Franzose, „Sie sind verliebt und — eifersüchtig."

„Ei," rief Henry erstaunt, „woher wissen Sie das Letztere? Daß ich Durga liebe, habe ich Ihnen wohl selbst mitgetheilt, aber —"

„Aber, daß Sie seit einigen Tagen wie ein Wahnsinniger in den Straßen von Delhi umherlaufen und namentlich Sir Edward mit vor Haß glühenden Blicken auf das Korn genommen haben, gehört, entschuldigen Sie meine Offenheit, bereits zu den stadtkundigen

Ereignissen. Doch, mein lieber Bruder, profaniren wir nicht diesen Ort durch solche Gespräche. Unser ehrwürdigster Meister Ganesas würde dies sehr übel vermerken. Wie Sie wohl wissen, hält er strenge Disciplin in den Versammlungen der Brüder aufrecht, und Niemand von uns Allen hätte wohl Muth und Lust, den gottbegeisterten, edlen Greis auch nur im Gedanken zu beleidigen."

„So ist es," bestätigte Master Henry mit einem Kopfnicken, „möge der Allmächtige den hochherzigen Brahminen, dessen Geist und Gemüth uns Allen voranleuchtet auf den dornenvollen, zur ewigen Wahrheit hinanführenden Pfaden, noch recht lange uns und unserer Sache erhalten."

Der Franzose hatte inzwischen sein Ohr an die Thüre gelegt, welche nach dem Inneren der Pagode führte. — Dann sagte er:

„Sie können jetzt eintreten, Bruder Henry, soeben ist an drei „Suchenden" die Aufnahms-Ceremonie vollzogen worden. Ganesas hat sich etwas zurückgezogen und wird dann den jungen Brüdern gewiß eine eindringliche Rede halten, wie er es stets zu thun gewohnt ist."

„Wird Ganesas noch einige Tage hier verweilen?" frug Henry, im Begriffe, durch die von dem Bruder Thürhüter bereits halb geöffnete Thüre in das Innere des Heiligthums einzutreten.

„Ich glaube ja," entgegnete der Gefragte, „wir Anderen kehren aber, sobald die Loge geschlossen ist, ohne Verzug nach Delhi zurück, um zur rechten Zeit wieder unseren Alltagsbeschäftigungen obzuliegen."

Henry betrat das Heiligthum leisen Schrittes, und um die auffallende Ruhe, welche hier herrschte, obwohl an hundert Menschen aller Nationen und Confessionen versammelt waren, ja nicht zu stören, schloß er sich der in drei Colonnen aufgestellten Schaar der Brüder im Westen an, so daß er gerade dem Altare gegenüber zu stehen kam, hinter welchen der ehrwürdige Ganesas soeben wieder trat, um an die neu aufgenommenen Bundesgenossen eine Ansprache zu halten. — Einer der Neulinge war ein Landeseingeborner, der Zweite ein Siamese, der Dritte ein Europäer.

Das Innere des Tempels trug deutliche Spuren von dem Alles zernagenden Zahne der Zeit; jedoch waren die Wände, die Säulen, ja sogar die Wölbung so massiv und solid ausgeführt, daß selbst trotz der tausend Jahre, welche die Pagode wenigstens alt

sein mochte, von einem eigentlich baufälligen Zustande keine Rede sein konnte. — Diese Pagode schien übrigens, ihren bescheidenen Dimensionen nach, nur einem kleinen Gotte gewidmet gewesen zu sein, denn, je größer der Gott, umso riesiger muß nach den rein materiellen Anschauungen des Hindu auch der Umfang und die Höhe seines Tempels sein, wohnt ja, wie er fest glaubt, der Gott mit seinem *ganzen Leibe* darin! — Einem großen Gotte einen kleinen Tempel als geheiligte Wohnstätte anweisen, würde dem Hindu ebenso widersinnig, ja unmöglich erscheinen, als einen Elephanten in einen niederen Schafstall sperren zu wollen.

Von einer eigentlichen Ausstattung der verlassenen Pagode war wenig zu sehen. An den Wänden ringsum stacken, in eisernen Zwingen befestigt, ein Dutzend dreiarmige Wandleuchter und auf dem Altare selbst so wie demselben zur Rechten und Linken auf einigen Postamenten aus Stein standen je drei andere Leuchter. — Das Licht aller dieser Wachskerzen reichte gerade hin, um den beiläufig fünfzig Schritte im Geviert umfassenden Raum in einer magischen Halbdämmerung erscheinen zu lassen, in der sich die so verschiedenartigen Costüme und Physiognomien der Anwesenden höchst phantastisch darstellten.

Insbesonders nahm sich des hochbetagten Brahminen *Ganesas* imposante, in eine schneeweiße weite Robe gehüllte Gestalt anziehend, ja unwillkürlich fesselnd aus. Sein langes Kopf- und Barthaar wetteiferte an blendender Weiße mit seinem Gewande. Trotz seiner achtzig Jahre, trotz der Leiden und Entbehrungen, die der edle Greis seinem Stande gemäß sich freiwillig auferlegte, schien dennoch in *Ganesas* eine jugendliche und unverwüstliche Kraft des Körpers und Geistes zu wohnen.

Ganesas sprach das Englische vollkommen geläufig, in welcher Sprache auch die Arbeiten dieser merkwürdigen Freimaurerloge vollzogen wurden. — Sein Organ klang voll und wohltönend, als er an die neu aufgenommenen Mitglieder des großen Weltbundes folgende Ansprache hielt:

„Wenn eine unserer geheimen Zeichen unkundige Hand an die Pforte unseres Tempels klopft, so öffnen wir Demjenigen, welcher Einlaß begehrt, nur unter der Bedingung, daß Einer der Unsern, ein älterer, erprobter und erfahrener Bruder dafür sich verbürgt, daß der Klopfende ein freier Mann von gutem Rufe sei, denn nur ein

solcher vermag Freimaurer zu werden. Was hälfe es auch, wenn wir Männer zuließen, welche diese erste unserer Bedingungen nicht zu erfüllen vermöchten, was wäre uns, was ihnen gedient, wenn wir sie blos zum Scheine zu Freimaurern machten, die sie doch nimmer zu werden vermöchten?

„Wir, meine Brüder! wir streben als Freimaurer nicht um Ehre vor der Welt, aber wir wollen durch unser Beispiel wirken auf die Menschen, daß sie immer mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen zu rechtschaffenen Freimaurern werden, nämlich zu Menschen, die das Gute lieben aus Freude am Guten, die den Willen Gottes thun, weil sie selbst wollen, was Gott will und die einträchtig bei einander wohnen, weil sie an ein und demselben Werke schaffen. — Wie vermag aber ein Mann durch sein Beispiel zu wirken, wenn er kein freier Mann, kein Mann von gutem Rufe ist? Und ein Solcher, dem wir den Namen eines Freimaurers geben, ohne daß er die Fähigkeit besitzt, es wirklich zu werden, hat selbst den größten Schaden! denn — wenn er auch nichts von dem wahren Wesen der Freimaurerei begreift, so wird er doch Eines um so schneller und leichter begreifen, je thörichter und unfähiger er ist: nämlich, daß er eine hohe Berufung habe. — Der Gedanke der Berufung: das Werk Gottes auf Erden zu fördern, ist für den wahren Freimaurer eine Quelle der Demuth, weil er weiß, daß seine Arbeit nicht in der Zeit ist, sondern in der Ewigkeit. Für den unfähigen und thörichten Menschen aber, welcher von einem Freimaurer nichts hat als den Namen und die äußerlichen Zeichen, ist der Gedanke: ein Werkzeug Gottes zu sein, eine Quelle des Uebermuthes, und er geht selbst für das zeitliche Dasein verloren, dessen Bedeutung allein die ist: Abglanz der Ewigkeit zu sein.

„Meine Brüder! Wenn wir einen unfähigen Menschen zum Freimaurer machen, so werden wir ihn also nicht retten, sondern ihn vielmehr verderben!

„Die Freimaurerei ist ein Bau, welcher nach dem Plane eines weisen Meisters zu Stande gebracht werden soll. Die, welche an ihm vorübergehen, helfen und schaden ihm nicht, aber es kommt die Zeit, wo der Bau ihnen gar sehr zum Heile gereichen wird und wo sie einziehen werden in seine weit geöffneten Hallen, hingerissen durch die Herrlichkeit des wohlgerathenen Bauwerkes. — Die aber, welche berufen sind als Bauleute zu arbeiten, auf daß dieß dereinst geschehe,

werden entweder den Bau fördern oder ihn verderben und sich mit ihm. Gesellen, Lehrlinge und Handlanger, welche den tief angelegten Bauplan des Meisters nicht verstehen, welche sich selbst klug dünken und darauf losbauen, jeder nach seinen thörichten Einfällen, die, sage ich Euch, bauen nur wenige Tage, denn alsbald stürzt das Werk ihrer Narrheit zusammen und begräbt sie unter seinen Trümmern — Und darum, meine Brüder, ehe ihr einen auf- und annehmet als Baugenossen, seid streng und fleißig in der Prüfung, auf daß Ihr und er nicht in Schande und Schaden gerathet.

„Vor Allem seht darauf, daß der Mann, der sich uns zugesellen will, ein freier Mann sei, aber unsere Freiheit ist nicht die äußerliche, sondern die innere, die geistige Freiheit. Wenn ein schwarzer Sklave, ein Nigger, in Amerika an eine der dortigen Bauhütten klopfte und begehrte Einlaß, es würde ihm gewiß nicht aufgethan, denn unsere amerikanischen Brüder würden sagen: „Nur ein freier Mann kann Freimaurer werden." — Aber unsere amerikanischen Brüder thun in solchem Falle groß Unrecht. „Der Mensch ist frei geboren, frei, und wär' er in Ketten geboren!" spricht ein edler Dichter des Abendlandes, und diesen ebenso poetischen als prophetischen Worten wollen wir uns anschließen aus ganzer Seele. Auch ein in Ketten geborener Negersklave kann in unserem Sinne ein freier Mann sein, während andererseits die sogenannten Großen der Erde in der schnödesten Knechtschaft schmachten, wenn sie Unterthanen sind der eigenen Thorheit und Eitelkeit, ihrer Leidenschaft und ihres Ehrgeizes. Solch' ein Mann, mag auch eine Krone sein Haupt schmücken, mögen auch Millionen Sklaven vor ihm sein Antlitz bis zur Erde neigen, er ist kein freier Mann, mithin unfähig, ein echter Freimaurer zu werden. — Und wahrlich, ich sage Euch, eine Freimaurerloge, die einen Fürsten ungeprüft aufnähme, würde ebenso unrecht handeln, als jene, welche einen Negersklaven ungeprüft verwirft. Die Freiheit, welche wir verlangen, ist die Freiheit von Leidenschaften, von Vorurtheilen, von Eitelkeit, also jene Freiheit, durch welche allein man zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Weisheit, zur Kraft des sittlichen Willens, zur Schönheit der edlen Geistigkeit gelangt.

„Befreiet Euch also von der Herrschaft der Leidenschaften, die den Menschen so oft und so schwer heimsuchen, befreiet Euch auch von allen Thorheiten, auf daß Ihr nicht in die Knechtschaft Euerer selbst gerathet und dadurch unfähig werdet, Gottes Werk auf Erden

zu verrichten. Suchet daher Euren Stolz nicht in den zufälligen Vorzügen der Geburt, verachtet keinen Menschen, weil er arm, krank, elend, gering und unscheinbar ist, noch weniger aber überschätzet ihn, weil er reich, mächtig und mit allerlei Vorzügen der Leiblichkeit geschmückt ist. Suchet nicht das Glück in Dingen, welche der Zeit zum Raube werden, sondern strebet einzig und allein nach der Erkenntniß der ewigen Weisheit, die Euch selbst geschaffen und in der Ihr fortan leben sollt in alle Ewigkeit. Darum stellt Jedweden von euch an seinen Ort, damit er schaffe am Baue nach seiner Kraft und nach seiner Erkenntniß; Ihr werdet dann zur Urquelle alles Lichts, aller Wahrheit emporfahren mit Flügeln wie die Adler. Und von der so gewonnenen Höhe wird das gesammte Weltall vor Eueren Augen aufgehen als erhabenes Kunstwerk, von dem größten aller Meister geschaffen und geordnet nach Seinem Wohlgefallen; der Sphärengesang des Kosmos, darin Gott sich offenbaret vor Ihm selber, wird immer vernehmlicher tönen in Eueren Ohren, bis dermaleinst Euere geistigen Sinne Euch aufgethan werden zu schauen und zu vernehmen die Fülle der Gottheit in all ihrer Herrlichkeit!" — — —

Ganesa winkte mit der Hand. Alle Anwesenden bildeten einen Kreis. — Ein Männerchor intonirte und sang einige kurze Strophen. Dann ergriff der Brahmine abermals das Wort und sprach folgende Verse, während die Bruderkette gebildet wurde:

„Nun Brüder, leget Hand in Hand
Und schlingt der Liebe Zauberband!

Wir dienen unserm Herrn mit Lust
Und nicht in Angst und Zagen,
D'rum das Gebet aus unf'rer Brust
Empor die Wolken tragen!

Gott liebt ein lächelnd Angesicht
Und klare Kinderaugen,
Die seiner Gnade sanftes Licht
Selbst Liebe strahlend saugen.

Gott liebt ein brennend Menschenherz,
Das Liebesglut entzündet,
Und das hell lodernd himmelwärts
In Flammen ihn verkündet.

So streut denn über alles Land,
Ihr Brüder, Liebesflammen,

Bis stürzt im großen Weltenbrand
Der Lüge Reich zusammen!

Dann werden wir durch's Feuer geh'n
Und wird uns doch nicht schaden,
Vor unseres Gottes Thron zu steh'n,
Dahin er uns geladen.

Vom Feuer wird was Spreu verzehrt;
Was gibt's, das übrig bliebe?
Ja, was als Gold sich dann bewährt,
Das ist — ein Herz voll Liebe!

Und nun ihr Brüder, löſ't die Hand;
Doch nimmer löſ't der Liebe Band!"

Die Anwesenden traten nun wieder an die ihnen je nach ihrem Grade oder Logenamte zukommenden Plätze, worauf Ganesas als Meister vom Stuhl die Loge durch den ersten Aufseher ritualmäßig schließen ließ *).

Ehe fünf Minuten verstrichen, hatten alle Brüder den Tempel verlassen, um, der Eine zu Pferd, der Andere zu Fuß, der Andere zu Wagen, wo möglich noch vor Tagesanbruch, so lange nämlich die Sonnenstrahlen noch kein Glutmeer erzeugten, Delhi wieder zu erreichen. — Nur der ehrwürdige Ganesas, die zwei dienenden Brüder der Loge, nämlich der Araber und Hindu, welche während der Versammlung an der Pforte Wache gehalten, und Henry waren zurückgeblieben. — Die erwähnten dienenden Brüder räumten rasch die wenigen Ausstattungsgegenstände der Loge hinweg und verbargen selbe in einem unterirdischen Gemache der Pagode, so daß ein Fremder, der jetzt zufällig an diesen Ort gerieth, gewiß keine Ahnung gehabt hätte, sich in einem Freimaurertempel zn befinden.

Es war, wenn man es überhaupt so nennen darf, eine etwas sonderbare Grille des Brahminen, daß er in Delhi selbst keinen Ort für würdig hielt, als Versammlungsort seiner Gesinnungsgenossen zu dienen, sondern dazu die verlassene kleine Pagode nächst der Gutab-Minar ausersehen hatte.

---

*) Alle jene Leser des vorliegenden Werkes, welche sich über das Wesen und die Gebräuche des Freimaurerthums genauer unterrichten wollen, finden hierzu die beste Gelegenheit in unserem in A. Hartleben's Verlag erschienenen Romane: „Freimaurer und Jesuit", von welchem soeben eine neue Auflage die Presse verlassen hat.

Wie bei allen seinen Handlungen ließ sich jedoch Ganesas auch hierbei nur von Gründen und Ueberzeugungen leiten. In Delhi selbst würde über kurz oder lang die Existenz der von ihm mit so vieler Mühe und Aufopferung gegründeten Loge, die erste, welcher sich auch Hindu der verschiedenen Kasten angeschlossen hatten, verrathen worden sein. Das Vorurtheil der Race, der Fanatismus der Glaubenssecten würde unfehlbar wie ein Bleigewicht auf dieser jungen Schöpfung des alten Philosophen gelastet und ihm alsbald den freien Odem erstickt haben, zumal Ganesas selbst als Oberpriester eines Hindutempels an und für sich unmöglich und durch seinen vertrauten Umgang mit Andersgläubigen und den unreinen Kasten des eigenen Volkes unrein geworden wäre. Zweitens galt ihm der weite Weg, den seine Anhänger allmonatlich wenigstens einmal, von Delhi nach den Ruinen von Gutab-Minar und zurück zu machen hatten, für eine sehr maßgebende Probe ihres Ernstes, ihres Eifers und ihrer Aufopferungsfähigkeit für die Sache selbst. — Drittens waren diese Ruinen Ganesas Lieblingsaufenthalt, um sich seinen stillen Betrachtungen hinzugeben und über das Gedeihen seines Werkes nachzudenken. Der edle Brahmine, schon von Jugend auf mit der europäischen Literatur wohl vertraut, hatte bereits vor fünfzig Jahren aus englischen Büchern, die ihm zufällig zur Hand kamen, das Wesen und die Bedeutung der Freimaurerei richtig erfaßt und in ihr das einzige, wenn auch nur langsam zum Ziele führende Mittel erkannt, um seine tausendfach von Aberglauben und Vorurtheilen zerklüftete Nation zu einigen und geistig zu heben. — Ein halbes Jahrhundert lang hatte er seitdem, gleich Diogenes, Menschen gesucht, die er für brauchbar und würdig erachten durfte, mit ihm an dem gemeinsamen schwierigen und großen Werke der Zukunft zu arbeiten; erst vor kaum drei Jahren brachte er die nöthige Anzahl von Männern, aller Stände, aller Nationen zusammen, um den kühnen Bau, dessen Riß er mit Meisterhand entworfen, förmlich beginnen zu können.

Henry zählte dabei zu seinen eifrigsten und verläßlichsten Mitarbeitern, und die Loge, deren Fortbestand gar manchmal durch ihre ungleichen Elemente in Frage gestellt schien, ruhte jetzt, Dank seiner versöhnlichen Bestrebungen und des Ansehens, welches er an des Meisters Seite genoß, auf sicherer unzerstörbarer Grundlage.

Ganesas war, als die Brüder sich geräuschlos entfernt, etwas ermüdet auf eine Steinbank gesunken, um auszuruhen. Der hoch-

betagte Greis hatte nämlich den weiten Weg von Delhi bis Gutab-Minar, wie gewöhnlich, zu Fuß zurückgelegt und gleich darauf die Eröffnung der Loge vorgenommen. Henry nahte ihm und bot ihm aus seiner kleinen Umhängtasche, in welcher sich mehrere Lebensmittel befanden, eine kleine Stärkung an.

Der Brahmine lehnte freundlich aber entschieden ab; er holte aus einem Leinwandsäckchen, das er unter seinem Talare trug, ein Stückchen Zwieback und einige Datteln hervor. Henry nahm unweit des Altares auf einem Steinblocke, der einst als Schlachtstelle der Opferthiere gedient haben mochte, Platz, und ließ sich seine frugalen Vorräthe, die aus einer Mischung von Reis und Maisbrot, dann aus langen Schnitten gerösteten und getrockneten Hammelfleisches bestanden, wohl munden. Mit einem Schlucke aus der Feldflasche war sein Mahl beendet, von dem es selbst nicht wußte, ob es der längst verschwundenen Abendstunde oder dem nahen Morgen galt.

Auch der Brahmine hatte inzwischen den harten Zwieback mit seinen noch vollzähligen und unversehrten Zähnen zermalmt und verkaut. Zum Schlusse genoß er zwei der Datteln und schlürfte endlich eine Schale frischen Wassers, welches ihm der dienende Hindu herbeigeholt, mit solchem Wohlbehagen hinab, als wäre das irdene Gefäß mit dem köstlichen Traubensaft gefüllt.

„Meister!“ begann endlich Henry, „ich bin heute in der Absicht gekommen, Euch einen oder zwei Tage hier Gesellschaft zu leisten. Ihr gestattet mir wohl diese Freude? Wir werden Vieles zu besprechen haben!“

„Sei mir vom Herzen willkommen, mein guter Bruder!“ erwiderte der Greis und streckte dem jungen Mann die Hand entgegen, welche Henry auf eine gewisse Art drückte. — „Nun aber gönne mir ein Stündchen Ruhe; meine achtzig Jahre beginnen ihre Rechte geltend zu machen. Mit Sonnenaufgang wirst du mich wieder zu deiner und der ganzen Menschheit Dienste bereit finden.

Ganesas streckte sich behaglich auf die harte Steinbank und sein Haupt auf den ausgestreckten Arm legend, verfiel er sofort in einen tiefen, erquickenden Schlaf, in den Schlaf des Gerechten, wie der ehrwürdige Brahmine wohl mit gutem Gewissen von sich selbst sagen durfte.

Henry machte es sich für das Nachtlager schon etwas bequemer. — Er sah nach seinem Pferde um, dessen aufgedunsene Weichen hin-

länglich bewiesen, daß es die Zwischenzeit wohl ausgenützt habe, führte das brave Thier nach einer nahen Quelle, um es zu tränken und führte es sodann nächst der Pagode, wo Ganesas schlief, in einen gedeckten Raum, weil schwere Gewitterwolken den Himmel zu umdüstern begannen. Dann sattelte er den Gaul ab und trug das ganze Zeug in den Tempel. — Den Sattel benutzte er als Kopfkissen, die Decke als Unterlage, so daß er, im Vergleiche zu Ganesas, immerhin eine sybaritische Lagerstätte besaß.

Der junge Mann schlief so fest, daß er durch das fürchterliche Ungewitter, welches auf einmal mit aller Heftigkeit losbrach, keinen Augenblick geweckt wurde.

Die Sonne stand schon lange am Himmel, als er sich endlich noch ganz schlaftrunken von seinem Lager erhob. Er blickte nach der Stelle, wo Ganesas auf dem nackten harten Stein sich zur Ruhe begeben hatte. Der Brahmine jedoch, treu seiner Gewohnheit, stets mit der Morgendämmerung seine Gebete zu verrichten, war nicht sichtbar. Henry wußte aber, wo er ihn finde. Er begab sich nach dem Flüßchen, welches hinter der Gutab-Minar in zahllosen Windungen durch die Ruinenstadt sich schlängelt und jetzt, in Folge des Gewitterregens hoch angeschwollen, seine braungelben Fluthen stürmisch einherwälzte, beinahe die von Lianen und Kacteen dicht bewachsenen Ufer überschreitend.

Ganesas, an dessen Freisinnigkeit und aufgeklärtem Verstand wir wohl nicht zweifeln dürfen, nachdem wir ihn unter den schwierigsten Verhältnissen als den Schöpfer einer Freimaurerloge kennen gelernt haben, beobachtete nichts destoweniger strenge die Gebote seiner Religion. Freilich waren für ihn die Symbole und Gebräuche der Brahmalehre kein mystisches Chaos, dem er etwa blos aus Gewohnheit oder aus Furcht, den Zorn Gottes zu reizen, mit gedankenloser Knechtschaft des Geistes huldigte. Sein Kopf und sein Herz hatten tief den göttlichen Kern der Brahmalehre erfaßt, welche die älteste aller positiven Religionen ist und deren Grundgedanke in dem Laufe der späteren Jahrtausende in Egypten, Assyrien, im Juden- und Christenthume nur unter anderen Formen sich wiederspiegelt.

Als Henry den Brahminen traf, hatte dieser bereits seine Waschungen in dem Flüßchen verrichtet gehabt und saß jetzt nächst dem Ufer im Schatten einiger Palmen, mit sanften verklärten Zügen, soeben seinen philosophischen Betrachtungen nachhängend.

Der junge Mann machte sich beinahe einen Vorwurf daraus, den edlen Greis zu stören. Aber durch Durga's Andeutungen war seine Neugierde derart aufgestachelt worden, daß er keine Minute länger zögern wollte, um über den räthselhaften Sinn, der in den Worten seiner Geliebten lag, wenigstens einigen Aufschluß zu erhalten. — Henry kannte jedoch des Brahminen Wesen und Eigenheiten zu genau, um nicht zu wissen, daß er eine kleine philosophische Unterredung vorerst in den Kauf nehmen müsse, bevor Ganesa's sich in seinem jetzigen Gedankenfluge nach den entferntesten Regionen des Weltalls wieder zur geistigen Rückkehr nach der von ihm so geringschätzend betrachteten Erde bestimmen ließe, ohne verstimmt zu werden.

Der junge Mann ließ sich an der Seite des Greises nieder, der ihm freundlich mit dem ehrwürdigen Haupte zunickte und die Hand zum freimaurerischen Druck reichte.

„Darf ich mir," begann Henry „die Frage erlauben, welch' erhabene Idee in diesem Augenblicke mein ehrwürdiger Meister zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht? Darf ich mitgenießen von den Früchten, welche, ich entnehme es deutlich aus Ihrer selbstzufriedenen Miene, in ihrem Kopfe bereits zur vollen Reife gediehen sind?"

„Das sollst Du, mein Freund und Bruder!" entgegnete zustimmend der Greis. „Vor einigen Tagen gabst Du mir mehrere der neuesten Bücher, welche in Deinem Vaterlande erschienen sind, und namentlich mehrere Streitfragen Euerer christlichen Religionen betreffen. Wie Du weißt, mein Bruder, beschäftige ich mich schon seit einem halben Jahrhunderte, nämlich seit der Zeit, wo europäische Literatur der Hauptfaktor meines Denkens geworden, mit besonderer Vorliebe mit den Kämpfen Euerer Secten untereinander. Mehr denn drei Jahrhunderte währt bereits der große Glaubens-Prozeß: Protestantismus gegen Katholicismus und umgekehrt. Die Rabulisten, die Streithähne, die sich an diesem Prozesse als Sachwalter betheiligten, haben jedoch, das ist das ganze eigentliche Resultat ihrer Leistung nur Eine Euerer biblischen Sagen verwirklicht, nämlich einen babylonischen Thurmbau geistiger Verwirrung aufgerichtet. Und kein Fürst des Himmels erscheint, um den ganzen Prozeß niederzuschlagen, denn nie und nimmer werden die Akten zum Spruche kommen, sofern man nicht den Richter anerkennt, den Gott eingesetzt hat auf Erden zu richten das Lebendige und das Todte: nämlich die Vernunft! Ja,

um den großen Prozeß vollends zu verwirren, hat sich noch eine dritte Partei, die After-Philosophie, hineingemischt. — Und doch wäre gerade bei der christlichen Lehre ein allgemeines Verständniß so leicht, wenn man die Begriffe der Menschen nicht von Jugend auf absichtlich auf die Bahnen des Irrthums und der Lüge leiten würde."

„Die Grundlehren der christlichen Religion" fuhr Ganesas in Wärme gerathend fort, „sind ewige, aber mißverstandene Wahrheiten, gefaßt in mythische Bilder, welche die menschlich-allumfassendsten, erhabensten und einflußreichsten Wahrheiten in sich verbildlichen und, richtig erfaßt, ausgelegt und zur Lehre vergeistigt, den Menschen über seinen Standpunkt im Schöpfungskreise aufklären und auch für das Verhalten in allen Lebensverhältnissen eine deutliche Richtschnur geben. — Einige der modernen Philosophen des großen Denkervolkes der Deutschen, deren Werke ich leider nur aus englischen Uebersetzungen und Auszügen kenne, haben den mythischen Standpunkt erfaßt, um die tiefere, philosophische Bedeutung des Christenthums, den allgemein giltigen Urgeist, von der geschichtlichen Verunstaltung zu trennen und beide bis auf die leitenden Nerven auseinanderzulegen, damit die Welt endlich staunend gewahre, wie verkrüppelt die Lehre Eures Jesus der Nachkommenschaft überliefert wurde, so daß sie so oft statt Segen nur Fluch den Völkern brachte, ja bringen mußte, weil man ihr den Charakter der Starrheit aufzwingen wollte, anstatt in den Gedanken des Weisen von Nazareth die harmonische Einheit mit den unvergänglichen, aber in jeder Zeit sich neu kundgebenden Wahrheiten der physischen und psychischen Menschennatur aller Racen nachzuweisen. — Wie Wenige Euerer Gottesgelehrten haben sich bisher zu einem derart allgemein giltigen Erfassen und Herausbilden des Christenthums für menschliche Gesellschafts- und Individuum-Zwecke emporgeschwungen? Wie Wenige von ihnen halten sich in ihren Forschungen nur an Christus selbst, soweit er überhaupt in seiner Ursprünglichkeit noch zu erkennen ist! Wie Viele Euerer besten Theologen bleiben in dieser Beziehung vor der Schwelle der wahren Erkenntniß stehen, weil sie sich stets nur an die sich so oft widersprechenden apostolischen Biographen und Epistel-Commentatoren halten und weder die Kraft noch auch den ehrlichen Willen besitzen, deren theils wirklich falsche, theils falsch verstandene Ansichten und Consequenzen mit zu überwinden. — Wie viel Unheil haben solche frömmelnde Silbenstecher, denen die

Arabesken und zufälligen Ausschmückungen ihres Tempels weit mehr am Herzen liegen, als dessen wahre Grundpfeiler, nicht schon in allen Zonen und Konfessionen angerichtet? Man soll weder blind an die geheimnißvollen Lehren irgend einer Religionslehre glauben, noch sie ignoriren oder beseitigen, sondern sie verstehen lernen, sie als ewige philosophische Wahrheiten fassen, begreifen und daraus Konsequenzen ableiten. Dann aber, wenn man den Geist erfaßt hat, soll man den Leib, das Bild, eben nur als ein Bild gelten lassen, das wegen des darin gefaßten Geistes Ehrfurcht, im Uebrigen aber keinen größeren Rang als die sinnliche Fassung jeder anderen Mythe beanspruchen darf."

Der Greis schwieg. Sein Schüler und Zuhörer hatte durch das Interesse, welches ihm des Brahminen Worte einflößten, für den Augenblick auf den eigentlichen Zweck, warum er Ganesas aufgesucht, ganz vergessen, sich dafür aber völlig in den Ideengang seines weisen Freundes hineingedacht.

„Wiederholt," bemerkte Henry, „wiederholt haben Sie das Wort Mythe gebraucht, über welches vorerst zu gegenseitigem Verständnisse zu gelangen sein dürfte, in wie ferne sich die Mythe vom Märchen, Fabel, Parabel, Bild, Allegorie oder auch Symbol unterscheidet, nachdem Sie die Mythe unter diesen gattungsverwandten Fassungswörtern als das Erhabenste, Tiefbedeutsamste und im gewissen Sinne Heiligste hinzustellen scheinen."

„So ist es auch, mein Bruder! Wenn z. B. das Märchen, die niedrigste Spezies dieser Gattung, oft nur eine für die Zeitverkürzung ersonnene, buntbewegte, die Naturgrenze überhüpfende Erzählung ist; die Fabel eine ähnliche, aber mit der Zuthat einer moralischen Tendenz; die Parabel eine einfache, dem bürgerlichen Leben entnommene Begebenheit, aus deren Reflex im erfassenden Gemüth eine umgebildete, parallele Wahrheit einleuchtender als aus erster Hand gegeben, hervorgeht; Bild, eigentlich Sinnbild oder Allegorie, in einfachen, figürlichen oder handelnden Umrissen eine einzelne Seelen- oder Naturkraft, oder auch den Affect versinnlicht; und endlich das Symbol als Erinnerungsmalzeichen für etwas Verehrtes, Dagewesenes und Fortwirkendes zu umfassen ist: — so umfaßt dagegen der Ausdruck Mythe nicht nur dies Alles zusammen, sondern es führt auch ihr reiner Begriff in eine längst entschwundene, dunkle Sagenzeit zurück, wo in einem längeren, nicht nachweisbaren Entstehungs-

prozeß der damalige Zeitgeist tiefere, von dem Menschengeschlecht auf die Gottheit zurückführende Wahrheiten, in angeblich auf Erden vorgegangene Begebenheiten einkleidet, um eben jene Wahrheiten dem Begriffsvermögen der Menschheit zugänglich, faßlich haltbar und annehmlich zu machen, zugleich aber auch für die bequemere Ueberlieferung auf die Nachwelt zu sorgen, gleichwie man kostbare Kleinodien, in gut verwahrte Kästchen eingeschlossen, den Erben überliefert, von denen die Verständigen das Gehäuse öffnen und die Kleinodien hervornehmen, die Einfältigen aber, zumal wenn sie lange und oft vergeblich versucht das Schloß zu öffnen, die Hülle zuletzt als das Kleinod selbst betrachten und verehren werden; sie würden es nämlich für eine Sünde halten, den Worten des Erblassers, daß ihnen in dem Vermächtniß ein wirkliches Kleinod hinterlassen worden, zu mißtrauen, glauben also blindlings. Es darf uns also nicht wundern, wenn die Mythe, welche immer eine höhere, zu dem Uebersinnlichen hinausführende Grundidee verkörpert in sich enthält, dem Mißverständnisse, der Umdeutung und dadurch auch der Entheiligung leicht ausgesetzt ist; es darf uns auch nicht wundern, wenn impotente Geister sich zu deren Auslegung herbeilassen oder sie wohl gar für buchstäbliche Wirklichkeit erklären. Und wie oft schon mußte die bethörte Welt das betrübende Schauspiel erleben, daß solche falsche Verständnisse und apodiktische Behauptungen in blutigen Religionskriegen durch Bayonette und Kanonen, durch Galgen und Rad ihre Sanction erhielten!“ —

Der Brahmine verfiel jetzt in tiefes Schweigen. Henry wagte ihn nicht zu stören, sondern wartete geduldig, bis die rasch höher steigende Sonne den Schatten der Palmen, unter denen Meister und Lehrling lagerten, derart verringern würde, daß die glühende Hitze den Rückzug nach den Ruinen machte. — Letzteres trat auch alsbald ein.

„Ehrwürdigster Meister!“ begann Henry, als er mit dem Brahminen das Innere der uns bereits bekannten Pagode betreten hatte, „laßt mich jetzt mit einem mich tief beschämenden Bekenntnisse herausrücken. Vernehmt, daß es gestern nicht Eifer für unsere heilige Sache gewesen ist, die mich aus Delhi hierherführte, sondern profane Neugierde.“

Der junge Mann schilderte nun haarklein seine letzte Begeg=

nung mit der lieblichen Durga und die Gründe der Eifersucht, deren Opfer er durch mehrere Tage gewesen war.

Ganesas hörte ihm aufmerksam zu, dann sagte er: „Mein theurer Freund! Du hast Dich umsonst hierher bemüht! Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo ich Dir über Deine Fragen Aufschluß geben darf, ja kann. Noch ist so Manches selbst mir unklar, und es wäre sogar möglich, daß nur eine Täuschung obwaltet. Sind aber meine Vermuthungen nicht auf Sand gebaut, dann wird des Räthsels Lösung noch immer zur rechten Zeit erfolgen, um Deine Rechte zu wahren. Wozu also jetzt in Dir Hoffnungen erregen, welche nicht erfüllt, Dich vielleicht unglücklich machen würden Dein ganzes Leben lang. Fasse Dich also in Geduld und erbaue Dich dabei an Durga's schönem Beispiele. Nur den einen Trost darf ich Dir geben — das Mädchen soll Dein werden unter allen Umständen. Mein Segen, meine Einwilligung ist Euch gewiß, aber — keine Uebereilung. Durga's Flucht aus dem Tempel wäre zur Stunde eine Thorheit, aus Gründen, die ich Euch ebenfalls noch nicht bekannt geben darf. Also Geduld, mein Freund, Geduld, Geduld! Bedenke, daß Du ein Freimaurer bist, also Entsagung und Gehorsam, wenn sie des Meisters Mund gebietet, Dir als Pflicht erscheinen müssen."

„Und ich werde sie als meine Pflicht betrachten!" entgegnete Henry mit einer achtungsvollen Verbeugung. „Nachdem aber meine Absicht total mißlungen ist, will ich nicht länger Euere Einsamkeit stören und wieder meinen Beschäftigungen nachgehen."

„Wirst Du sogleich nach Delhi zurückkehren?" frug Ganesas, dem jungen Manne die Hand zum Abschiede reichend.

„Ja wohl, aber auf einem kleinen Umwege, um von hier noch weitere zehn Meilen von Delhi entfernt nachzusehen, ob die Reisfelder meines Prinzipals seit den letzten zwei Wochen gehörig bestellt worden sind."

Master Henry stand nämlich bei einem reichen Engländer in Delhi als Oekonom im Dienste und lag ihm namentlich die Oberaufsicht über die zerstreuten Plantagen von Sir Stephenson ob. — Die sociale Stellung des jungen Mannes war also keine glänzende und bei seiner musterhaften Ehrlichkeit auch keine besonders einträgliche. Sein Gehalt war ziemlich niedrig bemessen, so daß er trotz seiner Sparsamkeit und einfachen Lebensweise in den zwei Jahren, als er zu Delhi sich befand, blos die kleine Summe von einhun-

dert Pfunden, deren er in seiner letzten Unterredung mit Durga Erwähnung that, bei Seite zu legen vermochte.

Henry begab sich zu seinem Pferde, welches, wohl gefüttert und ausgeruht, ihm lustig entgegenwieherte. Mit rascher und kundiger Hand sattelte er das brave Thier und trabte dann in nordöstlicher Richtung von Gutab-Minar nach dem Walde zu, dessen hohe und dichte Laubdecke kein einziger Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte, so daß er, obwohl im Freien die Hitze ganz unerträglich sein mochte, von der feuchtwarmen Athmosphäre, die in diesen tropischen Waldungen herrscht, nur mäßig zu leiden hatte.

Um zu seinem Ziele, nämlich bis zu Stephenson's großer Plantage zu gelangen, mußte Henry den spitzen Ausläufer eines Jungle quer durchreiten. Jungle nennt man in Ostindien die Wald-, Busch- und Schilfsdickichte, welche sich in den versumpften Niederungen der Flüsse bilden. — Hohe Grasung, Bambus, Buschwerk, baumartige Schling- und Kletterpflanzen breiten sich über das ganze Waldrevier aus. — Diese Niederungen entwickeln eine gefährliche Fieberluft, in der kein Europäer ungestraft lange weilen könnte; zudem sind sie der Tummelplatz von Hyänen, Luchsen, Tigern, Leoparden, Elephanten und Ebern, vierhörnigen Antilopen, ganzen Affenschaaren, zahlreichen Rudeln von Hirschen und Riesenschlangen.

Henry verfolgte einen halbgebahnten Weg, denn in das eigentliche Innere der Jungle vermag man nur schwer zu Fuß einzudringen, so dicht ist fast überall die üppige Vegetation. Er hatte den Jungle beinahe hinter sich, als er rechts aus dem Dickichte in geringer Entfernung die Hilferufe einer männlichen Stimme vernahm; gleichzeitig begann sein Roß zu schnauben und sich zu bäumen, als wittere es eine nahe Gefahr.

Ohne sich lange zu besinnen, sprang Henry aus dem Sattel, und nachdem er den Zügel des Pferdes rasch an einem Baumaste befestigt hatte, stürzte er muthig in das Dickicht, unbekümmert um die Gefahr, der er sich selbst dadurch aussetzte, obwohl er die Ursache der Bedrängniß des Hilferufenden zu errathen glaubte. — Sein edles Gemüth sträubte sich gegen den Gedanken, einen Mitmenschen dem Verderben zu überlassen, wo er vielleicht durch Muth und schnelles Einschreiten Rettung bringen konnte.

Henry führte nur zwei Sattelpistolen als einzige Waffe mit

sich; aber es waren gezogene Doppelläufe von der besten Qualität, wie solche nur je eine englische Fabrik erzeugt hatte.

Eine entsetzliche Scene bot sich seinem Blicke dar, als er etwa zwanzig Schritte weit im Dickichte vorgedrungen war.

In einer kleinen Lichtung des Gehölzes, kaum drei Klafter vor ihm, lag ein Mann, der die Uniform eines Marine-Offiziers trug, zu Boden gestreckt. Ein Königstiger von seltener Größe und Farbenpracht stand eben im Begriffe, mit weit aufgerissenem Rachen die Kehle seines überraschten Feindes zu zerfleischen. Da gewahrte die ergrimmte, blutlechzende Bestie den ungebetenen Fremden, der, ohne sich zu besinnen, kaltblütig nach dem rechten Auge des Königstigers zielte.

Leben oder Tod hing von einem einzigen Augenblicke ab. Bevor die sichtliche Unschlüssigkeit des Tigers, ob er sogleich seinen neuen Feind durch einen einzigen Sprung zu Boden werfen oder früher das heißbegehrte Blut seines ersten Opfers kosten solle, ein Ende nahm, mußte Henry durch einen einzigen Schuß die Bestie getödtet haben oder — er würde von ihr getödtet. — Und dabei konnte es nur ein einziges sicheres Ziel für seine Kugel geben, nämlich daß er in das eine oder andere Auge des Tigers einen Kernschuß that, um das Gehirn unmittelbar zu treffen. An jeder anderen Stelle wäre der Tiger durch eine Pistolenkugel gewiß nicht getödtet, sondern durch die bloße Verwundung seine Wuth nur noch mehr gesteigert worden.

Henry drückte los. — Der Königstiger schnellte empor.

„Ich bin verloren!“ hauchte der junge Mann, als er unter der Wucht des riesigen Thieres, welches seinen Leib der ganzen Länge nach überdeckte, wie ein geknickter Grashalm zusammenbrach.

Zehntes Capitel.

Immer tiefer und tiefer.

Lady Mary Dundonald gefiel sich außerordentlich zu Delhi, so daß sie den Entschluß kund gab, vor Beginn des Spätherbstes keinesfalls nach Calcutta die schon längst projektirte Reise anzutreten, zum großen Mißbehagen des Master Brandon, welcher hierdurch für seine Person die Möglichkeit, endlich bleibend nach Europa zurückzukehren, muthwilligerweise um etwa drei Monate hinausgeschoben sah. — Mit Ende September wären nämlich alle eigentlichen Geschäfte, derenthalben Sir Edward nach Delhi gekommen war, vollständig beendet gewesen.

Der junge Nabob hatte seinerseits gegen den Wunsch Mary's, die Abreise von Delhi um zwei bis drei Monate zu verzögern, gar nichts einzuwenden, im Gegentheile paßte dies gar sehr zu seinen eigenen Wünschen. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, die schöne Bajadere zu erobern, koste es, was es wolle, obgleich sich der Erfüllung dieses Wunsches täglich neue Hindernisse entgegenstellten. Er begann bereits an der Geschicklichkeit und dem guten Willen seines Kammerdieners Simson zu zweifeln, wiewohl ganz mit Unrecht. Dieser nichtsnutzige Bursche ließ es wahrlich ebensowenig als seine Helfershelferin Sitta an Fleiß und Geschicklichkeit fehlen, um die arme Durga in die Netze des vornehmen Wüstlings zu locken, und wenn bisher der Erfolg nicht den angewandten Bemühungen entsprach, so lag die Schuld keineswegs an den beiden nichtswürdigen Werkzeugen Sir Edward's.

Der alte Earl rieb sich indessen über den Verlauf, welchen

die Dinge nahmen, vergnügt die Hände. — Thatsächlich war er der Gebieter und unentbehrliche Rathgeber des jungen Ehepaares geworden. Ebenso gut, als er seinen Neffen anspornte, seine Absichten auf die reizende Devadasi ja nicht aufzugeben, begünstigte, ja vermittelte er die Liebschaften, welche die junge Frau zu Delhi in ziemlich unverblümter Weise zu cultiviren begann. — Dabei wußte es der alte Intriguant stets so einzurichten, als gebe er sich blos aus Herzensgüte zur spanischen Wand her, und als ob er nur ausschließlich Einer der beiden sich nach Kräften betrügenden Parteien seine Dienste widme.

Sir Edward beschäftigte sich viel zu sehr mit seinen noblen Passionen, um in das Treiben seines Oheims, dessen Führung und Leitung er überdies von seiner Jugend auf gewohnt war, einen tieferen Einblick zu thun, und seine Frau laborirte allzusehr an Albernheit, um nicht jedes Wort des gütigen, so überaus nachsichtigen und dienstfertigen alten Herrn für baare Münze zu nehmen.

In dem rauschenden Leben, welches die junge Lady zu Delhi führte, betäubte sie den letzten Rest ihres Schamgefühles und sie sank unaufhaltsam immer tiefer und tiefer, so daß selbst der Earl dann und wann sich veranlaßt fand, sie um etwas mehr Rücksicht auf die „Dehors" zu bitten; im Geheimen könne sie übrigens immerhin nach Belieben handeln, ohne von ihm je eine Ausstellung gewärtigen zu müssen.

Die Lebensweise der vornehmen Engländer in Ostindien ist aber auch in der That ganz dazu beschaffen, um die Zügellosigkeit beider Geschlechter zu begünstigen.

Vor Allem muß sich der Fremde über die ungeheure Menge von Bier und Wein wundern, welche in Ostindien selbst von den blassen, sonst so zarten Engländerinnen genossen wird. — Anderthalb bis zwei Flaschen sehr starken Bieres, abwechselnd mit Bordeaux, und zuletzt noch ein halbes Dutzend Gläser eines leichten, aber sehr geistigen Champagner, ist das gewöhnliche Maß, welches eine vornehme Engländerin in Ostindien des Mittags zu sich nimmt, ohne andere Folgen, als daß ihre Zunge etwas gelöst wird und ihre Augen einiges Leben bekommen. — Auf diese Weise glaubt die Mehrzahl der englischen Damen in Ostindien die Müdigkeit des Körpers und die Erschlaffung des Geistes, welche das Klima mit sich bringt, bekämpfen zu können, zerstört aber dadurch nur die Ge=

sundheit und sinkt in ein frühes Grab, wenn nicht eine noch rechtzeitige Rückkehr nach Europa dem Uebel steuert. — Dieses viele Trinken, verbunden mit einer leckeren, von Gewürzen überladenen Kost, verlockt naturgemäß die überreizten Nerven zu weiteren Ausschweifungen, so daß die prüde, sittenstrenge Engländerin der Heimatsinsel unter der Sonne Indiens in der Regel zu einem Wesen ausartet, das an Tugendgehalt nicht höher und nicht tiefer steht, als die vielverlästerten Bajaderen.

Sir Edward nahm auf einige Tage Abschied von seinen Angehörigen zu Delhi. Er gab vor, einem der Gäste, welche man in seinem Palaste bewirthet hatte, eine Gegenvisite auf dessen hinter Gutab-Minar gelegenen Besitzung zu machen und zugleich einer großen Jagd anzuwohnen.

In Wahrheit galt aber dieser Ausflug einem Attentate auf die arme Durga.

Die Vermittlerin Sitta meldete nämlich, daß Durga ihrem Oheim Ganesas in den Ruinen von Gutab-Minar einen mehrtägigen Besuch abstatten werde. Dies wollte Sitta aus Durga's eigenem Munde vernommen haben. In Wahrheit verhielt es sich folgender Weise:

Als Durga nach ihrer letzten Unterredung mit Henry ihr bescheidenes Gemach aufsuchte, traf sie daselbst Sitta, welche ihr eine neue Liebesepistel des heißblütigen Sir Edward überbrachte. In diesem Briefchen war das Verlangen nach einem Stelldichein dringender, oder besser gesagt, kategorischer denn je ausgesprochen. — Das arme Mädchen sah in ihrer völlig hilflosen Lage, in welcher sie in der That ob Ganesas' und Henry's Abwesenheit von Delhi einen Ueberfall und Gewaltakt selbst hier in dem Innern des Tempels als leicht möglich voraussetzen mußte, keinen Ausweg, als zur List zu greifen. — In ihrer Herzensangst erlaubte sie sich die Lüge, daß sie morgen mit Tagesanbruch sich nach Gutab-Minar begeben werde, um dort ihrem theuren Oheim Ganesas durch mehrere Tage Gesellschaft zu leisten und den gebrechlichen Greis, der seine schwindenden Kräfte zu überschätzen anfing, mit kindlicher Liebe zu pflegen.

Dieser Vorwand schien um so glaubwürdiger, als Durga, wie ihrer Freundin Sitta wohl bekannt war, schon öfters ihren Oheim nach den herrlichen Ruinen begleitet hatte.

Die eifrige Zwischenträgerin hinterbrachte diese Nachricht dem Master Simson noch im Laufe der Nacht und Sir Edward Dundonald hatte nichts Eiligeres zu thun, als augenblicklich den Earl, der eben zu Bette gehen wollte, aufzusuchen und dessen Rath einzuholen.

Der Earl befand sich in sehr guter, weinseliger Laune und nahm den Bericht seines Neffen mit einem wahrhaft diabolischen Gelächter auf.

„Ach Junge, wie grün bist Du noch!“ rief er, sich im Bette vor Lachen wälzend. „Da frägst Du noch, was zu thun? Satteln lassen und nach Gutab-Minar reiten, das ist der ganze Rath, den ich Dir ertheilen kann. Die reizende Bajadere hat Dir doch hinlänglich ihre Meinung und Absichten kundgegeben, als sie Dich von ihrem Ausfluge benachrichtigen ließ, oder mit anderen Worten, sie hat Dich mittelbar geradezu einladen lassen, dort mit ihr zusammenzutreffen.“

„Hm!“ bemerkte der junge Wüstling kopfschüttelnd, „warum gewährt sie mir nicht in Delhi selbst ein Stelldichein? — Fürwahr, wenn sie wollte, würde es uns hier nicht an Gelegenheit und passendem Orte mangeln. — Dieser Palast ist so groß, so weitläufig, enthält so viele Zugänge und Hinterpförtchen, daß ich Durga hier ohne alles Aufsehen empfangen könnte. Meine liebenswürdige Frau Gemalin,“ schloß Sir Edward mit vor Haß und Ingrimm blitzenden Augen, „geht ja mit dem besten Beispiele voran. Ich möchte wetten, daß Mary zu dieser Stunde geheimen Besuch bei sich hat und ich die Thüre ihres Boudoirs wegen Unwohlsein verschlossen fände!“ —

„Und ich würde nicht darauf wetten,“ entgegnete der Earl lakonisch, „denn auf Dinge zu wetten, die man bereits gewiß weiß, ziemt dem echten Gentleman nicht. Der Herr Major hat es für heute übernommen, Lady Dundonald zu — zerstreuen. — Du wirst Dich doch nicht im Ernste darüber grämen? Ihre jetzigen Bekanntschaften sind wenigstens durchaus — standesgemäß. Diese Consequenzen Deiner „Heirat nach der Mode“ mußt Du als einer der glänzendsten Repräsentanten der „vornehmen Welt“ schon mit in den Kauf nehmen, zumal der Abfindungs-Preis kein geringer war. — Ich erwarte daher von Dir, daß Du über die Marotten Mary's mit der Verachtung des Philosophen hinweggehen und ja nie, und unter keiner

Bedingung einen Bruch mit ihr provoziren werdest, in welch' letzterem Falle, Du kennst die Verhältnisse, der Schaden schließlich nur auf Deiner Seite sein würde. — Donnerwetter, da sind wir ja ganz vom eigentlichen Thema abgekommen! Du wunderst Dich, daß die Bajadere noch immer Schwierigkeiten macht? Nun, mir leuchten dafür zehn Gründe statt eines einzigen ein, und nur Deine Leidenschaft verhindert Dich klar zu sehen, gleich mir dem Unbetheiligten."

„Lassen Sie hören, lieber Oheim!" sagte Edward sehr aufmerksam.

„Ich habe mich," fuhr der Earl fort, nachdem er sich phlegmatisch eine neue Zigarre angebrannt, „ich habe mich um diese höllische Devadasi, die Dich noch ganz verrückt zu machen droht, unter der Hand genau erkundigt, selbstverständlich nur aus Liebe zu Dir und in Deinem Interesse. — Diese Durga ist keine gewöhnliche Bajadere, die man mit einem Beutel Gold für sein Amüsement kauft. Sie besitzt Geist, Bildung und — Ehrbarkeit. Sie ist auf ihre Tugend stolz und kann, so weit ich dieses Genre überhaupt zu begreifen vermag und mir die Lebensverhältnisse der Devadasi's im Allgemeinen bekannt sind, darauf es auch wirklich sein. Zudem breitet der Brahmine Ganesas, über dessen Gelehrsamkeit und reinem Wandel es nur Eine Stimme gibt, seine schützende Hand über das Mädchen aus. Ganesas, der von einem indischen Götzenpriester nur den Namen trägt, und deshalb von seinen Genossen auch ziemlich scheel betrachtet wird, soll sogar ein Freimaurer sein und eine geheime Loge gestiftet haben. Obwohl über Letzteres eigentlich nichts Gewisses verlautet, kann man die Fähigkeit dazu dem alten Kerl immerhin zumuthen, denn seinem Denken nach, ich habe einmal mit ihm selbst gesprochen, ist er ganz Europäer, und — fast schäme ich mich es zu sagen, er kennt die englische Literatur, selbst der Neuzeit, zehnmal besser als ich, obwohl ich, wie es einem Gentleman meiner Geburt, meiner Stellung auch geziemt, auf diesem Gebiete auch einem Fachmanne gegenüber nicht leicht auf Sand gerathe. — Endlich, damit wir zum Schlusse und ich zum Schlafen gelange, der wichtigste und vielleicht der Hauptgrund von Durga's Sprödigkeit gegen Dich — das Mädchen hat bereits einen Liebhaber!"

„Höll' und Teufel!" knirschte Sir Edward und ballte wüthend beide Fäuste, „wer ist er, wie heißt er?"

„Gemach mein Junge!" mahnte der Earl und fachte ruhig

seine Zigarre, deren Feuer zu erlöschen drohte, durch einige langathmige Züge an, dann fuhr er fort:

„Wenn Du Dein Ungestüm nicht aufgibst, wirst Du nie in Deinem Leben in irgend einer Angelegenheit zum Ziele gelangen, sondern stets Alles im Vorhinein verderben. Glaubst Du, Deinen Nebenbuhler etwa bei Durga aus dem Sattel zu heben, indem Du polterst und wüthest? Nein, mein Lieber, da mußt Du zu anderen Mitteln greifen, und wie immer, habe ich auch in diesem Falle anstatt gedacht, gehandelt!“

„Sie sehen, daß ich mich bezwungen habe!“ entgegnete der junge Mann, alle Selbstbeherrschung anwendend, um ruhig zu erscheinen.

„Dein Nebenbuhler, oder richtiger gesagt, Durga's Geliebter ist ein gewisser Henry Burton, der bei unserem Freunde Sir Stephenson als Oekonom im Dienste steht. Dieser Mensch hat weder Eltern noch Verwandte. Er wurde von guten Leuten zu Sidney in Australien vor etwa sechzehn Jahren an Kindesstatt angenommen. Seine Zieheltern verstarben vor etwa fünf Jahren und hinterließen ihm kein Vermögen; er hatte aber als Landwirth etwas Tüchtiges geleistet und wurde von Sir Stephenson, der damals von Australien nach Ostindien übersiedelte, in Dienst genommen. — Stephenson ist, wie Du weißt, ein großer Knauser und honorirt Burton keinesfalls nach Verdienst. — Mein Plan besteht in zwei Worten. Du nimmst ihn mit dem Vierfachen des Gehaltes, das er jetzt bezieht, sogleich in Deinen Dienst und schickst ihn auf eine Deiner Plantagen bei Calcutta; dadurch bekommst Du das Feld frei, und wenn Du Durga's einmal überdrüssig bist, was, so weit ich Dein Naturell kenne, in längstens vier Wochen der Fall sein wird, wollen wir dem braven Master Burton durchaus keine Hindernisse in den Weg legen, aus der reizenden Bajadere die ehrsame Frau eines Pflanzers zu machen. Ha, ha, ha!“

Der Earl schloß mit einem heiseren Lachen, aus welchem der empörendste Cynismus des übermüthigen Geldprotzenthums herausklang.

„Vortrefflich!“ jubelte Sir Edward. „Sie haben Recht, lieber Oheim! Was wäre ich ohne Ihren Rath, ohne Ihre Hilfe! Nie werde ich das Opfer vergessen, das Sie mir durch Ihre Mitreise

gebracht. Wissen Sie, wo ich Burton treffen kann? Ich will ihn baldigst sprechen."

„Schon wieder eine Thorheit!" seufzte der Earl und dabei die zum Himmel gewendeten Augen verdrehend, schlug er sich pathetisch auf das Herz. „Du willst mit der Thüre in's Haus fallen und kannst sicher sein, daß Burton, der mir als ein ganz prächtiger und stolzer junger Mann geschildert wurde, Deinen Antrag rundweg ablehnt, wenn er im entferntesten Lunte wittert. Indeß ist Dir der Zufall günstig — seit acht Tagen lasse ich Durga und ihren Geliebten genau überwachen, und gab dabei gewiß nicht den zehnten Theil des Geldes aus, welches Dein Simson inzwischen, wie Figura zeigt, völlig nutzlos verschwendet hat. — Eine Viertelstunde, bevor Du bei mir eintratest, empfing ich durch meinen geheimen Agenten die Meldung, daß Burton heute gegen zehn Uhr Abends Delhi zu Pferd verließ, um eine über die Gutab-Minar hinaus liegende Plantage des Sir Stephenson zu inspiziren. He, Edward! Was liegt da wohl auf flacher Hand?" —

„Daß Durga nach Gutab-Minar sich begibt, um mit Burton dort zusammenzutreffen," rief Sir Edward mit unverkennbarem Grolle und schlecht verhehlter Eifersucht.

„So wird es auch sein!" bestätigte der Earl kopfnickend. „Ich sehe, daß Dir Deine Leidenschaft noch nicht alles Kombinationsvermögen geraubt hat und hoffe, Du wirst wissen, was nun zu thun?" —

„Ich werde Sir Stephenson, der sich gerade auf der gedachten Plantage aufhält, den schon längst schuldigen Gegenbesuch machen; ich treffe dort Burton und engagire ihn, mag Sir Stephenson dies dann aufnehmen, wie er will, à tout prix für Calcutta und auf der Heimkehr werde ich in den Ruinen zu Gutab-Minar bei Durga mein Glück versuchen."

„Bravissimo!" klaschte der elende alte Sünder beifällig, „ich sehe, aus Dir wird noch ein ganzer Gentleman, wie er sein soll. — Aber noch Eines, mein lieber Edward! Stelle Dir Deinen Sieg über die spröde Devadasi nicht zu leicht vor; ich möchte hundert gegen Eines wetten, freiwillig wird sie Dir nie ihre Gunst gewähren!"

„Simson wird für das erforderliche Arrangement sorgen!"

bemerkte Sir Edward kurz und blickte seinen würdigen Oheim mit einem sonderbaren Blick nach der Seite an.

„Ich verstehe!“ entgegnete der alte Schurke pfiffig, mit einem Auge blinzelnd, und reichte seinem Neffen die Hand zum Abschiede. — „Wann wirst Du Dich auf den Weg machen?“

„Noch in dieser Stunde, um die Kühle der Nacht zu benützen. Mit Tagesanbruch will ich in Gutab-Minar das Terrain sondiren, um dann mit Simson, der mich natürlich begleitet, das Weitere zu verabreden. — Morgen gegen Mittag kann ich bequem auf Stephenson's Besitzung eintreffen.“

„Nur vorsichtig, nichts übereilt!“ mahnte der Earl, „ich rathe Dir, die Schlußscene aufzusparen, bis Burton diese Gegend verlassen haben wird.“

Die letzteren Worte vernahm Sir Edward nur mehr zur Hälfte, denn er eilte mit großer Hast davon, um für sich und Simson Pferde satteln zu lassen. Er beschloß, nur seinen erprobten Kammerdiener als Begleitung mitzunehmen, weil seine schlimmen Absichten an der Plauderhaftigkeit oder Ungeschicklichkeit eines größeren Troßes sehr leicht scheitern konnten.

Als hinter Sir Edward die Thüre sich geschlossen hatte, nahm das Gesicht des Earl einen wahrhaft teuflischen Ausdruck an.

„Dieser Bursche,“ murmelte der ergraute Sünder vor sich, „wird von selbst in sein Verderben rennen; je früher dies geschieht, um so besser. Die Hölle möge mich lebendig verschlingen, wenn dieser Bastard je wirklich sich Earl von Dundonald nennen darf. Meinem eigenen natürlichen Sohne gebührt von Rechtswegen das ganze Erbe und der Name. Und er soll, er wird ihn besitzen. Hätte ich blos deshalb an dem Knaben Henry ein schreiendes Unrecht begangen, damit dieser echte Sohn meines Bruders, der Frucht eines Ehebruches von Lady Jany, das Feld räume? Nimmermehr. Die Papiere, welche des verschollenen Henry legitime Geburt beweisen, sollen eines Tages in meinen Händen gute Dienste thun für meinen Sohn. Er ist genau desselben Alters, wie der Verstoßene, mein ausgerissenes Ebenbild, und da wir beide Brüder eine frappante Aehnlichkeit besaßen, spricht für ihn zudem der charakteristische Familientypus der Dundonald's.“

Der Earl nahm eine Brieftasche zur Hand, die auf dem

Nachtkästchen neben dem Bette lag. In einem geheimen Fache dieser Brieftasche befand sich das kunstvoll gemalte Miniatur-Porträt eines auffallend schönen jungen Mannes. Der Earl betrachtete dieses Bild lange und mit großem Interesse. Dann klappte er das Portefeuille wieder zu und sprach vor sich hin:

„Noch weiß dieser Henry nicht, wessen Abkunft er ist, aber hoffentlich wird er es endlich bald erfahren dürfen, erfahren aus meinem Munde. Freilich muß ihm die Mystifikation stets ein Geheimniß bleiben, denn nie und nimmer würde er in seinen absonderlichen Begriffen von Recht und Unrecht in den Betrug willigen, als mein Sohn das Erbe zu erschleichen. Doch was liegt daran, ob er mich Vater oder Oheim nennt! Weit mehr lastet die Sorge auf mir, wie ich meinem Henry auch Parker's Millionen sichern kann, ohne nach Edward's Tod ihn mit jener Metze, durch welche ich, nur zwingender Umstände wegen, den Namen der Dundonald's besudeln lassen mußte, in Berührung zu bringen. Doch dazu ist ja wohl noch Zeit. Vor Allem muß Edward seinem Schicksal erliegen, das ich, seine Vorsehung, ihm mit unerbittlicher Konsequenz bereiten werde.“

Der Morgen brach bereits an, als der Earl endlich in Schlummer versank, denn immer tiefer und tiefer hatte er sich in seine unheilschwangeren Pläne hineingedacht, in welchen er mit dem Leben und Glück von Menschen freventlich zu spielen gedachte, wie mit den todten Figuren eines Schachbrettes.

Eilftes Capitel.

Ein reuiger Sünder.

„Ich bin verloren!" hauchte der junge Mann, als er unter der Wucht des riesigen Thieres, welches seinen Leib der ganzen Länge nach überdeckte, wie ein geknickter Grashalm zusammenbrach.

Henry erwartete jeden Augenblick, daß die scharfen Krallen und Zähne des Tigers ihn zerfleischen würden. Mit stummer Resignation ergab er sich in sein gräßliches Schicksal und schloß im Geiste seine Rechnung mit dem Himmel ab. — Er fühlte sich dem Tode des Erstickens nahe. Die wilde Bestie lag ihm quer über Brust und Gesicht. — Mehrere Minuten verstrichen, ohne daß, sonderbarer Weise, der Tiger sich an sein blutiges Werk machte. — Ein schwacher Hoffnungsschimmer dämmerte in dem Gehirn des unglücklichen Henry; sollte sein Schuß dennoch wirklich getroffen und der Tiger nur den Todessprung gemacht haben? Er wollte, er mußte um jeden Preis sich Gewißheit verschaffen. Sein rechter Arm war im Sturze frei geblieben und seine Finger hielten noch krampfhaft die doppelläufige Pistole fest.

Mit der Energie der Verzweiflung spannte Burton den Hahn des zweiten Laufes, setzte die Mündung auf's Geradewohl und ohne eigentlich zu wissen, an welchem Theile, an des Tigers Leib und drückte los.

Der Schuß krachte und Henry war gewärtig, daß das neuerdings gereizte und gewiß nicht tödtlich getroffene Thier nunmehr ihn mit Wuth zerreißen und dadurch seiner unsäglichen Pein ein rasches Ende bereiten werde.

Indessen blieb die Bestie schwer und regungslos auf ihm lasten.

„Gerettet!“ jubelte Henry. Kein Zweifel — der erste Schuß war dem Tiger durch das Auge in's Gehirn gedrungen und deshalb sogleich tödtlich. — Henry ließ jetzt die Pistole aus der Hand gleiten und versuchte sich unter dem Tiger hervorzuarbeiten. Dies erwies sich aber als ein schweres Stück Arbeit, und obwohl Burton eine mehr als gewöhnliche Körperkraft besaß, benöthigte er dennoch mehr als fünf Minuten, um vorerst wenigstens seinen Kopf und den linken Arm frei zu bekommen. — Nun ruhte er eine kurze Weile aus und schlürfte mit vollen Zügen die Luft, weil er nur wie durch einen dichten Respirator zu athmen vermocht hatte. Nach und nach gelang es ihm, sich sodann theils unter dem Tiger hervorzuwinden, theils den Cadaver von sich abzuwälzen.

Immerhin mochte im Ganzen eine gute Viertelstunde verstrichen sein, seit er zur Rettung eines ihm völlig fremden Mannes sein eigenes Leben mit dem Heroismus echter Menschenliebe auf's Spiel gesetzt hatte.

Der edle Henry wollte sein Werk nicht halb gethan wissen. Als er wieder auf den Füßen stand und unwillkürlich mit Hautschaudern den weit gähnenden Rachen und die grimmig verzerrte Schnauze des todten Tigers durch wenige Sekunden betrachtet hatte, eilte er auf den von ihm geretteten jungen Mann zu, der noch immer leblos auf dem Boden hingestreckt lag.

Henry hatte natürlich, als er in dem für den Geretteten am gefährlichsten Momente in das Dickicht trat, keine Zeit gehabt, das Opfer des Tigers näher zu betrachten. Er glaubte sich blos zu entsinnen, daß der Ueberfallene die Uniform eines Marine-Offiziers trug und eine zweite Person abseits rasch einen Baum hinangeklettert war. Jedoch kam ihm Alles dieß nur wie ein Traum vor, zumal ihn selbst der fürchterliche Anprall, mit welchem er von dem Tiger zu Boden geworfen war, sowie die eigene ungeheure Aufregung etwas betäubt und verwirrt hatte.

Mit leicht erklärlicher Neugierde und Theilnahme trat er also dem Fremden näher, dabei mechanisch nach der Rumflasche langend, welche er an einer Schnur umgehängt trug. Ein kleiner Schluck mochte ihm und dem Geretteten jetzt wirklich wohl bekommen.

Wie von einer Viper gestochen, prallte jedoch Henry, ein

Paar Schritte zurück, als er auf den Fremden einen einzigen Blick geworfen.

„Himmel!“ rief er mit verdüsterten Zügen; „er, gerade er muß es sein, für dessen Leben ich mein eigenes auf's Spiel gesetzt! Ha — wenn ich ihn hier hilflos liegen ließe?! Offenbar ist dieser Elende schwer verwundet und ohne rasche Hilfe würde er sich bald verbluten. Ich wäre meines Nebenbuhlers los und ledig; Durga hätte von seinen Nachstellungen und Drohungen nichts mehr zu befürchten.“

Burton trat noch einige Schritte zurück, aber sein Auge blieb auf Sir Edward haften, der, von des Tigers Krallen am Halse zerfleischt, durch die geöffnete Pulsader sich in der That bald gänzlich verbluten mußte, wenn nicht schon in den nächsten Minuten ein Verband angelegt wurde.

„Nein, tausendmal nein!“ sagte Henry nach kurzem, aber schwerem Kampfe mit sich selbst. „Diesen Menschen hier seinem Schicksale überlassen, hieße so viel als einen Mord begehen! Henry! Schäme Dich Deiner selbst — Du willst ein Freimaurer sein und am wehrlosen, hilfsbedürftigen Feinde Deine Rache kühlen? Schon der bloße Gedanke, der mich einige Sekunden lang beherrschte, macht mich, streng genommen, meiner Brüder unwerth, und sie Alle, Ganesas an der Spitze, müßten mich verachten und ausstoßen aus der schönen Bruderkette!“

Schon während dieses kurzen Monologes war Henry an Sir Edward's Seite niedergekniet, riß dessen Rock auf und legte mittelst des eigenen Sacktuches einen Nothverband mit geschickter, sachkundiger Hand an, denn Burton hatte sich hierin von Jugend auf im Hause seines Ziehvaters, der zu Sidney nebst der Landwirthschaft auch eine chirurgische Officin betrieb, gründliche Kenntnisse erworben.

Zu seiner Freude sah er die angestrengten Bemühungen vom Erfolge gekrönt. Die wirklich lebensgefährliche Blutung war alsbald gestillt. Es handelte sich nur darum, den noch immer Ohnmächtigen zu laben. — Henry wußte ganz in der Nähe ein Bächlein. Er hob Sir Edward's Seemannskappe aus Wachsleinwand vom Boden auf und kehrte bald zurück, den improvisirten Zuber bis an den Rand mit frischem Wasser gefüllt.

Nach wenigen Minuten schlug Sir Edward, wie aus tiefem

Schlafe erwachend, die Augen halb auf; aber er war zu sehr erschöpft, um sogleich das volle Bewußtsein wieder zu erlangen.

Henry flößte ihm nun etwas Rum ein, welche Stärkung dem Verwundeten sehr zu bekommen schien, so daß er endlich die Augen vollends aufzuschlagen vermochte. — Seine Sinne blieben jedoch noch immer verwirrt und mit schwerer Zunge lallte er blos die Worte: „Simson, Simson, wo bist Du?“

Simson hatte jedoch längst das Weite gesucht. — Der feige Bursche war zuerst auf einen nahen Baum geklettert, dann aber, als er Henry's Schuß vernahm und auch den Fremden zu Boden stürzen sah, in seiner kopflosen Panique vom Baume herabgesprungen und nach den Pferden geeilt. Er warf sich in den Sattel und jagte auf und davon, ohne zu wissen wohin. Der bloße Zufall oder vielleicht auch der Instinkt seines Thieres führte ihn schnurgerade nach der von dem Jungle etwa vier englische Meilen entfernten Besitzung des Sir Stephenson, wo er das Vorgefallene mittheilte.

Der Hergang war in Kürze folgender. Sir Edward, die Gefahren unterschätzend, oder besser gesagt nicht kennend, welche der Kampf mit einem Tiger mit sich bringt, ließ sich unbesonnener Weise hinreißen, die Spur eines solchen bedenklichen Gastes des von ihm betretenen Jungle tollkühn zu verfolgen. Er war ein guter Schütze und führte eine vortreffliche Kugelflinte mit sich, welche er in der Heimat schon sehr oft an einem grimmen Eber erprobt hatte. — Der Tiger, der nicht hungrig und deshalb auch nicht geneigt war, den Kampf aufzunehmen, noch dazu bei hellem Tage, wo diese Thiere nicht leicht aus eigenem Antriebe selbst angreifen, hatte sich in's Dickicht zurückgezogen. Diese anscheinende Feigheit des Thieres reizte den in all' und jeden Dingen überaus leichtsinnigen Edward, der also, ohne auf die Warnungen seines Begleiters Simson zu achten, blindlings dem mit Katzenschlauheit zurückweichenden Königstiger nachfolgte, bis er in einer kleinen Lichtung des Gehölzes die durch die Hartnäckigkeit ihres Feindes allmälig in Wuth gerathende Bestie auf einem Baume zusammengekauert und mit dem Schweife die eigenen Flanken peitschend, vor sich gewahrte. — Sir Edward schlug seine Kugelflinte an; der Tiger, der aus früheren Begegnungen mit den Herren der Schöpfungen wohl wissen mochte, was nun folgen würde, ließ jedoch dem Schützen keine Zeit, sein Vorhaben auszuführen, und ehe noch Sir Edward den Finger an das Zünglein

gelegt, schnellte die Bestie durch die Luft und schmetterte ihren Feind zu Boden.

Sir Edward stieß nun jene Hilferufe aus, welche Burton glücklicher Weise vernommen hatte. — Der Tiger weidete sich mit der seinem Naturell eigenthümlichen Grausamkeit eine lange Weile an der Pein des Mannes, der ihn muthwillig herausgefordert hatte; das Zögern des Tigers bewies wohl hinlänglich, daß seine letzte nächtliche Jagd sehr ergiebig gewesen sein mochte, aber zu einem Trunke frischen warmen Blutes jederzeit geneigt, wenn auch der gesättigte Magen den Genuß des Fleisches verschmäht, machte sich der grimme Bursche langsam daran, mit den scharfen Krallen am Halse seines Opfers die geeignetste Stelle zu sondiren, wo er mit Behagen die glühende Zunge letzen könnte.

In dieser Beschäftigung wurde der Tiger, wie wir wissen, durch Henry's Dazwischenkunft gestört. —

Sir Edward verfiel alsbald aus Schwäche wieder in seinen früheren Zustand von Lethargie und brachte dadurch seinen Retter in nicht geringe Verlegenheit. Henry hoffte, daß der Verwundete sich wenigstens insoweit erholen würde, um ihn auf's Pferd setzen und dann langsamen Schrittes Stephenson's Behausung erreichen zu können. Er mußte sich also in Geduld fassen und abwarten, bis entweder Sir Edward sich hinlänglich erholt haben oder Hilfe angelangt sein würde.

Vor Allem wollte Henry den Verwundeten um jeden Preis aus diesem Dickicht hinaus an die durch den Jungle führende breite Straße schaffen, wo er in dem ersten besten Vorüberziehenden den ersehnten Beistand, sei es als Träger, sei es als Bote, finden konnte.

Henry machte sich also, nachdem er noch sorgsam nachgesehen, ob der Verband auch hinlänglich fest sitze, daran, den Verwundeten langsam fortzuschleifen, indem er ihn unter beiden Schultern von rückwärts faßte und, selbst rücklings gehend, Zoll für Zoll der etwa vierzig Schritte entfernten Straße näher kam.

Da ließ sich plötzlich in der Ferne ein unheimliches, langgedehntes Geheul vernehmen, welches rasch näher kam.

Burton legte den Verwundeten, der aus Schwäche Alles willenlos mit sich geschehen ließ, auf den Boden und langte nach Sir Edward's Kugelflinte. Kein Zweifel, die Frau Gemalin des getödteten

Tigers suchte den Vermißten, der bei der Morgenpromenade sich über Gebühr ihrer Gesellschaft entzogen hatte. — In die kräftigen Töne der Tigerin mischten sich auch schwächere.

„Eine saubere Begegnung," sprach Burton vor sich, und untersuchte die beiden Läufe der Kugelflinte, die er zu seiner Beruhigung ganz schußfertig fand. „Die Tigerin kommt mit ihren Jungen gerade hierher. Sie wittert bereits, was hier vorgegangen. Sie verstummt; sie rüstet sich zum Angriffe und wird plötzlich hervorbrechen. Wehe uns, wenn ich nicht den Punkt entdecke, wo sie lauert. — Ha — dort glühen zwei Augen. Gott sei mit mir!" —

Henry legte an, wagte aber nicht zu schießen. Die schlaue Bestie duckte ihren Kopf wiederholt unter einen Ast des Baumes, auf welchem sie sprungbereit hockte. Das Schicksal ihres Gemals, der vor ihr todt dalag, schien sie zur Vorsicht zu mahnen. Zwei junge Tiger, kaum größer als Lämmer, wagten sich neugierig unter dem Baume hervor, auf welchem die Tigerin saß, die dieses Unterfangen durch ein kurzes, verweisendes Knurren offenbar höchlich mißbilligte. — Diese Sorge um die vorwitzigen Jungen lähmte glücklicher Weise ihre wilde Energie, und es verstrichen dabei viele Minuten.

Henry begann ernstlich besorgt zu werden, weil die Tigerin sich mit merkwürdiger Klugheit durch den Baum, den sie sich erwählt, derart zu decken wußte, daß wohl ihr Leib, aber nicht ihr Kopf ein geeignetes Ziel für den Schützen abgab. — Da fiel ihm ein gutes Mittel ein, die Tigerin zum Rückzuge zu bewegen.

Bekanntlich ist dem Tiger das Hundegebell unausstehlich. Henry ahmte das schrille Gekläff eines kleinen Köters nach, und augenblicklich nahmen die kleinen Tiger Reißaus. Auch ihre Mama stutzte und sah sich besorgt nach ihren Jungen um, die, so lange sie die Stimme des vermeintlichen Hundes hörten, in ihrer Flucht gar nicht innehielten.

Höchst mißmuthig knurrend, sprang endlich auch die Tigerin ihren Jungen nach, die sie nicht allein lassen wollte.

„Gott sei es gedankt, daß mir diese List beifiel," sprach Henry, sich den Schweiß von der Stirne trocknend und das Gewehr absetzend, als das Gebrüll der ihre Jungen suchenden Tigerin immer mehr in der Ferne verhallte. — Dann nahm Henry das schwere Stück Arbeit, Sir Edward nach dem Waldwege zu schaffen, ohne

dem Verwundeten allzu große Schmerzen zu bereiten, unverdrossen wieder in Angriff. — Eine volle Stunde war darüber vergangen, und eine weitere Stunde harrte Burton geduldig, daß Jemand des Weges kommen würde, aber vergeblich. Der Zustand des Sir Edward begann ihm zudem ernste Besorgnisse einzuflößen. Der junge Lord lag mit geschlossenen Augen im Delirium dahin; das Eintreten eines heftigen Wundfiebers war offenbar durch die dumpfe ungesunde Athmosphäre des Jungle beschleunigt worden.

Die Sonne neigte sich bereits stark dem Untergange zu. — Der Verwundete konnte unmöglich von Henry hier hilf- und aufsichtslos zurückgelassen werden, selbst nicht für ein Paar Stunden, die jedenfalls verstrichen, bis Burton von der Stephenson'schen Besitzung Hilfe zu bringen vermochte. Aller Wahrscheinlichkeit nach kehrte die Tigerin während der Nacht wieder hierher zurück, um ihren Gatten aufzusuchen.

Da zeigte sich endlich in weiter Ferne, aber von jener Seite, wo Gutab-Minar lag, ein großer Troß; Henry's scharfes Auge erkannte Master Simson an der Spitze. Sir Stephenson hatte gleich nach des Kammerdieners Ankunft bei ihm, alle seine verfügbaren Leute in Bewegung gesetzt, und würde die kleine Karawane wohl schon vor vier Stunden an der Unglücksstätte angelangt sein, wenn Simson, durch den ausgestandenen Schrecken total verwirrt gemacht, nicht irrthümlich eine falsche Gegend als Thatort angegeben hätte. — Von Delhi führen nämlich zwei ganz entgegengesetzte Wege nach Stephenson's Besitzung, von denen jener über Gutab-Minar der weitere ist. — Erst als Simson die Thürme von Delhi ganz in der Nähe erblickte, sah er seinen Verstoß ein, und nun blieb nichts Anderes übrig, als im weiten Bogen, an Gutab-Minar vorbei, nach der gesuchten Stelle des Jungle zu ziehen, wodurch aber ein Zeitverlust von wenigstens fünf Stunden verursacht worden war.

Simson und alle seine Begleiter waren darauf gefaßt, von dem jungen Lord höchstens einige Gebeine, Kleidungsreste und die Waffen vorzufinden. — Ohne Henry's Dazwischenkunft würde diese ihre Voraussicht auch gewiß in Erfüllung gegangen sein.

So sehr der edle Burton den ihm vom Sehen wohlbekanten Zwischenträger Sir Edward's bitter haßte, und mit Recht, so war

ihm doch der feile Knecht in diesem Augenblicke eine höchst willkommene Erscheinung.

Alsbald waren auf Henry's Geheiß einige Dutzend Hände beschäftigt, aus jungen Baumstämmen eine Nothbahre zu verfertigen, auf welcher mittelst einiger Mäntel und zusammengerafften Laubes ein sehr weiches Lager hergerichtet wurde.

Ohne weiteren Unfall gelangte der Zug mit dem Verwundeten nach Stephenson-House. Bereits vom Jungle aus hatte Burton einen reitenden Boten nach Delhi um verschiedene Medikamente und einen geschickten Arzt entsendet. Mit Letzterem erschien auch der Earl in den ersten Morgenstunden. — Der Arzt hieß Alles gut, was Henry betreff des Verwundeten angeordnet hatte und versicherte mit voller Bestimmtheit, daß Sir Edward nur durch den Blutverlust stark erschöpft sei, keineswegs aber in Gefahr schwebe, vielmehr binnen wenigen Tagen, etwas Schwäche abgerechnet, wieder vollkommen hergestellt sein werde.

Nachdem der Arzt noch am nämlichen Tage nach Delhi zurückreiten mußte, sprachen Stephenson und der Earl den Wunsch aus, daß Henry, der eine so glänzende Probe seiner chirurgischen Kenntnisse abgelegt hatte, bis zur Genesung des Sir Edward auf der Besitzung verbleiben möge, ein Wunsch, der natürlich angesichts der abhängigen Stellung Burton's einem Befehle gleichkam.

Auch der Earl of Dundonald verließ Stephenson-House noch am nämlichen Tage. Beim Abschiede wollte er Master Burton einen schweren Beutel mit Gold als Belohnung für die Rettung des jungen Lord in die Hand drücken; Henry schlug jedoch höflich, aber sehr entschieden die Gabe aus.

„Mylord!“ sagte er ruhig, als der Earl abermals in ihn drang, und mit mehr Wahrheit als Zartsinn auf die ärmlichen Verhältnisse des jungen Mannes angespielt hatte. „Mylord! Wenn das, was ich gethan, wirklich einen Werth hat, so kann mich nur Sir Edward entsprechend belohnen.“

„Wie meinen Sie dies, Master Burton?“ entgegnete der Earl etwas spitz und gereizt über den versteckten Hohn in den ersten Worten des jungen Mannes.

„Ich meine,“ antwortete Henry ruhig, „daß Sir Edward, welchem das Leben zu retten ich die Ehre hatte, nur dadurch seine

Schuld an mich abtragen kann, indem Seine Herrlichkeit seine schlimmen Absichten auf Durga, meine Braut, aufgibt."

„Machen Sie diese Angelegenheit mit meinem Neffen nach Gutdünken ab," warf der Earl hochmüthigen Tones hin und stieg in den Sattel, „ich fühle mich durchaus nicht berufen, in den Liebeleien dritter Personen den Vermittler abzugeben."

Gekränkt und entrüstet blickte Burton dem mit seiner Suite davonsprengenden Earl of Dundonald nach.

„Hoffentlich," sprach Henry zu sich, indem er nach dem Gemache zurückkehrte, wo Sir Edward lag, „hoffentlich wird der Neffe dieses hochfahrenden Aristokraten gerechter denken und noch nicht völlig taub geworden sein für die Stimme des Gewissens. Ich halte den jungen Lord zwar für einen bodenlos leichtsinnigen Menschen, aber für keinen grundsätzlich schlechten Charakter. Ich will mit Sanftmuth ihm entgegentreten und an die Großmuth seines Herzens appelliren. In einigen Tagen dürfte Sir Edward bereits so weit hergestellt sein, um mit ihm ein ernstes Wort zu sprechen."

Sir Edward's Genesung nahm in der That einen überaus raschen und günstigen Verlauf. Schon am fünften Tage nach dem Unglücksfalle durfte der Patient auf einige Stunden das Bett verlassen; ein rasender Appetit stellte sich ein und förderte im Vereine mit einer gesunden Verdauungskraft die Herstellung auf wunderbare Weise.

Der vornehme Wüstling schien übrigens durch die derbe Lection, welche ihm das Schicksal ertheilt hatte, wie umgewandelt. Er war ernst, in sich gekehrt und begann sogar über Dinge nachzudenken, die ihm bisher völlig fremd oder geradezu widerlich waren, wie z. B. Tugend, Recht, Gewissen, Unsterblichkeit der Seele u. s. w.

Außerdem griff es ihn nicht wenig an, daß gerade der Mann, welchem er die heißgeliebte Braut verführen gewollt, von jenem sonderbaren Dinge, das er bisher nur Zufall nannte, zu seinem Lebensretter ausersehen worden war.

„Sollte es also dennoch eine Vorsehung, eine Nemesis geben?" dachte er schaudernd bei sich, „das wäre sehr schlimm für mich. Puh! Dann müßte ich mich Amalien's wegen heute oder morgen auf recht üble Dinge gefaßt machen; mich dauert jetzt das arme Kind wirklich; hm, warum soll ich's nicht wenigstens mir gestehen, ich bereue beinahe, was ich an ihr verschuldet, und könnt'

ich's ungeschehen machen, auf Ehre, ich thäte es, sollte es mich auch meinen jetzigen Reichthum, ja selbst den Namen der Dundonald's kosten. Bei Gott! Wär' es für mich nicht besser, ja honneter, ein mittelloser See-Offizier, aber frei und ungebunden zu sein, als der gekaufte Sklave eines elenden verächtlichen Weibes, dessen unerhörte Ausschweifungen ich mit meinem Namen decken muß? Fürwahr, die berüchtigte Messaline kann es nicht ärger getrieben haben, als Mary es zu Delhi treibt. — Dieses Joch, diese Schmach wird mir nachgerade unerträglich. Ich will mit Oheim Baldwin ein ernstes Wort sprechen, sobald ich nach Delhi zurückkehre. Er mag es mit mir gut gemeint haben in seinem Sinne, aber ich weiß ihm wenig Dank für die vielen Millionen und den ganzen prunkenden Plunder, welche mir diese verfluchte Heirat eingetragen. Ach! warum mußte gerade Amalie nur eine Lootsentochter und arm sein, und dabei doch so schön, so liebreizend und anmuthig!"

Diese heilsamen Erwägungen, wenn auch nicht völlig correct, zeugten doch immerhin von dem obgleich noch unklaren Wunsche Sir Edward's, bessere Pfade als bisher zu wandeln.

Master Burton hatte sich von dem Augenblicke an, wo Sir Edward wieder das volle Bewußtsein erlangte, aus des Patienten unmittelbarer Nähe zurückgezogen. — Er beschränkte sich darauf, täglich des Morgens und Abends bei Master Simson nach dem Befinden Seiner Herrlichkeit zu fragen, es dem Kammerdiener überlassend, die täglichen Waschungen und den Verband der rasch heilenden Wunde vorzunehmen, in welcher Beziehung Simson in den ersten Tagen gründlich von Henry unterrichtet worden war.

Eines Morgens trat jedoch Henry kraft des Rechtes, welches ihm seine temporäre Stellung als substituirenden Hausarzt verlieh, unangemeldet in Sir Edward's Schlafgemach.

Der junge Lord lag noch im Bette und verzehrte eben ein ausgiebiges Frühstück. — Burton's Erscheinen verursachte ihm offenbar eine peinliche Verlegenheit; seit er wieder bei vollem Bewußtsein sich befand, war ihm sein Lebensretter noch nicht zu Gesicht gekommen. Indessen faßte sich Sir Edward schnell und der Pflichten eingedenk, die ihm als Gentleman oblagen, hieß er Master Henry nicht nur herzlich willkommen, sondern streckte ihm sogar die rechte Hand entgegen, nachdem er ihn durch einen Wink eingeladen hatte, auf dem Stuhle neben dem Krankenlager Platz zu nehmen.

Henry that jedoch, als ob er nichts bemerkt hätte und beschränkte sich, vor dem Bette auf einige Schritte Entfernung stehen bleibend, unter einer etwas steifen Verbeugung nach dem Befinden des Patienten zu fragen.

„Ich hoffe,“ schloß Burton im kalten, abgemessenen Tone, „ich hoffe, daß Euere Herrlichkeit bereits hinlänglich hergestellt sein werde, um von nun an meiner bescheidenen Geschicklichkeit als Chirurg völlig entrathen zu können. Zudem wird ja heute Doktor Brown's zweiter und wahrscheinlich auch letzter Besuch aus Delhi hier erwartet. Nach meiner Ansicht dürfte Euere Herrlichkeit schon binnen wenigen Tagen die Rückkehr nach der Stadt ohne alle Gefahr bewerkstelligen können.“

„Ei, ei!“ entgegnete Sir Edward mit dem besten Lächeln, das ihm zu Gebote stand, „wie eilig Sie es doch haben. Es sieht beinahe aus, als wollten Sie mir gar nicht Zeit gönnen, Ihnen meine übergroße Schuld der Dankbarkeit abzustatten. — Ich beschwöre Sie,“ fuhr der junge Lord eifrig fort, als sein Lebensretter dieses Thema kurz abschneiden zu wollen schien, „ich beschwöre Sie, mich nicht zu unterbrechen! Es liegt in unserem beiderseitigen Interesse, daß wir mit Ruhe und Ernst, zwei Dinge, die ich bisher leider nur dem Namen nach kannte, unsere Angelegenheiten völlig in's Reine bringen.“

„Unsere Angelegenheiten!?“ warf Burton beinahe gereizten Tones ein, „ich wüßte wahrlich nicht, was Sie, der Lord, mit mir, dem armen Schaffner, von rechtswegen gemeinschaftlich haben könnten; ich wenigstens, Sir Edward, hege durchaus kein Verlangen darnach!“ — Blicke der Eifersucht schossen bei diesen Worten aus Henry's Augen, denn er gedachte unwillkürlich der schnöden Absichten Sir Edward's auf Durga.

„Ich sehe,“ erwiderte Sir Edward ruhig, „daß ich ohne Umschweife sprechen muß, soll in unserer Unterredung nicht eine bedauerliche Wendung eintreten, welche namentlich mir es unmöglich machen würde, einen guten Vorsatz auszuführen, vielleicht der erste und gewichtigste, den ich je gefaßt. — Hören Sie mich also, mein lieber Master Burton, nur einige Minuten geduldig an. — Mein guter Vorsatz zerfällt eigentlich in zwei Theile. Erstens will ich einen schlimmen Vorsatz völlig aufgeben und zweitens eine schon begangene Verirrung wieder gut machen, so weit es eben die Verhältnisse

noch gestatten werden. — Was ich mit meinem Verzichte sagen will, erräth gewiß Ihr Herz, ich brauche wohl darüber keine weiteren Worte zu verlieren."

„Sie entsagen meiner Braut, Sie geben alle wie immer gearteten Nachstellungen Durga's im Ernste auf?" rief Henry mit vor Freude hochgerötheten Wangen und trat, nun selbst die rechte Hand dem jungen Lord entgegenstreckend, dem Bette ganz nahe.

„Dies ist mein fester Vorsatz," betheuerte Sir Edward, und schlug in die ihm dargereichte Hand ein. „Nehmen Sie mein Wort als Mann, als Kavalier darauf, und zum weiteren Beweise will ich sogleich und in Ihrer Gegenwart meinen Kammerdiener entsprechend bescheiden."

Sir Edward zog die Schelle; Master Simson, der von dem Augenblicke, wo Henry in's Zimmer getreten war, an der Thüre gehorcht hatte, trat unverzüglich ein.

„Simson!" sagte der junge Lord, „Du wirst sogleich nach der Stadt reiten und die Bajadere Sitta ihres Aufpaß- und Botendienstes mit einem namhaften Geschenke entlassen. Auch Du hast Dich von dieser Stunde an, nicht weiter um Durga zu kümmern, und zwar bei meiner Ungnade. Geh', spute Dich."

Der Kammerdiener machte eine tiefe Verbeugung und verschwand, aber nicht um sogleich den Befehl zur Abreise zu vollziehen, sondern um an der Thür, durch welche hindurch man jedes Wort im Vorzimmer genau vernahm, weiter zu horchen.

„Sir Edward!" sprach Henry feierlichen und tief bewegten Tones, „Sie haben mich dem Leben wiedergegeben, aber hüten Sie sich, mich durch eine List etwa nur bethören zu wollen! Bei Gott, der Tiger, aus dessen Krallen ich Sie gerettet, wäre ein sanftes Lamm gegen mich. Mein Ingrimm würde zu Ihrem sicheren Verderben führen!"

„Ereifern Sie sich nicht zur Unzeit, mein Herr!" fiel Sir Edward lebhaft ein und blickte Master Burton so offen in's Angesicht, daß dieser unmöglich an der Aufrichtigkeit des geleisteten Versprechens zweifeln konnte. Dem Sir Edward war es in der That Ernst, auf Durga zu verzichten.

„Ich glaube Ihren Worten!" entgegnete Henry und drückte nochmals die ihm von dem jungen Lord dargereichte Hand.

„Welch' ein Stein ist auch mir vom Herzen gefallen!" athmete

Sir Edward froh auf. „Hoffentlich werde ich auch mit meinem zweiten Vorhaben nicht weniger glücklich sein, wenn Sie mir dazu die Freundeshand bieten; ja Master Burton, Sie sollen, Sie müssen mich bei Ausführung meines zweiten guten Vorsatzes unterstützen! Es geht das Gerücht, daß Sie Freimaurer sind — ist diese Vermuthung begründet, so beschwöre ich Sie, obwohl ich selbst dem Bunde nicht angehöre, bei Allem, was Ihnen heilig ist, bei Ihrem Eide, den Sie geleistet, des Nächsten Seelenheil nach Möglichkeit zu fördern, mir Ihre Hilfe, Ihren Rath nicht zu versagen, denn, Sie, Master Henry, gerade Sie halte ich für die geeignetste Persönlichkeit, um mir Amalien's und deren Bruder Verzeihung zu erwirken!"

„Wer ist diese Amalie?" frug Henry ganz weich gestimmt durch den lebhaften Ausdruck von Reue, ja Zerknirschung in Sir Edward's ganzem Wesen.

Der junge Lord theilte nun offen und rückhaltslos dem Master Burton mit, wie er Fräulein Westenholz durch Versprechungen bethört, zum Falle gebracht und dann schändlich im Stiche gelassen habe. — Sir Edward wandte schamglühend sein Antlitz ab, als er seine Bekenntnisse beendet hatte; er hätte jetzt um keine Welt den Muth besessen, dem ehrlichen Master Burton in's Auge zu blicken.

„Sie haben," begann Henry nach einer kurzen Pause strengen Tones, „Sie haben, Sir Edward, an dem armen Wesen als ein Elender gehandelt, der gelindeste Ausdruck, welchen in diesem Falle Ihr Betragen verdient. Ich sehe nicht ein, was ich dabei rathen, helfen kann!"

Sir Edward ergriff mit Eifer das Wort.

„Sie sollen sogleich nach Europa reisen," sagte er dringend und hob flehentlich die Hände empor, „Sie sollen der Unglücklichen Trost und Hilfe bringen, so weit es nur in der Macht Ihres edlen Herzens und in meinen eigenen Kräften liegt. — In wenigen Wochen wird Amalien's Niederkunft erfolgen; sorgen Sie, daß ihrem, daß meinem Kinde es an nichts fehle. Werfen Sie das Gold mit vollen Händen hinaus, wenn Sie damit den Schmerz und die Betrübniß des Opfers meiner schnöden Lüste zu mildern vermögen. Sagen Sie Amalie, daß ich mich ernstlich mit dem Gedanken trage, auf jede Gefahr hin und um jeden Preis, die Ehe mit meiner

jetzigen Frau zu lösen, daß ich sodann, kein Jahr kann darüber verstreichen, reumüthig zu ihren Füßen niedersinken, um ihre Verzeihung flehen, sie zum Altare führen werde."

„Ist Euere Herrlichkeit gesonnen, alle diese Versprechungen schriftlich zu geben und mich zu ermächtigen, davon jeden mir gutdünkenden Gebrauch zu machen, falls Sie wortbrüchig würden?" frug Master Henry sehr ernst.

„Ja, ich will es!" entgegnete Sir Edward.

„Schreiben Sie, Mylord!" sprach Henry in beinahe befehlendem Tone, „schreiben Sie und ich reise unverzüglich nach Europa ab, um im Dienste des Rechtes und der Menschlichkeit, die von Ihnen gewünschte Mission zu vollziehen."

Sir Edward sprang mit beiden Füßen aus dem Bette und setzte sich zu einem Tische; Henry reichte ihm Papier, Tinte und Feder. Mit verschränkten Armen sah er dann zu, wie Sir Edward, ganz im Sinne der früher im Affekte ausgestoßenen Aeußerungen, nunmehr eine umständliche, logisch gegliederte „Erklärung" zu Papier brachte.

Eine kleine halbe Stunde verstrich, bis der junge Lord zum Schluße kam und Datum, Unterschrift, sowie sein Insiegel beisetzte. — Dann reichte er das vielsagende Dokument dem Master Burton mit der Bitte, es genau durchzulesen.

„Ich habe es bereits gelesen!" erwiderte Henry mit einer leichten Verbeugung. Seinem Adlerauge war kein Stüpfchen dessen entgangen, was Sir Edward mit schönen, großen, deutlich lesbaren Buchstaben bedächtig zu Papier gebracht hatte.

„Wann reisen Sie?" frug der junge Lord, als Henry das wichtige Dokument sorgfältig in seine Brieftasche verbarg.

„Uebermorgen!" entgegnete der Gefragte, „läuft mein Vertrag mit Sir Stephenson ab. Ich würde ohnehin kaum in seinem Dienste verblieben sein. Die Vermittlung Eurer Herrlichkeit dürfte übrigens Sir Stephenson bewegen, mich schon heute zu entlassen. Sie sehen mich bereit, noch heute Abends nach Delhi zurückzukehren. Ich benöthige blos wenige Stunden, um meine Rechnungen und das Inventar auf Sir Stephenson's Bureau abzuschließen."

„Sehr gut, sehr gut!" nickte Sir Edward zufrieden mit dem Kopfe und langte nach einem Bogen Papier, um einen Auftrag an Master Brandon hinzuwerfen, dann sagte er:

„Hier mein lieber Henry eine Anweisung auf zwei Tausend Pfund baar. Master Brandon wird Ihnen übrigens noch mehrere Kreditbriefe mitgeben, so daß Sie, was Geld anbelangt, wohl nie in eine Verlegenheit gerathen können. Noch eines — Ihnen einen Gehalt auszuwerfen, wäre offenbar eine Beleidigung Ihrer Person, denn Sie stehen nicht in meinem Dienste, sondern erweisen mir eine Freundschaft, eine Gefälligkeit. Sie werden also für sich und die Sache, der sich zu widmen Sie die Güte hatten, ausgeben, so viel es Ihnen beliebt, es wird vielmehr die Höhe der Summen, die Sie aufwenden, für mich den einzigen Gradmesser Ihres Eifers abgeben. — Und nun Gott befohlen. Vollenden Sie Ihre Mission mit Glück und Geschick, und Sie werden, ich fühle es in diesem Augenblicke so klar und lebhaft, mein besseres Ich gerettet, Amalie und ihr Kind vielleicht vor einem entsetzlichen Schicksale bewahrt haben."

„An meinem guten Willen soll es nicht mangeln. Ich verlasse zwar Durga mit schwerem Herzen, aber der gütige Himmel wird den edlen Ganesas, des holden Mädchens einzigen Freund und Beschützer, meine Rückkehr nach Ostindien erleben lassen." — Henry wollte sich nach diesen Worten entfernen.

„Noch eines, mein Freund!" rief Sir Edward, „ich bitte Sie, schon Ihren ersten Brief aus Europa nach Calcutta zu adressiren. In Delhi sind meine Geschäfte zu Ende, ich habe dort," setzte er mit feinem Lächeln bei, „nichts mehr zu suchen. Wie Brandon gestern mich verständigen ließ, ist ein sehr vortheilhafter Vertrag, in Folge dessen ich meinen hiesigen Besitz in baares Geld umsetzen kann, bereits abgeschlossen. Dieser Verkauf wird mich zudem unter der Hand in die Lage versetzen, im äußersten Falle die übrigen Schätze meiner liederlichen Frau Gemalin völlig entbehren zu können. Ich gewinne nämlich bei dieser Negociation 300.000 Pfund für meine Kassa, ohne die Rechte von Lady Dundonald zu schädigen, weil sie nur auf eine den Schätzungswerth erreichende Verkaufssumme Anspruch erheben darf, das Uebrige aber mir zu Gute kommt. — Noch gestern war ich ein von Frau und Oheim abhängiger Sclave. Heute aber bin ich ein völlig freier Mann, und an dieser Gunst des Glückes soll die arme Amalie ihren vollen Antheil besitzen, so wahr mir Gott helfe!"

Henry verließ jetzt doppelt befriedigt Sir Edward's Zim-

mer. Die Kunde, daß die Dundonald's ohne Verzug Delhi verlassen würden, beruhigte ihn ungemein um Durga's Willen, die er, von Europa zurückgekehrt, endlich sein zu nennen hoffen durfte. Seine bisherige Armuth war in Wohlstand verwandelt und er konnte jetzt im Ernste daran denken, die liebliche Devadasi von ihren habsüchtigen Götzenpriestern loszukaufen.

Zwölftes Capitel.

Mephistopheles.

Mit krauser Stirne, mit langen Schritten, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, das Haupt nachdenklich auf die Brust gesenkt, ging der Earl of Dundonald, wenige Stunden später, als die zuvor geschilderte Unterredung des Sir Edward mit Master Henry Burton stattgefunden, in einem mit allem möglichen Luxus ausgestatteten kleinen Salon des der Gemalin seines Neffen zu Delhi gehörigen Palais schweigend auf und ab.

Master Simson stand in einer Fensternische, nachlässig mit dem Rücken an die mit Goldleisten und Seidentapeten verkleidete Wand gelehnt, phlegmatisch des Augenblickes harrend, wo der Earl endlich die von dem Horcher heute Morgens erlauschte und umständlich hinterbrachte Unterredung des Sir Edward mit Henry Burton verdaut haben würde.

Ungeachtet des sonst so leichtlebigen Temperamentes des Earl, seines außerordentlich findigen und rasch resolvirten Geistes, sowie seiner völligen Unbekanntschaft mit Gewissensskrupeln, schien er dennoch durch die soeben in Erfahrung gebrachten Neuigkeiten ganz und gar außer Rand und Band gerathen zu sein.

„Sieh' Dich um, ob Niemand horcht, und sorge, daß wir ungestört bleiben!“ gebot endlich der Earl mit barscher, ärgerlicher Stimme.

Simson befolgte rasch den erhaltenen Befehl, indem er einen Rundgang durch die ringsum anstoßenden Gemächer machte und

dabei die auf den Corridor führenden Thüren von innen abschloß. Dann kehrte er zu dem Earl zurück und nahm dann wieder eine streng passive Haltung an.

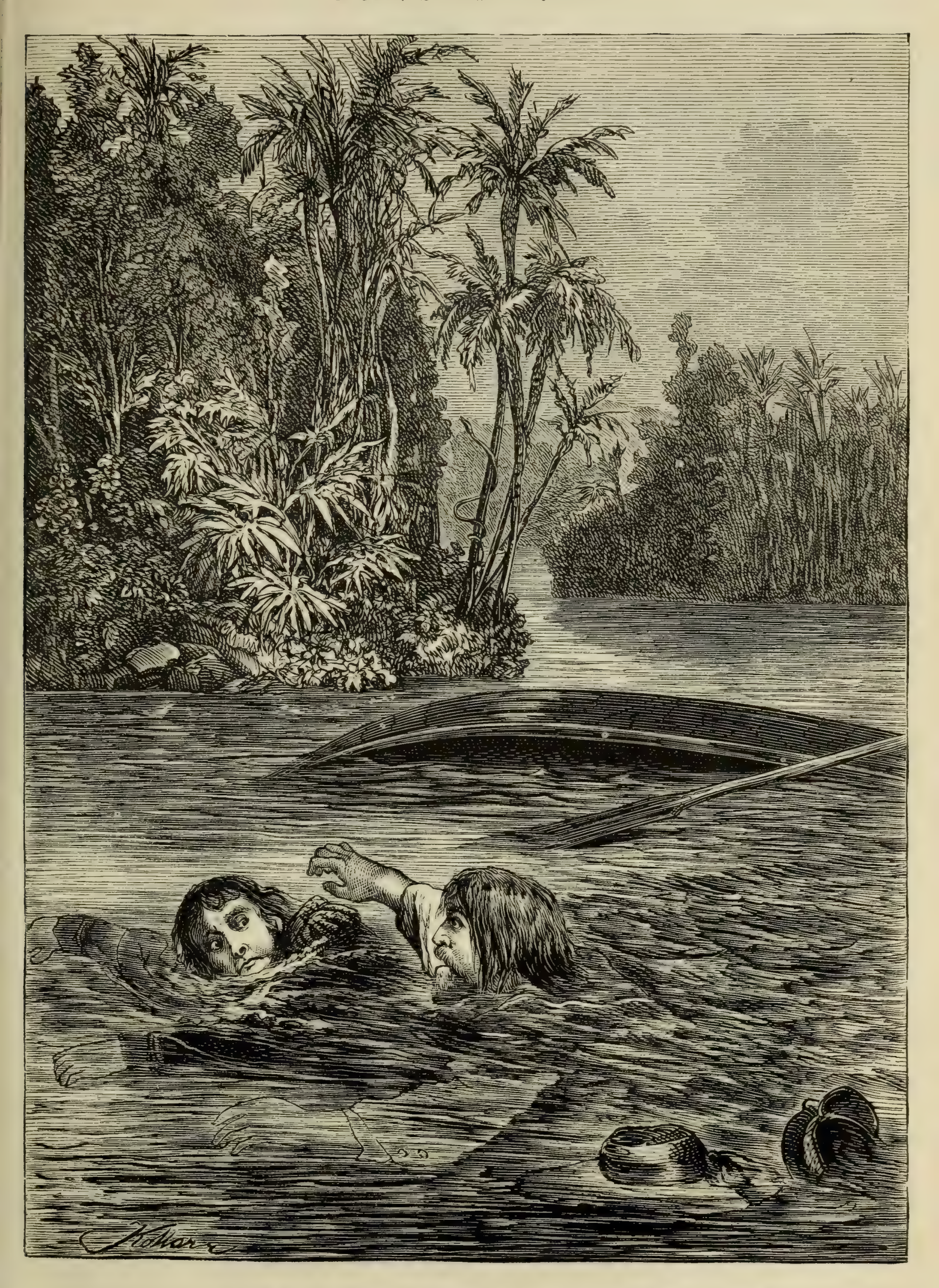
Endlich blieb der alte Herr mit über die Brust verschränkten Armen vor Sir Edward's Kammerdiener stehen, dabei den jungen Mann scharf und lange fixirend.

„Bursche!“ begann endlich der Earl sehr ernsten Tones, „ich habe Dich schon zu manchem kitzlichen Dienste verwendet und Du weißt um Geheimnisse, deren Verlautbarung mir sehr unangenehm werden könnte. Du weißt aber auch, daß, sollte Deine Zunge je nur mit einer Silbe zum Verräther werden, Du unrettbar verloren bist. Entweder schieße ich Dir eigenhändig eine Kugel durch den Kopf, oder Du kehrst in das Gefängniß zurück, aus welchem Du nur mittelst meiner Hilfe vor drei Jahren zu entspringen vermochtest.“

Der Kammerdiener erblaßte und schlug die Augen nieder. Der Earl hingegen fuhr fort:

„Wenn es mich in letzterem Falle gelüstet, Dich an den Galgen zu bringen, so brauche ich nur eine Revision Deines Processes wegen Straßenraub zu veranlassen und Dein eigenhändiges Schreiben, laut dessen Du Dich als den eigentlichen Urheber und Thäter der mit jenem Raube verbundenen Mordthat bekennst, dem Gerichtshofe vorzulegen. Du mußtest mir damals als Preis Deiner Freilassung dieses für Dich höchst fatale Geständniß ablegen, damit ich Deiner Treue und Ergebenheit mich versichert halten könne. — Und in der That — es bedarf nur zweier Zeilen von mir und mein Sachwalter zu London handelt nach gewissen versiegelten Instructionen, welche sich in seiner Aufbewahrung befinden. Es ist schon lange her,“ schloß der Earl strengen Tones, „daß ich auf dieses Thema mit Dir nicht mehr zu sprechen kam. Ich hatte bisher alle Ursache, mit Deinem Eifer und Deiner Verschwiegenheit zufrieden zu sein und — ich bin es noch. In dieser Stunde jedoch, wo ich im Begriffe stehe, abermals mich Deiner in einer bedenklichen Angelegenheit zu bedienen, hielt ich es immerhin für nothwendig, Dich an Deine Verpflichtungen gegen mich und die etwaigen Folgen Deines Ungehorsams zu erinnern. — Anderseits sollst Du auch heute, wie es schon so oft geschah, einen Beweis meiner Dankbarkeit für Deinen guten Willen empfangen.“ — Der Earl musterte Simson eine Weile mit den Blicken, dann fuhr er fort:

V.



Robert streckte die Hand aus, um Sir Edward zu ertränken.

„Die Nachrichten, die Du mir hinterbrachtest, sind für mich von größerer Wichtigkeit, als Du je zu ahnen vermagst. Hier — nimm diese drei Rollen mit Gold als Abschlagszahlung; ich sage als Abschlagszahlung, denn gelingt mein Plan in allen Theilen durch Deine Mithilfe, sollst Du von mir 10.000 Pfund baar empfangen, auf Edelmannswort!“

Simson ließ, vor Habgier am ganzen Leibe zitternd und im Gesichte vor Freude erglühend, die Goldrollen, deren jede hundert Stück Guineen enthielt, in die Taschen gleiten und stammelte halb verwirrt zahllose Phrasen, um dem Earl seiner Dankbarkeit, Treue und Ergebenheit zu versichern.

„Thaten brauche ich und nicht Worte!“ unterbrach der Earl den nicht enden wollenden Wortschwall Simon's, „höre mich an, Bursche! Du bist ein verschlagener Kopf, besitzest fünf gesunde Sinne und nie hatte ich mich über Deine Begriffsstützigkeit zu beschweren; im Gegentheile — aus drei gesprochenen Worten erräthst Du zehn, die man allenfalls eben nicht sprechen will. Ich werde mich also auch heute nur mit Andeutungen begnügen können. — Mein Neffe darf sich nicht bessern, der Zweck der Reise jenes vermaledeiten Burton, der in mir sehr ungelegener Stunde als Lebensretter auftrat, muß total vereitelt werden!“

Der Earl schwieg und betrachtete den Kammerdiener, welcher mit der rechten Hand sein Kinn faßte und gesenkten Hauptes ein Paar Minuten lang nachdachte. Endlich richtete sich Simson wieder auf und lauernden Blickes stellte er die Frage:

„Darf ich annehmen, daß Euere Herrlichkeit einen anderen Abschluß der Scene im Jungle gewünscht hätte, als in Folge von Master Henry Burton's Dazwischenkunft wirklich eingetreten ist?“

„Ich gebe durchaus nicht zu, daß es dem so sei,“ entgegnete der Earl trocken, „aber es würde mich immerhin interessiren, Deine Ansichten zu erfahren, wenn ich mit Ja geantwortet hätte.“

„In diesem Falle,“ meinte Simson mit pfiffigem Lächeln, „würde ich mich von Euerer Herrlichkeit für ermächtigt halten, bei der Ausführung des mir angedeuteten Programms durchaus nicht vor der Möglichkeit zurückzuschrecken, daß Sir Edward's Leben in Gefahr, ja vielleicht sogar in sehr ernstliche Gefahr gerathe! Ueber

diesen Punkt müßte ich natürlich vorerst vollkommen im Reinen sein; alles Andere erscheint dann als Nebensache."

„Du bist ein Schurke, Simson, wie man auf dieser weiten Erde wohl keinen gediegeneren mehr zu finden vermag!" lachte der Earl und klopfte dem Kammerdiener gleichsam belobend auf die Achsel. — „Nun, wie gedenkst Du wohl das ganze Arrangement einzuleiten?" —

„Euere Herrlichkeit," antwortete der Spitzbube demuthsvoll, „Euere Herrlichkeit weiß aus Erfahrung, daß ich stets nur mit wohldurchdachten und streng realisirbaren Plänen hervorzutreten wage, und daß deshalb auch stets der Erfolg an meine Fersen sich geheftet hat. — Obwohl bereits in diesem Augenblicke eine ganze Legion von Entwürfen vor meinem Geiste auftaucht, um das vorgesteckte Ziel sicher und bald zu erreichen, muß ich mir dennoch bis morgen Früh eine Frist erbitten, zumal ich durch den in der größten Hitze zurückgelegten weiten Ritt von Stephenson-House nach Delhi mich ziemlich ermattet fühle."

„Gut, gut, mein Junge!" nickte der Earl gnädig mit dem Kopfe, „erquicke, stärke Dich, und morgen um zehn Uhr nach dem Frühstück wollen wir die Sache hier weiter besprechen. Doch noch Eines! Vollziehe noch heute Edward's Befehl wegen der Zwischenträgerin Sitta; dem Anscheine nach bist und bleibst Du sein unterthänigster und gehorsamster Diener."

„Ich habe mir bereits erlaubt, Sitta abzulohnen, und zwar noch bevor ich in diesen Palast einritt," antwortete Simson mit einer tiefen Verbeugung und entfernte sich.

„Ein köstlicher Kerl!" murmelte der Earl vor sich höchst zufrieden hin, „eine wahre Perle unter den Schurken! Ich wette, ehe ein Jahr vergeht, wird mein Henry, jetzt eine arme, namenlose Waise, die Titel der Dundonald's führen. — Was aber mit Lady Mary und ihrem zu erhoffenden Bastard? Hm! Auch dafür wird sich ein Ausweg finden!"

Der Earl schellte seinem Kammerdiener, um sich zum Souper, das er in dem Hause eines zu Delhi gefundenen alten Freundes aus England einzunehmen beabsichtigte, rasch ankleiden zu lassen. —

Wir müssen nun den alten Mephistopheles und das willige Werkzeug seiner ruchlosen Pläne für eine kurze Zeit aus den Augen lassen, werden wir ja, leider nur zu bald, von dem

Erfolge jener höllischen Anschläge zu hören bekommen, welche Simson's verschmitztes Gehirn auszubrüten soeben im Begriffe stand. —

Am zweiten Tage nach der obigen Unterredung zwischen dem Earl und Simson treffen wir Durga in Begleitung zweier Hindu auf dem Wege von Delhi nach Gutab-Minar. Die schöne Devadasi, deren liebreizendes Antlitz von Seligkeit strahlte, war schon mit dem ersten Grauen des Morgens aufgebrochen, um recht bald bei den Ruinen anzulangen. Sie saß auf einem flinken, bunt aufgezäumten Klepper, der einen so schnellen Paßgang einhielt, daß die beiden Hindu, welche Durga zu ihrer Beschützung mitgenommen hatte, kaum zu folgen vermochten, obwohl diese Bursche doch sehr rüstige und schnelle Fußgeher waren.

Durga ermunterte jedoch die beiden Männer fortwährend durch gute Worte und die Versprechung einer Belohnung zur Ausdauer und Eile. So gelangte sie denn auch schon gegen acht Uhr Morgens nach Gutab-Minar, um ihr vor Freude und Wonne fast zerspringendes Herz gegen den ehrwürdigen Genesas auszuschütten.

Sie traf den Brahminen nach kurzem Suchen in der uns als Freimaurer-Tempel schon bekannten kleinen Pagode. Der Greis war gerade mit der Lectüre von Bulwer's genialem philosophischem Romane „Eugen Aram“ beschäftigt und darin so vertieft, daß er Durga's Sylphiden-Schritte gar nicht vernahm.

Erst als die Devadasi, wie sie bei seiner Begrüßung von jeher gewohnt war, auf ein Knie sich niederlassend, den Saum seines weißen Talares küßte, blickte er erstaunt auf und schien Durga gar nicht zu erkennen. — Mit der schönen Devadasi war auch eine große äußerliche Veränderung vor sich gegangen. — Sie trug nicht mehr die kurze Kleidung einer Bajadere und die übrigen Abzeichen ihres bisherigen Standes, sondern hatte sich vollständig in eine europäische Dame umgewandelt.

„Mein Kind!“ rief der Brahmine endlich höchst erstaunt, als Durga ihn jubelnd begrüßte und er nicht mehr über die Identität des Mädchens im Zweifel schweben konnte, „mein Kind! was bedeutet diese Posse?! Wie kamst Du zu diesen Gewändern? Was ist mit Dir vorgegangen?“ —

„Ich bin frei, frei, frei!“ jauchzte Durga ganz außer sich vor Wonne und zog ein Document aus ihrem Busen, daß sie dem ehrwürdigen Ganesas unter die Augen hielt.

Es war ein vollkommen rechtsgiltiger, vor dem englischen Gerichte in Delhi ausgestellter Vertrag, welchem zufolge der Devadasi Durga gegen die bereits geschehene Entrichtung eines Lösegeldes von 3000 Pfund von den hohen Priestern des Tempels des Gottes Indra zu Delhi die volle Freiheit gegeben wurde.

Der Brahmine durchlas wiederholt dieses merkwürdige Schriftstück und kopfschüttelnd gab er es Durga zurück.

„Ich glaube zu träumen," sagte er nach einer Weile; „laut des Documentes verdankst Du jenem Sir Edward, welcher Deiner Ehre nachstellte, Deine Befreiung. — Durga, Durga!" setzte der Greis sehr ernsten und strengen Tones bei, „zählst Du etwa zu den gefallenen Engeln?!" —

„Sieh' in mein Auge!" erwiederte das Mädchen stolz und blickte den Greis vorwurfsvoll an.

„Ach, vergib mein Kind!" rief der Greis froh bewegt und schloß Durga segnend in seine Arme, „dieser Blick kann nur der eines reinen Engels sein! Ja, Du bist Deines edlen Henry würdig geblieben! Nun aber löse mir das Räthsel; sollten wirklich Wunder geschehen?"

Durga erzählte, das gestern ein gewisser Master Brandon im Indra-Tempel zu Delhi erschienen sei und unter Vorweisung einer von Sir Edward Dundonald empfangenen Ordre mit dem Hohen-Priester um ihre unbedingte Entlassung aus dem Verbande der Devadasi's unterhandelt habe. Das Geschäft sei auch, nachdem Brandon in die geforderte Summe von 3000 Pfund ohne alles Feilschen willigte, noch gestern vor dem Gerichte förmlich abgeschlossen worden. Zugleich theilte Durga dem Brahminen einen Brief Henry's mit, der ihr in Kürze das Resultat seiner ersten und einzigen Unterredung mit Sir Edward schilderte. Da Henry in diesem Briefe nur die Hoffnung aussprach, daß er jetzt, in Folge seiner zum Besseren gewendeten materieller Verhältnisse, an den Loskauf Durga's denken könne, so lag es klar am Tage, daß Sir Edward's Dankbarkeit einen wohl gelungenen Ueberraschungs-Coup ausgeführt hatte, den er aber auch vor Henry selbst geheim hielt. Er ließ demselben bloß mündlich sagen, daß er sich auf der Rückkehr von Stephenson-House nach Delhi gewiß in Gutab-Minar umsehen möge, während er gestern Durga durch Master Brandon

verständigen ließ, daß Burton am folgenden Tage längstens bis Mittag in der Ruinenstadt eintreffen werde.

Henry staunte. Warum kam Durga nach Gutab-Minar, und wie war es ihr überhaupt möglich, dahin zu kommen, da sie als eine Devadasi erster Classe ohne besonderen Grund nicht einmal die Stadt betreten, geschweige denn aus derselben sich entfernen durfte. — Sollte Ganesas zu Gutab-Minar etwa im Sterben liegen? —

Der junge Mann sah daher nicht ohne Bangen und Besorgniß dem nächsten Tage entgegen, an welchem er Sir Stephenson's Dienst endlich für immer verlassen konnte, um sich jenem Sir Edward's zu widmen.

Gegen zehn Uhr traf er in Gutab-Minar ein. Sein armer, schweißtriefender und schaumbedeckter Gaul hatte die Ungeduld seines sonst so schonenden Herrn schwer empfunden. Henry, zwischen den Ruinen angelangt, überließ das abgehetzte Thier sich selbst und eilte nach der ihm wohlbekannten und so theuren Pagode. — Ganesas und Durga waren soeben mit ihren Auseinandersetzungen zu Ende gediehen.

Henry rieb sich die Augen, als er eine nach europäischem Schnitte gekleidete elegante Dame an der Seite des Brahminen gewahrte. In dem Halbdunkel des Tempels konnte sein von der Sonne geblendetes Auge nicht sogleich die Züge dieses Wesens, dessen Gestalt ihm aber sehr bekannt vorkam, erkennen.

Da sprang ihm Durga flink wie eine Antilope entgegen und warf sich an seinen Hals. — Lange, lange hielten sich die Liebenden umschlungen, versunken in ihr unnennbares Glück.

In Henry's Augen traten Thränen, als er endlich um den ganzen Sachverhalt erfuhr. Dieser Großmuth, dieses Zartsinnes hätte er Sir Edward nie und nimmer fähig gehalten. — Er schwor bei sich im Stillen, nöthigenfalls sein Leben daran zu setzen, um Sir Edward eine auf wahrer Reue basirte neue und bessere Zukunft zu schaffen.

Die Sonne stand bereits in der Mittagslinie, als endlich Henry ruhiger geworden war.

„Ehrwürdiger Meister!" sagte er nun zu Ganesas gewendet „kröne das Werk des heutigen Tages; segne uns als Verlobte! Durga ist schon längst entschlossen, zur anglicanischen Kirche über-

zutreten. Noch vor unserer Abreise, ich halte es nämlich jetzt für selbstverständlich, daß Durga mich nach Europa begleitet, wollen wir in Delhi über unseren Bund durch den Priester die Worte der Weihe sprechen lassen."

Ganesas erhob sich würdevoll, aber in seinem Antlitze lag tiefe Trauer, als er die folgenden Worte sprach:

„Gemach, meine Lieben! Ihr zwingt mich zu einem Geständnisse, das ich Euch noch lange vorenthalten wollte! So hört denn und fasset Euch in Geduld und Ergebung! Zwar ist es nicht volle Gewißheit, aber sehr, sehr wahrscheinlich, daß ihr — Geschwister seid. — Entscheidet nun selbst, ob ich Euren Bund, so wie Ihr es wünschet, segnen darf!" — Nach diesen Worten schritt Ganesas zum Tempel hinaus, einen kummervollen, schmerzerfüllten Blick gegen Himmel werfend.

Durga stieß einen gellenden Schrei des Schmerzes aus und warf sich schluchzend an Henry's Busen.

Der junge Mann blickte ganz vernichtet vor sich hin.

„Welch' entsetzliche Kunde!" murmelte er dumpf vor sich hin.

Durga verhüllte weinend ihr schönes Antlitz mit beiden Händen. — — —

Dreizehntes Capitel.

Die Entführung.

Henry gewann zuerst wieder etwas Fassung und suchte Durga zu trösten, deren Schmerz ein grenzenloser war.

„Wie danke ich jetzt dem lieben Gott!“ sagte er, der Devadasi zarte Hände ergreifend, „wie danke ich ihm, dem allmächtigen, daß unsere Liebe rein und makellos geblieben ist bis auf diese Stunde. Der Wahnsinn würde mich ergreifen, wäre es anders gekommen. — Unsere Hoffnungen, liebe Durga, sind zwar, allem Anscheine nach, für immer gründlich vernichtet. Ohne triftige Ursache hat der ehrwürdige Ganesas gewiß nicht jene uns so niederschmetternden Worte gesprochen. Richte Dich auf, meine theure Durga! Auch als Schwester soll und werde ich Dich zärtlich lieben, über Dich wachen, für Dich sorgen und — faßt Dein Herz späterhin eine Neigung zu einem anderen Manne, will ich ihm, dem Glücklichen, ein wahrer Freund, ein guter Bruder sein. Lerne Dich in das Unvermeidliche fügen. — Mit unserer gemeinschaftlichen Reise ist es jetzt freilich nichts; denn noch fühle ich mich nicht stark und ruhig genug, um in Dir nun meine Schwester zu sehen; ich muß mich einer schmerzlichen Entsagung unterwerfen, indem ich Dich hier unter Ganesas Obhut zurücklasse; aber besser auch dieses Opfer, als die Gefahr, etwa im Taumel der Sinne ein fluchwürdiges, empörendes Verbrechen mit Dir zu begehen, das mich zeitlebens mit Schmach und Schande vor mir selbst erfüllen müßte.“

„Ja, ja, theurer Henry," schluchzte das Mädchen und blickte mit ihren vor Thränen verschleierten schönen Augen den jungen Mann zärtlich an, „ja, trennen wir uns, denn Du würdest mich nicht stark genug finden, eine That zu vermeiden, die auch mein ganzes Leben vergiften würde! Ich will hier bei Ganesas bleiben, bis er wieder nach Delhi zurückkehrt und dann in der Stadt bei einer europäischen Familie mich einmiethen; denn nach dem Tempel auch nur als Gast zurückzukehren, verspüre ich wenig Lust in mir."

„Damit bin ich vollkommen einverstanden," sprach Henry zustimmend, „hier nimm dieses Gold; es wird bei Deiner Sparsamkeit und Anspruchlosigkeit wohl auf mehr als ein Jahr hinreichen; übrigens will ich noch in Delhi Sorge tragen, daß es Dir in Deiner neuen Lebensstellung auch sonst an nichts mangle. — Als Bruder bin ich ja dazu verpflichtet."

Durga zögerte, die drei Rollen mit Goldstücken anzunehmen, welche er ihr darbot. Henry machte daher kurzen Proceß und schob ihr den kleinen Schatz in eine der Taschen ihres Kleides. Dann umarmte er das Mädchen zärtlich. Durga erwiederte feurig seine Küsse, so feurig, daß Henry sich bestimmt fand, den Abschied zu kürzen.

Er riß sich aus Durga's Armen los und sprang in den Sattel.

Mit vor Rührung und tiefem Schmerze vibrirender Stimme rief er dem herrlichen Mädchen ein letztes Lebewohl zu und sprengte dann in der Richtung nach Delhi davon.

Durga blickte dem geliebten Manne lange, lange nach. Erst nach einer vollen Viertelstunde, als Henry hinter einem Gehölze verschwand, schickte sich Durga an, ihren Freund und Oheim Ganesas wieder aufzusuchen.

Sie traf den ehrwürdigen Greis in der kleinen Pagode, seinem Lieblingsaufhalte, wohin er sich jetzt vor der Hitze des Tages zurückgezogen hatte. — Durga, mit seinen Gewohnheiten wohl vertraut, wagte es nicht, ihn in seinen Betrachtungen, denen er offenbar nachhing, zu stören. — Wahrscheinlich wollte er aber zugleich jeder Unterredung mit dem Mädchen ausweichen, um nicht durch deren Fragen unliebsam behelligt zu werden.

Durga wartete geduldig bis zum Abende, bis es Ganesas vielleicht selbst belieben würde, das Wort zu ergreifen. Der Greis

gab sich aber verschlossener denn je. — Auch in den nächsten zwei Tagen war Ganesas einsilbig wie noch nie. — Durga sehnte sich jetzt nach Delhi zurück, aber sie wollte in den Ruinen von Gutab-Minar ausharren, bis sie Gewißheit hatte, daß Henry abgereist sei. So sehr ihr Herz darnach Verlangen trug, ihn nochmals zu sehen, legte sie sich doch willig die schwere Entsagung auf, weil sie mit Recht vermuthete, daß Henry vielleicht unwillig sein würde, den Schmerz der Trennung nochmals zwecklos durchmachen zu müssen.

Da langte endlich am dritten Tage ihrer Anwesenheit zu Gutab-Minar ein Bote aus Delhi ein, der ihr ein Schreiben Henry's überbrachte. — Er hatte diesem Briefe zufolge schon am gestrigen Tage seine Reise angetreten. — Durga beschloß nun ohne weiteres Säumen nach der Stadt zurückzukehren, zumal auch Ganesas am nächsten Morgen wieder durch Geschäfte nach seinem Tempel gerufen wurde.

Durga bestieg ihren Miethgaul, der sich in den saftigen Weideplätzen zwischen den Ruinen von Gutab-Minar sehr gütlich gethan hatte und, wohlausgerastet, wie er war, durch seine übermüthigen Capriolen die ohnehin etwas schwache Reitkunst Durga's auf harte Proben stellte. Der Brahmine versprach zu Fuß nachzukommen. Seinen Ansichten zufolge wäre es für ihn unpassend gewesen, sich eines Reitthieres zu bedienen, so lange noch seine eigenen Füße ihm Dienste leisteten.

Die beiden Hindu, welche das Mädchen aus Delhi nach den Ruinen begleitet hatten, bildeten ihre Schutzwehr auf dem Rückwege.

Der Zelter Durga's griff tüchtig aus, als er merkte, daß es nach Hause ging, und ganz wider den Willen seiner Reiterin setzte er sich streckenweise sogar in Galopp; sein hartes Maul spottete des von Durga straff angezogenen Zügels, da man vergessen hatte, ihm die Kinnkette einzulegen. — Die zwei Hindus vermochten daher auch bei dem besten Willen nicht mit Durga gleichen Schritt zu halten, sondern blieben, ehe noch zwei englische Meilen zurückgelege waren, schon etwa eine Viertelstunde weit zurück.

Da glaubten die beiden Hindus plötzlich aus der Ferne die Hilferufe einer Frauenstimme zu vernehmen. Ob des stark coupirten Terrains vermochten sie jedoch, trotz ihrer scharfen Augen, Näheres nicht wahrzunehmen. — Sie setzten sich indessen in vollen Lauf und erblickten

alsbald den Zelter, der ledig im gestreckten Galopp seinen Weg nach der Stadt zu fortsetzte. — In der Gegend angelangt, von wo sie den Hilferuf vernommen hatten, suchten sie vergebens nach der Vermißten. Sie befanden sich in einem kleinen Gehölze, dessen genauere Durchforschung jedoch ergab, daß sich hier erst vor Kurzem mehrere Pferde herumgetummelt hatten, wie der zerstampfte Rasen und frisch abgebrochene Zweige deutlich bewiesen.

Als die in Rede stehenden zwei Hindus sich wieder in's Freie begeben hatten, blieben sie miteinander berathend stehen, was nun beginnen? Es war den beiden Burschen einleuchtend, daß hier ein Menschenraub stattgefunden habe, als dessen Mitschuldige sie angesehen werden konnten. — Ihr gesunder Verstand ertheilte ihnen jedoch den besten Rath. Der Eine von ihnen kehrte nach Gutab-Minar zurück, um den Brahminen zu benachrichtigen, während der Andere eilends den Weg nach Delhi fortsetzte, um dort von dem sonderbaren Ereignisse die Anzeige zu erstatten und zugleich nachzusehen, ob der Miethgaul, für welchen sie dem Eigenthümer verantwortlich waren, nicht etwa unterwegs gestohlen worden sei.

Das Pferd stand jedoch bereits im Stalle, als der Hindu vor Allem um dasselbe Nachfrage hielt. Dieser für ihn hauptsächlichen Sorge ledig, eilte der schwarze Bursche dann zur Behörde, um das unerklärliche Verschwinden der stadtbekannten Devadasi zu melden.

Zu seinem Erstaunen wurde der Hindu sogleich festgenommen und noch am selben Tage leistete ihm sein Kamerad, dem es wirklich gelungen war, den eben auf dem Heimwege befindlichen Genesas zu treffen und zu benachrichtigen, im Gefängnisse Gesellschaft. — Es vergingen viele Tage, bis man die beiden armen Teufel als unschuldig wieder in Freiheit setzte. — Auch Ganesas wurde in dem Momente, wo er Delhi betrat, ohne viele Umstände festgenommen und durch mehrere Tage angehalten.

Mit Ruhe und Ergebung fügte sich der greise Philosoph in sein Schicksal, war er sich doch keiner unrechten That bewußt. Gleichwohl verursachte ihm die unterwegs empfangene Meldung des einen Hindu großen Kummer Durga's wegen. Jedoch auch in dieser Beziehung beschwichtigte er einigermaßen sein Gemüth, nachdem er, ohne zu wissen, auf welche Weise dies geschehen sein mochte, am zweiten Tage nach seiner Anhaltung beim Erwachen ein von Durga's

Hand mit ganz frischer Tinte geschriebenes Zettelchen folgenden Inhalts vorfand:

„Theurer Oheim! Auf dem Wege von Gutab-Minar nach Delhi bin ich meiner Freiheit beraubt worden und befinde mich nun im engsten Gewahrsam. Warum man derart an mir handelte und was man mit mir vorhat, vermag ich nicht zu errathen. Indessen diene es zu Ihrer Beruhigung, daß man mich gut behandelt; ich bin von mir gänzlich unbekannten Personen umgeben. Man ließ Andeutungen fallen, daß man mich von hier weit, weit hinweg bringen werde, ich aber nichts zu befürchten hätte, so lange ich keinen Fluchtversuch anstellen würde. — Ich schreibe diese Zeilen mit Erlaubniß meiner geheimnißvollen Wächter und ohne allen auf mich geübten Zwang; meine Nachricht enthält auch in Wahrheit Alles, was ich über mein sonderbares Schicksal weiß. Uebrigens beschwöre ich Sie, meinen guten Henry nicht voreilig zu betrüben; er könnte mir ja doch nicht helfen! Zum Schlusse bestätige ich, daß meine Begleiter an meiner Gefangennehmung vollkommen unschuldig sind; ich möchte nicht, daß die guten armen Bursche unverdient in einen schlimmen Verdacht geriethen. — Es küßt ehrfurchtsvollst den Saum Ihres Kleides Ihre Ihnen ewig dankbare Durga."

Ganesas glaubte von dieser Mittheilung keinen besseren Gebrauch machen zu können, als indem er durch den Mann, der zweimal des Tages bei ihm erschien, um ihn zu bedienen, das Zettelchen dem Vorsitzenden des Gerichtes überbringen ließ und ihm selbst endlich ein Verhör zu erwirken bat.

Der Kerkerdiener nahm achselzuckend das Papier entgegen, versprach indeß, den Wunsch des Gefangenen zu erfüllen.

Ein paar Tage später wurde Ganesas ebenso ohne alle Umstände in Freiheit gesetzt, als man ihn derselben beraubt hatte. — Jedoch wurde er vor seiner Freilassung vor einen höheren Beamten geführt, der sich wegen des vorgefallenen Irrthums vielmals entschuldigte und sich bereit erklärte, den Brahminen für die ausgestandene Unbill mit einer Summe Geldes zu entschädigen, wie dies bereits den beiden Hindu gegenüber geschehen war.

Der ehrwürdige Greis wies natürlich dieses schnöde Anerbieten mit Verachtung zurück, verlangte dagegen als einzige Genugthuung, daß die Behörden von Delhi ihre Schuldigkeit thäten, um das entführte Mädchen zu befreien.

Der Beamte, ein Aal sondergleichen, nahm dieses Begehren als selbstverständlich auf und versicherte hoch und theuer, daß in dieser Richtung bereits ohnehin alles Mögliche aufgeboten worden sei, jedoch — leider ganz vergeblich.

Ganesas durchschaute den Mann, verschwendete aber kein Wort und ging von dannen, in seinem empörten Herzen die Rache des Himmels über die Urheber und Mitschuldigen des nichtswürdigen Complottes, das offenbar dem Verschwinden seiner theueren Durga zu Grunde lag, herabbeschwörend.

Er richtete schnurgerade seine Schritte nach dem Palais der Dundonald's. Er wollte den jungen Lord, an dessen wahrhafte Reue er, Henry's ergreifender Schilderung zufolge, wirklich glauben mußte, auffordern, seine ganze Macht einzusetzen, auf daß Durga befreit und er dadurch zugleich von dem Verdachte jeder Mitschuld gereinigt werde.

Zu seiner Bestürzung erfuhr aber hier Ganesas, daß Sir Edward mit Frau, Oheim und der ganzen Suite schon vor drei Tagen stromaufwärts aufgebrochen sei und zur Stunde in Benares sich befinden dürfte.

Trotz seiner achtzig Jahre hatte der energische Greis auf diese Kunde hin sogleich einen heroischen Entschluß gefaßt. — Obwohl fast ohne Geld und ohne andere Hilfsmittel als seinen unbeugsamen Willen, seine Genügsamkeit und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, beschloß er zur Stunde nach Benares aufzubrechen und, wenn nöthig, selbst bis Calcutta die Reise fortzusetzen; er wollte, er mußte Sir Edward sprechen, um in dessen Blicken zu lesen, ob er wirklich unbetheiligt sei an des Mädchens Entführung. —

Ganesas, der von Seite seines Tempels mit Rücksicht auf sein hohes Alter und großes Ansehen die vollste Freiheit genoß, ließ dem Hohen-Priester des Indra zu Delhi durch den ersten besten Hindu, der ihm begegnete, mündlich die Nachricht von seiner Absicht, nach Benares zu pilgern, hinterbringen, sicher, daß dieser Auftrag als eine heilige Pflicht, als eine große Auszeichnung von Seite des Boten betrachtet werden würde und dieser arme Teufel sich zeitlebens glücklich fühlte, von einem Brahminen zu einer Dienstleistung aufgefordert worden zu sein

Ganesas brach also, wie er ging und stand, nach Benares auf. — Er begab sich an den Strand des an Delhi vorbeifließenden

Jamna, auch Dschumna genannt, der sich etwa 60 deutsche Meilen unterhalb mit dem Ganges bei Allahabad vereinigt, von welch' letzterem wichtigen Orte das berühmte Benares nur mehr zwanzig Meilen entfernt ist.

Der Brahmine bestieg das erste beste stromabwärts fahrende Waarenboot. Von einer für die Mitreise zu entrichtenden Vergütung war natürlich bei Ganesas keine Rede; der Eigenthümer mußte es sich vielmehr zur Ehre und zum Glücke anrechnen, daß ein so heiliger Mann sein Schiff betrat, welches dadurch zugleich das Recht erhielt, eine Art Ehrenflagge aufzuhissen, womit auch auf die besten Ankerplätze und gewisse Begünstigungen im Ausweichen mit den begegnenden andern Fahrzeugen der Anspruch verbunden war. — Außerdem bekamen, althergebrachten Anschauungen gemäß, der Schiffsherr und seine Leute die unumstößliche Ueberzeugung mit in den Kauf, daß ihrem Schiffe kein Unfall passiren könne und auch ihr Geschäft sich dießmal besonders günstig gestalten müsse, weil ein Günstling der Götter in ihrer Mitte weilte. —

Wir müssen bei dieser Gelegenheit dem Gangesgebiete und der Stadt Benares eine kurze Weile widmen, um den Leser vollends mit dem eigentlichen charakteristischen Wesen Indiens vertraut zu machen.

Das gesegnete Gangesgebiet ist, wie kein anderes auf Erden, von seinen eigenen Bewohnern gefeiert, und sein Typus hat ihre mythologischen Systeme, ihren religiösen Cultus, ihre Sitten und tägliche Lebensweise mitgestalten helfen.

Der Mythus vom Ganges macht eine Episode des größten indischen Heldengedichtes, des Ramajana, aus. — Wie nach der Brahminenlehre die Welt und die Götter aus dem Wasser hervortreten, so sind auch wieder alle Wasser des Ganges ihre Abkömmlinge geworden.

Zur Mongolenzeit nannten die Brahminen siebenundzwanzig heilige Ströme in Hindostan, an denen unzählige geweihte Orte lagen. Mehrere davon sind weibliche Gottheiten, die sich wieder in Flüsse verwandelt haben. — Hunderttausende von Pilgern setzen sich alljährlich in Bewegung, um in diesen Flüssen zu baden, aus ihren Quellen zu trinken, sich rein von Sünden zu waschen und ein Verdienst für den Zustand nach dem Tode zu erwerben. Dies bringt unter die Völker der Gangesländer einen Verkehr, welcher die Ver-

anlassung zu der Richtung fast aller ihrer öffentlichen Angelegenheiten, Handelsverhältnisse, Haushaltungsgeschäfte und ihrer täglichen Gebräuche ist.

Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade, und der Gesunde sorgt dafür, daß wo möglich seine Asche nach dem Tode in den Strom gestreut werde. — Gangeswasser wird in allen indischen Gerichtshöfen benützt, darauf den Eid zu schwören, wie bei den Mohamedanern auf die Koran, bei den Juden auf die Thora, bei den Christen auf das Kreuz oder die Bibel.

Der Segen, den der Strom in der That über seine Fluren verbreitet, der Reichthum seiner Gaben, der tägliche Genuß des wirklich vortrefflichen Gangeswassers, das heilsame Bad und die körperlichen Reinigungen, zu denen er auffordert, konnten den sanften Hindu, bei dem Mangel höherer Erkenntniß, zum Naturdienst gegen die im Strome verborgenen Kräfte hinleiten. — Die philosophische Lehre der Brahminen schmückte diesen Naturdienst zu einem inhaltreichen Systeme aus und verband ihn mit ihren Offenbarungslehren.

Die Ufer des Gangesstromes, mehrere hunderte von Meilen entlang, sind jeden Morgen und Abend bei Sonnenauf- und Untergang von vielen Tausenden von Menschen belebt, voll betender Brahminen und voll waschenden, sich entsühnenden Volkes beiderlei Geschlechtes. Zumal an allen Festtagen, z. B. bei Vollmond, in den Monaten Cortits und Maug, ziehen Ströme von Pilgern auch weiter südwärts zu den Badeorten.

Nicht blos der Strom als solcher, sondern auch sein Wasser hat bei den Hindu eine heilige, entsühnende Kraft. Es ist wirklich sehr lieblich, süß, leicht und zum Genuß sehr gesund, und erhält sich wohl ein Jahr, ohne zu verderben. — Daß Kaiser Kanghi sich Gangeswasser auf Lastthieren bis nach Peking bringen ließ, ist bekannt; es ist aber auch in allen Tempeln und Pagoden, die fern vom Ganges liegen, das kostbarste Opfer, welches gebracht werden kann. — Fromme Pilger schleppen es auf den Schultern hunderte von Meilen weit in die Heimat.

Zu den berühmtesten Wallfahrts- und Badestädten des Ganges gehören Allahabad, Hardwar und Benares. — In Allahabad, wo, wie schon oben bemerkt, der Jamna mit dem Ganges sich vereinigt, bringt die von den Pilgern zu leistend Abgabe

dem Staatsschatze ein jährliches Einkommen von 50.000 Rupien. — Der heilige Badeort Haraca-Paivi bei Hardwar zieht alle zwölf Jahre eine außerordentliche, und alljährlich zur heißen Jahreszeit aus allen Theilen von Hindostan und Dekan jede große Pilgerfahrt dahin, welche dann dort von der Zeit, wo die Sonne in das Zeichen der Fische tritt, bis zum Eintritt in den Widder (den 10. April) verweilt. Damit vereinigen sich, wie bei allen Pilgerfahrten, z. B. den Mekka-Karawanen, große Handelsgeschäfte; die Messe von Hardwar ist eine der wichtigsten für Ober-Indien, weil hier die Geschäfte mit den sämmtlichen indischen Alpenländern vermittelt werden. — Es versammeln sich da, nach Berechnung der Zollabgaben, wenigstens an zweieinhalb Millionen Menschen, und für Käufer und Verkäufer ist da Alles im Überfluß vorhanden.

Benares, als der uralte Sitz der Brahminenschulen, ist hingegen der heiligste Ort der Hindus. — Diese Stadt und ihr Mahadeo-Tempel, dessen Kuppel weithin durch den Dreizack, der sie ziert, sichbar ist, gehört zu den Wahlfahrtsorten ersten Ranges und hat für die Hindus dieselbe Bedeutung, wie Mekka für die Moslims: es ist der Ort, wo alle Sünden können vergeben werden.

Zu Benares fallen vornehmlich jene großen Gebäude in's Auge, welche mit ihren zahlreichen Etagen, Altanen, vorspringenden Erkerfenstern, großen Portalen und breiten, steinernen Treppen weithin das Ufer des heiligen Flusses bedecken. Dies sind die Ghats, Badeplätze, mit Tempeln und Wohnungen für Priester wie für reiche Hindus, zur Selbstbenützung und zur Aufnahme der Pilger bestimmt, in Verbindung stehend. Dieser Theil der Stadt ist der von den Hindus vorzüglich geachtete und geehrte, und aus diesem Grunde hat ihn auch Aurengzeb, dieser Tempelstürmer und Mordbrenner des Islams, zum Monumente seiner Schande erwählt, indem er hier einen der prachtvollsten Hindutempel niederreißen ließ und eine Moschee auf dessen Grunde errichtete, welche die sie umgebenden Bauten der Hindus weit überragt und Benares durch ihre hoch emporragenden Monumente sehr verschönert und nicht wenig dazu beiträgt, die Ansicht der Stadt zu einer der schönsten zu machen.

Richten wir unseren Blick mehr in den Vordergrund, so sehen wir die Stufen der Ghats mit Hindus aller Kasten, von allen Farben, aus den verschiedensten Theilen Indiens zahlreich besetzt

wobei allerdings in manchen Stunden des Tages der Zudrang größer ist als in anderen. So füllt sich schon mit dem ersten Morgengrauen das Ufer mit den Frauen der heiligen Stadt. Je mehr der Tag vorrückt, um so mannigfaltiger und belebter wird die Scene. An geeigneten Stellen der Ghats und der zu diesen hinabführenden Treppen sitzen Brahminen, einen Vorrath von mancherlei Bürsten, Töpfchen, Farben, Kuagras, Sandelholzpulver, Sandelöl und was der Dinge mehr sind, die der Luxus ersonnen, neben sich ausgekramt. Mit ehrfurchtsvollem Gruße naht sich dieser oder jener Badende einem der Brahminen, legt einige Pais hin und empfängt die Farbe, die ihm nöthig dünkt, um sich das Zeichen seines Glaubens auf die Stirne zu malen.

Hier ziert sich ein Anhänger des Vischnu nach dem Bade bald mit horizontalen, bald mit verticalen Strichen, bald mit runden Punkten in gelber oder in rother Farbe, dort bemalt sich ein Anhänger des Schiwa mit einem verticalen Striche oder mit einem Dreizack in Roth und Weiß. Andere bringen ihr Gebet und ihr Wasseropfer der Sonne dar, mit aufrecht zusammengelegten Händen hingewendet nach ihr, die Alles belebt; noch Andere schöpfen mit kupfernen Gefäßen Wasser, es unter Gebeten wieder in den Fluß zurückgießend.

Mit jeder Stunde nimmt das Gedränge auf der Treppe zu, wird die Menge der Badenden in und an dem Flusse bunter und bewegter. — In diesem Chaos machen sich kleine und große Familien Fremder, die aus allen Theilen Indiens hieher pilgern, besonders bemerkbar. — Mit frommer Spannung in ihren Zügen nahen sie dem heiligen Flusse, dem oft durch lange Jahre ersehnten, nach manchem ermüdenden Tagemarsche endlich erreichten Ziele ihrer Pilgerfahrt.

Der Mann und Vater ist Führer seiner kleinen Schaar; innere Befriedigung malt sich in seinen Zügen; er hat die Ghats erreicht; die schwere Wanderung ist belohnt; er kann jetzt hier mit den Seinigen im Ganges baden; von seiner Lieben Glück und künftigen Seligkeit ist er jetzt vollkommen überzeugt. — Von innerer Regung tief ergriffen sieht man die Frau. Wie ist sie bewegt; das ganze Dasein liegt ihr in diesem Augenblicke! Da sehen wir den Sohn, das Auge unverwandt dem Vater folgend; wie staunt er und seine Sinne fassen kaum, was er in diesem Momente religiöser

Begeisterung glaubt! Die Töchter, mit welch' kindlich frommem Blicke hängen sie an jedem Worte des Vaters, der ihnen jetzt erzählt, wie hier Krischna, da Kama, dort Ladschmann gebadet! Zieht heim, ihr Glücklichen, des Glaubens Seligkeit erfüllt euch mit gleicher Wärme und wird euere letzte Oelung sein in euerer Sterbestunde! — — —

Ganesas holte die Dundonald's noch in Benares ein. War es eine bloße Grille oder wirkliches Unwohlsein, Lady Dundonald hatte gleich nach der Ankunft in der heiligen Stadt erklärt, daß ihr Zustand einige Tage Ruhe erfordere, und sie deshalb unter keiner Bedingung sogleich nach Calcutta weiter reisen würde.

Der Earl glaubte aber den wahren Grund von Mary's Weigerung zu errathen, und der alte Schlaukopf irrte sich auch diesesmal nicht.

Fast gleichzeitig mit Ganesas war auf einer comfortable ausgestatteten Ruderbarke auch der Herr Major Richardson in Benares angekommen. Er hatte einen dreimonatlichen Urlaub genommen, um nach Calcutta zu reisen, angeblich in Familienangelegenheit, in Wahrheit aber, um dort mit Mary die Liaison fortzusetzen.

Nun war es klar, daß die Lady in Benares nur deshalb den Aufschub der Reise veranlaßt hatte, damit ihr Liebhaber sie in Benares einholen konnte.

Sir Edward war im Innern wüthend über die Unverschämtheit, mit welcher Mary ihr Verhältniß mit Richardson cultivirte, und er war nahe daran, den Major zu fordern. Aber er calculirte ganz richtig, daß, wenn er auch Richardson tödten oder sonst wie unschädlich machen würde, Lady Dundonald selbst dadurch gewiß nicht gebessert worden wäre. — Er ließ sich daher den galanten Hausfreund in Gottes Namen als Reisebegleiter gefallen und bestätigte nachträglich die von Mary auf eigene Faust getroffene Verfügung, daß der Herr Major in Benares seine angeblich bis Calcutta gemiethete Barke entließ und in das geräumige, mit allem Comfort ausgestattete Schiff überstieg, welches Sir Edward besaß.

Dem ehrwürdigen Ganesas gelang es noch zur rechten Zeit, Sir Edward in Benares zu sprechen. — Der junge Lord stand im Begriffe, schon am folgenden Tage stromabwärts aufzubrechen, und zwar mit jener Ruderbarke, in welcher Richardson angekommen

war. — Unter dem Vorwande, daß er in Calcutta ein paar Tage früher ankommen wollte, damit die Lady und der Earl daselbst das zu bewohnende Palais schon in Bereitschaft fänden, lud er Master Brandon zum sofortigen Aufbruche von Benares ein, und der Sachwalter, ohnehin ziemlich unwirrsch, daß durch die Launen der Lady bisher so namhafte Verzögerungen eintraten, war natürlich über Edward's Vorschlag hocherfreut. — In einem Monate, längstens sechs Wochen, konnte er also endlich nach Europa in den Kreis seiner Verwandten zurückkehren.

Die Lady erhob natürlich ihrerseits keinen Einwand, um ihren Gemal von seinem Vorhaben abzubringen, sie bedankte sich vielmehr bei ihm sehr artig für seine zärtliche Fürsorge. Der Earl, der als nomineller Beschützer Anstands halber Mary begleiten mußte, verzog über das von dem gefälligen Ehemanne getroffene Arrangement etwas höhnisch die Lippen, gab aber seinem Neffen unter vier Augen Recht, sich in Dinge zu fügen, die er nun einmal nicht ändern konnte.

„Mein lieber Junge," schloß Sir Baldwin seinen Abschiedssermon, „mein lieber Junge, ich bewundere Deine Klugheit, Deine Nachgiebigkeit; tröste Dich jedoch, die Revanche wird nicht ausbleiben und schließlich Alles sich noch zum Bessern wenden."

„Meine Ueberzeugung von Ihrer Liebe zu mir ist ebenso grenzenlos und unbedingt, als mein Vertrauen in Ihre Klugheit," entgegnete Sir Edward düster, „aber wie kann ich, ohne einen uns brandmarkenden Eclat, jene Consequenzen vermeiden, welche Mary's nahe Niederkunft mit sich bringt?"

„Darüber, mein theurer Junge, betrübe Dich keinen Augenblick. Der Enkel des Schulmeisters von Sommersett wird nie den Namen der Dundonald's führen, das schwöre ich Dir!" sprach der Earl ernst.

„Ei!" erwiederte Sir Edward kopfschüttelnd. „Sie gedächten doch nicht das Kind mit Gewalt bei Seite zu schaffen?"

„Das Wie werden die Umstände bestimmen," bemerkte Sir Baldwin kurz, indessen wollen wir der Natur nicht vorgreifen. Bei dem Leben, welches Mary führt, steht ohnehin eine Fehlgeburt zu erwarten."

Oheim und Neffe nahmen nun kurzen Abschied, trafen sie ohnehin in wenigen Tagen wieder zu Calcutta zusammen. Beide trugen Verlangen, dieses unerquickliche Gespräch abzukürzen.

Als Sir Edward in sein Zimmer zurückkehrte, um die letzten Vorbereitungen zur gemeinschaftlichen Abreise mit Master Brandon zu treffen, trat der Kammerdiener Simson mit der Meldung ein, daß der Brahmine Ganesas aus Delhi Seine Herrlichkeit in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

„Ganesas?“ rief Sir Edward sichtlich erfreut aus, „Ganesas, sagst Du? Gewiß hat er mir eine Dankesbotschaft der schönen Durga zu überbringen. Lasse ihn sogleich eintreten.“

Simson schnitt, vom seinem Gebieter unbemerkt, eine höhnische Fratze und verschwand, um den Brahminen einzuführen.

Sir Edward glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als Ganesas ihm mit tiefbewegter Stimme das räthselhafte Verschwinden Durga's meldete. — Der Brahmine fixirte dabei scharf den jungen Mann, denn der Verdacht, daß Sir Edward dem Master Burton gegenüber denn doch nur geheuchelt und des Mädchens Entführung veranlaßt haben könnte, war während der Fahrt von Delhi nach Benares in ihm aufgestiegen. Er hatte zufällig vernommen, daß zwei landbekannte Strolche, welche aus dem Menschenraube ein zunftgemäßes Gewerbe machten, wie denn überhaupt alle Verbrecher Ostindiens sich strenge in eigene Kasten sondern, ein Paarmal in das Palais der Dundonald's zu Delhi zur Nachtszeit sich eingeschlichen hätten, u. z. nicht ungebeten, nachdem sie von einem Diener des Hauses ein- und ausgelassen wurden.

Sir Edward's Erstaunen und Bestürzung war ebenso groß, so wahrhaftig, daß Ganesas' Argwohn völlig schwand. Der Earl sowie die näheren Verhältnisse der Familie Dundonald waren ihm gänzlich unbekannt. Der Brahmine mußte übrigens seinen vermeintlichen Irrthum um so williger ablegen, als Sir Edward ihm eine bedeutende Summe anbot, um die Nachforschungen nach der Entführten mit aller Energie zu betreiben.

„Nein, nein, mein ehrwürdiger Greis,“ bat Sir Edward, als Ganesas das Geld ausschlug, „nicht Ihrer Person biete ich diese Goldstücke an. Sie selbst sind durch Ihre Genügsamkeit in Ihrer Armuth dennoch zehnmal reicher als ich. Aber Ihr guter Wille allein wird die arme Durga gewiß nun und nimmer zu retten vermögen. Wenn Sie also das arme Kind wirklich lieben, wenn Sie Master Henry gegenüber mich vor einem schändlichen Verdachte bewahren wollen, so nehmen Sie diesen Beutel. Benöthigen Sie

mehr, um zum Ziele zu gelangen, wenden Sie sich ungescheut an meinen Bankier zu Delhi; hier — gedulden Sie sich nur einen Augenblick — sind auch ein paar Zeilen an Sir Stephenson."

Der junge Lord reichte dem Brahminen zwei Zettelchen, die er mit wenigen Worten rasch beschrieben hatte. — Inzwischen war Ganesas mit sich zu Rathe gegangen. Er konnte die Stichhältigkeit der Behauptung, daß er mit seinem guten Willen allein wohl kaum Durga's Rettung zu bewerkstelligen im Stande sein würde, nicht leugnen. Er nahm also Geld und Briefe und verließ noch zur Stunde Benares, um schleunigst nach Delhi zurückzukehren, von wo aus die richtige Spur verfolgt werden konnte, wenn es ihm gelang, die beiden stadtbekannten Räuber, welche in das Palais der Dundonald's gekommen sein sollten, ausfindig zu machen und zu einem Geständnisse zu bewegen.

Der Spitzbube Simson, der das Gespräch seines Herrn mit dem Brahminen belauscht hatte, erstattete dem Earl sogleich Rapport.

Sir Baldwin brach in ein helles Gelächter aus, als er vernahm, daß Ganesas nach Delhi zurückreisen werde.

„Glückliche Reise!" rief er endlich höhnisch; dann aber, zu Simson gewendet, frug er ernst: „Du bist doch gewiß, daß Alles nach meinem Plane vor sich geht?" —

„Vollkommen!" betheuerte Simson mit einer tiefen Verbeugung, „schon morgen dürfte Durga, von Calcutta aus, zur See weiter geschafft werden. Wie Euere Herrlichkeit weiß, besorgt ein gewisser John Hemsen das ganze Arrangement."

„Ist dies derselbe Hemsen, der mit Dir im Gefängnisse saß?" warf der Earl leicht hin.

„Derselbe, Sir," entgegnete Simson, und entfernte sich auf einen verabschiedenden Wink des Earl, der mit verschränkten Armen das große Gemach auf- und abzuschreiten begann.

„Mein Plan," murmelte er endlich vor sich hin, „mein Plan kann nicht fehlgehen: Edward's Stunden sind gezählt. Eine köstliche Nachricht, die ich da empfing! Fürwahr, die Sache gibt sich ganz von selbst. Der Zufall will mir günstig. Wer weiß, ob nicht schon binnen drei Monaten für mich der so heiß ersehnte Zeitpunkt gekommen sein wird, wo ich meinen Henry als den einzigen Erben dieser ganzen in die Familie Dundonald eingeschmuggelten Sippe begrüßen darf." — —

Vierzehntes Capitel.

Von Calcutta nach Sidney.

Volle vier Monate sind seit der Abreise der Dundonald's von Delhi verstrichen. Master Brandon ist schon längst nach England zurückgekehrt und genießt in dem Kreise zahlreicher Neffen und Nichten, seiner einstigen Erben, da er Hagestolz geblieben, endlich die langersehnte Ruhe. — Lady Dundonald war schon vor zehn Wochen eines wider alle Vermuthung sehr gesunden Knäbleins genesen, das aber, was die Gesichtsbildung betraf, ein ganz ausnehmendes Muster von Häßlichkeit genannt werden mußte und, wie der Earl dem durch dieses Geschenk des Himmels sehr wenig erfreuten Namensvater unter vier Augen versicherte, das leibhaftige Porträt des Schulmeisterssohn von Sommersett en miniature darstellte. Das kleine Scheusal wurde auch alsbald, nachdem es das Licht der Welt erblickt hatte, einige Meilen weit von Calcutta hinweg auf's Land geschafft, wo es unter der Obhut einer englischen Bonne und indischen Amme verbleiben sollte, bis man über das weitere Schicksal des kleinen Lord in spe zu einem Entschlusse gediehen sein würde.

Die unnatürliche Mutter war von der Häßlichkeit des Kindes, dem sie das Leben gegeben, selbst tief angewidert und hatte es seit dem Augenblicke der Geburt nicht wieder gesehen. — Lady Dundonald suchte sich indeß nach gewohnter Weise zu zerstreuen. — Major Richardson waltete seines einmal übernommenen Amtes als Tröster der hübschen jungen Frau mit größter Unverdrossenheit, und um hierbei nicht durch das geräuschvolle Leben und Treiben in

Calcutta gestört zu werden, zog sich Lady Dundonald mit dem vielbewährten Hausfreund auf eine der prachtvollen Villen zurück, welche zu dem von Master Brandon überantworteten Erbe gehörten.

Der Earl und sein Neffe dagegen verblieben in Calcutta. Sir Edward lag wieder völlig in den moralischen Banden seines gewissenlosen Oheims, welcher, von Simson im Geheimen secundirt, nichts unterließ, um die guten Vorsätze des jungen Mannes wieder in ihren Grundfesten wankend zu machen.

Sir Edward hatte dem Earl auch seinen Plan mitgetheilt, die Ehe mit Mary zu lösen und derselben in Gottesnamen das riesige Vermögen im Sinne der von dem verstorbenen Parker für einen solchen Fall vorgesehenen Stipulationen zu überlassen. Er wollte sich mit dem hübschen Sümmchen begnügen, welches er durch die Veräußerung der Liegenschaften in Delhi für seine Person erworben hatte.

Diese Absicht lief jedoch den teuflischen Plänen des Earl, der das ganze ungeheure Erbe seinem natürlichen Sohne nach Edward's Tode sichern wollte, schnurstracks entgegen; mit dem ganzen Aufwande seiner Suada und der Autorität, der sich sein Neffe bisher völlig untergeordnet hatte, suchte er daher die Ehescheidung zu hintertreiben.

Zu diesem Behufe verstrickte er seinen Neffen geschickt in hundert Affairen, welche dem jungen Manne den Werth eines so großen Reichthums zu Gemüthe führen sollten. Er wußte es geschickt einzurichten, daß man dem jungen Lord allerseits wie einem Könige huldigte, der Gehuldigte aber dabei dennoch stets sehr deutlich herausfühlen mußte, daß die feile Welt nicht vor seiner Person, sondern nur vor seinen Schätzen auf den Knieen liege, um das „goldene Kalb" anzubeten. — Zudem wäre vielleicht auch ein Engel den Verlockungen, welchen der Earl seinen Neffen auch auf erotischem Gebiete auszusetzen wußte, schließlich unterlegen.

Sir Edward, dessen ganze Erziehung systematisch darnach angelegt war, um zwar aus ihm, dem äußeren Wesen nach, einen vollendeten Gentleman, aber keinen Charakter zu machen, hatte daher gar bald die auf Stephenson-House gefaßten guten Vorsätze vergessen, und zu unserem Bedauern müssen wir es gestehen, daß der damals so reuige Sünder gegenwärtig sich beinahe über das beharrliche und unerklärliche Stillschweigen seines Versöhnungsboten, Master

Henry Burton, im Stillen freute. Ebenso war in ihm auch die Erinnerung an die schöne Durga völlig erblaßt, seit der ehrwürdige Ganesas in einem verzweiflungsvollen Briefe die Meldung erstattet hatte, daß ihm jede weitere Nachforschung nach der Entführten unmöglich geworden wäre. Die beiden Räuber, welche die öffentliche Meinung als die Thäter bezeichnete, seien von Delhi flüchtig geworden und kurz darauf anderer Verbrechen wegen zu Agra hingerichtet worden.

Sir Edward und seine liebenswürdige, getreue Gattin sahen sich seit dem Augenblicke, wo Letztere sich mit Major Richardson in die idyllische Stille des Landlebens zurückgezogen hatte, nur ganz vorübergehend wieder, wenn die Lady nach der Stadt kam, um Einkäufe für die Toilette zu machen oder irgend einem der in Calcutta so zahlreich stattfindenden Feste anzuwohnen. Natürlich befand sich Richardson dabei immer an ihrer Seite. — Der Major war ein stattlicher, ja schöner Mann von etwa fünfunddreißig Jahren und der Sohn eines Bankiers in Liverpool, dessen Nachlaß er aber binnen wenigen Jahren bis auf den letzten Schilling in Sport und anderen noblen Passionen vergeudet hatte. Als er Mary's Bekanntschaft zu Delhi machte, drückte ihn bereits eine bedeutende Schuldenlast, so daß er auf dem Punkte stand, entweder seinen Dienst quittiren oder sich eine Kugel durch den Kopf jagen zu müssen.

Lady Dundonald rettete jedoch das Leben und die bürgerliche Existenz ihres Liebhabers durch ein Paar tausend Pfund. — Richardson, ein speculativer Kopf, faßte den Entschluß, alle seine Nebenbuhler bei Mary auszustechen und sich ganz und gar ihrem Dienste allein zu weihen. — Seine Absicht gelang; er folgte der Lady mit deren Genehmigung nach Benares nach und zur Stunde übte er bereits eine Art Tyrannei über das schwachsinnige sinnliche Weib aus, so daß er es wagen durfte, einen wichtigen Schritt weiter zu gehen.

Eines schönen Morgens verbreitete sich in Calcutta blitzschnell die Nachricht, daß die Gemalin des reichen Lord Edward Dundonald bei Nacht und Nebel mit Major Richardson aus Calcutta durchgebrannt sei.

Der Earl und sein Neffe dehnten sich noch nach einer wild durchschwärmten Nacht in ihren weichen Betten, als die genannte

Neuigkeit, natürlich mit hundert pikanten Variationen und Ausschmückungen, wie man zu sagen pflegt, schon von allen Sperlingen auf den Dächern gepfiffen wurde. Dem Kammerdiener Simson fiel die nicht sehr angenehme Aufgabe zu, die beiden „Herrlichkeiten" gegen Mittags davon mündlich zu verständigen. Natürlich erstattete der Bursche zuerst dem Earl seine Meldung, der darüber in maßlose Wuth gerieth. Er errieth Richardson's Absicht, sich in den Besitz von Mary's Vermögen zu setzen und täuschte sich dabei wirklich nicht, wie es sich nur zu bald herausstellte. — Sir Edward hingegen nahm die Kunde ziemlich gleichgiltig auf, ja, wenn wir ein Lächeln, das seinen Mund umspielte, als er phlegmatisch Simson's Bericht anhörte, richtig auslegen, empfand er bei dem Gedanken, seiner Frau selbst auf diese Weise los und ledig zu sein, durchaus kein Mißbehagen.

Anders dachte aber der Earl, welcher alsbald bei seinem Neffen mit zornglühendem Antlitze eintrat. — Er begann mit einer donnernden Philippika über die Schmach und Schande, welche dem Namen der Dundonald's durch Major Richardson zugefügt worden sei und schloß mit der ganz bestimmt lautenden Erklärung, daß die besudelte Ehre des gekränkten Ehemannes nur mit Blut abgewaschen werden könne.

Sir Edward hörte seinem Oheim ruhig und aufmerksam zu, dann erwiederte er:

„Ich dächte wohl, wir sollten vor Allem positivere Nachrichten abwarten. Streng genommen, ist uns nur ein vages Gerücht, ein Stadtklatsch bekannt geworden. Ich will sogleich durch Simson nähere Erkundigungen einziehen lassen, u. z. vor Allem zu Mary's Sachwalter hier senden. Ist es wirklich wahr, daß meine Frau in der Absicht Calcutta verließ, unser Verhältniß bleibend zu lösen, so wird sie wohl in erster Linie ihrem Advokaten bestimmte Aufträge ertheilt haben. Zudem meldet das Gerücht gar nicht, wann, auf welche Weise und wohin die Flucht stattgefunden haben soll."

Dem Earl leuchtete die Richtigkeit dieses Einwurfes ein und, ruhiger geworden, billigte er vollständig Edward's Absicht, genaue Erkundigungen einzuholen. — Die Entsendung Simson's wurde jedoch durch einen Boten, welcher ein Schreiben von Lady Dundonald überbrachte, überflüßig gemacht.

Der Brief lautete:

„Mein lieber Gemal!

„Auf den dringenden Rath meines Arztes bin ich gesonnen, eine längere Seereise anzutreten. Australien wird mein nächstes Ziel sein. Nachdem ich weiß, daß Du, mein lieber Mann, derzeit in Calcutta mit allzu vielen und wichtigen Geschäften überhäuft bist, anderseits aber Deine zärtliche Sorgfalt für mich Dir es nicht gestattet haben würde, mich allein meine weiten Wanderfahrten bestehen zu lassen, habe ich, um die angedeutete Collision Deiner Pflichten mit Deiner Liebe zu mir zu vermeiden, den Entschluß gefaßt, Dir meine Abreise als ein fait accompli zu melden, dessen nachträgliche Genehmigung ich hiermit, wie es mir als Frau geziemt, von Dir erbitte. Um übrigens alle Besorgnisse, deren ich mich von Deiner Liebe für mein Wohlergehen versehe, gebührend zu beschwichtigen, bin ich glücklicher Weise in der Lage, Dich mit der Nachricht erfreuen zu können, daß unser bewährter Freund, Major Richardson, welcher zu Sidney ohnehin Verwandte zu besuchen hat, sich freundlichst erbot, bis dahin mein schützender Begleiter zu sein. — Ich nahm dieses Anerbieten natürlich mit Dank an, u. z. mehr zu Deiner als meiner Beruhigung. — Dir und unserem geliebten Carl das beste Wohlergehen wünschend, verbleibe ich, in der Hoffnung, uns binnen Jahresfrist wieder zu sehen, Deine Dich hochschätzende Gattin

Mary Dundonald,
geborne Parker.

Calcutta, am Bord der Yacht
„Robinson", den 16. Februar 1848."

„Nun, was sagen Sie zu diesem Brief?" rief Sir Edward achselzuckend.

„Vor Allem müssen wir Sorge tragen, daß recht viele Leute unserer Bekanntschaft in dieses Schreiben Einsicht nehmen," entgegnete Sir Baldwin trocken, „es widerlegt wenigstens halb und halb den, wie es scheint, sehr emsig colportirten Scandal, daß Deine Frau Dir durchgegangen sei. — Wenn Du meinen Rath annehmen willst, verlassen wir alsbald Calcutta und stellen den Entflohenen nach. Potz Wetter! Zwei Millionen Pfund läßt man nicht thörichter Weise im Stiche. Uebrigens ist der Brief Mary's für uns von großem Werthe. Er beweist, daß sie nur aus Caprize, nicht aber aus gerechtfertigtem Grunde auf Ehescheidung dringen könnte, was sie

auch gar nicht im Sinne zu haben scheint; diese dumme Person ist sehr ehrgeizig und wird nicht so leicht einen glänzenden Namen, gleich den der Dundonald, ablegen. Indeß könnte jener verfluchte Richardson sie am Ende denn doch dazu beschwatzen, wenn wir dem galanten Intriguant völlig freies Spiel lassen."

„Meinetwegen stechen wir morgen in die See!" erwiederte Sir Edward blasirten Tones.

„So eilig geht es nicht!" bemerkte der Earl kopfschüttelnd, „wir werden hoffentlich nicht so bald, oder vielleicht gar nie mehr nach Calcutta zurückkehren. Es müssen hier noch viele wichtige Angelegenheiten geschlichtet werden, und namentlich handelt es sich wegen der jungen Herrlichkeit, dem Wickelkinde, einen entscheidenden Entschluß in Ausführung zu bringen."

„Bei Gott," knirschte der junge Lord mit den Zähnen, „auf diesen Bastard hätte ich beinahe vergessen."

„Diese kleine Kröte!" fuhr der Earl ruhig fort, „mag Dich am wenigsten anfechten. Es sind bereits alle Anstalten getroffen, um dieses Aergerniß für immer zu beseitigen."

„Sie wollen doch nicht das Kind tödten lassen?" sprach Sir Edward und trat ganz entsetzt einen Schritt zurück.

„Nicht tödten, aber verschwinden lassen!" entgegnete Sir Baldwin gleichgiltigen Tones, „ich gebe Dir mein Wort, daß es dem abscheulichen Wechselbalge nicht an's Leben gehen soll. Damit möge sich Dein seit der Affaire von Stephenson-House allzu empfindliches Gewissen völlig beruhigen."

„Wenn aber Mary das Kind mit sich genommen hätte?"

„Unmöglich; erst gestern lief von der Bonne, Miß Betty, ein Brief ein, womit sie bat, von Calcutta einen zweiten Arzt zu entsenden, weil der kleine Bengel erkrankt sei, leider muß ich beifügen, nicht sehr bedenklich. Immerhin wäre aber der Knabe nicht transportfähig gewesen."

„Nun gut, lieber Oheim, Sie sorgen für alle inneren Angelegenheiten und ich für die äußeren. Ich werde nach dem Hafen mich begeben und eine vollkommen seetüchtige und comfortable Yacht aussuchen, die wir miethen, oder vielleicht noch besser, sogleich kaufen. Der Gedanke, mich wieder einmal auf den Wogen zu schaukeln, erfüllt mein Herz mit Freude und rüttelt mich auf aus dem Schlaraffenleben, welches ich seit Monaten führe. Beinahe fühle ich mich

Mary zu Dank verpflichtet, daß ihre Thorheiten den Impuls gaben, uns aus dieser Geist und Seele tödtenden Lethargie aufzuwecken."

Mit diesen Worten verließ Sir Edward das Palais, um ohne Verzug im Hafen Rundschau zu halten.

„Dummkopf!" höhnte der Earl, als sich hinter dem jungen Lord die Thüre geschlossen hatte. „Dein Verhängniß naht mit Riesenschritten. Merkwürdig! Gerade nach Australien mußte das buhlerische Weib sich begeben, gerade dorthin, wo ich Edward's Verderben, durch dritte Hand in Scene zu setzen, schon seit zwei Monaten vergebens den geeigneten Vorwand suche. Es wäre schier unmöglich gewesen, Edward zur Reise nach Sidney zu bewegen, fehlte doch jeder vernünftige Anlaß dazu. Der Vorsicht wegen will ich aber doch nochmals nachsehen, ob meine Combinationen wirklich zutreffen werden."

Der Earl versenkte sich in die Betrachtung einer großen, an der Wand hängenden Seekarte; dann zog er aus seiner Brieftasche ein leeres Blatt Papier und einen Brief.

Letzteren las er aufmerksam und wiederholt durch. Er trug den Poststempel Hamburg und war vor circa sechs Wochen geschrieben worden. Der Earl stellte dann auf Grundlage mehrerer in diesem Briefe enthaltener Daten als alter Seemann, der er war, mehrere Berechnungen an, deren Resultate ihn ganz zu befriedigen schienen.

„Es wird klappen," sprach er mit dem Kopfe nickend zu sich, „innerhalb zweier Monate treffen wir, ich wette darauf 1000 Pfund, das Hamburger Schiff in einem der australischen Häfen und das Weitere wird sich dann von selbst geben; ha, ha, ha!" —

Das Lachen des Earl klang höchst unheimlich und konnte für Sir Edward, dem es galt, wahrlich nichts Gutes bedeuten.

Die größte Hitze des Tages war jetzt vorüber und Sir Baldwin beschloß, am Ufer nachzusehen, ob es seinem Neffen etwa bereits gelungen sei, in dem dichten Walde von Masten ein taugliches Schiff zu finden.

Ein Diener, welcher Sir Edward auf dem Gange nach dem Strome begleitet hatte, kam dem Earl auf halbem Wege bereits entgegen. Es war ihm der Auftrag geworden, Sir Baldwin nach dem Ufer zu bitten, um den Kauf eines netten amerikanischen Klip-

pers ohne Verzug definitiv abzuschließen. Sir Edward, obwohl selbst ein tüchtiger Nautiker und von der Vortrefflichkeit und Preiswürdigkeit des in Rede stehenden Schiffes überzeugt, wollte dennoch seines Oheims gewiegte Erfahrung dabei zu Rathe ziehen, sei es auch nur aus Courtoisie und aus alter Gewohnheit, nichts auch nur halbwegs Wichtiges je ohne die Zustimmung des Earl zu thun.

Sir Baldwin lobte seinen Neffen für die getroffene Wahl und ohne langes Feilschen ward das Geschäft abgeschlossen.

Noch an demselben Abende geschah die Umschreibung des Besitzes auf dem Hafenamte zu Calcutta. Der Klipper „Boston“ vertauschte das Sternenbanner mit der rothen, oben links im kleinen Felde blau gekreuzten Handelsflagge Großbritannien's, die Bemannung wurde zu zwei Drittheilen durch englische Matrosen ergänzt, wie es das Gesetz vorschrieb, und sogleich auch das Erforderliche eingeleitet, um das schmucke Schiff, welches bereits seine Ladung gelichtet hatte, binnen drei Tagen segelfertig zu machen.

Zimmerleute, Tapezierer und Tischler arbeiteten Tag und Nacht, um die meisten Räume, welche bisher auf dem „Boston“ zur Bergung der Fracht gedient hatten, in comfortable Cajüten umzuwandeln; unter anderen Gegenständen des Luxus wurden auch ein Piano und ein Billard an Bord gebracht; eine ausgewählte Bibliothek, welche der gebildete und reiche Engländer auf längeren Reisen ebenso ungerne missen würde, als die frische Wäsche, ward von des Earl Sekretär in der großen Cajüte aufgestellt. — Anderseits sorgte der Leibkoch für die entsprechende Füllung der ihm für den Proviant angewiesenen Räume. Auch der Herstellung einer Badekammer, deren der echte Gentlemann auf einer längeren Seereise nicht entbehren kann, vergaß man nicht.

Freilich kostete Alles dieses ein schönes Stück Geld, u. z. beinahe so viel, als das Schiff selbst, welches mit 40.000 blanken Dollars ausbezahlt worden war. Bei dem enormen Reichthume, welcher unseren beiden Reisenden zur Verfügung stand, kam aber der Geldpunkt durchaus nicht in Frage. In zwei bis drei Monaten waren im Vergleiche zu der standesgemäßen Verschwendung, der Sir Edward in Calcutta huldigen mußte, jedenfalls noch bedeutende Ersparnisse durch die beabsichtigte Reise erzielt.

Wohlgemuthet ließ Sir Edward am vierten Tage nach dem Ankaufe des „Boston“ dessen Anker lichten. Die Erwartungen von

der Seetüchtigkeit und Schnelligkeit des Klippers wurden durch dessen wirkliche Leistungen, als man in den Golf von Bengalien mit vollen Segeln hinsteuerte, noch weit übertroffen, und der Earl legte nicht ohne Aerger seinem Neffen unter vier Augen das Geständniß ab, daß die verfluchten Yankee's im Schiffbau und in manchen anderen Dingen beinahe ebenso Vorzügliches zu leisten im Stande wären, als die Engländer.

Sir Edward, mehr Kosmopolit als der Earl, welcher namentlich, was das Seewesen betraf, auf Englands Suprematie zur See im höchsten Grade eifersüchtig war, freute sich blos, ein so wackeres Schiff sein eigenes zu nennen und an dessen Bord die Rolle des Oberbefehlshabers zu spielen, da er in der Kriegsmarine Ihrer Majestät der Königin Victoria nur die bescheidene Stellung eines Seconde-Lieutenants bekleidete.

Die Nikobaren zur Rechten lassend, hielt der Klipper „Boston" die kürzeste Richtung ab, um Australien zu erreichen. — Das Schiff war so reichlich mit allen Bedürfnissen ausgestattet, daß es nöthigenfalls bis Süd-Amerika hätte segeln können, ohne Mangel zu leiden. Indessen beschloß der Earl, in Melville auf Australien, welches man binnen etwa drei Wochen erreichen konnte, einzulaufen, u. z. unter dem Vorwande, frisches Wasser einzunehmen. In Wahrheit wollte er aber über gewisse Daten, welche der oberwähnte Brief aus Hamburg enthielt, nähere Auskünfte einholen, um darnach die Weiterreise im Sinne seiner geheimen Pläne einzurichten.

Getreu unserem Programme: Unterhaltung und Belehrung in unserem Werke stets gleichen Schritt halten zu lassen, wollen wir nun dem noch so wenig allgemein bekannten fünften Welttheile eine kurze, aber möglichst exacte Schilderung widmen.

Zwischen Amerika's westlichem Gestade und den östlichen Küsten des asiatischen Festlandes, des indischen Archipelagus und des australischen Continentes dehnt sich ein ungeheures Wasserbecken aus, mit einer Oberfläche von mehr als drei Millionen Geviertmeilen; dasselbe bedeckt also reichlich den dritten Theil unseres Erdballes. Diesen großen Ocean erblickte zuerst von allen Europäern der Spanier Vasco Nunez de Balbao im September des Jahres 1513 von einem Hügel der Landenge von Darien. Vor ihm lag der Raum, welchen die Seefahrer als Stilles Weltmeer oder als Südsee bezeichnen. Sechs Jahre später wurde von Magalhaens, dem ersten Erdum-

segler, diese Fläche in der Richtung nach Nordwesten bis zu den Philippinen beschifft, und eine neue Fahrbahn, eine bis dahin unbekannte Weltstraße, war gefunden.

Seitdem sind nahe an vierthalb Jahrhunderte verflossen. Aber bis auf unser Menschenalter herab hat diese herrliche Südsee gleichsam todt dagelegen. Die Aufmerksamkeit der seefahrenden Völker war vorzugsweise den atlantischen Regionen, der östlichen Seite Amerika's zugewandt; dort lag die Achse, um welche die Kolonial-Interessen sich einige Jahrhunderte gedreht haben, und Spanien bot Alles auf, um seine Nebenbuhler im Handel von den pacifischen Gestaden abzuhalten. Kühne Holländer wagten sich von den sundischen Inseln aus nach Südosten und entdeckten Küstenstriche von Neuholland; englische Freibeuter plünderten spanische Handelsstädte, die mexikanische Silber-Gallone fuhr alljährlich viermal, aber stets auf demselben Striche in ewigem Einerlei, von Acapulco nach Manilla auf Luzon und von dort zurück. Aber der Entdeckungsgeist war in den Spaniern erloschen, nachdem sie im Lande Montezuma's und im Reiche der Inka's Gold und Silber in reichlichster Fülle gefunden hatten.

Doch verbreiteten ihre Schiffer Sagen von einem großen, noch unbekannten Australlande, das unendlichen Ueberfluß an Perlen und edlen Metallen habe; dadurch reizten sie die Holländer auf Java zu kühnen Seefahrten an. Und dennoch blieb von Magalhaens bis auf Cook die Oberfläche der Südsee zum großen Theile noch für die Weltkunde mit dichter Nacht bedeckt. Die Gestadeländer waren zwar so ziemlich bekannt; aber die meisten Inseln und Eilandfluren, mit welchen die Südseite gleichsam übersäet ist, sind erst seit Cook aus langem Dunkel hervorgetreten, und für den großen Weltverkehr hat dieser Meeresraum seine rechte Bedeutung erst in unseren Tagen gewonnen. Er ist durch die oceanische Allgegenwart der germanischen Seefahrer, denen das atlantische Meer zu enge geworden war, aus seinem tiefen Schlafe erweckt, und damit ist die Weltgeschichte und die Entwicklung des Menschengeschlechtes in eine neue Phase getreten.

Während unseres Vierteljahrhunderts hat der große Weltverkehr eine völlige Umwandlung erlitten und neue Factoren, von denen man früher auch nicht eine Ahnung gehabt, haben einen in seinen weiteren Folgen noch unberechenbaren Einfluß gewonnen. Und dieser durchgreifende Umschwung ist so rasch gewesen, daß man nur mit Mühe

alle Verhältnisse, welche er hervorruft, in ihrem ganzen Zusammenhange übersieht und beherrscht. — Der Austausch von Gedanken und an Waaren ist nun erst recht eigentlich kosmopolitisch geworden; die Kultur- und Handelsbahnen umfassen heute die ganze Erde. In die geringe Spanne von nur anderthalbhundert Monaten drängen sich die wichtigsten Thatsachen, Erfindungen und Entdeckungen zusammen: die Anwendung der Dampfkraft auf die oceanischen Fahrten, die Benützung der elektrischen Telegraphen, für welche auch das Meer kein Hinderniß bildet, die Eröffnung China's und Japan's für den Verkehr, die neue Völkerwanderung über See auch von Osten nach Westen, nämlich von China nach Amerika, die wichtigsten technischen Erfindungen und Entdeckungen, die Verallgemeinerung der Eisenbahnen, die unglaubliche Vervollkommnung der großen und der kleinen Schußwaffen, die Auffindung der unerschöpflichen Goldgruben in zwei Regionen an der Südsee, und endlich der gewaltig gesteigerte Verbrauch von Kolonialwaaren, — das Alles fällt in die Tage, die wir selbst erlebt haben. Seit Anbeginn dieses Jahrhundertes hat der Seeverkehr sich mindestens versechsfacht!

Der Handel hat in unseren Tagen vermittelst der neuen Bahnen, die ihm eröffnet worden sind, einen größeren Umfang gewonnen als je zuvor; er ist jetzt erst eigentlich Weltverkehr. Jedes Gewerbe- und Handelsvolk nimmt daran Theil, indem es seine Waaren über den Ocean sendet. — Der Neuseeländer kleidet sich in Stoffe aus australischer Wolle, welche in Europa gesponnen und verwebt wurde und, nachdem sie den Weg um den Erdball gemacht, wieder in die Südsee zurückkam. Honolulu auf der Hawaii-Gruppe ist ein Stappelplatz für unsere deutschen Manufacturen geworden. Der Kannibale auf der Fidschi-Insel erfreut seine Kinder und sich an Nürnberger-Tand oder einer thüringischen Harmonika, und der Verbrauch europäischer Fabrikate ist in Australien schon längst viel bedeutender als in Indien. Ladungen von Eis, welches in den klaren Teichen von Massuchuchetts oder bei Neu-Archangel gebrochen wurde, finden willige Abnehmer in Sidney, Kanton, Batavia und Calcutta und werden vertauscht gegen Wolle und Gold, Thee und Rohseide, Kaffee und Indigo, Reis und Spießglanz.

Handel und Wandel auf der Südsee sind heute solidarisch mit dem Verkehr der übrigen Welt verknüpft. Wo früher ein einsamer Wallfischjäger oder eine malagische Prahu einlief, da wirbeln auch

nun bei unseren Gegenfüßlern Rauchsäulen aus den Feuerschiffen, und das einst öde Meer trägt Tausende von Fahrzeugen.

Ueberall in der Südsee hat das Dampfschiff seine Eroberungen gemacht; es fährt von Japan bis Chile, von San Francisco nach den Sandwichsinseln und China, von Panama nach Sidney, überall Häfen berührend, deren Wichtigkeit von Tag zu Tag wächst.

Die Natur hat im nördlichen wie im südlichen Theile des Stillen Weltmeeres viele paradiesische Halteplätze geschaffen: die Gruppe von Tahiti und jene von Hawaii, welche immer größere Bedeutung erlangen, gleich Australien, das gewissermaßen einen Abschluß der hinterindischen Eilandfluren bildet. Dazu kommt Neu-Seeland, dessen große Zukunft schon unser Georg Förster wahrschauete, als er mit Cook die Südsee befuhr. Er schrieb 1787:

„Für den alle Länder in sein Bereich ziehenden Handel, welcher räumlich getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein, als jene der schönen Inselgruppe in der Mitte zwischen Afrika, Indien und Amerika. Man denke sich Neu-Seeland als einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt.“

Zwei Jahre später erhielt das benachbarte Australien seine ersten Ansiedler und Neu-Seeland hat jetzt sein Parlament!

Der friedliche Verkehr, die freundschaftliche Berührung und Ausgleichung der Interessen im Gefolge, entwickelte sich auch in der Südsee aus kleinen Anfängen und schritt langsam fort, bis die Entdeckung der Goldfelder elektrisch wirkte. Nach jenen Entdeckern, welche nicht nach Handelsvortheilen oder edlen Metallen trachteten, sondern ein höheres Ziel verfolgten, indem sie noch unerforschte Räume zu erkunden und einen großen Theil des Erdballes gleichsam zu enthüllen strebten, nach ihnen, den Bahnbrechern, kamen der wagende Kaufmann, der unverzagte Wallfischfänger und der glaubenseifrige Sendbote.

Der Handelsmann legt vor den Bewohnern der Eilande Waaren aus, deren Zierlichkeit oder Verwendbarkeit im täglichen Leben die Aufmerksamkeit und den Wunsch nach Besitz bei den Wilden erregt; die Frauen nehmen Nadeln, Scheeren und bunte Stoffe, die Kinder Spielzeug zur Hand; die Männer sind begierig nach Axt, Messer und Säge, leider auch nach Waffen und scharfen Getränken, die man ihnen niemals hätte zuführen sollen.

Solch' ein Austausch, welchen Anfangs der Zufall hervorgerufen, nimmt bald eine regelmäßige Gestalt an. Indem er Bedürfnisse kennen lehrt und sie zugleich befriedigt, bindet er den Wilden an den Europäer. Oftmals muß ihn auch der Missionär als erstes Mittel benützen, um sich zu den Herzen jener Menschen, denen er eine neue milde Lehre bringt, die Bahn zu brechen.

Mit wunderbarer Schnelligkeit hat geprägtes Gold und Silber auf den vom braunen Menschenschlage bewohnten Südsee-Inseln als Werthmesser im Verkehr Eingang gefunden.

Der Schiffer ist ein unstäter Wanderer auf dem Ocean; sobald er sein Geschäft beendet hat, lichtet er die Anker und segelt weiter; doch der Sendbote bleibt; ihm war der Güteraustausch nur Nebenzweck. Er möchte den Heiden statt der Götzen einen Gott und einen Erlöser geben, statt der rohen Begierde nach dem Fleische des Nächsten die Liebe zum Nächsten. Nicht selten fällt er als ein Opfer seines eifrigen Strebens, und Priester und Häuptlinge weiden sich beim Festmahl an seinem Herzen und seiner Leber. Aber bald tritt ein anderer unerschrockener Mann, welchen der grauenvolle Tod seines Vorgängers nicht einschüchtert, in die Lücke. Lediglich mit seinem Glauben bewaffnet, geht er den bluttriefenden Kannibalen muthig entgegen und erringt am Ende wohl auch einigen Erfolg.

Und welch' ein Feld gesegneter Wirksamkeit liegt vor dem Missionär in jenem weiten Ocean! Die Häuptlinge auf den Fidschi-Inseln lieben es, oftmals neue Häuser für sich bauen zu lassen. Die Arbeit wird von Sclaven verrichtet, welche allemal nach beendetem Werk lebendig begraben werden. Das Schicksal ganzer Menschenclassen ist von Geburt an in gräßlicher Weise unverbrüchlich besiegelt. Klein oder erwachsen, sind sie nur vorhanden, um bei öffentlichen Festlichkeiten geröstet und verzehrt zu werden. Durch keinerlei Schranke wird die Willkür der Priester und Häuptlinge eingeengt. Einst hatten Bewohner eines Dorfes dem Häuptlinge Fleisch vorgesetzt, das ihm nicht mundete. Zur Strafe mußten sie Alle Bimssteine verschlingen, und sie thaten es, ohne zu murren. Ein Missionär war Augenzeuge und konnte doch die Barbarei nicht abwehren. — Alle bejahrten Leuten auf den Fischi-Inseln werden, ohne Unterschied des Geschlechtes, lebendig begraben; nur der ersten Frau des Königs bleibt nach dem Ableben ihres Gemals das Vorrecht, sich von ebenbürtiger Hand erwürgen zu lassen.

An allen diesen entsetzlichen Gebräuchen hängen insbesonders die Priester mit zähester Starrheit, und bis heute haben sie sich durchaus ablehnend gegen alle Missionäre verhalten, während die Häuptlinge zumeist einige Geneigtheit zeigen, sich vom Kannibalismus abzuwenden.

So sagte einer dieser Häuptlinge zu einem Missionär: „Meinetwegen; die Menschen mögen am Leben bleiben, wenn Ihr uns Ochsen schafft.“ Und in der That haben sich nicht gute Lehren, sondern die Einführung der Zuchtstiere und Kühe als das wirksamste Mittel erwiesen, um der Menschenfresserei Einhalt zu thun.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in manchen Beziehungen der weiße Mensch sehr wohlthätig auf den Südsee-Inseln gewirkt hat. Aber die Schattenseite fehlt nicht. Entlaufene Matrosen haben auf manchen Eilanden Laster und Krankheiten der schlimmsten Art eingebürgert, die Häuptlinge zu Kriegen aufgestachelt und der Barbarei nur noch Vorschub geleistet. Rohe Schiffsführer erlauben sich noch Gewaltthätigkeiten gegen die Eingebornen und entsittlichen sie völlig durch Branntwein.

Die Missionäre machen zwar den Menschenopfern, der Menschenfresserei und dem Götzendienste ein Ende; aber auf den meisten Südsee-Inseln hat sich in Folge eines allerdings wohlgemeinten Zwanges eine Heuchelei in's Leben eingeschlichen, welche sich mit der wahren Sittlichkeit nicht verträgt. Dazu kommt, daß die Sendboten der verschiedenen Bekenntnisse ihren leidigen und unfruchtbaren Glaubenszwiespalt auch in die Südsee übertragen haben, und durch gegenseitige Befehdung die Gemüther der kaum dem Heidenthume Entrissenen in schwerer Weise beirren. Nicht selten haben braune Katholiken und braune Protestanten derselben Insel einander mit den Waffen befehdet um des Glaubens willen. Die Schuld liegt, wie fast immer bei dergleichen Fällen, auf beiden Seiten, aber die christliche Liebe hat dabei niemals gewonnen.

Noch ein anderer Moment tritt in den Vordergrund. Die Berührung mit den Europäern wird für alle Eingebornen Australiens und Polynesiens geradezu verhängnißvoll. Sie sind Alle, mehr oder weniger, bei sehr verschiedener Anlage, Art und Begabung, im Vergleich zur weißen Race, ein passiver Menschenschlag. Der Weiße tritt überall als Gebieter auf, wohin er kommt, und aus hundert Gründen und Ursachen fällt ihm die Herrschaft von selbst zu. Der dunkel-

farbige Mensch mag Anfangs noch so heftigen Widerstand leisten, am Ende fügt er sich doch und gehorcht dem höher civilisirten Menschen, der dann seine ethische und geschichtliche Ueberlegenheit geltend macht, im Guten wie in Schlimmen.

Erst die Zukunft kann lehren, ob dieser Anflug von Civilisation dauernde und nachhaltige Ereignisse bringt. Ueberall taucht in der Südsee, selbst auf den Sandwichs-Inseln, die Hinneigung zum alten Heidenthume wieder auf. Auf Neu-Seeland erfolgen alljährlich Rückschläge in die frühere Barbarei, und das alte, wilde Wesen tritt gerade am schärfsten bei solchen Häuptlingen hervor, die man für die eifrigsten Bekehrten gehalten, und deren Christenthum und kirchlichen Eifer man als so erbaulich und der Nachahmung würdig laut gepriesen hatte.

Ein Arzt, der seit sechs Jahren in der Colonie Neu-Plymouth lebte, entwirft von den Maoris kein so günstiges Bild, wie die Missionäre; er sagt, im Jahre 1858: „Sie verachten uns und unsere Gesetze. Mit ihrer ganzen vielgerühmten Civilisation ist es Nichts; was man davon sagte, ist eitel Wind und Aufschneiderei. Sie nehmen unsere Kleidung, unseren Pflug und manches Andere an, weil sie Vortheil davon haben, aber Wilde sind und bleiben sie trotzdem, und die Barbarei steckt ihnen im Blute. Unsere Missionäre haben nun seit einem Vierteljahrhundert unter ihnen gearbeitet und viel von ihren Erfolgen gerühmt; sie müssen aber jetzt mit Betrübniß eingestehen, daß die vermeinlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind, als zu jener Zeit, da sie noch Heiden waren."

Diese Worte fanden ihre leidige Bestätigung in dem wenige Jahre darauf ausgebrochenen Aufstande der Maoris, dessen Dämpfung den Engländern nicht geringe Opfer an Geld und Menschen kostete, und wobei die Bestialität dieser anscheinend bekehrten Wilden auf die empörendste Weise ihre blutigen Orgien feierte.

In der Südsee wirkt die Berührung mit den weißen und dunklengefärbten Menschen nicht minder zersetzend und auflösend, wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerika's. In Australien verschwindet der Eingeborene, wie der Tasmaniens bereits ausgestorben ist; auch auf Neu-Seeland, das kaum noch 40.000 Maoris zählt, nimmt die Volkszahl rasch ab; auf den Hawaii-Inseln ist sie seit Cook's Tagen auf ein Fünftel herabgeschwunden,

auf Tahiti zeigt sich Aehnliches und auf allen übrigen Inseln der Südsee läßt die gleiche Erscheinung sich beobachten. — Die Polynesier sind rettungslos dem Untergange geweiht; durch die Berührung mit den Europäern und Nordamerikanern wurden sie aus dem Gleichgewichte geworfen; das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Dabei decimiren Blattern und Branntwein fortwährend ihre Reihen und vermindern zugleich ihre frühere urwüchsige Fortpflanzungsfähigkeit.

Die Zukunft der Südsee gehört also ausschließlich dem weißen Menschen und seinem allumfassenden Verkehre. Er beherrscht ihr östliches Gestade von der Behringsstraße bis zum Feuerlande; er hat alle wichtigen Inseln, Häfen und Rheden, welche über diesen weiten Ocean zerstreut sind, zur Stunde staatlich oder kaufmännisch mittelbar oder unmittelbar von sich abhängig gemacht.

Höchst interessant und lehrreich ist auch die Geschichte der Entdeckung und allmäligen Colonisirung Australiens.

Nach den Berichten der ersten Seefahrer, welche die australischen Küsten entdeckten und erforschten — es waren bekanntlich das holländische Schiff Duyfhen im Jahre 1605, es waren der Spanier Louis Vaez de Torres, welcher durch seine zweimonatliche Fahrt der gefahrvollen Straße zwischen Neu-Guinea und Australien den Namen gaben, es war vor Allem der Holländer Abel Janszoon Tasman, der im Jahre 1644 zum erstenmal die Südseite Australiens umschiffte — nach den Berichten dieser und anderer holländischer und englischer Seefahrer hatte man lange die ungünstigsten Vorstellungen über die Beschaffenheit des Continents, bis ein ebenso unbefangener als gründlicher Mann kam, der sich an das frühere oberflächliche Geschwätz nicht kehrte. Das war James Cook. Auf seine Aussprüche hin fing man in England an, wenigstens schon die Frage aufzuwerfen, ob das Land für europäische Colonisten geeignet sei oder nicht, und die bisher herrschenden Ansichten über die Naturbeschaffenheit des Continents änderten sich mindestens dahin, daß man ihn für gut genug befand, den Auswurf der Gesellschaft aufzunehmen. Seine guten Bürger mochte ihm England nicht anver-

trauen, und um es doch nicht ganz nutzlos zu lassen, schickte es seine Verbrecher dahin.

England brauchte damals gerade eine solche Straf-Colonie, denn Amerika, wohin es vorher seine oft wegen des geringfügigsten Vergehens verurtheilten Landeskinder im eigentlichen Sinne verkauft hatte, war ihm durch den Befreiungskrieg entzogen.

Es war im Jänner des Jahres 1788, als die erste Schiffsladung mit Verbrechern in der Botany-Bai landete. Australien begann, eine seltsame Erscheinung, die nur in Rom's Gründung ein ebenbürtiges Seitenstück findet, seine Rolle in der Culturgeschichte — als Zuchthaus. Und was ist im Laufe von achtzig Jahren aus Australien geworden! Ein wunderbar sich entwickelndes Land, eines der blühendsten, reichsten und werthvollsten europäischen Colonialreiche, die es je gegeben hat! —

Die Geschichte der englischen Straf-Colonien ist bekannt. Es ist eine entsetzliche Geschichte! Zügellose Rohheit auf der einen, gesetzliche Willkür, gedankenlose Rücksichtslosigkeit auf der anderen Seite! — Hunderte und Tausende von Sträflingen verhungerten, weil man ihr Leben von der glücklichen Ankunft einzelner Proviantschiffe abhängig gemacht hatte. Andere Hunderte fielen durch Mord oder kamen in der Wildniß von der Hand Eingeborener um. Die Colonie ward ein Pfuhl von Gräueln. Räuber durchzogen das Land, Krankheit, Hungersnoth, Trunksucht und Verbrechen, noch mehr die Mißhandlungen der Aufseher und der Strang lichteten die Reihen der Sträflinge entsetzlich. Da kam man auf den Gedanken, mit der Strafanstalt auch eine freie Colonisation zu verbinden.

Der erste freie Ansiedler in Australien war ein Deutscher, Namens Philipp Schaeffer. Man schenkte ihm 140 Acres; aber er vertrank das Land; man schenkte ihm neue 50 Acres; er verkaufte auch diese für einige Gallonen Rum an die Regierung. Dreißig Jahre später wäre dieses Land Millionen werth gewesen. Der erste deutsche Ansiedler starb im Armenhause. Aber neue Ansiedler folgten, und ein Aufstand der Offiziere in Verbindung mit diesen freien Colonisten gab endlich im Jahre 1809 den Anstoß zu einer dauernden Umwandlung des englischen Strafgefängnisses Neu-Südwales in eine wahre Colonie.

Trotz mancher Mißgriffe der Colonial-Regierung, die noch mehr als einmal den ganzen Staat an den Rand des Abgrundes brachte,

erblühte er wunderbar schnell; das Geheimniß seiner Kraft lag in der Schafzucht und Wollproduction. — Ein ehemaliger Offizier, John Mac Arthur, hatte sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt, und die Entdeckung der reichen Weideländereien jenseits der Gebirge von Neu-Südwales gab ihr einen unerwarteten Aufschwung. Schon im Jahre 1840 sah sich die englische Regierung genöthigt, die Deportation nach Neu-Südwales aufzugeben, und als man im Jahre 1849 wieder den Versuch machte, sie einzuführen, scheiterte er an dem energischen Widerstande der bereits zu kräftigem Selbstgefühl erwachsenen Colonie, die zum Theil mit Gewalt die Landung der Sträflingsschiffe verhinderte.

Während so an der Ostküste im Kampfe mit der Ungunst der Natur-Verhältnisse und der Verblendung des Mutterlandes ein mächtiger Colonialstaat entstand, rangen sich auch an anderen Punkten der australischen Küsten Colonien aus der Wildniß empor. — Vornehme englische Herren besiedelten im Jahre 1832 auf Grund eines sorgfältig mit großer theoretischer Kunst ausgearbeiteten Planes die Südküste an der Mündung des schönsten und wasserreichsten der australischen Flüsse, des Murray. Die Hauptstadt Adelaide wurde erbaut, zunächst freilich mehr auf dem Papiere. Aber diese Colonie begann erst zu blühen, nachdem die hohen Herren Bankerott gemacht und tüchtige Arbeiter und Schafzüchter ihre Stelle eingenommen hatten. Die zufällige Entdeckung reicher Blei- und Kupferminen in den Jahren 1841 und 1843 hat aber eigentlich erst den Bestand der Colonie gesichert.

Der reichste und bedeutendste unter allen Colonialstaaten Englands, nicht allein in Australien, sondern überhaupt, ist Victoria, ohne, ja gegen den Willen der englischen Regierung gegründet, an der Südostküste, Tasmania gegenüber, an der Bucht von Port Philipp.

Als nämlich Vandiemensland für die jährlich zuwachsenden Herden zu klein zu werden anfing, brach im Jahre 1835, angezogen durch Gerüchte von dem Weidenreichthum der jenseitigen Küste, ein Schmied, Namens John Batman, an der Spitze einer zahlreichen Colonisten-Gesellschaft auf, um das neue Land in Besitz zu nehmen und erkaufte von den Eingeborenen einen Landstrich von 600.000 Acres. Gleichzeitig setzte sich aber auch eine zweite Gesellschaft unter der Führung eines gewissen Fawkner an der Port Philipp's-

Bai fest, da, wo ein kleiner, aber wasserreicher Fluß, die Jarra, durch eine vorspringende Felsenbarre zu einem natürlichen Becken sich ausbreitet. — Im Süden lag eine dicht bewaldete Fläche, im Norden zogen sich sanftschwellende, grasreiche Hügel mit offener Gummibaumholzung hin, die damals noch von zahlreichen Schaaren von Känguruhs und Emus belebt war.

Jetzt liegt hier Melbourne mit seinen 120.000 Seelen, die Hauptstadt eines Landes, das jetzt fast eine Million Bewohner zählt und eine jährliche Ein- und Ausfuhr von je 200 Millionen Gulden hat.

Die beiden vorgenannten Gesellschaften waren miteinander in Streit gerathen, beide wandten sich mit ihren Ansprüchen an die britische Colonial-Regierung, die aber beide Parteien auf das Entschiedenste zurückwies und ihre Kaufverträge rundweg für ungiltig erklärte. — Die erwähnte Regierung wollte in ihrer bornirten Kurzsichtigkeit keine größere Ausdehnung der Colonie; man wollte in einer dem britischen Wesen sonst keineswegs eigenen Engherzigkeit durchaus alle Colonialkräfte in Neu-Südwales concentrirt wissen. Dennoch drangen immer neue Schaaren von Vandiemensland herüber, und vergebens schickte das Gouvernement Beamte ab, um das Verbot der Königin durchzusetzen.

Da kam im Jahre 1836 Sir Thomas Mitchell, der General-Feldvermesser von Neu-Südwales, in dieses Land, und seine glänzenden Berichte verschafften der jungen Colonie den Sieg. — Unbeirrt durch den wüstenartigen Charakter der dünnbewaldeten, sandigen und flachen Küstenstriche drang er in das Innere vor und erzählte nun seinen erstaunten Landsleuten von den herrlichen Gebirgszügen mit den weiten, grasreichen Ebenen, die er hier fand, von den wasserreichen Flüssen, die sich durch prächtige Urwälder schlängeln, von den humusreichen Feldern, die in der Cultur weite Strecken zu blühendem Wohlstande bieten, von dem Geist der Romantik, der über dem Ganzen sich ausbreitet und in den wohlthuendsten Contrasten von Berg und Thal, Wald und Wiese, Wasser und Licht seinen Ausdruck findet. Australia felix nannte er zukunftverheißend das Land, und wie er geahnt, so erhob es sich so schnell zu Blüte und Ansehen, daß es bereits 1850 von Neu-Südwales sich trennte und unter dem Namen Viktoria mit eigener Verfassung zur selbstständigen Colonie erhob.

Mehr aber noch als die Fruchtbarkeit des Bodens war es der

Goldreichthum, der die Bedeutung dieser Colonie begründete. Die Entdeckung dieses reichsten Goldquells der Erde erfolgte erst vor zwanzig Jahren. Schon im Jahre 1844 hatte der berühmte englische Geologe Sir Roderick Murchison aus einer Vergleichung der von ihm aus Neu-Südwales mitgebrachten Mineralien mit den von ihm selbst im Ural gesammelten den Schluß gezogen, daß ausgedehnte Goldfelder in Australien vorhanden sein müßten. Er hatte sogar am 5. November 1848 eine Eingabe an das Colonial-Ministerium gerichtet, worin er umständlich seine Gründe für das Vorkommen von Gold in Australien darlegte und auf die Nothwendigkeit von Vorkehrungen zu einem geordneten Betrieb hinwies. — Aber das aristokratische Ministerium würdigte diesen Rath der Wissenschaft nicht einmal einer Antwort, und in Australien selbst lachte man über die müßige Träumerei der Gelehrten, für die Keiner auch nur eine Hacke irgendwo einzusetzen sich bereit fand. Da kam das californische Goldfieber. — Ein gewisser Edward Hargreaves, der sich früher bei Bathurst in den blauen Bergen aufgehalten hatte, war nach Californien gezogen, und, vertraut mit den wissenschaftlichen Untersuchungen Murchison's, stellte er eine neue Vergleichung zwischen den Gesteinen der californischen Sierra Nevada und denen der ihm bekannten Berge an. Ein kurzer Ausflug in die Gegend von Bathurst, den er nach seiner Rückkehr nach Australien unternahm, genügte, um seine Erwartungen zu bestätigen. Er bot am 3. April 1851 seine Entdeckung für 500 Pfund Sterling der Regierung an, und diese ging diesmal darauf ein.

Es ist bekannt, welchen raschen Aufschwung die Ausbeutung dieses Goldlandes gewonnen. Schon im Jahre 1852 hatte der Goldgewinn den Werth von 180 Millionen Gulden erreicht, und gegenwärtig beträgt die jährliche Goldausfuhr aus Victoria durchschnittlich etwa 100 Millionen Gulden! — — —

Wind und Witterung erwiesen sich dem Klipper „Boston" überaus günstig. Am fünfundzwanzigsten Tage nach dem Auslaufen in Calcutta ging das seetüchtige Fahrzeug vor Sidney in Australien vor Anker. Zu Anfang 1848, wo der Earl of Dundonald und sein Neffe auf dieses von Mutter Natur so sehr begünstigte Land den Fuß setzten, war Sidney freilich noch nicht das große Emporium von Neu-Südwales, welches es heut zu Tage ist. Die Zahl der jährlich einlaufenden Schiffe beläuft sich gegenwärtig auf mehr als

tausend, während noch vor fünfzehn Jahren der Verkehr mit Europa blos durch ein Paar Dutzend Dreimaster unterhalten wurde.

Sidney erscheint, wenn man zur See anlangt, viel größer als es wirklich ist, weil die Stadt auf Hügeln liegt und ein amphitheatralisches Ansehen darbietet. — Sidney ist durch und durch Handelsstadt. Waarenhäuser nehmen überall die besten und schönsten Plätze sowohl im Hafen als auch in den größeren Straßen ein.

Sidney beginnt bereits eine Weltstellung einzunehmen. In Allem, was zur maritimen Größe gehört, ist diese Seestadt nahezu ohne ihres Gleichen. Langsam, in aller Stille, aber sicher, hat sie die stolze Stellung eines See-Arsenals errungen; nicht nur für die königliche und die Handelsmarine Großbritanniens, sondern auch für die jedes Landes und jeder Colonie, die mit der Südsee in merkantile Verbindung treten.

Zudem bietet der Hafen von Sidney nicht blos einen schönen Anblick; er ist auch von unvergleichlicher Vortrefflichkeit wegen seiner Bequemlichkeit, seiner Sicherheit und seiner See-Erleichterungen fast jeder Art.

Unsere Reisenden ließen sich vom Hafen nach dem ruhigeren Stadttheile Sidney's bringen, welcher den sonderbaren Namen Wuluwulu führt, in welchem die Gebäude meist villenartig gebaut und weit auseinanderliegend, von schönen Gärten umgeben sind. In dieser Vorstadt befindet sich auch ein großes, vortrefflich eingerichtetes Seebad.

Sir Edward fand an Sidney wenig Geschmack, und als ihm der Earl schon am zweiten Tage nach der Ankunft den Vorschlag machte, wieder aufzubrechen, stimmte er vom Herzen gerne zu.

Sir Baldwin wollte in Erfahrung gebracht haben, daß die Yacht, mit Lady Dundonald und Major Richardson an Bord, schon vor acht Tagen Sidney verlassen habe und die Papiere des Schiffes zur Fahrt nach Neu-Caledonien vidirt worden seien.

Damit sagte jedoch der Earl eine vorbedachte Lüge. Die in Rede stehende Yacht hatte allerdings vor kaum einer Woche in Sidney frische Mundvorräthe und Wasser eingenommen, war jedoch nicht nach Neu-Caledonien, sondern nach dem wohl fünfmal weiter entfernten Tahiti, diesem Paradiese der Südsee, abgesegelt.

Sir Edward, der in seines Oheims Worte nie einen Zweifel setzte und sich mehr denn je seiner Führung willenlos überließ, glaubte unbedingt, was ihm der Earl und der getreue Simson betreff der gedachten Yacht mittheilten. Das Einzige, was ihm nicht einging, war, daß sein Oheim so großen Werth darauf zu legen schien, die flüchtige Lady Dundonald und deren Verehrer einzuholen, während er doch herzlich froh war, des sittenlosen Weibes auf so bequeme Art entledigt worden zu sein. Indessen fügte er sich auch in dieser Beziehung unter des Earl Oberhoheit, überzeugt, das der alte Herr in seiner bewährten Weisheit und Fürsorge gewiß nur sein Bestes dabei im Auge habe.

Uebrigens freute sich Sir Edward, die merkwürdige Inselwelt der Südsee nun näher kennen zu lernen und verließ frohen Muthes Sidney, das er nach kaum achtundvierzigstündigem Aufenthalte bei seinen Anschauungen und Anforderungen als ein schauderhaft langweiliges Krämernest gründlich satt bekommen hatte.

Fünfzehntes Capitel.

Der Kampf im Wasser.

Während Sir Edward auf dem Verdecke des „Boston" die Manöver des Auslaufens aus dem Hafen von Sidney überwachte, begab sich der Earl in seine Cajüte hinab und öffnete eine dreifach wohl versperrte Lade, welche seine geheimen Papiere barg. — Er nahm neuerdings jenen Brief mit dem Poststempel Hamburg, dessen wir schon früher gedachten, zur Hand, und verglich mit demselben einen Zettel, auf welchem eine Reihe erst in Sidney gesammelter Daten verzeichnet stand.

„Vortrefflich!" nickte er endlich befriedigt, „dieses deutsche Handelsschiff hält ja seine Fristen ein, wie ein Uhrwerk. Muß ein ganz ausgezeichneter und tüchtiger Mann sein, dieser Trestow. Die Gebrüder Schottenheim können sich wahrhaftig gratuliren zu einem solchen Capitän. — Ueber sieben Monate ist die „Bertha" unterwegs und erlitt noch nicht die mindeste Havarie! Teufel — diese verdammten Deutschen verstehen es beinahe so gut wie wir Engländer, Schiffe zu bauen und zu lenken; ich fürchte sehr, daß, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, dem stolzen Albion eine schwere, schwere Prüfung durch Deutschlands sichtlichem Aufschwung bereitet werden wird. Doch — lassen wir für heute die höhere Politik der Zukunft; mich brennt die Gegenwart auf die Finger, und so günstig wie jetzt, wird mir das Glück nicht sobald wieder lächeln. Also in Neu-Caledonien gedenkt, wie ich hier bestimmt erfuhr, Capitän Trestow netto zwei Monate zu verbleiben, um nach einer langen, für seine Rheder überaus gewinnreichen Fahrt einige Reparaturen des wackeren

Dreimasters „Bertha“ zu bewerkstelligen, bevor er um das Cap herum die Heimreise antritt. — Wie ich auf dem Hafenamte zu Sidney ersah, befindet sich, wie ohnehin zu vermuthen stand, auch Robert Westenholz am Bord, für mich das Wichtigste. — Also in Belzbub's Namen, frisch d'rauf und d'ran mit vollen Segeln! Ehe vierzehn Tage vergehen, kann, wenn das Wetter uns günstig bleibt, betreff Edward's mein Plan zur vollen Reife gediehen sein. — Dann will ich das süße Taubenpaar auf Tahiti aufsuchen und auch an ihm meines Amtes walten!“ —

Mit diesen von einem wahrhaft satanischen Blicke begleiteten Worten verschloß der Earl wieder die erwähnten Papiere in sein Pult und begab sich auf das Verdeck. Der Wind blies aus Nordwest und trieb den „Boston“ pfeilschnell durch die leicht gekräuselten Wellen. — Ehe eine Stunde verging, schien Sidney im Meere unterzutauchen. Schon am folgenden Tage kamen dem „Boston“ die Lord Howe-Insel zur Rechten in Sicht und bald darauf auch die Insel Middleton zur Linken.

Sir Edward äußerte den lebhaften Wunsch, endlich zum erstenmale auf ein polynesisches Eiland den Fuß zu setzen. — Der Earl, der systematisch jedem Wunsche Edward's nachgab, wenn nicht seine geheimen Pläne dadurch wesentlich gefährdet wurden, beeilte sich, seine Zustimmung zu einem kurzen Aufenthalte auf Middleton zu geben, war er doch sicher, noch immer rechtzeitig auf Neu-Caledonien einzutreffen. — Diese Insel trägt bereits den der Natur Oceaniens ganz eigenthümlichen Charakter, und sowohl der Earl als auch Sir Edward, obwohl Beide ziemlich blasirt, was Naturschönheiten anbelangte, weilten dennoch mit Interesse auf dem kleinen aber reizenden Eilande.

Es gibt in der That wohl wenige Gegenden auf der Erde, welche ein so vortheilhaftes Clima wie die Südsee-Inseln haben. Da sie innerhalb der Wendekreise liegen, so ist das Clima zwar warm, aber nicht drückend; denn das hier vorherrschende Meer bewirkt die Abkühlung. Die mittlere Wärme beträgt 19—20 Grad Reaumur. Der höchste Wärmegrad wurde mit 25 und der niedrigste mit 12 Grad über Null beobachtet.

Es findet also hier nicht nur ein ewiger, sondern auch ein beständig kühler und angenehmer Sommer statt. Die unerträgliche

Hitze, unter welcher Afrika's Wüstengürtel, Peru's und Chili's Küstenstrecken leiden, ist hier unbekannt.

An Feuchtigkeit und Regen fehlt es im Allgemeinen nicht; der Sommer ist die Regenzeit. — Zur Beständigkeit des Clima's der Südsee-Inseln trägt am meisten ihre Lage innerhalb des Gürtels der Passatwinde, welche stets aus Osten wehen, bei.

Dieses Clima ist ebenso angenehm als gesund. Auf den Südsee-Inseln weiß man nichts von den tödtenden Krankheiten Java's, Guinea's, nichts von Westindien's climatischen Fiebern. Man lebt in der frischen Seeluft wie auf einem Schiffe, aber ohne die eingeschlossene Luft des Schiffsraumes, ohne die übrigen Unannehmlichkeiten, wie Mangel an Bewegung, Mangel an frischem Gemüse und Wasser, welche eine Seereise begleiten.

Unter den den Südsee-Inseln eigenthümlichen Pflanzengattungen müssen wir vor Allem die Cocospalme nennen. Bald vereinzelt, bald in Gruppen stehen ihre schlanken, vierzig bis fünfzig Fuß hohen Säulen mit den reizenden grünen Blätterkronen in einfach erhabener königlicher Majestät da, reichen Segen um sich her verbreitend. Der Stamm, der bisweilen hundert Fuß hoch wird, und einen bis zwei Fuß im Durchmesser hat, schwimmt als stolzer Mast auf dem Meere oder dient zu Tragbalken und Latten für die Wohnungen des Menschen. Aus den hohen Palmstämmen fertigt man Wasserrinnen; aus den Wurzeln flicht man Wannen und Tragkörbe; das Netzgewebe an jeder Blattwurzel wird zu Kinderwiegen und Packleinwand verbraucht. Die Fasern der äußeren Rinde und der äußeren Nußschale geben Stricke und Tauwerk. Der süße und schmackhafte Blattkopf der Cocospalme gibt den zarten Palmkohl, eine Delicatesse für jede Tafel. Die eigentliche Krone besteht aus einem Dutzend mächtiger Blätter. Jedes einzelne Blatt, zwei bis drei Fuß breit, zwölf bis vierzehn Fuß lang, gleicht einer großen Feder und macht man daraus Fächer, Hüte, Sonnenschirme, Dachdecken, Siebe, Körbchen, Flechtwerk und Papier, auf welchem man mit einem Griffel aus Bambus schreibt; man dreht ferner daraus Fackeln zum Leuchten, verbrennt sie zur Bereitung von Asche und trefflicher Seife. Die durchscheinenden jungen Blätter lassen sich statt Laternenglas verwenden und die starken Blattrippen dienen zu Fischreusen, Stöcken und Besen. Die Aeste stellt man bei Hochzeiten und anderen feierlichen Gelegenheiten zur Zierde und als Zeichen der Freundschaft und der Freude

vor die Thüre, und wenn man Vornehmen ein Geschenk bringt, so sind immer Zweige der Cocospalme dabei als Zeichen des Friedens und der Ehrerbietung. — Aus der Mitte des Blattkreises kommen drei bis vier Spannen lange Scheiden wie um die Kolben des türkischen Weizens; diese platzen, und dann erhebt sich die traubenartige Rispe, oben mit gelblichen wohlriechenden Blüten, unten mit Früchten. Blüte und Frucht sind als Speise und Trank unschätzbar. Der unentfalteten Blüte zapft man durch Einschnitt den Saft ab, welchen man Palmwein nennt; frisch abgezogen ist er kühlend, labend und heilsam, nach kurzer Zeit gährt er und wird berauschend, später wird er sauer und gibt den besten Essig; durch Austräufelung und Abdampfung gewinnt man daraus den besten indischen Arak, durch Einkochen Zucker.

Die kopfgroßen, eirunden und dreikantigen Nüsse werden, wenn sie noch grün und unreif sind, zu den mannigfaltigsten Lieblingsspeisen verkocht. Die jungen Früchte füllen sich allmälig mit herbem, nachher süßem Wasser; das ist die labende Cocosmilch, die aber, zu viel genossen, zu kühlend ist und dann schadet. Bei der Reife setzt sich aus diesem Wasser ein zartes, bläulich-weißes, süßes und schmackhaftes Mark oder Mehl an, welches mittelst eines Löffels herausgenommen und roh gegessen oder mit Essig, Salz und Oel zu Salat gemacht wird. — Man kocht aus dem Mark auch Oel, welches man in die Speisen thut, oder womit man sich den Leib einschmiert. Der ausgepreßte Kern gibt noch das beste Viehfutter und düngt den Acker. Die harte Nußschale wird zu Stockknöpfen, Pfefferbüchsen, Näpfen und Bechern verarbeitet, oft schön geschnitzt, polirt und mit Silber eingefaßt. Die sehr zähe, braunrothe Faser der äußeren Nußschale gibt die feinsten und kostbarsten Teppiche und Flechtwerke. — Durch Dörren gewinnt man daraus eine Art Hanf, der zu Schnüren, Stricken, und wegen seiner elastischen Beschaffenheit besonders zu Ankertauen gebraucht wird.

Am fruchtbarsten ist der Baum im salzigen Boden und am Meere; gewöhnlich erreicht er ein Alter von hundert Jahren. Wie wir sehen, gibt es kaum ein zweites Geschenk der Natur, welches dem Menschen so großen und vielfachen Nutzen trägt.

Die Gemeinschaftlichkeit der Vegetation und des Clima's, welche wir auf allen Inseln der Südsee finden, ist in dem Wesen der Urbewohner vollständig wiedergespiegelt. — Gemeinschaftliche Sprache

gemeinschaftliche Gebräuche und Lebensweise, übereinstimmende Gesichtszüge und die übrige Körperbeschaffenheit vereinen alle Bewohner der Südsee von Neu-Seeland bis zu den Sandwichs-Inseln zu einer Race. Der Bewohner der Sandwichs-Inseln versteht nicht nur den von Tahiti, sondern selbst den Maori von Neu-Seeland, und es sind nur Dialecte derselben Grundsprache, welche auf diesen Inseln gesprochen werden.

Die Bewohner der Südsee sind eine schöne und wohlgebildete Menschenrace, welche weniger von der europäischen und indischen abweicht, als die übrigen Raçen. Ihre Hautfarbe ist keineswegs schwarz, sondern nur gelblich oder bräunlich; das Haar ist nicht kraus wie bei den Negern, sondern glatt oder lockig; die Augen sind groß und nicht schräge oder klein, wie bei der mongolischen Race.

Was die Religion der Südsee-Insulaner anbelangt, so weisen die religiösen Vorstellungen, Gebräuche, Opfer und politisch-religiösen Gesellschaften der Oceaner unzweifelhaft auf Hinterindien, China und Japan hin. Göttlich ist ihnen das Geistliche als solches. In das Irdische läßt sich das Göttliche herab, es beseelend, durchdringend, es zur Extase in Begeisterung und Gesang erhebend. Alles vom Geiste Besessene ist Tabu, ist dem gemeinen Gebrauche entzogen; seine Berührung heiligt. Tabu ist das Haupt des Menschen; selbst die Gebeine der Verstorbenen bleiben Eigenthum der Seelen und sind für die Zurückgebiebenen ein Tabu. Heilig ist auch die Person des Fürsten und des Priesters. Die Seele des Verstorbenen bleibt in die Erde gebannt, bis sühnende Opfer sie erlöst haben. Dann wird sie von den Göttern verspeiset und so, in eine höhere Natur umgewandelt, zum Aufenthalt der Seligen erhoben. Von dort aus unterhalten die Hingeschiedenen einen Rapport mit den Lebenden, steigen in die Priester nieder und geben im Zustande der Extase, worin sie diese versetzen, durch den Laut ihrer Stimmen die Identität ihrer Personen zu erkennen. Wer das Tabu verletzt, muß sterben. Die Unkenntniß dieses Gebrauches zog schon manchem Europäer, wahrscheinlich auch dem Capitän Cook, den Tod zu.

Die Menschenopfer waren auf allen Inseln der Südsee verbreitet und trugen nicht wenig zur Entvölkerung derselben bei. — Den Tyrannen boten sie eine willkommene Gelegenheit, um eine politische Gegenpartei völlig zu vernichten.

Die Todten werden stark mit Cocosöl eingerieben und, in viele

Zeuge gehüllt, an die offene Luft auf Gerüste gelegt, wodurch sie eine Art Mumien werden. Ueber die ganze Südsee verbreitet ist auch die Sitte, sich durch Reiben der Nasenspitzen zu begrüßen.

Die Lage der Südsee-Inseln macht die Bewohner zu geborenen Seeleuten. Es ist deshalb kein Wunder, daß sie vortreffliche Schwimmer sind; Männer, Weiber und Kinder vermögen unglaublich weite Strecken im Wasser zurückzulegen, ohne zu ermüden, und sie benehmen sich in diesem Elemente wie wahre Amphibien. — — —

Gegen Ende Februar 1848 bekam der Klipper „Boston" die zuckerhutförmigen Gipfel der Neu-Caledonien der Länge nach durchziehenden Gebirgskette, deren mittlere Höhe über 3000 Fuß beträgt, in Sicht. Dieses Neu-Caledonien der Südsee ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gebiete der Hudson's-Bai-Compagnie in Nordamerika. — Es ist eine gegen 325 Quatrat-Meilen große, 50 Meilen lange und nur 10—15 Meilen breite Insel vulkanischen Ursprungs. Die Einwohner, etwa 50.000, sind Papuas und huldigen fast noch durchgehends der Menschenfresserei. Die Missionäre haben bei diesen Wilden noch gar keinen Eingang finden können, und wird Neu-Caledonien erst dann der Civilisation wirklich erschlossen sein, wenn eine größere Einwanderung der weißen Race auch hier den braunen Menschen dereinst verdrängt haben wird.

Vorläufig bietet Neu-Caledonien nur Gelegenheit zu einem vortheilhaften Tauschhandel mit den Wilden, welche, seit sie die Bekanntschaft des weißen Mannes gemacht, es sehr zuträglich finden, bei ihren cannibalischen Festen der Verdauung der Menschenbraten mit Rum und Branntwein nachzuhelfen. — Um das heißbegehrte „Feuerwasser" zu erlangen, sind sie sogar im Stande, eine friedliche und freundliche Seite bei Ankunft eines Schiffes herauszukehren, wie überhaupt die Fähigkeit, zu heucheln, einen Grundzug in dem Charakter dieser Wilden ausmacht. Wehe aber der Bemannung, wenn sie sich durch die anscheinende Unterwürfigkeit und Friedfertigkeit der Cannibalen täuschen läßt und nicht namentlich vor nächtlichen Ueberfällen auf steter Hut ist.

Schon manches europäische Schiff hat eine solche Nachlässigkeit schwer gebüßt. — Der Earl beschloß daher, die größtmögliche Vorsicht im Verkehre mit dem Lande zu gebrauchen. Er ertheilte deshalb der Bemannung des „Boston" die gemessensten Weisungen; die Hälfte der Matrosen blieb auch bei Nacht in Bereitschaft. —



Die grauenvolle Nacht ging unter Blitz und Donner zu Ende.

Vor Allem lag ihm aber daran, den Hamburger Dreimaster der Gebrüder Schottenheim, welcher hier vor Anker liegen mußte, um seinen Tauschhandel durchzuführen, ausfindig zu machen. Er ließ daher den „Boston“ längs der ganzen südlichen Küste von Neu-Caledonien lawiren, seinen Neffen, der den eigentlichen Zweck dieses Manövers natürlich nicht kannte, mit der Ausflucht abspeisend, daß es ihn eben interessire, das ganze Gestade dieses merkwürdigen Eilandes kennen zu lernen, und man dabei gewiß auch auf die Yacht mit Lady Dundonald und Major Richardson stoßen werde.

„Es ist,“ schloß der Earl salbungsvoll, „es ist nachgerade Zeit, daß wir uns um diese Leutchen etwas bekümmern und sie aus ihrer allzugroßen Ruhe und Sicherheit aufschrecken. Der schlaue Richardson erlangt sonst über die alberne Mary mehr Gewalt, als uns, wollte eigentlich sagen Dir, ob ihrer Millionen lieb sein kann. Wie wir aus einigen ihrer in Calcutta aufgefangenen Briefe ersahen, hält sie nur ihr Ehrgeiz ab, die Ehe mit Dir förmlich zu lösen. Es schmeichelt ihr, die Gemalin eines Lord zu sein, welchem zudem nach meinem Ableben eine der höchsten Würden des britischen Reiches als Erbe zufällt. Major Richardson ist dagegen ein blutarmer Schlucker und geht offenbar darauf aus, das schwachsinnige Weib vollends zu bethören und es zum Ehebund mit ihm zu bestimmen. Damit ihm jedoch eben dies nicht gelinge, müssen wir, von Zeit zu Zeit wenigstens, wie ein Deus ex machina auftreten und der Lady „Liederlich“ unsere Autorität etwas fühlen lassen.“

Sir Edward, der, wie wir schon angedeutet haben, in seinen zu Stephenson-House gefaßten Besserungs-Vorsätzen schon längst, Dank den Bemühungen seines Mephisto, bedeutend wankend geworden war, erwiderte nichts, aber nachdem in ihm der Wunsch die vielen Millionen seiner Frau nicht fahren zu lassen, wieder rege geworden war, leuchteten ihm die vom Earl vorgebrachten Gründe vollständig ein.

Von einer Yacht ließ sich jedoch nirgends etwas sehen, wohl entdeckte man aber am dritten Tage der Küstenfahrt einen großen Dreimaster, der in einer Bucht vor Anker lag. — Es war die vom Capitän Treskow befehligte „Bertha“ aus Hamburg.

Zu Sir Edward's Erstaunen ließ der Earl nicht in derselben Bucht beilegen, sondern außerhalb einer Insel, welche den

Zugang zu dieser Bucht wie ein Hafendamm deckte. Sir Baldwin wußte diese Verfügung auf mehrfach plausible Weise zu motiviren. Erstens wollte er nicht ohne Umstände einem Schiffe nahen, das möglicherweise schlimme Dinge im Schilde führe, vielleicht gar nur ein maskirter Seeräuber sei, zweitens bezeichnete es der Earl als zwecklos, mit dem Dreimaster noch heute Abends in Verkehr zu treten, selbst wenn derselbe wirklich ein Kauffahrer war. — Am andern Morgen, schloß der Earl, wolle er ein Boot mit Simson nach dem fremden Schiffe absenden und inzwischen den „Boston" für alle Fälle segelfertig halten, denn Vorsicht thue in diesen Gewässern vor Allem Noth.

Mit Tagesanbruch stieß wirklich eine, mit vier Matrosen bemannte Jolle mit Master Simson als Parlamentär von dem Klipper ab, um den Dreimaster näher auszukundschaften. So lautete der offizielle Theil der dem Kammerdiener übertragenen Mission, welche eigentlich einem der Offiziere des „Boston" zustand. — Sir Baldwin hatte aber seine besonderen Gründe, gerade Simson zu entsenden.

Capitän Treskow empfing den Sendboten mit Höflichkeit und Freude, denn an solch' wildem Gestade, wie jenes von Neu-Caledonien, welches so selten von einem europäischen oder amerikanischen Schiffe besucht wird, flammt der dem Menschen so tief angeborene Geselligkeitstrieb bei dem Anblicke neuer Mitgenossen unwillkürlich rasch und mächtig empor.

Simson leitete nach den üblichen Begrüßungen die eigentliche Unterredung mit der Frage ein, ob der „Bertha" keine englische Segel-Yacht, mit diesen und jenen besonderen Merkzeichen, in der Nähe von Neu-Caledonien zu Gesicht gekommen sei.

Der Capitän erinnerte sich sogleich, ein derartiges Schiff in Sidney getroffen zu haben, dasselbe habe aber, wie er bestimmt wisse, Tahiti als sein nächstes Ziel im Auge gehabt.

Simson, der dies so gut wußte, wie der ehrliche Treskow, that sehr erstaunt, wie man dem Earl auf dem Hafenamte in Sidney eine so grundfalsche Auskunft geben konnte, und lud nun die Offiziere des Dreimasters zu einem Gegenbesuche auf dem „Boston", welcher von der „Bertha" noch gar nicht bemerkt worden war, weil er, wie schon erwähnt, jenseits der von der Bai befindlichen Insel vor Anker lag.

Treskow, für den Augenblick durch Geschäfte verhindert, sagte für den nächsten Tag zu, und da eben einige Häuptlinge auf schwer beladenen Kanoes sich nahten, um einen schon seit mehreren Tagen angebahnten, aber noch nicht abgeschlossenen Tauschhandel endlich in's Reine zu bringen, beauftragte er seinen ersten Lieutenant, dem Gaste die Honneurs zu machen und zu einem Frühstücke in die Cajüte hinabzuführen.

Der nichtswürdige Simson sah sich vom Glücke begünstigt. Jene Unterredung unter vier Augen, die er nur auf Umwegen und vielleicht erst in ein paar Tagen zu erreichen hoffen durfte, ward nunmehr auf der Stelle durch einen Zufall herbeigeführt.

Der Premier-Lieutenant, ein schöner blonder Jüngling von riesigem Wuchse und wahrhaft martialischem Wesen suchte sich der ihm vom Capitän übertragenen Aufgabe auf das Beste zu entledigen, galt es doch, einem Engländer auf den Brettern eines deutschen Schiffes Achtung vor deutscher Gastfreundschaft und Sitte einzuflößen.

Der Schiffskoch leistete sein Möglichstes, und auch die Weine, welche auf den Tisch kamen, waren tadellos. Simson hatte sich, um sich ein größeres Air zu geben, nicht als der simple Kammerdiener, sondern als der Privatsekretär Seiner Herrlichkeit, des Lord Sir Edward of Dundonald eingeführt.

Die Unterhaltung zwischen dem Premier-Lieutenant und Simson gestaltete sich gar bald sehr lebhaft.

Endlich erlaubte sich Letzterer, um den Namen und Geburtsort seines freundlichen Wirthes zu fragen.

„Robert Westenholz aus Helgoland," erwiderte der Premier-Lieutenant.

„Ei, da sind Sie ja ein Engländer!" rief Simson und, sich etwas angeheitert stellend, trillerte er das Good save the King.

„Mit nichten!" lehnte der junge Mann ganz entschieden ab, „die Helgoländer sind und bleiben Deutsche, wenn auch das britische Banner auf unserer rothen Klippe weht."

„Bin auch schon auf Helgoland gewesen und ihr Name, beim Kukuk, Ihr Name kommt mir sehr, sehr bekannt vor," sagte Simson und rieb sich die Stirne.

„Wenn Sie auf Helgoland gewesen sind," entgegnete Robert gelassen, „so ist dies sehr möglich; die Familie Westenholz

zählte von jeher zu den geachtetsten des Eilandes und jedes Kind kennt dort unseren Namen."

„Besitzen Sie noch zahlreiche Verwandte in der Heimat?" forschte Simson mit verstellter Neugierde weiter.

„Nur eine Schwester mehr," antwortete Robert betrübt, und indem sich seine schönen blauen Augen feuchteten, setzte er bei, „wie ich zu Rio-Janeiro erfuhr, wohin wir von New-Orleans aus gesegelt waren, starb meine edle gute Mutter, kurz nachdem ich sie auf Helgoland verlassen hatte. Meine Schwester scheint von der rothen Klippe fortgezogen zu sein; weiß Gott, ob nicht auch ihr ein Unglück begegnet ist. Zehn Briefe habe ich an die gute Amalie geschrieben, und auf keinen einzigen empfing ich Antwort. Selbst unserer Mutter Tod erfuhr ich nur durch die Güte unserer Nachbarin, einer gewissen Frau Rottenbaum."

„Rottenbaum!" rief Simson, den höchst Erstaunten spielend. „Rottenbaum? Besitzt diese Frau nicht ein kleines Töchterchen Namens Else?" —

„Ich glaube, daß es so heißt," entgegnete Robert, von großem Erstaunen ergriffen, „es ist ein wunderliebes gescheidtes Kind von etwa zehn Jahren, aber ein wahrer Kobold!"

„Kein Zweifel! Sonderbar!" sprach Simson absichtlich laut vor sich hin und schloß mit mehreren von Kopfschütteln begleiteten „hm! hm!" —

„Ihr Benehmen, Master Simson," bemerkte Robert stutzend, „ist etwas auffällig; was soll es mit Frau Rottenbaum und deren Töchterchen?"

„Je nun, diese Beiden haben meinem etwas schwachen Gedächtnisse in's richtige Geleise verholfen —"

„Erklären Sie sich deutlicher —"

„Jetzt erinnere ich mich auch Ihrer Schwester sehr gut. — Zart gebaut und dennoch von üppigen Formen, wundervolles Blond, sanfte, überaus einnehmende Züge, kleine, etwas gebogene Nase, herrliche Zähne wie Perlen, und vor Allem ein Auge, ein Auge, wie ich noch kein zweites gesehen, von solchem Feuer und doch so sanft, so überaus bezaubernd."

„Bei Gott, Sie schildern meine Schwester, wie sie ist und, mit Stolz darf ich's sagen — Sie geben der Wahrheit nur volle Ehre."

„Ach, wer vermöchte dies herrliche Mädchen je zu vergessen?“ murmelte Simson wie im Selbstgespräche vor sich hin, „auch mein Gebieter, Sir Edward, wird wohl noch mit Vergnügen der seligen Stunden gedenken, die er an Amalien's Seite genoß.“

„Herr!“ fuhr Robert auf und faßte den Kammerdiener an der Schulter, „was sollen Ihre letzten Worte bedeuten?“ —

„Lassen Sie mich los!“ schrie Simson vor Schmerz laut auf, denn der Riese hielt ihn krampfhaft fest. „Was kann denn ich dafür, daß Ihre Schwester an dem schmucken jungen Lord besseren Gefallen fand, als an jenem melancholischem Heulmaier, der, glaube ich, unter dem Namen der schwarze Fritz bekannt ist.“

„Theilen Sie mir die volle Wahrheit mit oder — beim Grabe meiner Mutter — ich erwürge Sie hier auf der Stelle!“ schnaubte der junge Westenholz.

„Nun, mein Gott,“ betheuerte Simson weinerlichen Tones und rieb sich die arg gequetschte Achsel, „da ist nicht viel zu erzählen. Die Bekanntschaft meines Herrn mit Ihrer Schwester, Sir Westenholz, verlief eben, wie solche Affairen zu verlaufen pflegen, wenn Rang und Geburt der beiden Liebenden denn doch gar zu himmelweit verschieden sind. — Die thörichten Mädchen! Ein Heiratsversprechen verrückt ihr Gehirn vollständig und läßt sie am Ende sogar ihrer Ehre und aller möglichen Folgen eines Fehltrittes vergessen!“

Robert wurde todtenblaß und er, der seelenstarke Mann, der Riese an Geist und Leib, taumelte drei Schritte zurück. — Die Stimme versagte ihm, die Muskeln seines Gesichtes arbeiteten convulsivisch und ein heftiges Zittern befiel endlich seinen ganzen Körper. — Ein Paar Minuten verstrichen, bevor der junge Mann die wenigen Worte zu hauchen vermochte:

„Und Amalie, dieses Wesen, das ich für reiner hielt, als alle Engel im Himmel, sie, sie hat ihrer Ehre vergessen? Sprechen Sie, sprechen Sie, mein Wort, Ihnen soll kein Leid geschehen, wenn Sie Alles bekennen!“ —

„Werden Sie aber auch Niemandem entdecken, daß ich Ihnen von der Schande Ihrer Schwester Nachricht gab?“ antwortete Simson zögernd.

„Die Gurgel soll mir abgeschnitten, die Zunge ausgerissen und mein Herz aus dem Leibe geschnitten werden,“ rief Robert mit

düsterem Ernste, „wenn ich Sie je auch nur mit einer Silbe, mit einer Miene verrathe.“

Simson schien beruhigt. Der elende Zwischenträger theilte nun Robert Alles mit, was er von Sir Edward's Liebschaft mit der Lootsentochter wußte. — Der schändliche Bursche erlaubte sich dabei noch verschiedene Ausschmückungen und Zusätze, um Robert's Entrüstung bis zum Aeußersten zu steigern. — So log er zum Beispiel ganz frech dazu, daß Sir Edward sich bis auf den heutigen Tag über die Leichtgläubigkeit der Verführten lustig mache und nie daran gedacht habe, das herbe Schicksal Amalien's und deren Kindes wenigstens einigermaßen zu lindern. Schließlich ließ der abgefeimte Spitzbube die Absicht durchschimmern, daß er gar nicht abgeneigt wäre, unter der Hand zur Züchtigung seines Gebieters Mittel und Wege zu schaffen, unter dem Vorgeben, daß er von Sir Edward erst vor Kurzem tödtlich beleidigt worden sei.

Robert griff diese Andeutungen begierig auf. — Er ergriff Simson's Hand und sagte:

„Ich bin kein reicher Mann, aber ein Paar hundert Pfunde stehen immerhin zu meiner Verfügung. Betrachten Sie selbst mein Hemde als Ihr Eigenthum, wenn Sie den nichtswürdigen Ehrenräuber in meine Hände liefern. Ich muß mit ihm abrechnen, furchtbar abrechnen!“

„Nicht einen Penny nehme ich von Ihnen,“ entgegnete Simson mit aller Entschiedenheit, „aber es soll mich immerhin freuen, wenn Sie so gefällig sind, in Ihre Abrechnung mit Sir Edward auch die mir von ihm angethane Unbill einzubeziehen. — Uebrigens thaten Sie wohl daran, sich wegen der Möglichkeit, Sir Edward an den Leib zu gehen, früher mit mir zu besprechen. — Weder an Bord des „Boston“ noch der „Bertha,“ wäre Gelegenheit dazu. — Finden Sie sich jedoch morgen mit Tagesanbruch in der zwei Seemeilen von hier entfernten, nach Sonnenaufgang zu gelegenen Bucht dieser Insel ein und Sie sollen, mein Wort darauf, durch keine menschliche Seele in Ihrer Unterhaltung mit Sir Edward gestört werden.“

„Ich kenne jene Bucht,“ erwiederte Robert mit dem Kopfe nickend; „während der zwölf Tage, als wir hier vor Anker liegen, habe ich über die ganze Umgegend auf Wunsch unseres Capitäns

eine genaue Seekarte aufgenommen. Ich werde gewiß zur rechten Zeit am Platze sein."

Simson traf jetzt Anstalten zum Aufbruche und Robert hielt ihn nicht zurück. — Der Kammerdiener begab sich auf's Verdeck hinauf.

Capitän Treskow versicherte Master Simson, daß er am nächsten Vormittage gewiß zum Frühstücke auf dem „Boston" eintreffen werde und dann für vier Uhr Nachmittags zum Diner auf der „Bertha" des Gegenbesuches der hohen Herrschaften gewärtig sei.

Der Earl schien mit dem ihm von Simson im Geheimen erstatteten Berichte sehr zufrieden zu sein. — Gegen neun Uhr Abends, als auf dem Hinterdecke des „Boston" das Souper servirt wurde, brachte Sir Baldwin wie zufällig das Gespräch auf Jagd und Fischerei, dabei die Frage aufwerfend, wie es in dieser Gegend wohl mit beiden Dingen beschaffen sein möge.

Simson bat ehrerbietig um die Erlaubniß, in dieser Beziehung berichten zu dürfen, was er über den animalischen Reichthum dieser Gegend am Bord des deutschen Kauffahrers in Erfahrung gebracht habe.

Sir Edward, sowohl der Jagd, als auch der Fischerei leidenschaftlich ergeben, forderte seinen Kammerdiener auf, umständlich mitzutheilen, was er über dieses für ihn so interessante Thema wohl vorzubringen wisse.

Simson erzählte, daß in jener Bucht, deren, wie wir wissen schon in seiner Unterredung mit Robert Erwähnung geschehen war, eine ganz eigenthümliche Gattung höchst schmackhafter Salme in großen Mengen vorhanden sei, und daß die dichten Waldungen am Ufer zahllose Schaaren von Vögeln beherbergten, welche dem europäischen Repphuhne ganz ähnlich wären. — „Die Salme und diese Vögel," schloß der Reporter mit wichtigthuerischer Miene, „sind jedoch nur mit Tagesanbruch eine leichte Beute. Wie die Sonne höher steigt, verschwinden die Fische in den Untiefen und die Hühner ziehen sich in das unzugängliche Dickicht zurück."

„Das thut nichts," rief Sir Edward in Eifer gerathend, „das thut wahrlich nichts. — Simson — verständige die Schiffswache, auf daß ich um vier Uhr Morgens geweckt werde. — Ein Jolle

mit vier Rudern soll für diese Stunde in Bereitschaft gehalten werden."

„Ich bin mit von der Partie," bemerkte der Earl, „lasse auch mich wecken, Simson. Goddam! Wir wollen auch unseren Beitrag für Master Treskow's Diner liefern."

Die beiden Herrlichkeiten gingen bald zu Bette, um noch fünf bis sechs Stündchen der Nachtruhe zu widmen. — Sir Edward, vom Jagdfieber gepackt, wachte von selbst auf, bevor noch die vierte Morgenstunde schlug. Da er von der bewußten Bucht directe nach der „Bertha" sich zu verfügen gedachte, so kleidete er sich in seine Offiziers-Uniform statt des bequemen Reiseanzuges, welchen er sonst zu tragen pflegte. — Sodann begab er sich in die Cajüte seines Oheims, welchen er aber von einer heftigen Kolik befallen antraf.

Sir Edward wollte, gutmüthig wie er war, auf das bevorstehende Vergnügen verzichten, um dem alten Herrn Gesellschaft zu leisten. — Der Earl nahm dies jedoch nicht an.

„Nein, nein, mein lieber Edward," lehnte er das freundliche Anerbieten mit aller Bestimmtheit ab, „um keinen Preis nehme ich von Dir dieses Opfer an. Mein Unwohlsein wird sich in einer Stunde vollständig gegeben haben. Schon gerathe ich wieder in angenehme Transpiration. Du fährst auf der Stelle ab, um ja nicht die günstige Morgenstunde zu versäumen, sendest aber die Jolle sogleich zurück, um mich abzuholen. Soll mich freuen, wenn ich bei meinem Eintreffen in der Bucht Dich bereits für Deine Erfolge beloben kann. Also geh', geh' mein theurer Junge — Gott beschütze Dich — vergiß ja nicht, die Jolle sogleich hierher zu schicken; ich würde nur ungerne vier andere Matrosen vom Dienste abziehen, denn, wie Du weißt, hat unsere Mannschaft alle Hände vollauf zu thun, um das etwas derangirte Takelwerk schön in Ordnung zu bringen. Wir wollen dem deutschen Capitän nichts zu bekritteln geben. — Also nochmals, mein guter Edward, spute Dich, lebe wohl!" —

Der junge Lord ließ sich nicht länger bitten und eilte, vor Begierde brennend, nach Monaten wieder einmal die Netze auszuwerfen und seine Flinte abzubrennen, nach der Jolle, deren Steuerruder er führte.

Noch vor sechs Uhr Morgens kehrte die Jolle mit den vier Matrosen nach dem „Boston" zurück. — Sir Baldwin stand

schon bereit. Er war mit einer Jagdflinte ausgerüstet. Simson begleitete ihn.

Der Earl und Simson wechselten während der Fahrt wiederholt sehr bedeutungsvolle Blicke, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Sir Baldwin, der das Steuer führte und deshalb die Aussicht nach vorwärts hatte, blickte starr und unwillkürlich in eine große innere Aufregung gerathend, nach dem sich rasch nähernden Ziele seiner Fahrt.

Die Einfahrt in die mehrgedachte Bucht war durch einen Korallenriff maskirt und das Boot mußte in zwei scharfen Winkeln zwischen den Felszacken gewendet werden, bevor man einen vollständigen Ueberblick über die Bucht selbst gewinnen konnte.

„Ein umgekipptes Boot!" rief der Earl mit halb zitternder Stimme aus und deutete mit der linken Hand, während die Rechte krampfhaft den Hebel des Steuerruders preßte, nach dem nahen Ufer. Simson, der dem Earl angesichts saß, fuhr unwillkürlich zusammen und blickte sich rasch um.

Sir Baldwin hatte recht gesehen. Auf den leicht gekräuselten Wellen schaukelte ein sehr kleines Boot und auch ein Ruder schwamm ganz in der Nähe umher. Das Boot war mit dem Namen „Bertha" markirt, gehörte also dem deutschen Kauffahrer an.

„Hier ist ein Unglück geschehen!" sprach der Earl etwas unsicheren Tones und warf einen langen Blick Simson zu. Rasch wurde gelandet, und von dem Earl sowie dem Kammerdiener der Saum des Ufers untersucht, während die Jolle in der Bucht nach allen Richtungen kreuzte, um die etwaigen Leichen der Ertrunkenen aufzufinden.

Bei einer kleinen Lichtung, welche durch das dichte Gebüsche nach dem Innern der Insel führte, blieben Sir Baldwin und sein schändlicher Helfershelfer stehen, um mehrere in dem Boden deutlich sichtbare Fußspuren genauer zu untersuchen.

„Beim Teufel!" schrie Sir Baldwin, nachdem seine Beobachtungen kaum zehn Sekunden gedauert hatten, entsetzt und rannte aus Leibeskräften nach dem Ufer zu, „schnell, schnell, in die Jolle oder wir sind verloren!"

Simson begriff, was die Worte des Earl bedeuten sollten, und auch er begann nun aus Leibeskräften den vier Matrosen zuzurufen,

welche rasch an's Ufer ruderten und die beiden zu Tod Erschreckten in die Jolle aufnahmen. — — —

Wir wollen nun nachsehen, was sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte.

Als Sir Edward in die Bucht einfuhr, gewahrte er ein kleines halb an den Strand gezogenes Boot, in welchem ein einziges Ruder lag.

„Bravo!" dachte der junge Lord, „ich werde also in Gesellschaft fischen und jagen."

Sir Edward sprang an's Land und seine Jolle mit den vier Ruderern machte allsogleich Kehrt, um nach dem „Boston" zurückzugelangen.

Die Neugierde, zu erfahren, wer wohl der Mann sei, der sich hier zu so früher Morgenstunde einfand, um hier auf die von Simson gerühmten Hühner zu pürschen, überwog seine eigene Jagd- und Fischlust und er beschloß, nachdem er die mitgebrachten Netze rasch ausgeworfen und seine lange Vogelflinte mit Dunst geladen, hinter dem Gehölze nach dem Fremden zu suchen. Ist es doch ein ganz eigenthümlich und wohlthuend anheimelndes Gefühl, auf solch' einer wilden Insel, die vielleicht noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte, einem gebildeten menschlichen Wesen zu begegnen. Wie schnell und leicht wird dabei die Verständigung! Wenige Stunden flüchtiger Bekanntschaft genügen, selbst den verschlossensten Menschen durch das gemeinsame Gefühl der Vereinsamung mittheilsam zu machen und ihm Freundschaft und Geselligkeit als eine der schönsten, erhabensten Güter des Lebens erscheinen zu lassen.

Sir Edward's Neugierde sollte früher befriedigt werden, als er es erwartete. — Eben im Begriffe, sich einen Weg in das Gehölze zu bahnen, trat aus diesem ein großer junger Mann heraus an das Ufer. — Sir Edward ward etwas durch den großen Ernst, der sich in Miene und Haltung des Fremden abspiegelte, frappirt; der herzliche und scherzhafte Morgengruß, womit er die Begegnung einleiten wollte, erstarb unwillkürlich auf seiner Zunge; er begnügte sich, nach dem Beispiele des Fremden, blos mit der rechten Hand flüchtig nach Seemanns Gebrauch zu salutiren.

„Sind Sie Sir Edward, der künftige Earl of Dundonald?" begann der Fremde beinahe barschen Tones und seine Blicke schienen den Gefragten zu verschlingen.

„Ich bin es!" entgegnete der junge Lord kurz, und etwas aufgebracht, setzte er bei: „Und wer sind Sie, mein Herr?"

„Mein Name ist — Robert Westenholz!" lautete die Entgegnung.

Sir Edward fuhr zusammen, und bis in den Mund erblassend trat er einen Schritt zurück. — Auf diese Begegnung war er nicht gefaßt. In seinem bodenlosen Leichtsinne hatte er seit den vielen Monaten, als er Helgoland verlassen, gar nicht mehr daran gedacht, daß Amalie einen Bruder besaß. Zudem hatte ihm sein Oheim bisher wohlweislich verschwiegen, daß der junge Westenholz auf dem Dreimaster „Bertha" diente, und um Sir Edward vollends in Blindheit zu belassen, hatte Simson vorgegeben, daß ihm der Name des in der andern Bucht ankernden deutschen Schiffes entfallen sei.

„Ihr Benehmen, Sir Edward Dundonald," fuhr der Riese mit fürchterlich dräuendem Blick und lauter Stimme fort, „Ihr Benehmen ist mir hinlänglich Bürge, daß ich den rechten Mann, oder besser gesagt, den elenden Verführer meiner armen Schwester vor mir sehe. — Wir wollen sogleich miteinander abrechnen. Machen Sie sich zum Sterben bereit, Sir Dundonald! Fünf Minuten und nicht mehr gönne ich Ihnen, um sich auf das Jenseits vorzubereiten."

„Ich bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, Master Robert!" sagte Sir Edward, der sich von seiner Ueberraschung etwas erholt hatte, „ich bekenne, daß ich an Ihrer Schwester unedel gehandelt habe; Sie sind der Beleidigte; die Wahl der Waffen steht Ihnen frei! Ich sehe zwei Pistolen in Ihrem Gurte; wenn es Ihnen beliebt, unseren Gang auf Kugeln zu machen, soll der Zweikampf sogleich stattfinden!" —

Der Riese brach in ein unheimliches heiseres Lachen aus. Endlich schnaubte er wuthentbrannt:

„Ich schlage mich mit keinem Schufte gleich Dir. Einen Elenden, wie Dich, züchtigt man und tödtet ihn dann!" —

Auf diese Worte sogleich die That folgen lassend, versetzte Robert dem Sir Edward mit der flachen Hand zwei weithin schallende Schläge auf die Wangen mit solcher Kraft, daß der Beschimpfte zu Boden taumelte und Blutstropfen auf seine Lippen traten. — Der Riese riß den jungen Lord, in dessen Hals er seine Finger mit

Löwenkraft eingekrallt hatte, empor, und seinem Racheburste völlig zur Beute geworden, zischte er durch die krampfhaft geschlossenen Zähne:

„Hund, nichtswürdiger! Dein Röcheln soll Musik in meinen Ohren sein."

Sir Edward fühlte seine Kehle immer enger zugeschnürt, das Athmen war ihm zur Unmöglichkeit geworden. In wenigen Sekunden mußte er ersticken. Die Verzweiflung lieh ihm Riesenkräfte. Mit beiden Händen packte er die rechte Faust seines Würgers; es gelang ihm, diese Faust von seinem Nacken loszureißen, vor seinen Mund zu bringen und ihr mit den Vorderzähnen einen Biß zu versetzen.

„Verdammt!" schrie Robert, unwillkürlich vom Schmerze übermannt, und ließ auf einen Moment sein Opfer los.

Sir Edward stürzte nach der kleinen Barke, ergriff das Ruder und stieß ab. — Er hielt sich für gerettet. Aber Robert war nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen, obwohl von seiner verwundeten Hand, an welcher eine Ader durchbissen war, das Blut herabrieselte. Mit einem Satze stand er im Wasser bis an die Brust, faßte das Boot, und trotzdem Sir Edward aus Leibeskräften mit dem Ruder nach ihm schlug, ließ er nicht los, bis endlich das Schifflein umkippte und sein Feind in's Wasser stürzte.

„Gilt mir gleich!" jubelte der Riese, auf Sir Edward losstürzend, „ertränkt oder erwürgt! Sterben mußt Du!"

Sir Edward war jedoch ein vortrefflicher Schwimmer, und es begann nun eine Wettpartie auf Leben und Tod in des Wortes ernstester Bedeutung. — Das schließliche Resultat konnte jedoch nicht zweifelhaft sein. War der Engländer auch spezifisch leichter und vielleicht auch gewandter als der grobknochige Riese, so besaß Letzterer doch eine ungleich größere Kraft und Ausdauer und trug zudem eine leichtere Kleidung, die ihn im Schwimmen weit weniger behinderte, als die Halbgalla-Uniform, welche der junge Lord angezogen hatte, um beim bevorstehenden Frühstücke dem deutschen Capitän zu imponiren.

Ueber eine Viertelstunde dauerte bereits das Wettschwimmen, ohne daß es Robert gelingen wollte, seinen Gegner zu erhaschen, in welchem Falle dieser natürlich rettungslos verloren gewesen wäre. Sir Edward war ein besonders guter Taucher, und dadurch entschlüpfte er stets dem ergrimmten Robert im Augenblicke der

größten Gefahr; er gewann zugleich jedesmal damit einen kleinen Vorsprung, weil er dann glücklich immer an einer Stelle auftauchte, wo ihn sein Verfolger am wenigsten vermuthete. — Endlich fühlte aber Sir Edward seine Kräfte schwinden und besaß deshalb auch nicht mehr Athem genug, um seine bisher so gelungenen Tauchversuche länger fortzusetzen. — Er wollte jetzt das Ufer zu erreichen trachten und in der Schnelligkeit seiner Beine das Heil suchen.

Robert's Pistolen waren jedenfalls durch das Wasser schußunfähig geworden, während Sir Edward's Flinte schußfertig am Ufer lag. Konnte er seinen Gegner mit der Ladung von Vogeldunst auch nicht tödten, so würde doch ein wohlgezielter Schuß in Robert's Beine demselben ein rasches Laufen unmöglich gemacht haben. In einer Stunde beiläufig mußte ja, um ihn abzuholen, der Earl erscheinen, und mit diesem kam die Rettung vor dem Rasenden, der durch die Hindernisse, welche sich seinem Vorhaben entgegenstellten und den Schmerz der Bißwunde nur noch mehr in seinem Vorhaben bestärkt zu werden schien.

Sir Edward war nur mehr wenige Klafter vom Ufer entfernt und bald mußte er Boden unter sich fühlen. Robert brüllte vor Wuth und verdoppelte seine Anstrengungen, so daß die Wellen gepeitscht wurden, als ob ein verwundeter Wallfisch durch sie schöße.

Der junge Lord sah sich verloren; sein Feind hatte ihn eingeholt und streckte bereits den Arm über dem Wasser aus, um ihn zu ertränken.

„Endlich!“ gurgelte der Riese mit grausamer Befriedigung, als er Sir Edward's Rockkragen in seiner Hand fühlte, „endlich! So nur 'ran an's Ufer! Ganz langsam sollst Du Dich zu todt saufen!“

Robert schleppte sein Opfer so weit dem Lande näher, bis er nur mehr bis an die Hüften im Wasser stand. — Der junge Lord gab zuletzt allen weiteren Widerstand auf; flehend hob er die gefalteten Hände zu dem unerbittlichen „Rächer“ empor. Robert schüttelte aber entschieden verneinend sein Haupt und drückte den Kopf Edward's unter das Wasser. Nach einer Minute gönnte er dem Halberstickten wieder etwas Luft; er wollte nicht, daß der Mann, der die Ehre seiner Schwester und seines Namens geschändet, so leichten Kaufes stürbe. Alle schlimmen Eigenschaften in Robert's Titanennatur waren entfesselt, vielleicht — für immer! — Ein wohllüstiger Hang zur Grausamkeit, eine unbezwingliche Mordlust be-

herrschte ihn in diesem Augenblicke derart, daß er nur einen Wunsch kannte, den Wunsch, in seiner Raserei mit Sir Edward alles Lebende auf dieser Erde, ja schließlich auch sich selbst zu ersäufen! —

Wohl an zehnmal hatte der Rachedürstige sein entsetzliches Spiel mit Sir Edward getrieben, der nachgerade die Besinnung verlor. — Robert, blind und taub für Alles, was um ihn her vorging, vernahm nicht die leichten Ruderschläge hinter seinem Rücken, welche immer näher und näher kamen.

Plötzlich ließ er sein Opfer fahren. — Ein Schlag auf das Hinterhaupt betäubte ihn und er wankte an's Ufer. Die Sinne vergingen ihm. Als er wieder etwas zu sich kam, sah er sich an Händen und Füßen gefesselt. Neben ihm lag Sir Edward gleichfalls in Banden.

Robert kniff die Lippen und erbleichte unwillkürlich, als er die wahre Sachlage erkannte.

Ein Dutzend Wilde umstanden berathschlagend die beiden weißen Männer. — Da ertönte plötzlich von der Kanoe, welches am Eingange der Bucht Wache hielt, ein Signalruf. — Das Boot mit dem Earl war in Sicht gekommen. — Die Wilden hielten sich nicht für zahlreich genug, um gegen sechs mit Schießgewehren bewaffnete weiße Männer den Kampf zu wagen.

Sie luden daher Robert und Sir Edward in ihre Boote und ruderten aus Leibeskräften in der Richtung, von woher sie gekommen waren, davon. Ein naher Vorsprung der Insel verhinderte, daß der Earl die enteilenden Boote der Wilden gewahren konnte.

Als Sir Baldwin of Dundonald sodann das Ufer betrat, belehrte ihn ein von den Wilden in der Eile vergessener Speer, welchen unheimlichen Gästen die vielen im Sande eingedrückten Fußstapfen angehörten. — Er wähnte die Wilden noch auf der Insel und Entsetzen erfaßte ihn bei dem Gedanken, eine Beute der Kannibalen zu werden.

Der Earl steuerte mit seiner Jolle nach dem deutschen Schiffe, auf welchem die Kunde von dem Unglücke, das offenbar nebst dem jungen Lord auch den allgeliebten Premier-Lieutenant der „Bertha“ betroffen hatte, große Bestürzung und das lebhafteste Mitleiden erregte.

Alle entbehrliche Mannschaft wurde sowohl von dem Dreimaster als auch von dem Klipper ohne Verzug wohl ausgerüstet auf

die Jagd nach den Wilden entsendet. Zwei volle Tage durchstöberten acht Boote auf dreißig Meilen in der Runde alle Buchten und Nachbarinseln, aber vergebens.

Der Earl nahm, drei Tage nach der unvermutheten Episode von dem über den Verlust seines wackeren Stellvertreters ganz untröstlichen Capitän Treskow Abschied, um nach Tahiti zu segeln, im Stillen sich mit der Hoffnung schmeichelnd, daß der Zweck seiner Fahrt in diese Gegend am Ende denn doch erreicht worden sei, wenn auch auf völlig andere Weise, als der Plan angelegt war.

Wer weiß, ob nicht bereits zur Stnnde sein lieber Neffe fein geschmorrt und wohl geröstet bei einem Festmahle der Kannibalen das Hauptgericht bildete? —

Sechzehntes Capitel.

Ein weiblicher Robinson.

Maitia ist der Name eines kleinen Eilands in der das paradiesische Tahiti umlagernden Gruppe der Gesellschafts-Inseln. — Kaum von einem Dutzend Familien des braunen Menschenschlages bewohnt, ohne besonderen Bodenreichthum und außerhalb jener Verkehrslinien liegend, welche in Tahiti selbst sich immer mehr und mehr zu concentriren beginnen, wurde bis in die neueste Zeit dem Eingangs genannten kleinen Eilande wenig Beachtung gewidmet, und dasselbe einer förmlichen Colonisation durch weiße Menschen nicht gewürdigt.

Es muß daher unsere Neugierde in so höherem Grade erregen, daß wir zu Mitte des Jahres 1848 hier eine kleine Ansiedlung von Fremden gewahren, welche sich übrigens mit den Ureinwohnern in gutes Einvernehmen gesetzt hatten, wobei natürlich der Eigennutz der braunen Leute die Hauptrolle spielte.

Die Rede stehende Ansiedlung bestand aus sechs Personen, nämlich aus einem bejahrten Manne, dessen verwittertes Aeußere und derbe Manieren schon auf hundert Schritte den alten Seehund erkennen ließen, aus dessen Frau, einer ziemlich bösartig dareinblickenden Xantippe, aus den drei Sprößlingen dieses holden Ehepaares — zwei überreife häßliche Töchter und ein bukliger gnomenartiger Zwerg, — endlich aus einem wunderholden Wesen, in welchem wir zu unserem nicht geringen Erstaunen die ehemalige Devadasi Durga wiedererkennen.

Halb sinnend, halb träumend sitzt das liebliche Mädchen nahe am Rande des Ufers; das nimmer ruhende Spiel des unabsehbaren Meeres vor ihr, das monotone Plätschern der Wellen, welche, sozusagen im Tacte die Felsen zu ihren Füßen peitschten, der magische Reflex der Abendröthe auf dem leicht gekräuselten Wasserspiegel, das Gekreische der dem Eilande zur Nachtruhe von allen Seiten zueilenden Möven, waren in der That geeignet, einem von bangen Hoffen und stillen Sehnen bewegten Herzen Friede und Trost zu leihen. —

Und gar sehr bedurfte die arme Durga des Friedens und des Trostes. Seit drei Monaten saß sie hier auf diesem Eilande ohne zu wissen, wo sie sich befand, warum man sie eigentlich ihrer Freiheit beraubt habe und was schließlich ihr Schicksal sein werde.

Indeß hatte sich Durga bisher über eine schlimme Behandlung nicht zu beklagen gehabt, den Verlust der Freiheit und die Ungewißheit ihrer Lage allein ausgenommen. — Für alle Lebensbedürfnisse war sowohl während der Fahrt von Delhi nach Calcutta, sowie während der an zwei Monate dauernden Seereise nach dieser einsamen Insel reichlich, ja im Ueberfluße gesorgt worden. Man ließ ihr ferner völlige Freiheit nach Belieben ihre Zeit zu verbringen und galt in dieser Beziehung als einzige Beschränkung, daß sie, ihre Hüther ausgenommen, mit Niemanden verkehren durfte.

Auf Maitia fiel jedoch auch diese Beschränkung hinweg, aber Durga fühlte gar kein Bedürfniß mit den wenigen einheimischen Familien dieser Insel in irgend welchen Verkehr zu treten. Sie hielt sich fortwährend in der Nähe der kleinen Ansiedlung auf, welche aus drei einzelnen Hütten bestand. Die größte und mittlere dieser Hütten bewohnte Master Hemsen mit seinem Sohne, zur Rechten Frau Hemsen mit den beiden alten Jungfern und jene zur Linken Durga. Diese Hütten waren sehr einfach construirt. Sie schützten gerade nur gegen Wind und Wetter, gegen die Sonne und — die Schweine, welch' letztere in bedeutender Anzahl von den Ansiedlern gezüchtet wurden und als Hauptnahrungsmittel dienten. —

Der Leser wird sich erinnern, daß der Earl of Dundonald in seinem letzten zu Delhi mit Master Simson geführten Gespräche eines gewissen Hemsen als geheimen Helfershelfers erwähnt und der schurkische Kammerdiener bestätigt hatte, daß dieser Mann im Gefängnisse einst sein Leidensgenosse gewesen sei. —

Diese Andeutung berechtigt uns wohl zu dem Schlusse, daß

Sir Baldwin der eigentliche Urheber der nächst Gutab=Minar in's Werk gesetzten Entführung der lieblichen Devadasi gewesen sei; anderseits ist uns das Motiv, welches den Earl zu einer solchen Handlungsweise bestimmen konnte, noch völlig unklar, zumal, wenn wir bedenken, daß für seine auf Edward's Vernichtung abzielenden Plane, Durga eigentlich nicht in Betracht kam.

Vielleicht gibt uns ein mit dem Poststempel Sidney versehenes Schreiben, welches der alte Hemsen bei Gelegenheit seines vor wenigen Tagen auf Tahiti stattgefundenen Besuches daselbst unter seiner Adresse vorgefunden hatte, darüber einigen Aufschluß.

Der alte Hemsen fuhr nämlich regelmäßig jeden Monat nach dem etwa sechzig Seemeilen entfernten Tahiti, um dort für die Ansiedlung verschiedene Bedürfnisse einzukaufen und bei dieser Gelegenheit auch regelmäßig einen Brief an Seine Herrlichkeit den Earl of Dundonald zu expediren.

Hemsen ließ sich dabei stets von seinem Sohne begleiten, der sich in der Schule seines Vaters zu einem ganz tüchtigen Seemann herangebildet hatte. Ein großes Boot und zwei Jollen mittlerer Größe standen der Ansiedlung auf Maitia zu Gebote. — Die Fahrt von diesem Eilande nach Tahiti wird übrigens durch mehrere Strömungen des Meeres selbst bei Windstille sehr erleichtert und geht in verhältnißmäßig kurzer Frist von Statten. — Hemsen hatte bisher den Weg zwischen Maitia und Tahiti immer, sowohl hin als zurück, in nur 10—14 Stunden zurückgelegt, seit er die gedachten Strömungen und Windrichtungen auf der See näher kannte. — Ein alter Seemann, wie er, betrachtete daher einen Abstecher von Maitia nach Tahiti für eine Spazier= und Vergnügungsfahrt.

Durga hörte stets mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn der alte Hemsen seine in Rede stehenden kurzen Reisen bei dem in Gemeinschaft verzehrten Mal besprach, sie hütete sich jedoch ihre Wißbegierde durch Fragen oder sonstwie auffällig zu machen. — Obwohl Durga vielerlei gelesen und gelernt hatte, war sie dennoch in der Geographie doch nur wenig bewandert, namentlich was Australien und die Südsee betraf; für sie waren Europa und namentlich England von jeher die Hauptländer, welche ihr Interesse in Anspruch nahmen; französische Sprache und Literatur waren ihr bisher unbekannt geblieben, obwohl sie von der angeblich „großen Nation“ in englischen Autoren so vielerlei gelesen hatte. — Obwohl Durga auf diese

Weise die Franzosen nur durch englische Brillen zu beurtheilen vermochte, so hatte sie dennoch, was die Ritterlichkeit und Artigkeit der „Franken" anbelangte, eine günstige Meinung gefaßt. — Die ihr erst in letzterer Zeit gewordene Kunde, daß das so nahe Tahiti unter der Oberhoheit der Franzosen stehe, wirkte daher elektrisch und belebend auf sie ein. Sie schloß ganz richtig, daß, gab es zu Tahiti wirklich eine ordentliche europäische Behörde, von dieser der an ihr begangene Menschenraub unmöglich gut geheißen werden konnte, und sie ihre Freiheit wieder erlangen würde, gelänge es ihr nur Papiti, so heißt die Hauptstadt und der Sitz des französischen Gouvernements auf Tahiti, zu erreichen.

Ein feuriger und zugleich beweglicher Geist, gleich jener der schönen Durga, enthusiasmirt sich leicht für eine kühne abenteuerliche Idee. Sie unterschätzte die Schwierigkeiten, welche der Erfüllung ihres Dranges nach Freiheit entgegenstanden, sie glaubte, wie alle unerfahrenen Hitzköpfe, daß das bloße Wollen genüge, um auch das Vollbringen zu sichern. — Mit den Gefahren der See überhaupt unbekannt, und aller Kenntniße baar, um ein Schifflein zu lenken, hielt sie es für sehr leicht, den Weg nach Tahiti zu finden, dessen höchste Bergspitze ja, wie Hemsen so oft schon erwähnt, noch vor der zurückgelegten Hälfte des Weges sichtbar wurde und als ein verläßlicher Wegweiser diente.

Auf Augenblicke hatte zwar Durga vor dem Gedanken zurückgeschaudert, das Wagniß einer Flucht von Maitia nach Papiti wirklich zu unternehmen. — Als sie aber eines Abends zufällig Gelegenheit bekam in den letzten von Master Hemsen erhaltenen Brief einzusehen, schwand auch der letzte Rest von Zaghaftigkeit aus ihrer Brust.

Master Hemsen liebte es mitunter des Abends der Ruhmflasche über Gebühr zuzusprechen. Jenny, seine holde Gattin, sowie die ehrenwerthe Nachkommenschaft, pflegte sich die Anheiterung des Familienoberhauptes dann regelmäßig zu Nutzen zu machen, um bei einer Bowle Punsch Old-Englands zu gedenken, bis auch Ihnen die müden Häupter schwer auf die Brust sanken und sie in dem lauen Abendwinde unweit des in Freien stehenden Kochherdes im feinen Meeressande sich zur Ruhe betteten, statt in den Hütten das Lager aus Seegras aufzusuchen.

Durga, welche nie geistige Getränke genoß, hielt sich von den Trinkgelagen der Familie Hemsen stets ferne und zwar schon

deswegen, weil es dabei unter den Zechenden stets zu Streitigkeiten, ja sogar auch zu Prügeleien kam, bei welchen immer der am meisten Betrunkene auch die meisten Schläge davon trug. — Es waren überhaupt recht liebenswürdige Leute diese Hemsen! —

Eine derartige ekelhafte Scene trug sich auch zu, als Vater Hemsen das letztemal von Papiti nach Maitia zurückgekehrt war. Die wüsten Schlemmer lagen im tiefen Schlafe dahingestreckt; der Mond schien silberhelle; Durga saß noch immer auf ihrem Lieblingsplätzchen, einem kleinen Felsenvorsprunge in das Meer, obwohl Mitternacht bereits vorüber war. — Endlich übermannte sie Schlaf und Müdigkeit. Im Begriffe, sich an dem betrunkenen alten Hemsen vorbei in ihre Hütte zu begeben, gewahrte sie, daß seiner Brusttasche ein Brief entfallen war. Sie hob denselben auf; sie staunte; die Schrift schien ihr bekannt; nach kurzem Besinnen war sie gewiß, daß der Briefschreiber Master Simson sei, der ihr zuweilen in Sir Edward's Namen geschrieben hatte.

In dem klaren Mondlichte las Durga Folgendes, jedoch nicht ohne Mühe, da der Brief stark zerknüllt und dem Master Hemsen während der Fahrt von Papiti nach Maitia in die See gefallen war.

„Mein lieber Freund!

„Von Sidney, wo wir uns nur sehr kurze Zeit aufhalten, um nach Neu-Calедonien weiter zu segeln, schreibe ich Dir diese Zeilen im Auftrage unseres Gönners. Zu Papiti dürfte sich allem Anscheine nach Lady Mary Dundonald in Gesellschaft des Major Richardson, ihres erklärten Liebhabers, aufhalten. Seine Herrlichkeit wünscht, daß Du ganz im Geheimen die beiden Genannten überwachen läßt; spare ja keine Kosten; es handelt sich darum, alle Gewohnheiten und neuen Schwächen des zärtlichen Pärchens gründlich zu studiren. Es wird wahrscheinlich für Dich und Deinen Sohn ein Stück sehr lohnender Arbeit geben; Du kennst übrigens bereits die Generosität unseres Gebieters. Obwohl Du noch reichlich mit Geld versehen sein mußt, habe ich Dir dennoch anbei ein nettes Wechselchen der englischen Bank auf 1000 Pfund, das Du in Papiti oder in irgend einem anderen Orte der Welt, wo es Thaler und Guineen gibt, realisiren kannst, als Abschlagungszahlung für Deine bereits geleisteten und noch zu leistenden Dienste zu senden.

„Der Agent, welchen Du zu Papiti mit der Ueberwachung

der flüchtigen Lady und des liederlichen Majors beauftragen wirst, muß auf alle Fälle sich zum Reisebegleiter der Beiden machen, falls die junge Frau vor unserer Ankunft Tahiti, wo wir in etwa drei Monaten einzutreffen gedenken, das Weite suchen sollte.

„Was die schöne Durga betrifft, hinsichtlich welcher Du um weitere Verhaltsmaßregeln ansuchst, so findet Seine Herrlichkeit es eben noch nicht an der Zeit, eine definitive Entscheidung zu treffen. Ueber ihren Liebhaber Master Henry Burton sind noch keine entsprechenden Berichte aus Europa eingetroffen. Du weißt ja, welches Bewandtniß es mit diesem Manne eigentlich habe, und in welchen ihm selbst unbekannten Beziehungen er zu den Dundonald's steht. Du weißt es, weil der Zufall wollte, daß gerade ihr, Du und Deine Frau, als Werkzeug gewisser Machinationen gedient habet. Burton könnte, wie die Dinge jetzt stehen, ein wesentliches Hinderniß bei der Verwirklichung jener Pläne werden, welche der Earl zu Gunsten Henry Morgan's im Schilde führt. Wie Dir wohl bekannt, ist Sir Baldwin ein Mann der größten Vorsicht, und deshalb nur dann für drastische Maßregeln, wenn alle anderen Mittel fehlschlagen würden; er betrachtet daher die Frage: auf welche Weise Master Burton unschädlich zu machen sei, noch für eine ganz offene. Er hofft einen blutigen Ausweg durch eine geschickte Liebes-Intrigue vermeiden zu können, und darum ließ er auch Durga entführen, welche der Preis seines Verzichtes auf große Ehren und Reichthümer sein soll. Uebrigens ist dies vor der Hand nur die eine Eventualität; im äußersten Falle wird man vor anderen Mitteln nicht zurückschrecken, wenn nur dadurch Henry Morgan's Zukunft in der erwünschten Weise erreicht werden kann.

„Ich kann Dir also, lieber Hemsen, betreff der ehemaligen Devadasi, mit bestem Willen keine neue Ordres ertheilen. Halte sie auf Maitia noch bis auf Weiteres den Augen der ganzen Welt entzogen und behandle sie in jeder Beziehung gut und anständig; Henry Burton darf nicht durch etwaige seiner Geliebten widerfahrene Insulten zum Hasse und zur Rache gereizt werden, im Gegentheile soll das Mädchen bei den dereinstigen Verhandlungen einen der Hauptfactoren bilden, um den „Verstoßenen“ zum Verzichte aller seiner Rechte zu bewegen.

„Ich muß schließen, damit dieser Brief nicht die Abfahrt des

Packetbootes versäumt, welches in einer Stunde hier in Sidney die Anker lichtet, um nach Papiti zu segeln.

„Dich und die Deinigen bestens grüssend, verbleibe ich euer ergebenster Freund und Leidens-Camerad

Simson m/p.“

Durga's Busen hob sich immer stärker, je weiter sie in dem seinem Inhalte nach ihr nicht ganz verständlichen Briefe las. Nur der eine Gedanke, daß möglicher Weise das Leben Ihres theuren Henry bedroht sei, stand vollkommen klar vor ihrer Seele und machte sie erzittern. Alles Andere schien ihr nebensächlich. Der Entschluß, von Maitia zu fliehen, schien ihr nunmehr eine Pflicht, die sie ihrem Geliebten gegenüber zu erfüllen hatte. Und noch in dieser Stunde sollte das Wagniß unternommen werden. Auf Papiti hoffte sie Theilnahme und Unterstützung auch von Seite der Lady Dundonald zu finden, welche offenbar von einer geheimen Gefahr umgeben war und Durga für die rechtzeitige Warnung sehr dankbar sein mußte.

Durga steckte den Brief Simson's zu sich, und begab sich in ihre Hütte, um dort rasch ihre nothwendigsten Effecten, etwas Mundvorrath und den Beutel mit Goldstücken, welchen ihr Burton beim Abschiede gegeben hatte, in eine der beiden kleinen Jollen zu schaffen, in der sie sofort die Flucht antreten wollte.

Günstiger konnte auch in der That die Gelegenheit sich nicht sobald darbieten. Die Trunkenheit der gesammten Familie Hemsen war heute eine totale. Vor sieben bis acht Stunden stand das Erwachen der Schläfer nicht in Aussicht. Sie konnte also einen bedeutenden Vorsprung gewinnen, den selbst mit doppelten Rudern und Segeln Hemsen Vater und Sohn nicht mehr einzuholen vermochten.

Entschlossen stieß Durga die Jolle von Maitia's Gestade ab. Die Strömung erwies sich ihr sehr günstig, so daß sie fast gar nicht zu rudern brauchte, um das kleine Eiland binnen einer Stunde aus dem Gesichte zu verlieren. Sie hatte aus dem langen Umgange mit den Hemsen zur Nothdurft gelernt, wie man ein Ruder handhaben müsse, um das Schiff nach dieser oder jener Richtung zu lenken und es dabei zugleich vorwärts zu bringen. Durga machte zwar alsbald die Erfahrung, daß Wissen und Können, namentlich auf physische Dinge angewandt, nicht ein und dasselbe seien, aber schnell fand sie sich in die erforderliche Fertigkeit hinein, und mit Vergnügen nahm sie, als der Morgen graute, wahr, daß sie wirklich die rechte

Richtung eingehalten habe; der beinahe 8000 Fuß Ruana, dessen stets in Wolken gehüllte Spitze noch nie, ungeachtet des ausgesetzten hohen Preises, je von einem menschlichen Fuße betreten wurde, tauchte ganz deutlich aus dem Meere empor; mit Anbruch der Nacht durfte sie hoffen, auf der Insel Tahiti selbst an irgend einem Punkte zu landen. Wo, war ihr so ziemlich gleichgiltig; mit Geld in der Hand, konnte es nicht schwer fallen, die Stadt Papiti schnell und ungefährdet zu erreichen.

Wie auf einem glänzenden Schilde liegt Tahiti, gleichsam auf der Fläche des Meeres schwimmend. Auf der östlichen Seite ist es durch ein etwas niedriges Vorgebirge mit einem anderen ebenso hohen, aber weit weniger umfangreichen Felsen vereinigt. Von dem genannten gigantischen Berggipfel laufen nach allen Seiten schmale beinahe messerscharfe Rücken, wie erstarrte Lavaströme, zwischen welchen tiefe Abgründe gähnen, auf deren Grunde wundersam geformte Felsenspitzen sich wie unübersteigliche Mauern erheben.

Aber alle diese Thäler und diese, auf den ersten Anblick wilden, nackten Berge haben keinen rothen verdorrten Erdboden, keinen verbrannten Graswall, wie manche andere gepriesene Gegenden Oceaniens. Bis zu den Gipfeln haben sich die Berge in einen dichten grünen Mantel eingehüllt und in den Thälern tragen die Gewächse ein solches Gepräge von Ueppigkeit, daß nur die tropischen Urwälder mit ihnen verglichen werden können.

Den Strand entlang, unterhalb dieser hohen Bergkämme, breitet sich ein flacher Landstrich aus, wo bebaute Felder, Bambushäuser, Haine von Kokospalmen und Brodfruchtbäumen Zeugniß geben von der Arbeit und dem Wohlbefinden des Menschen. Und dieses ganze Prachtgemälde, ausgeführt vom höchsten aller Künstler, ist in einem Rahmen von niedrigen Korallenriffen eingefaßt, an welchen die Wogen sich in nie ruhenden, nie schweigenden Brandungen brechen, die hier eine Wehre bilden, gegen welche jede von Menschenhänden aufgeführte Hafenanlage als ein stümperhaftes Werk erscheint, und in deren Schutz die stille Lagune des Strandes, des Thales und der Berge schöne Formen mit wunderbarer Treue in einem eigenthümlichen wahrhaft zauberischen Kolorite wiederspiegelt.

Papiti, die Hauptstadt von Tahiti, liegt in einer solchen stillen Lagune, nächst dem Vorgebirge Venus, welches Cook

durch seine weltberühmten Beobachtungen des Planeten Venus verewigt hat.

Den Strand entlang, erstreckt sich der am meisten zusammenhängende Theil der Stadt Papiti. Einzelne Häuser sind einigermaßen im europäischen Styl, wiewohl aus Holz, niedrig und klein. Eine Ausnahme hiervon macht ein großes Gebäude mitten im Hafen, das wie eine Kirche aussieht, aber die Bäckerei und die Magazine für die französische Besatzung enthält. Neben diesem liegen die Kasernen, sowie das Gouvernement-Gebäude und der Palast der Königin.

Der größte Theil der Häuser gehört jedoch den Eingebornen und liegt in kleinen Gruppen von acht bis zehn Häusern zwischen wogenden Palmen, Brodfruchtbäumen und blühendem Gebüsch. Sie sind aus zwei bis drei Ellen hohen und zwei Zoll dicken Bambusstöcken, die in einem länglichen Kreise (Elypse) in einer Entfernung von einem Zoll von einander in die Erde gesteckt sind, erbaut, wodurch ein kühlender Luftzug im Innern der Hütte hervorgebracht wird. Das Ganze ist von größeren Bambusrohren oder kleineren Stäben des Brodfruchtbaumes gestützt und mit Stricken von Bast zusammengebunden. Man bedeckt die Hütte mit einem zierlichen, sorgsam zusammengefügten Dache von Padanusblätter, das ebenso dicht als dauerhaft und hübsch ist; die Häuser haben daher hier nicht jene schwere Heuschoberform wie auf andern Südsee-Inseln, sondern ein leichteres und luftigres, oft sogar elegantes Gepräge.

Man findet sich überhaupt in ein Land versetzt, das mit Recht für eines der am herrlichsten ausgestatteten auf der ganzen Erde gilt, wo man im vollen Maße das dolce far niente eines sorgenfreien Lebens ohne alle jene Mühe und Besorgniß für die Erhaltung des Daseins genießt, womit man an anderen Orten stets im Kampfe liegt und wodurch der Geist immerfort rege erhalten bleibt.

Innerhalb der Häuser findet man keinen großen Ueberfluß an Luxusgegenständen, welche in einem minder gesegneten Clima die Menschen für nöthig halten, um Wohlbefinden hervorzurufen.

Der Fußboden ist meistens mit Blätter und Blumen bestreut, die die Hütte mit duftendem Wohlgeruche erfüllen, oder auch mit Matten belegt, worauf die ziemlich sorglosen Bewohner den Tag und das Leben verträumen; große Kissen, niedrige Schemel, einige höchst einfache Gefäße, zahlreiche Koffer und Kisten mit chinesischen Zierathen, reine Betten mit weiten Vorhängen und bunten Teppichen machen das

ganze Meublement aus. Man braucht ja auch nicht viel mehr, um gemächlich zu speisen und zu schlafen, zwischen welche wenig ermüdende Beschäftigungen das Leben hier getheilt ist. Man röstet wilde Bananen, Brotfrucht und Schweinefleisch über einigen in der Regel unter freiem Himmel außerhalb der Hütte in Kreisform aufgestellten Steinen; um die Mahlzeit zu genießen, läßt man sich auf Schemel nieder, und während der Verdauung streckt man sich auf Betten oder Matten aus.

Hinsichtlich der Kanaken — so werden hier wie auf den Sandwichs-Inseln die Eingeborne genannt — stimmen alle Reisenden überein, daß es hübsche, gutmüthige, wohlwollende und frohe Menschen sind, welche man nicht sehen kann, ohne von ihnen ein wenig eingenommen zu werden.

Die Männer sind kräftig, von herrlichem Körperwuchs und wenn es sein muß auch ausdauernd. In der Stadt tragen die Eingebornun weiße linnene Beinkleider und gestreifte Hemden; aber auf dem Lande ziehen sie es vor in ihrer alten Nationaltracht herumzugehen, das heißt völlig nackt, blos mit einem Stück bunten Zeugs um die Lenden.

Man kann sich nichts Vergnüglicheres denken, als in aller Ungenirtheit in ihre einfache Wohnung zu treten, sich auf die weichen Matten niederzulassen und eine Conversation einzuleiten, welche freilich von beiden Seiten, was den Wortlaut betrifft, nicht vollkommen verstanden wird, aber im vollsten Maße durch die Lebhaftigkeit und die ausdrucksvollen Geberden dazu beiträgt, das gute Verständniß zu erhöhen.

Begibt man sich von Papiti nach dem Inneren der Insel so muß man vorerst eine kleine Wildniß überschreiten, bis man zu dem Eingange eines Thales gelangt, welches von einem brausenden Bergstrom durchrauscht wird. Der Charakter der Vegetation ist hier großartig. Das Thal wird immer schmäler, die Berge ziehen sich immer mehr und mehr zusammen, bis sie hoch, finster und ernst ganz über dem Haupte des Wanderers zu hängen scheinen, kaum so viel Platz übrig lassend, daß der schnelle Strom sein klares frisches Wasser über das Steinbett fortwälzt.

Setzt man durch dieses tiefe und enge Thal den Weg fort, wobei man mehrmals den Bergstrom übersetzen muß, so langt man endlich am Fuß der hohen Berge an, und nun geht es empor

im Zickzack, am Rande gähnender Abgründe und senkrechter Felswände. Und bis hier hoch hinauf in die Lüfte überall, wo nur ein Körnchen Erdreich Platz gefunden, eine üppige, stets frische Vegetation! Fürwahr kein Lob, das man über Tahiti's Natur verschwendet, keine Schilderung, welche sein Clima und dessen Producte verherrlicht, kann übertrieben sein; die flammendste Phantasie findet hier ihre kühnsten Träume in wundervolle Wirklichkeit verwandelt.

Ist man endlich so weit emporgeklommen, um eine freie Aussicht auf den 8000 Fuß hohen Berg Ruana zu gewinnen, dessen wir bereits als unbesteigbar erwähnten, so sinken vor unserem Blicke alle übrigen Bergmassen von Tahiti, selbst tausend Fuß hohe Felsen, zu Unbedeutendheiten herab.

Unten in der schwindelnden Tiefe das schmale, zwischen den Bergen eingeklemmte Thal mit seinem weißschäumenden, beständig in kleinen Wasserfällen hüpfenden Felsenstrom, dort die lächelnde fruchtbare Ebene mit ihren Hütten und Plantagen, Papiti mit seinen malerischen Stadtvierteln und schattenreichen Hainen, der Hafen mit Schiffen und seinen kleinen lieblichen Inseln, die Koralenriffe, weiß von den schäumenden Brandungen, und zuletzt das blaue Meer, dessen Unendlichkeit fern am Horizonte von den schwachen Umrissen der „Gesellschafts-Inseln“ begrenzt wird! Diese Aussicht ist so großartig, so unbeschreiblich und so schön, daß sie, einmal gesehen, unauslöschlich in der Erinnerung mit allen den Eindrücken von Erstaunen und Freude haftet, welche zu fühlen dem Menschen überhaupt gegeben ist. — — —

Mit diesen Riffen, deren wir als ein Schutzwall Papiti's erwähnten, hat es überhaupt ein ganz eigenes Bewandtniß. Die meisten Inseln der Südsee haben dicht an ihren Ufern einen schmalen Kranz von Korallenbänken, während wieder längs der größeren Küsten, z. B. Australiens, in einer Entfernung von fünf bis zehn Meilen mächtige Korallenriffe eine oft 300 Meilen lange Barre bilden. Und wiederum finden sich andere Inseln, auf denen sich, gleichlaufend mit dem Uferrande, aber hoch über dem höchsten Wasserstand, hohe und breite Wälle von abgestorbenen Korallen finden.

Von allen diesen Bildungen sind die Lagunen-Inseln bei weitem die merkwürdigsten und haben daher auch am meisten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Tausende von Inseln der Südsee zeigen alle dieselbe Erscheinung; alle nur wenige Fuß über dem Meere er-

haben, welches außerhalb eine unergründliche Tiefe zeigt, alle ringförmig ein Wasserbeken einschließend, alle mit Ausschluß jedes anderen Stoffes, nur aus dem Baue noch lebender Korallen, aus den Bruchstücken des von der Brandung Zerstörten gebildet und aus dem von derselben Gewalt zu Staub zermahlenen Stücken mit einem glänzend weißen Sand bedeckt. Hier ist nichts als der kohlensauere Kalk des Polypenstockes als Bruchstück oder Sand. Dieses Land von Polypen, unter Wasser gebaut und nur durch die von den Wellen heraufgeschleuderten Bruchstücke bis über die Fluthmarke erhöht, muß von denselben Wogen, denen es seine Entstehung verdankt, auch bepflanzt und bevölkert werden. Die Welle trägt Samen, trägt ganze noch lebende Bäume heran, mit den letzteren wohl auch eine Eidechse, einige Insekten; Wasservögel mancher Art beleben den noch dürftigen, erst allmälig mit Vegetation sich deckenden Streifen Landes. Die Kokos- oder Keelingsinsel hat unter ihren zwanzig Pflanzen einige, die ihr von Java und Australien zugeführt wurden, was doch nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß die javanischen Samen vom Nordwest-Monsun bis an die Küste Australiens getrieben und von hier in Begleitung australischer Samen durch den Südost-Passat an die Keelingsinsel gelangten, nachdem sie also eine Reise von 2400 englischen Meilen auf den Wellen treibend zurückgelegt.

Die ältesten Reisenden glaubten, daß der ganze Bau aus den Tiefen des Meeres von den Korallenthieren aufgeführt sei, eine Ansicht, die aber bald als falsch anerkannt wurde, weil die felsenbauenden Korallen nicht tiefer als etwa fünfzig Fuß unter dem Meeresspiegel leben können. Später meinte man, daß die Korallen auf dem Kraterrande großer submariner Vulkane ihren Bau aufführen. Man übersah hier die auffällige Unwahrscheinlichkeit, daß die Südsee so viele tausende von untermeerischen Vulkanen besitzen sollte, die alle ganz genau von gleicher Höhe seien.

Erst von Charles Darwin, welcher in den Jahren 1832 bis 1836 den Capitän Fitzroy auf seiner Reise um die Welt begleitete, wurden alle die erwähnten Thatsachen im Zusammenhange aufgefaßt und in eine erklärende Theorie verbunden.

Die Grenze des Korallenwachsthumes nach oben ist durch den niedriegsten Wasserstand gegeben, da sie von Sonne und Luft getroffen, sogleich absterben. Sie bauen niemals im trüben, niemals im ruhigem Wasser, sondern wunderbarer Weise nur inmitten der hef-

tigsten Brandung, so daß hier die Kraft des Lebendigen einen siegreichen Kampf mit der sonst die härtesten Felsmassen zerstörenden Kraft der Welle besteht.

Alle diese Eigenheiten erwägend, kam Darwin zu dem überraschenden Schlusse, daß das wesentliche, allen diesen Erscheinungen zu Grunde Liegende nicht das Aufbauen der Korallen, sondern vielmehr eine allmälige Hebung oder Senkung des Bodens sei, auf welchem die Korallen ihren Bau zuerst begannen.

Denken wir uns eine Insel im Gebiete der felsenbildenden Korallenpolypen, so werden sich diese rings um dieselbe herum ansetzen und ihren Bau beginnen, u. z. in einer solchen Entfernung vom Uferrande, daß die durch die Wellenbewegungen am Strande hervorgebrachte Trübung des Wassers die fleißigen Thierchen nicht mehr stört. Haben dieselben auf diese Weise bis zur Höhe des niedrigsten Wasserstandes eine Felsenbank um die Insel herum aufgeführt, so können sie höchstens noch nach außen in die Breite bauen. Nun machen aber auch die Wogen ihre Macht geltend, reißen manches Stück von den Koralleninseln ab, und werfen es auf die Bank hinauf, wodurch die Zwischenräume ausgefüllt und verkittet werden. Hebt sich nun eine ganze Insel, wie z. B. Tahiti, durch vulkanische Kräfte langsam aus den Fluthen, so sterben die Korallenthiere an der Luft ab und die mittleren höheren Theile der Insel sind dann von einen Kranz von Korallenfelsen und Klippen umgeben, außerhalb deren erst der flachere Strand beginnt.

Weit mannigfaltiger aber werden die Bildungen, wenn die Insel, nachdem sie von einer Korallenbank umsäumt ist, statt sich zu heben, sich senkt. Das Land ist im solchem Falle unwiederbringlich im Ocean verloren, nicht so das Korallenriff, denn so wie dasselbe in die Fluth eintaucht, gewinnen die Polypen immer wieder Raum zum Höherbauen. Auf diese Weise entsteht um die versinkende Insel eine ringförmige Korallenbank, welche ein gegen die Brandung und den Wellenschlag gesichertes Binnenwasser einschließt.

Selbst hingerissen von dem Zauber des paradiesischen Tahiti vergessen wir ganz der armen Durga, um deren Schicksal wir uns nun sogleich näher bekümmern wollen.

Die Meeresströmung, welche sich bisher der Fliehenden so günstig erwiesen und ihren zarten Händen fast jede Kraftanstrengung erspart hatte, sollte ihrer Unerfahrenheit aber leider sehr bald gefähr=

lich werden. Durga besaß keine Ahnung von den zahllosen Riffen, welchen sie sorglos zutrieb; sie freute sich vielmehr, daß die Strömung plötzlich auffallend zunahm und ihre Jolle pfeilschnell dahin zu schießen begann. Auf diese Weise mußte sie Tahiti, das immer deutlicher aus dem Meere emportauchte, schon in den Nachmittagsstunden erreichen.

Aber, oh wehe! Auf einmal war Durga's kleines gebrechliches Fahrzeug in einen Wirbel gerathen, und zu ihrem Entsetzen gewahrte sie jetzt, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt auf einen Riff von geringem Umfange zugetrieben wurde. Umsonst legte sie jetzt beide Ruder ein und arbeitete, daß ihr der Schweiß von der Stirne quoll. Die Brandung erfaßte das Schifflein, dessen ohnehin schon halbmorsche Rippen unter der Gewalt des Anpralls an die spitzen Felsen brachen. Mit genauer Noth vermochte Durga ihr Leben zu retten, indem sie, während die Jolle rasch Wasser fing und unterging, sich an einen Felsenvorsprung anklammerte und dann auf das Plateau hinaufschwang. Ihr Bündel mit den Kleidern und die Mundvorräthe wurden von der See verschlungen. Sie besaß nichts als den leichten Anzug, den sie am Leibe trug, das Beutelchen mit Gold, das jetzt für sie weniger Werth besaß als eine Krumme Brotes und den merkwürdigen Brief Simson's.

Mit Schaudern überdachte die arme Durga das Entsetzliche ihrer Lage. Der Riff, auf welchem sie sich befand, maß kaum hundert Schritte im Umfange und bot nicht das Mindeste dar, um hier ein menschliches Leben zu fristen, einige Muscheln etwa ausgenommen, welche die See beim letzten Sturme auf das Plateau hinaufgespielt hatte aber bereits längst, wie ihr penetranter Fäulnißgeruch bewies, völlig ungenießbar geworden waren.

Die Schiffbrüchige begriff, daß sie auf diesem Riffe binnen wenigen Tagen elendiglich umkommen müßte. Auf Rettung durch ein Schiff war nicht zu denken. Wie Durga jetzt erst, u. z. zu spät, begriff, befand sie sich inmitten jener viele Quadratmeilen umfassenden Klippenregion, deren Master Hemsen in seinen Gesprächen schon so oft Erwähnung gethan. — Selbstverständlich wurde also diese Gegend von jedem Fahrzeuge ängstlich gemieden.

Die arme Durga war so niedergeschlagen, so rathlos, daß sie sich der Länge nach auf den harten Felsboden mit verzweiflungsvoller

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Zu

Wasser und zu Land

Roman

von

Arthur Storch.

Illustrirt.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.



Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1872.

Erstes Capitel.

Unter den Mormonen.

Der amerikanische Humbug, der auch auf religiösem Gebiete seine reichen Ernten hält, hat in dem Mormonenthum eine seiner glänzendsten und überraschendsten Leistungen aufzuweisen. Seit Mohamed ist kein so abenteuerliches, sonderbares, ja widersinniges Religionssystem hervorgetreten, als das der Mormonen. Der Mormonismus konnte auch nur in Nordamerika entstehen, wo zahllose Secten nebeneinander leben und jeder Sectenstifter volle Freiheit genießt.

Im Jahre 1831 zählte die neue Secte der Mormonen fünf Gläubige, und im Jahre 1853 bereits 300.000! — Der Stifter dieser neuen Religion ist Joseph Smith, geboren 23. Dezember 1805; er gehörte dem Handelsstande an und war ein Mann ohne alle höhere Bildung. Er lebte in einem kleinen Dorf der vereinigten Staaten und ward durch puritanische Wanderprediger in seiner Phantasie aufgeregt. Er hörte die verschiedensten Lehrsätze vortragen und fand in seinem Geiste keine innere Harmonie. Er kam dahin, alle bestehenden Culte für gleich falsch zu halten und beschloß, einen neuen zu gründen.

Da Wunder und Engelerscheinungen die Gründung einer neuen Secte sehr wesentlich erleichtern, wie die Entstehungsgeschichte aller Religionen beweist, so war auch Josef Smith um den erforderlichen Humbug nicht verlegen.

Am 21. September 1823 besuchte ihn, wie er salbungsvoll erzählte, der Herr in seiner Wohnung. In hellem Lichtglanz erschien

ein Engel und brachte ihm die frohe Botschaft, daß ein neues Friedensreich auf Erden beginnen soll; Smith solle das neue Evangelium aller Welt verkünden; das heilige Buch, worin die Propheten der nach Amerika ausgewanderten Stämme des Volkes Israel Alles verzeichnet hätten, sei noch vorhanden und solle von ihm an's Licht gebracht werden.

Als Smith am andern Morgen an seine Tagesarbeit gehen wollte, stand der Engel abermals vor ihm, hieß ihn mitzugehen und führte ihn zu einer Bergesvertiefung in der Nähe des Dörfchens Manchester, wo von fünf geglätteten Steinen eingeschlossen das heilige Buch ruhete.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich Smith vom heiligen Geist erleuchtet; er schauete die Glorie des Herrn und der Himmel that sich vor ihm auf. Dann aber zog auch der Fürst der Finsterniß mit zahlreichem Gefolge an ihm vorüber und der Engel sprach:

„Das ist Alles Dir gezeiget worden, die Herrlichkeit Gottes und die Nacht der Finsterniß, das Heilige und das Unreine, damit Du fortan Beides unterscheiden mögest und der Böse nicht mehr Gewalt über Dich bekomme. Das Buch, das vor Dir liegt, kannst Du aber erst bekommen, wenn Du Dich in einem heiligen Leben geübt hast." — — —

Erst nach vier Jahren, am 22. September 1827, führte der Engel den Propheten des neuen Glaubens wieder nach dem Hügel Cumocat und übergab ihm die heilige Urkunde. Es waren viele in Goldglanz schimmernde Metallplatten mit zierlichen ägyptischen Hieroglyphen, durch drei hindurchgezogene Ringe zusammengehalten. Dabei lag ein Urim und Thumim (das Brustschild des jüdischen Hohenpriesters) bestehend aus zwei durchsichtigen Steinen, klar wie Krystall, und in zwei Bogenränder gefaßt. Dies ist die wunderbare Brille von Krystallglas, mit deren Hilfe man alle unbekannten Sprachen lesen kann, auch wenn man sonst nichts von ihnen versteht (!). — Mit dieser Zauberbrille ausgerüstet, konnte dem neuen Propheten die Uebersetzung der heiligen Tafeln nicht schwer fallen, und im Jahre 1830 wurde die erste große Ausgabe des „Buches der Mormonen" veröffentlicht.

Vieles darin ist aus der Bibel entlehnt, und dies ist das einzige Werthvolle; alles Uebrige ist ein wunderliches und abgeschmacktes Gewebe von Geschichten und Prophezeiungen über die Ankunft des

Messias, der, nachdem man ihn in Judäa gekreuzigt hatte und nachdem er dort vom Tode auferstanden war, in Amerika erschien, um seine Lehre zu verkünden und Apostel einzusetzen, und erst dann gegen den Himmel fuhr.

Drei Völker figuriren in dem Buche der Mormonen: das Volk Jared, dessen Ahnen nach der babylonischen Sprachverwirrung in Amerika einwanderte; das Volk Sarahemla, das zur Zeit des Königs Zedekia Jerusalem verließ, als dieser König in Gefangenschaft gerieth; endlich das Volk Lehi, das am Anfange der Herrschaft Zedekia's aus der heiligen Stadt auswanderte und nach Amerika zog. — Lehi war ein Nachkomme Joseph's, des Sohnes Jakob's; einer seiner Söhne ward Nephi, der andere Laman genannt. Der Letztere war gottlos und glaubte nicht an Moses und die Propheten. Die Lamaniten scheueten die Arbeit und liebten nur die Jagd, wohnten nur in Zelten und trugen einen Gürtel um den Leib. Ihre Haut färbte sich schwarz.

Die Nephiten hingegen bauten das Land und behielten ihre weiße Farbe. Sie waren anfangs glücklich; als sie aber das Gesetz mißachteten, fielen die Lamaniten über sie her und überwältigten sie. — Mit den Kindern Lehi beschäftigt sich die Mormonenbibel hauptsächlich. Das Volk Jared hat blos den geheimnißvollen Psalter mit dem Buche Ether hinterlassen.

Die Mormonenbibel besteht aus verschiedenen Abtheilungen, die nach den amerikanischen Patriarchen benannt werden, die sie verfaßt haben sollen; die letzte dieser Abtheilungen hat den erdichteten Propheten oder Patriarchen Mormon zum Verfasser, und von diesem hat die ganze Secte den Namen Mormonen erhalten. Ihre Anhänger nennen sich selbst die „Heiligen des jüngsten Tages“.

Die eigenen Verwandten Smith's waren die ersten, welche dem neuen Propheten huldigten. Er taufte die Gläubigen, und ließ zu diesem Zwecke einen Teich ausgraben. — Das Volk zerstörte diesen Teich einige Zeit darauf wieder, schalt Smith einen Gauner und Betrüger, doch er trat furchtlos vor die Menge und erklärte mit aller Festigkeit, daß der Herr ihn zum Werkzeuge der Errichtung des „Neuen Zion“ ausersehen habe.

Er legte unumwunden ein Bekenntniß seiner früheren Sünden ab, fügte aber hinzu, daß ihm auch die Vergebung seiner Sünden zu Theil geworden sei.

„Ich bin," sagte er, „ungelehrt, ohne Schulbildung; war aber der heilige Petrus nicht eben so unwissend, wie ich? Johannes und die übrigen Apostel, waren sie nicht von eben so niedriger Geburt wie ich? Was Gott einmal gethan hat, kann er das nicht zum zweitenmale thun?"

Dieses Auftreten und die Schwärmerei, die aus Smith's ganzem Wesen sprach, verblüffte die flachköpfige Menge. Am 6. April 1830 wurde die erste Mormonen-Gemeinde eingerichtet und im Jahre 1833 war sie schon so gewachsen, daß sie es für gerathen hielt, nach dem Staate Missouri auszuwandern und dort Land zu kaufen.

Die Heiligen des jüngsten Tages mußten aber Schulden machen, und da die Gerüchte über ihre Weibergemeinschaft und sonderbaren Sitten das Volk aufreizten, waren sie ihres Lebens nicht sicher. Mehrere von ihnen wurden getheert und gefedert, Andere todt geschlagen, so daß sie abermals aufbrechen und weiter ziehen mußten. Sie ließen sich in der Grafschaft Clay, am entgegengesetzten Ufer des Missouri, nieder.

In dieser Gegend blieben die Mormonen etwa drei Jahre, und während dieser Zeit traten viele zu ihrem Glauben über, namentlich aus dem unwissendsten Theile der Bevölkerung. — Da nach den Lehren der Mormonen alle wahrhaft Gläubigen die Gabe besitzen, Wunder zu thun, so forderte man eines Tages Joë Smith auf, er solle nur ein einziges Wunder verrichten, damit alle Zweifler eines Besseren belehrt würden.

Der Prophet nahm dreist die Herausforderung an und verkündete, daß er an einem bestimmten Tage den Missouri in seiner ganzen Breite überschreiten werde, ohne auch nur die Sohlen seiner Schuhe zu benetzen. — Die neugierige Menge fand sich zahlreich am Ufer ein, der Dinge harrend, die da kommen würden.

Die Mormonen stimmten Lobgesänge zur Ehre ihres Propheten an und waren im Voraus stolz auf das Wunder, das zu verrichten er sich vorgenommen hatte. Waren doch schon manche Kranke, denen der Prophet und seine Apostel die Hände aufgelegt hatten, wieder gesund geworden; der trotzdem Gestorbenen geschah natürlich keine Erwähnung; warum sollte also Smith nicht auch noch andere Wunder verrichten können?

Joë Smith, der ein großer stattlicher Mann war und eine

donnernde Stimme besaß, erschien und hielt folgende Ansprache an das Volk:

„Meine Brüder, dieser Tag ist für mich ein glücklicher Tag, aber auch für Euch, für Alle, welche den wahren Glauben, den wir bekennen, lieben und achten. Der Tag ist gekommen, an welchem ich durch ein Wunder vor den Tausenden der Gläubigen, die mich umgeben, die Wahrheit der Lehre, die ich verkündet habe, beweisen will. — Ihr fordert von mir, ich solle durch ein Wunder beweisen, daß Gott mich zum Erben der Gewalt gemacht hat, die er vor Zeiten seinen Propheten gegeben. Diese Gewalt, ich sage es Euch, gehört nicht mir allein zu, sie ist ein Eigenthum Aller, die da glauben wie ich.... Ich habe den Glauben, und daher die Macht Wunder zu thun.... der Glaube ist es, der mich trockenen Fußes über die Gewässer dieses großen Flusses gehen läßt.... aber um dieses Wunder sich begeben zu sehen, ist es vor Allem nothwendig, daß Ihr an Euch selber glaubt, wie ich an mich.... Habt Ihr diesen Glauben an Euch selbst?"

„Ja, ja!" schrie die Menge in Neugierde und Aufregung, denn nun ging wahrscheinlich das heiß ersehnte Wunder endlich in die Scene.

„Habt Ihr Glauben an mich, glaubt Ihr, daß ich dieses Wunder verrichten kann?" fuhr Joë Smith sehr ernst fort, und die Menge schrie enthusiastisch:

„Ja, ja, wir glauben es, wir glauben es!"

„Sonach also," sagte Smith, indem er vom Ufer zurücktrat, „beweist Euch der Glaube vollkommen, daß ich das Wunder thun kann.... Allein es beweist nicht, daß ich es heute thun muß... das Wichtigste aber ist und bleibt, daß von heute an aller Zweifel aus Euerer Seele verbannt ist."

Mit diesen Worten entzog sich der Prophet der Menge. An Spott- und Schmähreden fehlte es natürlich nicht; er wurde sogar zur Strafe für die geschilderte Fopperei getheert und gefedert und weidlich durchgeprügelt. Aber diese Lection sowie andere zahlreiche Verfolgungen stählten nur seinen Muth und er blieb unerschütterlich.

Seine Gemeinde suchte Schutz im Staate Illinois, am östlichen Ufer des Mississippi, kaufte in der Grafschaft Hancok Land und begann im Frühjahr 1840 die Stadt Nauvoo zu bauen, die schon binnen vier Jahren die größte im Staate war und 20,000

Einwohner, zählte. — Der Tempel, den man errichtete, war von nicht geringer Pracht — 128 Fuß lang und 77 Fuß hoch. Er stand auf einer Anhöhe und konnte an 30 englische Meilen weit gesehen werden. Im Innern befand sich ein großes Taufbecken, die See Salomoni's darstellend, aus Stein gemeiselt und ruhend auf dem Rücken von zwölf gleichfalls aus Stein gehauenen Ochsen.

Es kam aber auch hier bald zu Reibungen mit den benachbarten Ortschaften; diese griffen zu den Waffen und wurden von den alten Feinden der Mormonen am Missouri unterstützt; fast täglich fanden blutige Angriffe auf die Mormonen statt, in deren Mitte noch überdies Zwietracht herrschte, so daß einige „Heilige" abfielen und den Propheten der gröbsten Verbrechen anklagten. Dennoch verlor Smith den Muth nicht; er hatte seine Gläubigen wehrhaft gemacht und vertheidigte sich tapfer. Seine Absicht war, eine große Legion von Kriegsmännern heranzubilden und dann das gelobte Land in Missouri zu erobern, um dort das neue Jerusalem zu gründen.

Der Gouverneur in Carthago, H. Ford, bewog, um dem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun, den Propheten Joseph Smith und auch seine Brüder, sich freiwillig vor dem Grafschaftshof zu stellen und verbürgte, daß nichts Ungesetzliches gegen die Mormonen und ihr Haupt geschehen solle. — Smith ging unter trüben Ahnungen nach Carthago; er ward mit seinem Bruder Hyram und seinem Freunde John Taylor in das Stadtgefängniß eingesperrt, während der Pöbel, der einen Proceß nicht abwarten mochte, drohend in den Straßen lärmte und tobte.

Am Morgen des 16. Juni 1844 besuchte sie der Gouverneur im Gefängniß und versicherte sie seines Schutzes gegen jede Gewaltthat.

Bald verbreitete sich das Gerücht, die Mormonen würden freigesprochen und der Gouverneur wäre auf ihrer Seite. — Am Abende des folgenden Tages rückte eine Mörderbande von etwa zweihundert Mann, die sich alle das Gesicht geschwärzt hatten, um unkenntlich zu bleiben, vor das Gefängniß, erbrach die Thüren und drang in das Zimmer, wo eben Smith mit seinen zwei Genossen Berathung hielt.

Die Wüthenden schoßen. Hyram stürzte zuerst mit dem Ausrufe: „Ich bin ein Mann des Todes!" — Smith versuchte durch

ein Fenster zu entspringen, sank aber, von vielen Kugeln getroffen, mit den Worten: „O Herr, mein Gott!“ nieder und verschied alsbald. — John Taylor ward schwer verletzt, genas aber wieder von seinen Wunden.

Diese Meuchelmorde, weit entfernt, die Sache der Mormonen zu unterdrücken, brachten sie erst recht in Schwung. Joë Smith war ein Märtyrer geworden; an seinem Grabe verstummten alle Lästerungen. Da man nicht gleich seiner Leiche habhaft werden konnte, verglichen ihn seine Anhänger mit Moses und Christus, deren Leichname gleichfalls unsichtbar geworden seien.

Alle Mormonen traten unter die Waffen; Brigham Young, einer der zwölf Apostel der neuen Lehre, ward der Nachfolger des Propheten und führte die Schaar, die etwa 4000 Männer zählte, über die weiten Ebenen des Westens und über das Gebirge in das große californische Becken des Salzsee's, wo sie eine neue Niederlassung gründeten und am 24. Juni 1847 den Grundstein zu ihrem neuen Zion legten im Gebiete Utah oder Deseret, das ist Bienenstaat, wie sie es nannten.

Mit wahrem Bienenfleiß machten sie die dürre Steppe zum fruchtbaren Ackerland; ihre Stadt wuchs schnell und mit ihr die Menge der Gläubigen. Schon im Jahre 1854 zählten die „Heiligen des jüngsten Tages“ über 250,000 Anhänger und hatte ihre Gemeinde sich über alle fünf Erdtheile verbreitet. In Großbritannien haben sie zahlreiche Gemeinden, aus Schweden und Norwegen, Dänemark, der Schweiz, selbst aus dem Orient und Ostindien, von der Südsee und Australien strömten ihnen Gläubige zu; sie haben Muhamedaner, Brahminen und Buddhisten zu ihrer Kirche bekehrt; ihre Apostel durchreisen fort und fort die Länder der ganzen Erde, um die heiligen Schriften der Mormonen zu verbreiten und das neue Heil den Völkern zu verkünden.

Die Taufe ist den Mormonen ein Symbol der Vergebung der Sünden; darum taufen sie ihre Kinder erst in einem Alter von acht Jahren, wo der junge Mensch bereits zu sündigen im Stande. Die Erwachsenen, welche grober Sünden, das heißt Vergehen gegen die mormonischen Gesetze sich schuldig machen, können, wenn sie ihren Fehler aufrichtig bereuen, von Neuem getauft werden und dadurch ihre Sünden abwaschen. — Der fremde Proselyt wird erst bei seiner Ankunft in Utah getauft. — Ein zweites Sakrament ist bei ihnen

das sogenannte Endowment, die „Morgengabe", welche nur einzelnen Bevorrechteten zugestanden und sehr geheim gehalten wird.

Das ganze Gemeinwesen bildet einen Kirchenstaat, oder vielmehr eine kirchliche Republik, deren Bürger zugleich Priester sind und in den gottesdienstlichen Versammlungen das Recht haben, zu predigen, wenn der Geist sie dazu treibt.

Das geistlich-weltliche Oberhaupt der Mormonen gebietet über ein ganzes Heer von Geistlichen. Im Jahre 1862 zählte die mormonische Hierarchie 4 Präsidenten, 9 Apostel, 2000 Zionswächter, 805 Hohe-Priester, 1050 Aelteste, 552 Priester, 480 Lehrer und eine Menge von Diaconen und Candidaten. — Der Oberpriester darf nie das Land verlassen, wohl aber haben die Apostel das Amt, in die Länder der Heiden und armen Sectirer, wie die Christen genannt werden, zu reisen. In den Tochtergemeinden herrscht dieselbe Einrichtung, nur daß alle dem Oberpriester in Utah gehorchen.

Nach der Lehre der Mormonen kann das Weib nur durch den Mann selig werden, und es ist darum verdienstlich, wenn ein Mann mehrere Frauen nimmt. Jedoch hat nur die erste Frau im Hauswesen die Stellung der Hausfrau; sie ordnet Alles an und ihrer Weisung müssen die Anderen folgen.

Die „Heiligen des jüngsten Tages" sind keine Freunde des Kopfhängens, denn der Herr, sagen sie, wolle seine Kinder anständig und froh und glücklich sehen. Sie führen Schauspiele auf, lieben die Musik und den Tanz, und wenn sie ihre Bälle durch Gesang und Gebet eingeweiht haben, tanzt Alt und Jung, oft bis zum Uebermaß. Dagegen werden keine geistigen Getränke genossen und so finden bei ihren Festmahlen keine Unordnungen statt.

Das künftige Leben stellen sich die Mormonen als eine Verklärung des gegenwärtigen vor, doch herrschen noch verschiedene Meinungen, ob diese Verklärung auf der himmlischen Sphäre fortschreite oder, nachdem der jüngste Tag gekommen, diese Erde selber zum himmlischen Königreiche sich gestalte. In diesem Königreiche werden natürlich die Mormonen dann die erste Stelle einnehmen, doch sind sie freundlich genug, den Himmel auch denen zu öffnen, zu welchen die Lehre des Propheten Smith nicht kommen konnte; jedoch müssen diese Armen im Himmel mit einer niederen Stellung vorlieb nehmen.

Nach dem Muster des Familienlebens aus den Zeiten der Patriarchen ist auch das Familienleben der Mormonen ein patriarchalisches. —

Der Mann ist das priesterliche Oberhaupt der Familie, sein Wort und Wille ist für alle Mitglieder der Familie, insbesondere für die Frauen, Gesetz; Widerspruch wird nicht geduldet.

Von der Vielweiberei der Mormonen darf man keineswegs auf ein wüstes, zerfahrenes Leben schließen. Alles arbeitet mit dem größten Fleiße, und Niemand kann die Früchte seines Fleißes in Trink- und Spielhäusern verschwenden, weil solche Anstalten der Entsittlichung nicht geduldet werden.

Die Mormonenstadt bietet inmitten einer kahlen, baumlosen Gegend den Anblick einer freundlichen Oase. Ihre Straßen sind 130 Fuß breit, laufen in gerader Linie und durchschneiden sich in rechten Winkeln von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. — Die vier öffentlichen Plätze sind mit Springbrunnen und Bäumen verschiedener Himmelsstriche geschmückt. — Auf einem dieser Plätze steht der Tempel, der, wenn ausgebaut, alle übrigen Tempelbauten der Welt an Größe und Pracht übertreffen würde. — Einstweilen wird im sogenannten Tabernakel Kirche gehalten, einem Gebäude, dessen tiefliegendes Erdgeschoß zu einem Saale hergerichtet ist, in welchem sich die Bänke amphitheatralisch erheben. Ein von Weiden überschatteter Wasserkanal zieht durch jede Straße. — Jedes Haus steht zwanzig Fuß von der Straße ab und wird von einem Garten umgeben. Die Häuser sind sauber getüncht und im Innern durchgehends sehr reinlich gehalten.

Die Mormonenstadt hat eine Universität, in welcher außer der englischen Sprache auch die lateinische, griechische, französische und deutsche Sprache wie auch die der Gesellschafts-Inseln, wo die Mormonen viele Proselyten machen, gelehrt wird. — Mit einem Kostenaufwande von 20.000 Dollars hat man auch ein schönes Theater gebaut.

Der Utah-See wie auch sein Abfluß, der Jordan, wimmelt von Fischen, unter denen namentlich die gefleckte Lachsforelle ausgezeichnet ist und ein Hauptnahrungsmittel der Mormonen bildet. Die Salzseestadt liegt auf dem rechten Ufer des Jordanflußes, etliche Meilen südlich vom See, 4500 Fuß über dem Meeresspiegel.

Das „Buch der Mormonen," welches die Basis ihrer ganzen Lehre bildet, ist erwiesenermaßen eine grobe Mystification des „Propheten" Joë Smith. Es wurde nie aus einem Hügel ausgegraben, nie von einem Engel dem Smith mitgetheilt, nie in Gold- oder Kupfertafeln eingegraben. Es verhält sich damit also:

Ein protestantischer Geistlicher, Salomon Spaulding, dem sein Amt sehr viele Muse gönnte, schrieb einen historischen Roman über die Ureinwohner des amerikanischen Continents oder Abenteuer der zerstreuten Stämme Israels in Amerika. Das Buch war bereits unter der Presse, als den Verfasser der Tod ereilte. Das Manuskript blieb eine Weile lang in den Händen eines gewissen Paterson, Herausgeber eines Journals in Pittsburg, in dessen Diensten Sidney Rigdon stand, Mitschuldiger und Werkzeug des Joë Smith. Durch jenen ließ nun Smith das Manuskript heimlich copiren und das Original verschwand zuletzt. Die Aussagen der Witwe Spaulding's erhärten das Plagiat Smith's, ein Plagiat, welches einen Roman in eine zweite Bibel umwandelte. — Die angebliche Uebersetzung der angeblich gefundenen Tafeln war nichts Anderes, als der Roman von Spaulding, den Smith umarbeitete und nach seinen und seines Freundes Sowdery prophetischen Ideen ausschmückte.

Smith war also, streng genommen, kein bloßer Schwärmer, sondern vorwiegend ein planmäßiger Betrüger, der auch als politischer Abenteurer gleich Muhamed Beherrscher eines großen Landes sein wollte. — Er strebte nach dem Präsidentenstuhle der Vereinigten Staaten, publizirte zu diesem Behufe eine Adresse an das amerikanische Volk und setzte eine energische Agitation zu seinen Gunsten in Bewegung, obwohl erfolglos.

Das Glück des neuen Chalifen dauerte jedoch, wie wir sehen, nicht lange. Die Lehre von den geistlichen Bräuten, das „Ansiegeln" mehrerer Frauen an ein und denselben Mann machte unter den Nicht-Mormonen, und namentlich unter dem schönen Geschlechte, sehr viel böses Blut.

Die Mormonen wollten in die amerikanische Union mit den Rechten eines eigenen Staates aufgenommen sein; wenngleich ihnen dies nicht gelang, so setzten sie doch Vieles durch, was den Weg dazu bahnt. Der Gouverneur mit Exekutivgewalt ward vom Präsidenten der vereinigten Staaten ernannt; die legislative Gewalt wurde zwei Assembléen übertragen. Das Gesetz vom 9. September 1850 hat das Territorium von Utah feierlich anerkannt und der Congreß bewilligte Geldsummen für ein Haus der gesetzgebenden Versammlung und für eine öffentliche Bibliothek in Deseret. — Die richterliche Gewalt übt ein oberster Gerichtshof aus; unter ihm stehen drei Bezirksgerichte, unter diesen die Friedensrichter.

Das anziehendste Dogma der Mormonen, besonders für die Proletarier, ist, daß die ganze Erde und alle ihre Güter eigentlich nur den „Heiligen der letzten Tage" angehören, die darum auch mit Christus im tausendjährigen Reiche Alles in Ueberfluß genießen sollen. Die Sozialisten, denen sie sich annähern, sind daher ihre eifrigsten Proselyten.

Den neuesten Berichten zufolge sind jedoch die Mormonen am großen Salzsee mit der Auflösung ihrer Gemeinde bedroht. Eine starke Partei ringt gegen die geistliche Tyrannei der obersten Priester und gegen die Polygamie nach Geltung. Aufruhr im Innern und massenhafte Auswanderung bedrohen die Existenz dieses sonderbaren Priesterstaates.

Die Hauptveranlassung scheint aber in den reichen Goldentdeckungen zu liegen, die ungefähr sechzig deutsche Meilen von der Mormonen-Hauptstadt gemacht worden sind, und eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf viele Hunderte der heiligen Gemeinde ausgeübt haben, daß sie dahin gezogen sind, ohne auch nur die reiche Ernte eingeheimst zu haben. — Tausende sind ihnen seitdem gefolgt, und da die Hauptkraft der Mormonen in der Abgeschlossenheit ihres Staates bestand, diese Abgeschlossenheit aber schwinden muß, wenn fremde Abenteurer in ihr Gebiet gelockt werden und Eisenbahnen immer näher an dieses heranrücken, so mögen die amerikanischen Blätter füglich Recht haben, wenn sie behaupten, daß der Mormonismus in seinem innersten Lebensmark getroffen sei.

In Washington waren bekanntlich vielerlei Pläne ausgedacht worden, um die Mormonen-Colonie mit ihren eigenthümlichen Institutionen zu vertilgen und verschiedenemale war eine militärische Expedition als das beste Vertilgungsmittel vorgeschlagen worden. Das dürfte in Zukunft nicht mehr nöthig sein. Gold, das den Amerikanern schon zu so Vielem verholfen hat, scheint ihnen auch als Deus ex machina gegen „die Heiligen vom jüngsten Tage" beistehen zu wollen. — — —

Theils die weiten Wüsten und endlosen Waldungen, Sümpfe und Ströme, Räuber und Indianer, welche alle Hindernisse und Gefahren man noch vor zwanzig Jahren glücklich hinter sich bekommen mußte, um von einer civilisirten Gegend nach dem „neuen Jerusalem" am Salzsee zu gelangen, während heut zu Tage durch die Pacific-Bahn das kleine Mormonenreich von der Küste des atlantischen Oceans

aus bequem in einer Woche erreicht werden kann, theils die Unbehaglichkeit, welche jedem Nicht-Mormonen in Utah beschleichen mußte, machen es leicht erklärlich, daß um jene Zeit die Hauptstadt der neuen Wunderlehre nur selten das Ziel neugieriger Reisender abgab.

Um so mehr muß es uns daher wundern, wenn wir in Utah im Sommer des Jahres 1848 zwei europäischen Damen begegnen, welche durch Gefahren und Beschwerden aller Art nicht abgeschreckt werden konnten, blos von einer kleinen Schaar von Dienern begleitet, von New-York die Reise in diese unwirthbaren Gegenden zu wagen.

Eine dieser Damen erkennen wir auf den ersten Blick als eine frühere Bekannte wieder, obgleich ihr Antlitz Spuren großen Seelenleidens trägt und eine gewisse Abgespanntheit, welche wir nur einem bereits ziemlich weit gediehenem Lebensüberdrusse in Rechnung stellen können, in ihrem ganzen Wesen zu Tage tritt. Ihr wundervolles blondes Haar, wenn es auch nicht mehr so sorgfällig in Stand gehalten wird, wie noch vor wenigen Monden, ihr bezauberndes blaues Auge, ihr von Korallenlippen umsäumter Mund, die Grazie ihres Wuchses und ihrer Haltung, sie geben der unglücklichen verführten Amalie Westenholz noch immer das volle Anrecht, eine imponirende, ja seltene Schönheit genannt zu werden.

Die zweite Dame, obwohl auch jung und hübsch, wird an Amalien's Seite in all' und jeder Beziehung verdunkelt wie der Mond, wenn die Sonne im vollen Glanze des Zenith's auftritt. — Es scheint jedoch ein seelengutes, lebensheiteres Wesen zu sein, voll Geist und Gemüth und dabei, wie der ihrer äußeren Erscheinung anhaftende Prunk errathen läßt, von Fortuna mit bedeutenden Glücksgütern ausgestattet.

Ihre Physiognomie verräth deutlich ihre Abstammung von der großen Familie des russischen Volksstammes. Sie ist die Witwe des polnischen Fürsten Wolonski, mit welchem sie in einer kurzen, nicht sehr glücklichen und kinderlosen Ehe gelebt hatte. — Sie war zu dieser Ehe ganz wider ihren Willen von ihren unendlich reichen und ehrgeizigen Eltern gezwungen worden, welche ihre niedere Abkunft von Leibeigenen durchaus mit einem prunkenden Adelstitel übertünchen wollten, indem sie ihre einzige Tochter dem alten, durch Leidenschaft aller Art an Leib und Seele ruinirten Fürsten von Wolonski zur Frau gaben, der aber, wie schon gesagt, bereits im zweiten Jahre

nach der Heirat so freundlich war sie zur trauernden Witwe zu machen.

Die junge Fürstin Adele beschloß nunmehr, nur auf ihr eigenes Lebensglück bedacht zu sein und in dieser Beziehung ein Versäumniß nachzuholen. — Ihre erste und einzige Liebe, die sie im Herzen treu bewahrte, gehörte einem gewissen Henry Morgan, einem schönen jungen Engländer, den sie vor vier Jahren zu Petersburg kennen gelernt hatte, und welcher für sie gleichfalls in Liebe entbrannt war.

Adelen's Eltern ließen sich jedoch damals nicht bewegen, Henry Morgan als ihren Schwiegersohn anzunehmen, mochte ihr einziges Kind auch noch so flehentlich darum bitten, und der junge Mann selbst durch seinen höchst achtbaren Charakter und seine solide Bildung für jedes Mädchen von Adelen's Herkunft als eine wünschenswerthe Partie erscheinen.

Sir Henry Morgan besaß zudem die Manieren eines vollendeten Gentleman. Zu jener Zeit stand er im Arsenale zu Kronstadt als Maschinen-Ingenieur in kaiserlich russischem Dienste und hatte Aussicht, rasch zu avanciren, wenn er überhaupt gesonnen gewesen wäre, in diesem Dienste zu verbleiben. Der Geist der allumfassenden Corruption und der Unverträglichkeit des russischen Despotismus mit seinen Anschauungen als freigeborner Sohn Albion's bestimmte ihn, sich an Rußland nicht dauernd zu binden; nur die mit Adele Kutisoff angesponnene Bekanntschaft hielt ihn noch in Petersburg zurück. Als aber Adele zur Heirat mit dem alten Fürsten gezwungen worden war, verschwand der junge Engländer plötzlich aus Rußland und Niemand wußte, wohin er gerathen.

Adele aber scheute keine Kosten und Mühen, um seinen Aufenthaltsort endlich in Erfahrung zu bringen, was ihr erst vor sechs Monaten in Berlin gelungen war. Hier lernte die junge Dame, welche eine Deutsche zur Reisebegleiterin suchte, das Fräulein Amalie Westenholz zufällig kennen. Robert's Schwester hatte ein todtes Knäblein zur Welt gebracht und stand zu jener Zeit eben im Begriffe, wieder nach Helgoland zurückzukehren. — Die Fürstin fand großes Gefallen an Amalie und diese fühlte sich durch das anspruchslose, gemüthvolle Wesen Adelen's sehr angezogen. Der Pakt war also bald geschlossen. — Amalie, herzlich froh, daß sie auf diese Weise von der „rothen Klippe,“ die für sie nur höchst unangenehme, ja tiefschmerzliche Erinnerungen bot, gleichsam losgerissen wurde,

hoffte Linderung ihres Grames von den Zerstreuungen der weiten Reise, welche die Fürstin im Schilde führte. — Henry Morgan sollte sich vor zwei Jahren nach Nordamerika gewendet haben, um dort seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. So lauteten wenigstens die um schweres Gold eingeholten Erkundigungen, die im Ganzen an speziellen Anhaltspunkten sich sehr nothdürftig herausstellten.

Adele ließ sich aber dadurch nicht entmuthigen. Sie wollte Morgan wieder finden, und sie war deshalb überzeugt, daß sie ihn auch wiederfinden werde. — Besaß sie doch Muth, Ausdauer, Geld und — eine Liebe zu dem Verlorenen, der selbst das Unmögliche möglich dünkte.

Die arme Amalie hingegen gleichgiltig gegen Alles, was aus ihrem nun einmal zertrümmerten jungen Leben weiters werden würde, nahm sich vor, ihrer Freundin aufrichtig und ehrlich bei allen ihren Bestrebungen, um das ersehnte Glück zu erreichen, an die Hand zu gehen und dafür sogar, wenn nöthig, das eigene Leben zu opfern. — Der Gedanke, daß sie vielleicht um diesen Preis dazu beitragen könne, das Glück ihrer Freundin neu zu gründen, gewährte ihrer edlen Seele einigen Trost, und mit stillem Entzücken, mit süßer Wehmuth dachte sie sich in den Augenblick hinein, wo das junge Paar weinend an ihrem Sterbelager stehen und stumm aber dankesvoll in ihr brechendes Auge sehen würde. — Von unglücklicher Liebe zur Schwärmerei, zur heißen Sehnsucht nach dem unbekannten Jenseits ist ja ein nur Schritt, und Amalie wäre sicherlich auf Abwege des Glaubens gerathen, wenn die Vorsehung ihr nicht gerade noch zur rechten Stunde einen lebensmuthigen Charakter gleich Adele in den Weg gestellt und sie so vor dem gähnenden Abgrunde des Pietismus gerettet hätte.

Wie wir wissen war Amalie Westenholz selbst wohlhabend, so daß sie keinenfalls gezwungen gewesen wäre, aus Nahrungssorgen in irgend einen Dienst einzutreten. Dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, ihrem Verhältnisse zur Fürstin schon von der ersten Begegnung an, einen ganz anderen Stempel aufzudrücken, als den zwischen Herrin und Dienerin. Adele nahm auch in der That das Fräulein Westenholz als Freundin auf, ja in Wahrheit war Amalie die Gebieterin und nicht die Fürstin, welche sich willig dem hellen Geiste, den Ermahnungen und Erfahrungen ihrer Begleiterin fügte, wo ihr eigenes, übersprudelndes Temperament nur zu Unbesonnenheiten geführt haben würde.



Die Unholde tanzten immer toller um ihr Opfer herum.



Die Fürstin besaß entschiedenen Hang für alles Abenteuerliche. Die Aussicht, sich ihren zweiten Mann gleichsam erobern zu müssen, hatte daher für sie etwas ungemein Begeisterndes und galt ihr beinahe so viel als ihre doch so warme und innige Liebe zu Henry Morgan selbst.

In New-York hatten sich die beiden Damen nicht lange aufgehalten, nämlich kaum zwei Wochen. Hundert Agenten waren hier ausgesendet worden, um Henry Morgan's Fährte zu finden. Die Nachforschungen ergaben, daß der Gesuchte vor zwei Jahren wirklich hier gewesen, jedoch nach dem Westen, und zwar zuerst nach Cincinati, der Königin des Westens, aufgebrochen sei.

So schnell als es nur anging, suchte nun Adele die genannte schöne Stadt am Ohio zu erreichen. — Hier kam man mit der Ausforschung schon viel rascher zu Stande, denn Cincinati zählte im Jahre 1848 erst kaum 50,000 Einwohner und Alles war hier erst im Werden und Schaffen einer großen Zukunft.

Die hier eingeholten Nachrichten machten die liebesglühende Adele in hohem Grade betroffen, ja zum erstenmale in ihrem Leben fühlte sie den Stachel der Eifersucht in ihrer Brust. Sie hatte es bisher für selbstverständlich gehalten, daß Henry Morgan ihr treu geblieben sei, so daß der Gedanke an die Möglichkeit, er könne inzwischen sein Herz einem anderen weiblichen Wesen zugewendet haben, in ihr noch nie aufgestiegen war. Hatte Henry Morgan nicht ihr an dem Tage, wo sie an dem Altare treten gemußt, um dem abgelebten Greise Wolonski die Hand zu reichen, noch ein Briefchen gesandt voll der bindendsten Schwüre, daß auch jetzt noch sein Herz nur ihr gehöre und er nie, nie ein anderes Weib als sie berühren werde? Stand nicht zwischen diesen Zeilen, die in einem kostbaren Medaillon verschlossen, stets an ihrem üppigen Busen ruhten, klar und deutlich zu lesen, daß er nur des Augenblickes harre, wo Wolonski an der Seite seiner Ahnen der ewigen Ruhe genießen werde, was bei des Fürsten Siechthume sehr bald in Aussicht stand, um sich ihr wieder zu nähern?

Nun hieß es aber, Master Morgan habe sich in Cincinati einer kleinen Truppe angeschlossen, welche durch einen Apostel der Mormonen zur Auswanderung an den Salzsee beredet worden war.

Adele hatte von der Vielweiberei der Mormonen gehört; bei ihr sowie den meisten Frauen standen die „Heiligen vom jüngsten

Tage" schon dieses Dogma's wegen eben nicht im besten Ansehen. — Die Besorgnisse, oder besser gesagt: die Eifersucht der Fürstin, wuchsen nur noch mehr, als sie erfuhr, daß Sir Henry Morgan zuletzt zu Cincinati bei einer nach Utah ausgewanderten Familie gewohnt hatte, welche drei sehr hübsche Töchter zählte.

Himmel! wenn Adele den geliebten Mann dort nicht blos einfach, sondern dreifach untreu fand, gefesselt an Haus und Hof, vielleicht schon umgeben von einer kleinen Schaar von „jungen Heiligen" des jüngsten Tages! Darüber wollte, mußte sie unverzüglich Aufschluß haben. Ihr Leben hing daran, denn ohne Henry Morgan konnte sie sich kein Glück auf Erden denken.

Die Ankunft der zwei fremden Damen erregte in der Stadt der „Heiligen vom jüngsten Tage" kein geringes Aufsehen. Der Oberpriester Brigham Young, welcher später siebzehn Frauen sich „angesiegelt" hatte, zu jener Zeit aber erst deren zehn besaß, beeilte sich, der Fürstin und deren Begleitung in der Nähe seiner eigenen Behausung ein ganzes, eben erst fertig gewordenes Wohngebäude zur Verfügung zu stellen. Young benahm sich als vollendeter Gentleman; er hoffte in den beiden Damen Proselyten zu gewinnen und da sowohl Adele als auch Amalie vor seinen Augen Gnade fanden, hegte der fromme Pascha ganz ernstlich gleich von der ersten Stunde an die Absicht, die zwei Freundinnen seinem Harem förmlich einzuverleiben.

Der ebenso eitle als geile Geck Brigham Young schien die Sache als ganz selbstverständlich zu betrachten. Die beiden Damen konnte nach seiner Ansicht offenbar nur der Wunsch hierher geführt haben, ihr zeitliches und ewiges Heil im Mormonismus zu suchen, und weder die Fürstin noch Fräulein Westenholz fanden es für gut, den in Utah allmächtigen Oberpriester vor der Zeit von dem eigentlichen Zwecke ihrer Reise zu unterrichten. Zuerst mußte über Henry Morgan etwas Sicheres in Erfahrung gebracht werden. Adelen's Zweifel und Besorgnisse, die ihr durch die in Cincinati erhaltenen Auskünfte wie ein glühender Stachel in's Herz gedrungen waren, sollten vor Allem entweder ihre unselige Bestätigung finden, oder behoben werden.

Zu spät gewahrten endlich auch die Fürstin und Amalie, daß es nicht so leicht fallen dürfte, Utah wieder zu verlassen, als sie früher, angenommen hatten. Zu ihrem Schrecken, freilich zu spät, sahen sie

sich durch Young's Gastfreundschaft, die sie bei dem gänzlichen Abgange von Hotels in Deseret dankvollst angenommen, wie in einer Mausefalle gefangen. Sie konnten keinen Schritt außer dem Hause thun, ohne sich einer scharfen Ueberwachung durch die dienstfertigen Aufpasser des „großen Heiligen" ausgesetzt zu sehen.

Schon am dritten Tage ihres Aufenthaltes begann Brigham Young mit seinen lüsteren Anträgen ziemlich unverblümt hervorzutreten, so daß den beiden Damen die Schamröthe in's Gesicht stieg. — Die Klugheit verbot aber den Zorn des unumschränkten Monarchen der Mormonen durch eine gebührende Abfertigung zu reizen.

Am vierten und fünften Tage schien Young durch die ausweichenden Antworten der beiden Fremden, daß sie sich den Uebertritt zum Mormonismus denn doch noch genauer überlegen wollten, sehr verstimmt zu werden und er ließ nun ohne weiteren Rückhalt die Bedeutung fallen, daß man in Utah vor Spionen beiderlei Geschlechtes sehr auf der Hut sei und die Weigerung der Fremden, die neue Lehre anzunehmen, im Volke große Erbitterung erregen würde, so daß er für nichts, für gar nichts stehen könne.

„Ach, liebe Amalie!" rief die Fürstin, als der unheimliche Gleißner sich entfernt hatte, „nun ist guter Rath theuer! Wie werden wir wieder von hier fortkommen? Ich habe nur zu wohl des Schändlichen Andeutungen verstanden. Fügen wir uns nicht seinen Begierden, wird er uns seinen fanatischen Anhängern als Kundschaferinnen aus Washington denunciren und der dumme Pöbel steinigt uns zu Tode! Die Anklage auf Spionage wird williges Gehör finden und leider auch der Anschein volle Wahrheit für sich haben. Lasen und hörten wir nicht selbst, daß die Regierung der Vereinigten Staaten alles Ernstes daran denkt, dem Treiben der Mormonen nöthigenfalls durch eine militärische Expedition ein Ende zu machen? Bei Gott, seit dem persönlichen Anblick dieser Scheinheiligen, der mich von meinen früheren romantischen Anschauungen des Mormonismus gründlich getheilt hat, wünsche ich, daß der liebe Himmel auf diese Stadt der Lüge und des empörendsten Cynismus Schwefel und Pech regnen lasse, wie dereinst auf Sodoma und Gomorha!"

„Unsere Lage," entgegnete Amalie ruhig, „unsere Lage ist kritisch, aber nicht hoffnungslos. Ich, für meinen Theil, ahnte bereits die Dinge, die da kommen würden, als wir in Cincinati kaum den Entschluß gefaßt hatten, das Wagniß zu bestehen. Aber,

aufrichtig gesagt, fürchtete ich mehr unterwegs den wilden Rothhäuten in die Hände zu fallen, als hier eine Beute der Mormonen zu werden. Freilich stehen die Sachen ärger, als ich es mir vorzustellen gewagt. Die wenigen Tage unseres Hierseins genügten wohl vollkommen, um uns klar zu machen, daß die Regierung von Washington hier thatsächlich gar keine Gewalt besitzt und nur so weit anerkannt wird, als es eben diesen sonderbaren Heiligen beliebt. Indessen wir mußten hierher, weil wir nur hier über Deinen Henry, liebe Adele, Auskunft zu erhalten vermögen und aus diesem Grunde verschwieg ich Dir bisher meine Besorgnisse, um nicht Deine Hoffnungen zu trüben, Deine Thatkraft zu schwächen."

„Ich wollte, Du wärest weniger schonungsvoll gegen mich vorgegangen," schmollte die Fürstin Wolonska und blickte verdrießlich durch das Fenster nach dem Garten, „wir säßen dann gewiß nicht hier als Gefangene mit der freien Wahl, uns entehren zu lassen oder eines elenden Todes zu sterben!"

„Wie kleinmüthig meine gute Adele!" verwies Amalie und trat zur Fürstin, der sie sanft die rechte Hand auf die linke Schulter legte, „ich bezweifle übrigens, daß Du zu Cincinati so willig auf meinen Rath gehört haben würdest, als Du jetzt selbst zu glauben scheinst. Deine Eifersucht hätte Dich blind und taub sein lassen gegen die Stimme der Vernunft. Ich wiederhole, es mußte so kommen!"

Die Fürstin brach in Thränen aus, und sich an die Brust der treuen Freundin werfend, schluchzte sie leidenschaftlich:

„Und meine unsägliche Pein — noch immer ist sie nicht zu Ende. Lebt Henry hier, ist er mir treu geblieben, kann, darf er mir seine Hand reichen? Oh, wer mir diese Fragen zu beantworten wüßte!" —

„Oh mein theurer Tollkopf!" lächelte Amalie und küßte die Thränen von Adelen's Wangen hinweg, „Du bringst Dich selbst um eine Ueberraschung, die ich Dir zugedacht, denn ich kann Deinen Schmerz nicht länger ansehen. Ich wollte erst heute Abends mit meinen Eröffnungen beginnen, nemlich sobald ich meiner Sache vollkommen sicher sein würde; wenn also ein Zwischenfall einträte, der meinen Plan vereitelt, so darfst Du mich nicht beschuldigen, daß ich Dir abermals eine süße Hoffnung benommen habe."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte Adele ungeduldig, „ach

wie langsam und bedächtig seid ihr doch, ihr deutschen Frauen; theile mir mit zwei Worten Deine Geheimnisse mit oder — ich sterbe auf der Stelle vor Ungeduld."

„Nun, so gefährlich wird es in letzterer Beziehung nicht ablaufen," antwortete Fräulein Westenholz, „ich muß einen der größten Fehler Deiner Erziehung noch nachträglich gründlich heilen; Dein rasches Temperament wird Dich sonst noch in das größte Unglück stürzen, ja sogar, ich sage es Dir offen, zu einer Quelle der Zwietracht in Deiner Ehe mit Morgan werden."

„Du hast Recht wie immer!" weinte die Fürstin und warf sich in einen Stuhl, „meine Eltern, die mich allzusehr verhätschelten, tragen an dem von Dir gerügten Fehler die Schuld. Du meinst, daß mich Henry ob meines aufbrausenden, überraschen Temperamentes dereinst weniger lieben, vielleicht sogar hassen könnte? — Du bejahst es? Nun gut, lehre mich diesen Fehler ablegen und ich werde Dich verehren, mehr als meine Mutter; züchtige mich wie ein Kind, wenn es sein muß; ich will Dir dankbarst dafür die Hände küssen; Henry darf und soll mich immer nur sanft und liebenswürdig finden!"

„Also höre, gute Adele!" begann Amalie nach einer Pause, sich an der Fürstin Seite niederlassend, mit leiser Stimme, denn es war keineswegs unwahrscheinlich, daß Young's Spione sogar an der Thüre lauschten. „Wie Du weißt, theilt auch unsere gesammte Dienerschaft die Gefangenschaft in diesem Hause, das heißt, es ist ihnen gleich uns in sehr verständlicher Weise abgerathen worden, sich auf der Straße sehen zu lassen. Der Page Iwan, der sich gestern an dieses Verbot nicht kehrte, wurde jämmerlich durchgeprügelt, als er sich kaum fünfzig Schritte von hier entfernt hatte. Es ist also uns und unseren Leuten unmöglich, in der Stadt über Henry Morgan, die so dringend nothwendigen Erkundigungen einziehen zu lassen, und Young, den wir hierüber vor drei Tagen geradezu interpellirten, leugnete, daß ein Mann dieses Namens je die „Stadt der Heiligen vom jüngsten Tage" betreten habe. Aber der haßerfüllte Blick, welchen ihm die Nennung dieses Namens entlockte, beweist zur Genüge zweierlei: erstens, daß Henry Morgan wirklich von Cincinati hierher gekommen war, und zweitens, daß zwischen ihm und dem Propheten irgend etwas für Letzteren sehr Unangenehmes vorgefallen sein müsse. Was es damit für ein Bewandtniß

habe, werden wir hoffentlich heute Abends erfahren und darnach, meine theure Adele, wird sich auch unser weiteres Verhalten regeln. Zu Deiner Beruhigung kann ich für den Augenblick nur so viel ausplaudern, daß ich eine Flucht von hier für möglich halte."

„Du glaubst, daß wir entfliehen können?" rief die Fürstin wie elektrisirt und umhalste stürmisch ihre Freundin, „Du glaubst es wirklich? Nun dann, dann ist für mich unsere Rettung bereits eine Gewißheit!"

„Ruhig, oder ich spreche kein Wort weiter!" mahnte Amalie, strengen Tones und wies mit dem Finger nach der Thüre, „Deine Voreiligkeit wird noch Alles zu nichte machen — ein einziger verrätherischer Laut, erhascht von unseren Spähern, und man bringt uns von hier hinweg in einen engeren Gewahrsam."

„Darf ich wirklich nichts Näheres erfahren?!" flehte Adele mit zauberhaften Lächelm und das Kinn ihrer lieben Freundin streichelnd, „Du sollst mich artig finden; ich gelobe es Dir!"

„Abends wollen wir weiter davon sprechen," entgegnete der weibliche Mentor entschieden ablehnend, „vor Allem wünsche ich, daß Du Dich jetzt für einige Stunden zur Ruhe begibst. Die ganze Nacht hast Du kein Auge geschlossen; vielleicht ist es nothwendig, den Entschlüssen, die wir in wenigen Stunden fassen werden, sogleich die That folgen zu lassen. Dazu, meine gute Adele, mußt Du aber frisch und munter und vor Allem wohl bei Kräften Dich befinden. Es ist kein kleines Wagniß, welches wir zu bestehen haben".

„Ich füge mich den Anordnungen meiner strengen Gouvernante," erwiederte die Fürstin lächelnd mit einem tiefen Knixe und hüpfte in ihr kleines Schlafgemach. Amalie rief nach Adelen's Zofe, welche eine Landsmännin und einstige Amme der Fürstin war. Minka, eine robuste Bäuerin von etlichen vierzig Jahren, hing mit der Treue eines Hundes an ihrer Herrin; sie hatte Adele seit deren Geburt noch nie eine Stunde verlassen, und fand es ganz selbstverständlich, daß Adele sie, ohne erst um ihre Einwilligung zu fragen, aus der Heimat mit hinüber über den Ocean genommen hatte.

Die brave Minka, deren Geist und Bildung sich über das Niveau einer russischen Leibeigenen nicht erhob, blieb auch völlig gleichgiltig bei allen den fremden Dingen, die sie bisher auf der weiten Reise zu sehen bekam; die einzige Verwunderung, von der sie erfaßt ward und betreff welcher sie durchaus nicht mit sich in's Reine

kommen konnte, bestand darin, daß es auch noch andere Sprachen und große Länder auf dieser Welt gebe, als die des heiligen Czarenreiches.

Minka war die einzige weibliche Dienerin des ganzen Gefolges, das im Ganzen aus acht Köpfen bestand, lauter Leibeigene von jenen in Rußland gelegenen Gütern, welche die Morgengabe Adelen's gebildet hatten.

Die Fürstin hatte sich zwar vorgenommen nicht einzuschlafen; aber sie war wirklich durch den Aerger und die Aufregung der letzten Tage so ermüdet, daß sich ihre Augenlider plötzlich schlossen und sie in einen tiefen Schlummer verfiel. Sie würde vielleicht vor demt nächsten Morgen nicht aufgewacht haben.

Da aber trat gegen die zehnte Abendstunde Amalie an ihr Lager.

„Die Arme!“ seufzte das Fräulein Westenholz mitleidsvoll, eine Weile die Schlafende betrachtend und derselben einen Kuß auf die Stirne drückend, „wie süß mögen ihre Träume sein! Wie sie lächelt und schelmisch ihren kleinen Mund verzieht. Gewiß denkt sie an ihren Henry! Ach, wo sind die Zeiten, wo auch ich so gelächelt haben mag, wo meine Träume noch ihm allein gehörten, dem Treulosen, dem — Ehrlosen! Doch hinweg mit diesen trüben Erinnerungen; mein gebrochenes Herz hat kein Recht, sich hier an dieser Stelle geltend zu machen; kein Schatten meines Unglückes soll die rosige Zukunft meiner theuren Freundin trüben. Ach, wie freut es mich, daß ich mit einer guten Kunde ihr Erwachen versüßen kann. Adele, Adele! wache auf!“

Die Fürstin verneinte schlaftrunken mit dem Kopfe und ein Zug des Mißbehagens umspielte ihre Lippen; gleichzeitig begann sie verdrießlich zu lallen. Der Traum, der sie befangen hielt, mochte gar zu angenehm sein, als daß sie sich von ihm trennen wollte!

Amalie ließ jedoch nicht ab, sie zu rütteln. Endlich kam Adele etwas zu sich. Zwei Worte des Fräuleins Westenholz ermunterten aber die Schlaftrunkene mit zauberischer Gewalt.

„Auf, auf mein Herzblättchen!“ rief Amalie, „Dein Henry ist gefunden; wir wissen nun, wo wir ihn zu suchen haben!“

Die Fürstin sprang mit beiden Füßen vom Lager empor, und ihre Freundin mit Ungestüm an ihr Herz pressend, stammelte sie:

„Wo, wo ist Henry; harret er draußen? Ist er meiner würdig geblieben?“

„So nahe bei uns befindet er sich wohl nicht,“ entgegnete Amalie lächelnd, „eine ziemliche Strecke Weges, etwa Eintausend englische Meilen trennen Dich noch von ihm. Er hält sich in San Francisco auf und ist — unbeweibt!“

Adele gerieth in die Extase des Entzückens; sie hüpfte wie toll im Gemache umher, lachte und weinte in einem Athem und geberdete sich überhaupt, als hätte sie rein den Verstand verloren.

„Sei vernünftig, meine Theuere!“ mahnte endlich Amalie, „wir haben noch ernste Dinge vor uns und es ist höchste Zeit, daß wir uns darauf vorbereiten.“

„Henry ist nicht verheiratet?“ lachte die Fürstin, die jetzt für gar nichts Anders als für ihre Liebe offenen Sinn besaß, „also der böse, böse Traum mit den drei Schwestern aus Cincinati und Henry's Neigung zum Mormonismus, er ist wirklich nur eine Seifenblase? Sprich, sprich, wie steht es eigentlich damit; alles Andere kümmert mich nichts! Darf sich mein armes Herz wirklich darob beruhigt fühlen?!“

„Vollkommen, liebe Adele! Henry ist Dir nicht nur treu geblieben, er liebt Dich auch noch immer mit der ganzen Glut einer ersten und wahren Liebe. Setzen wir uns, meine theuere Freundin; ich habe Dir über viele Dinge Rechenschaft zu geben.“

Die zwei Freundinnen setzten sich ganz nahe zu einander und Amalie sprach wohl eine halbe Stunde lang mit flüsternder Stimme.

Zweites Capitel.

Ein geprellter „Heiliger“.

An dem Morgen, welcher auf die geheimnißvolle Unterredung der zwei Freundinnen folgte, wurde Brigham Young auf eine ihm höchst unliebsame Weise aus dem Schlafe geweckt.

Die Sonne war eben erst über dem hohen Wasatch-Gebirge aufgegangen, als er die Kunde empfing, daß die beiden Frauen, welche vor seinen Augen Gnade gefunden hatten, in Utah unsichtbar geworden seien.

Der fromme Mann stieß einen etwas unheilig klingenden Fluch aus, kleidete sich rasch an und stürzte nach dem Hause, wo er die zwei weiblichen Gefangenen so sicher aufgehoben wähnte. Zwei Mormonenmädchen und zwei jungen Burschen, auf welche der „Heilige“ vom Salzsee die größten Stücke gehalten, war die stete Ueberwachung der beiden Damen und ihres Gefolges übertragen worden. Ihre Ordre lautete dahin, bei Tag und bei Nacht die Fremden keinen Augenblick unbewacht zu lassen und im Falle eines Fluchtversuches sogleich den ganzen Stadttheil zu alarmiren.

Die Bauart des Hauses, worin man die Fremden internirt hatte, eignete sich überdies zu diesem Zwecke ganz vorzüglich. Zur Nachtzeit konnte man sowohl die Damen als auch deren Dienerschaft und die Pferde unter strengem Verschlusse halten. Alle Fenster waren stark vergittert, die Thüren massiv und mit guten Schlössern versehen.

Brigham Young wollte anfänglich gar nicht glauben, daß er von seinen eigenen Leuten an die Fremden verrathen worden sei; in

der That war aber das Entkommen der Gefangenen nur durch ein Einverständniß mit den bestellten Wächtern möglich und diese Entdeckung machte den „Heiligen" so bestürzt, daß er darüber beinahe seiner schnöden Absichten auf die zwei Damen vergaß. Es wurde ihm mit niederschmetternder Gewißheit plötzlich klar, daß etwas faul sein müsse im Staate der Mormonen; sonst wäre der Treubruch der vier Personen, welche er für eine hoffnungsvolle Saat des Mormonismus gehalten, durchaus unmöglich gewesen.

Der „Heilige" schwur in seinem Inneren sämmtlichen Flüchtlingen furchtbare Rache. Er berief auf der Stelle mehrere der Hohenpriester und Aeltesten zusammen. Der Beschluß, die beiden Spioninnen und die vier Abtrünnigen zu verfolgen, einzufangen und dann strenge zu züchtigen, war binnen weniger als fünf Minuten gefaßt und sollte sogleich zur Ausführung geschritten werden.

Es handelte sich vor Allem darum, die Richtung, in welcher man die Verfolgung beginnen sollte, festzustellen. Ein Mormone, seines Zeichens ein Zimmermann, der vor einigen Tagen nach den Wasatch-Gebirge entsendet worden war, um dort als Sachkundiger geeignete Waldpartien aufzusuchen, aus welchen man die für Neubauten erforderlichen Hölzer beziehen könnte, traf soeben, als die gedachte Berathung zu Ende war, in der Stadt ein und meldete, daß er zur Nachtszeit auf dem Heimwege einer kleinen Colonne begegnet sei, deren Beschreibung vollkommen auf die flüchtigen Fremden und deren Dienerschaft paßte. Namentlich waren Minka's große und dicke Gestalt, ihr mit Poken reichlich übersäetes Antlitz, ihre aufgedunsenen Wangen, ihre platte Nase und die kleinen tiefliegenden Aeuglein viel zu charakteristische Merkmale, um nicht bei einer ersten Begegnung, selbst im fahlen Mondenlichte, stark aufzufallen.

Die Anhänglichkeit der Russin an ihre Gebieterin war auch dem „Heiligen" bekannt geworden und er zweifelte keinen Augenblick, daß die zwei verschleierten Damen, welche der Zimmermann dem kleinen Zuge voranreiten gesehen, die russische Fürstin und das deutsche Fräulein seien.

Brigham Young ließ ein Dutzend Rosse satteln, um auf der Stelle den Flüchtlingen nachzujagen, die er bald einzuholen hoffte. In dieser letzteren Voraussetzung fand er sich jedoch arg getäuscht.

Die Pferde der Fürstin waren vortrefflich und hatten zu Utah eine sechstägige Ruhe und gutes Futter genossen. Die Ver-

folger hingegen besaßen nur Ackergäule von etwas schwerfälligem Schlage. Die Mormonen trieben aber die armen Thiere während der nächsten drei Tage so erbarmungslos an, daß Young wirklich die Verfolgten jenseits des Wasatch-Gebirges in einem Thalkessel einholte. Seine Colonne war inzwischen auf fünf Begleiter zusammengeschmolzen. Die Pferde der Uebrigen waren theils wirklich dienstuntauglich, theils gaben ihre Eigenthümer blos vor, daß sie nicht mehr weiter vorwärts könnten, sondern froh sein müßten, ihre Gäule, in Utah eine ziemlich seltene und theuere Waare, noch lebend an den Jordan zurückzubringen.

Brigham Young, ein ebenso energischer und furchtloser Charakter gleich seinem Vorfahrer Joë Smith, ließ sich jedoch durch den Umstand, daß seine Schaar minderzähliger geworden war als die der Verfolgten, nicht abschrecken. Er hatte beschlossen, die beiden fremden Damen wieder in seine Gewalt zu bringen, sollte es auch einen blutigen Kampf mit deren Gefolge absetzen.

Zu seinem Erstaunen traf aber die Colonne vor ihm, die doch seine Annäherung schon längst bemerkt haben mußte, gar keine Anstalten zur Vertheidigung. Sie machten vielmehr in aller Ruhe sich daran, in der Nähe einer schattigen Baumgruppe die Pferde abzuzäumen und hier weiden zu lassen.

Die beiden verschleierten Frauenzimmer warfen sich mit einer Nonchalance, ja mit einer gewissen Unanständigkeit, die er denselben gar nicht zugemuthet hätte, in's Gras.

„Meine Damen!“ rief Brigham Young, ganz nahe an die Gruppe hinzureitend und flüchtig den Hut von der schweißtriefenden Stirne lüftend, „meine Damen, sie scheinen mich nicht mehr zu kennen oder kennen zu wollen; im Namen der „Heiligen vom jüngsten Tage“, deren erwähltes Oberhaupt ich bin, erkläre ich Sie Beide für verhaftet.“

Ein homerisches Gelächter war die Antwort auf die mit großer Emphase gesprochenen Worte des „heiligen Mannes“. Brigham Young gerieth in heftigen Zorn. Er sprang vom Pferde und schritt schnurgerade auf die beiden Damen los, welche am lautesten unter Allen lachten, die dicke Minka etwa ausgenommen, deren Heiterkeit in ein wieherndes Gebrüll überging, wobei sie in einem fort mit den Händen klatschte.

Das Räthsel löste sich schnell. Die vermeintliche Fürstin un deren Freundin zogen den Schleier hinweg und der „geprellte Heilige“ blickte in die vor Schadenfreude grinsenden Gesichter zweier Stallpagen aus Adelen's Gefolge.

Brigham Young begriff, daß er sich unsterblich lächerlich gemacht habe. Ein Blick ringsum auf die übrigen, mit so unendlicher Anstrengung endlich eingeholten Flüchtlinge belehrte ihn, daß von den gesuchten sechs Personen, nemlich den zwei Freundinnen und den vier abtrünnigen Mitgliedern der Mormonengemeinde nicht eine einzige sich hier befand.

Um sich nicht noch mehr zu blamiren, trat der gefoppte Mormonen-Häuptling mit seinen fünf gleichfalls sehr verblüfft dareinsehenden Begleitern sogleich den Rückzug an. Er vermuthete, daß die Fürstin und ihr Gefolge, um nach Californien zu gelangen, die directe Richtung eingeschlagen haben dürfte, wußte er doch schon lange, daß Henry Morgan sich dort befand, so wie er anderseits aus Adelen's eigenem Munde vernommen hatte, daß sie diesen Mann liebe und der Zweck ihrer weiten beschwerlichen Reise nur dem schönen Engländer gelte.

Young ärgerte sich weidlich, einer so plumpen List aufgesessen zu sein. Bis er nach Utah zurückkehrte, hatten die Flüchtlinge einen viel zu großen Vorsprung gewonnen, als daß die Mormonen sie je mehr einholen konnten.

Die List, welche Amalie ausgesonnen hatte, war aber doch etwas feinerer Natur, als der „geprellte Heilige“ selbst annahm.

Adele, Amalie und ihre vier neuen Schützlinge befanden sich von der von Brigham Young eingeholten Schaar kaum drei englische Meilen entfernt, in einer Felsenschlucht wohl versteckt und gut aufgehoben.

Ein Paar Stunden später, nachdem der „geprellte Heilige“ wuthschnaubend den Rückzug nach Utah angetreten hatte, waren sämmtliche Flüchtlinge glücklich wieder mit einander vereinigt und setzten die Reise ostwärts fort, also gerade entgegengesetzt der Richtung, in welcher San Francisco in Californien liegt.

Auch hierin lag ein weiser Plan Amalien's, welche die ganze Flucht in allen Details wohl ausgedacht und vorbereitet hatte. Von Utah nach Californien hätte man auf der geographisch kürzesten Linie durch schauerliche und gefährliche Wildnisse, über die Sierra

Nevada hinweg, unter unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen gewiß mehrere Wochen verbringen müssen, wenn man das ersehnte Ziel zu erreichen überhaupt so glücklich war. In der Richtung, die unsere Abenteuerer eingeschlagen hatten, mußten sie aber in wenigen Tagemärschen einen Fluß erreichen, der sich in den Mississippi ergoß.

In einer Woche traf unsere Karavane auch wirklich an den Ufern des North-Fork ein. Hier konnten die Flüchtlinge sich und ihren Thieren einige Tage Ruhe gönnen, und dabei an ihr Weiterkommen stromabwärts denken.

In etwa dreißig Tagen durften sie hoffen New-Orleans zu erreichen, von wo aus über die Landenge von Tehuantepec per Dampfschiff eine damals im ersten Aufschwunge begriffene neue Route nach Californien benutzt werden sollte.

In der Nähe, wo man an den North-Fork gelangt war, befanden sich ein Paar Farmen, damals die vielleicht am weitesten nach Westen vorgeschobenen Vorposten der Civilisation. In den Bewohnern dieser zwei Farmen fanden unsere Reisende eine ganz unverhoffte aber äußerst schätzenswerthe Hilfe. Sie erhielten nemlich hier gründliche Auskünfte über die Beschaffenheit des North-Fork und wurden dadurch gleich Anfangs vor einem Irrthume bewahrt, der ihnen alsbald große Verlegenheiten bereitet haben würde.

Auf den Rath der Farmer gaben sie nämlich die ursprüngliche Absicht, ein einziges entsprechend großes Floß zur Wasserfahrt zu benützen, auf, sondern legten Hand an, um vier kleine und leichte Boote zu zimmern, welche man bei den zahlreichen, zu Wasser unpassirbaren Katarakten des North-Fork ohne große Mühe an's Land schaffen und über diese Stellen hinwegtragen konnte. Die beiden aus Utah durchgebrannten Mormonen wußten vortrefflich mit Zimmermannsarbeit umzugehen und von den gleichfalls sachkundigen Farmern kräftigst unterstützt, schwammen die vier Nachen schon nach wenigen Tagen auf den silberhellen Wellen des North-Fork.

Als Belohnung für die freundliche Aufnahme ließen unsere Reisende ihre sämmtlichen Pferde, deren sie ohnehin nicht mehr bedurften, den hocherfreuten Farmern als Geschenk zurück. Die wackeren Ansiedler kamen dadurch in den schon längst gewünschten Besitz von Gäulen, mit deren Hilfe sie nun eine größere Strecke Landes als

bisher zu bebauen, und ihrem gegenwärtigen Mangel an Brotfrucht abzuhelfen vermochten.

Guten Muthes traten unsere Flüchtlinge die Weiterreise an. In North-Platte, einem kleinen Orte und so ziemlich auf der Mitte des Weges, den sie noch vor sich hatten, um bei Bellevue in den Mississippi einzulaufen, ergänzten sie ihre Mundvorräthe und erwarben hier ein großes Boot, nachdem der Fluß, welcher von da ab den Namen Nebraska oder Platte-Fluß führt, eine ununterbrochene Schifffahrt auch größeren Fahrzeugen gestattet.

Wir müssen nun in Kürze nachtragen, aus welchen Gründen die beiden Mormonen-Mädchen und Jünglinge aus der „heiligen Stadt" am Salzsee ausgerissen waren. Gott Amor hatte hierbei sein Spiel getrieben. Die zwei Mädchen, zwei Schwestern, sollten mit Brigham Young's Zustimmung einem alten, häßlichen Apostel der Mormonen „angesiegelt" werden, während ihre Herzen bereits die Wahl getroffen hatten. Sie liebten zwei Brüder, welche mit Wuth und Verzweiflung gerade zur Zeit, wo Adele und Amalie in Utah eintrafen, von der beabsichtigten Verheiratung ihrer Liebsten erfuhren, aber unter dem eisernen Drucke der von Brigham Young und seinen Anhängern geübten Disciplin nicht den Muth besaßen, ihre Bräute offen zu reclamiren. Die zwei Mädchen, wie wir wissen, in Utah zur Bedienung und Bewachung der Gefangenen bestimmt, klagten Amalie, zu der sie großes Vertrauen gefaßt ihr bitteres Herzleid. Fräulein Westenholz knüpfte an diese Eröffnungen einen Fluchtplan, und die vier Verliebten, welche sich zur Kühnheit einer solchen Idee nie und nimmer allein erhoben hätten, schlugen mit tausend Freuden ein.

Dem Brigham Young erging es also in diesem Fall, wie es schon so vielen anderen Despoten, welche auf ihre Macht allzusehr pochten und vertrauten, schon ergangen ist und noch ergehen wird. Er wurde gerade von jenen Menschen, die er, durch den Schein ihrer bisherigen knechtischen Unterwürfigkeit getäuscht, gar keines eigenen Willens für fähig hielt, verrathen und betrogen. Wir können indeß nicht läugnen, daß unsere, und hoffentlich auch des Lesers Sympathien, in diesem speciellen Falle ausnahmsweise zu Gunsten der Verräther und nicht des Verrathenen lauten.

Die zwei Mormonen-Paare trennten sich indeß von der übrigen Gesellschaft noch bevor man den Mississippi erreicht hatte

und zwar in der neugegründeten Stadt Columbus, nächst welcher mehrere Nebenflüsse in den Platte-Fluß einmünden; hier wollten die beiden Männer ihren bisherigen Beschäftigungen als Zimmerleute und Ackerbauer obliegen und mit ihren Frauen sich eine neue Heimat gründen.

Die Fürstin beschenkte ihre Befreier reichlich, so daß die beiden Paare aller Sorgen für ihre nächste Zukunft sich enthoben sahen.

Wenige Tage nach dieser Verminderung der kleinen Karavane um vier Köpfe erreichten unsere Abenteuerer den Altvater aller nordamerikanischen Ströme, nämlich dem wundervollen Mississippi.

Ungemein überraschend war auch für sie die Plötzlichkeit des Ueberganges aus den sanften, klaren Fluthen des Platte-Flusses in die trübe, mit ingrimmiger Hast dahinschießende Strömung des Mississippi. Nicht, daß die Formation der Ufer eine auffallende Verschiedenheit zeigt, und ebenso wenig ist der Hauptstrom hier bei Bellevue bedeutend breiter, als sein mächtiger Nebenstrom. Wohl aber ist der Charakter des ersteren ein ganz anderer. Es ist nicht mehr das milde, friedliche Dahingleiten eines bernsteinhellen Wassers, in dem sich anmuthige Hügelbecken und schöngerundete Inseln spiegeln, sondern es ist das wüste Thalabwärts-Wüthen eines finsteren, stolzen Dämons zwischen Sandbänke, die er in seiner Zerstörungslust heute zur Rechten aufwälzt und morgen auf die Linke treibt, zwischen wildzerrissenen Eilanden, an denen er einen Wust entwurzelter Stämme aufgeschichtet hat, zwischen schroff eingesunkenen Uferstrecken, tollen Wirbeln, gefahrvollen Untiefen, emporstarrenden zackigen Baumstümpfen, ausgewaschenen, zerwühlten Felstrümmern und verschlämmten Wäldern von düsterem Grün. Das Bild, welches man von Bellevue bis St. Louis vom „Vater der Gewässer" bewahrt, wird daher immer ein erhabenes bleiben, aber durchaus nicht zu den freundlichen zählen. Kurz, es liegt in dem Anschauen des Mississippi, sobald der Verstand nicht hinzutritt und den Blick auf die glorreiche Zukunft des Stromes und seines Riesenthales hinlenkt, weit eher etwas Niederdrückendes als etwas Begeisterndes, und die Stimmung, die dadurch erweckt wird, mag sich mit der vergleichen lassen, welche eine Betrachtung der Völkerwanderung von den Bergen der Hunnenheimat bis zu den catalaunischen Gefilden hervorruft.

Niemand von denen, welche auf diesem gewaltigsten der Ur-

ströme Nordamerika's zum erstenmale fahren, empfängt eine klare und entsprechende Vorstellung von seiner Großartigkeit und Wasserfülle, welche er dem Meere zuwälzt. Zwischen Cairo und St. Louis ist er lediglich, wo eine Insel sich entgegenstemmt, breiter, oft aber wo Bluffs ihn einengen, schmäler als eine englische Meile. Bedenkt man jedoch, daß er von den Fällen von St. Antony an bis nach New-Orleans Flüsse auf Flüsse mit Mündungen so weit als er selbst, verschlingt, ohne daß er sein Bett irgend erweitert, sieht man auf der Karte, daß er den mächtigen Missouri, den breiten Ohio, den Arkansas und Red-River, allesammt größer als der Rhein, in sich aufnimmt, so beginnt man das Maß seiner Tiefe zu ahnen, und vor der Masse des flüssigen Elementes zu staunen, welche, in sein Bett gezwängt, dem Meere zufluthen. Und wie er selbst, so gewaltig wird dereinst auch die Entwickelung seiner Uferstaaten sein.

Wenn wir von den Myriaden Menschen lesen, die im Alterthume die Gestade des Nils bewohnten und die weiten Flächen zur Rechten und Linken des Mississippi damit vergleichen, so erblicken wir eine Welt vor uns, vor welcher selbst dem Nüchternen die Gedanken verschwimmen. —

In New-Orleans hielten sich unsere Reisenden nur so lange auf, bis sie zur Fahrt nach dem mexikanischen Meerbusen ein geeignetes Schiff ausfindig machten, um sodann über Tehuantepec auf den Wogen des stillen Oceans die Gestade von Neu-Californien zu erreichen. — In New-Orleans wüthete nämlich gerade das gelbe Fieber sehr heftig. Hunderte von Menschen und namentlich Fremde wurden von dieser gefährlichen Epidemie täglich hinweggerafft.

Der Himmel beschützte jedoch die beiden muthigen Damen; sie und ihr ganzes Gefolge blieben gesund und auch während der langen und beschwerlichen Reise, die sie noch vor sich hatten, um endlich San Francisco zu erreichen, stieß den unermüdlichen Wanderern keinerlei Unfall zu.

Bereits in einem unserer früheren Werke („Mexiko oder Republik und Kaiserreich." Historischer Roman von Arthur Storch. A. Hartleben's Verlag Wien, Pest und Leipzig 1868.) haben wir Land und Leute von Mexico so eingehend geschildert, daß wir von den vielfach interessanten Wahrnehmungen, welche un

Reisenden machten, als sie das einstige Reich der Azteken von Vera-Cruz nach Tehuantepec quer durchwanderten — die Panamabahn existirte im Jahre 1848 noch nicht — füglich Umgang nehmen dürfen, nachdem wir unser Publikum als ein allezeit getreues kennen gelernt haben, und für Jene, welche unsern erwähnten Roman nicht kennen sollten, diese Andeutung vielleicht genügt, das Versäumte sofort nachzuholen.

Nur des Einen sei betreff unserer beiden schönen Reisenden erwähnt, daß sie, ungeachtet der wundervollen Schätze, womit die gütige Natur namentlich die Länder zwischen Vera-Cruz und Tehuantepec ausgestattet hat, im Ganzen keinen freundlichen Eindruck von Mexiko in sich aufnahmen. — Die fortwährenden Revolutionen seit dem Befreiungskriege hatten bereits damals in allen Schichten der Bevölkerung einen entsetzlichen Grad moralischer Verkommenheit erzeugt, welche die späteren blutigen Ereignisse, denen Kaiser Max zum Opfer fiel, eigentlich nur als eine naturgemäße Nothwendigkeit erscheinen läßt.

Drittes Capitel.

Räthselhafte Briefe.

Im Herbste des Jahres 1848, also gerade zur Zeit, wo die Fürstin Wolonska auf der Landreise zwischen Vera-Cruz und Tehuantepec sich befand, erhielt Henry Morgan, dessen Name uns aus den Unterredungen zwischen Adele und Amalie bereits ziemlich geläufig geworden ist, durch eines der ersten Bankhäuser von San-Francisco ein mehrfach versiegeltes, aus Tahiti datirtes Schreiben.

Der junge Mann, eine sehr einnehmende Erscheinung, groß und schlank gewachsen, dabei aber von sehr kräftigem Gliederbaue, von feinen geistvollen Zügen, welche indeß einen bedeutenden Hang zur Schwermuth verriethen, war, als der Bote eintrat, eben beschäftigt, die letzte Hand an die kunstvoll ausgeführte Zeichnung einer neuen für ein industrielles Etablissement zu San-Francisco bestimmten Dampfmaschine zu legen.

Henry Morgan war in diese Arbeit, welche ihm ein ganz artiges Stück Geld eintrug, so vertieft, daß er dem Boten nur mit ein Paar Worten bedeutete, den Brief auf den nächstbesten Tisch zu legen.

Der Commis des Bankhauses entfernte sich jedoch nicht, sondern öffnete sein Portefeuille mit der Bemerkung, daß er Master Henry Morgan außer jenem Briefe aus Tahiti auch noch 1000 Pfund baar auszubezahlen habe, wofür er sich natürlich eine ordnungsmäßige Empfangsbescheinigung erbitte.

„Ein Brief aus Tahiti? 1000 Pfund?“ rief Henry Morgan ganz erstaunt und legte die Rabenfeder, mit welcher er einige Ausbesserungen des meisterhaft ausgefertigten Risses vorgenommen hatte, rasch zur Seite.

Die Empfangsbestätigung über das Geld war von Seite des Bankhauses bereits ausgefertigt worden; er hatte nichts zu thun als seine Unterschrift darunter zu setzen, und während dies geschah, zählte der Comptoirist in Noten der englischen Bank die in Rede stehende Summe auf.

Morgan ersah aus der genauen Adresse, welche sowohl auf dem Briefe als auch in der Empfangsbestätigung stand, daß hier kein Irrthum in der Person stattfinden könne.

Kopfschüttelnd nahm er das Geld an sich und langte dann nach dem Briefe, welcher, dem Poststempel zufolge, etwas über zwei Monate unter Wegs gewesen war.

Er riß hastig den Umschlag ab und überflog die wenigen Zeilen, welche also lauteten:

„Mein Herr!

„Der Zeitpunkt, Ihren Nährvater kennen zu lernen, ist endlich da. Sie sind vom Schicksale berufen, nach einer langen Reihe von Prüfungen, die Sie, nebenbei gesagt, mannhaft bestanden, in Ihrem Vaterlande eine hohe Stelle einzunehmen. In Schanghai, wohin ich mich von Tahiti aus begebe, soll Ihnen Alles klar werden. Zur Bestreitung der Reisekosten weise ich Ihnen 1000 Pfund in San Francisco an. Wenn Sie für den Augenblick eine größere Summe bedürfen, wird Ihnen derselbe Bankier jeden beliebigen Betrag ausbezahlen. Ich habe dabei vorzüglich die Eventualität im Auge, daß Sie sich als Techniker durch irgend ein Engagement gebunden haben dürften, während Ihre sogleiche Abreise nach Schanghai mir dringend wünschenswerth erscheint. Zahlen Sie also Reugeld ohne Rücksicht auf die Höhe, wenn Sie nur ohne Verzug abkommen können. Mit Sehnsucht, ja mit größter Ungeduld erwartet Sie zu Schanghai

Ihr unbekannter

Freund und Gönner.

P. S. Der englische Consul zu Schanghai, welchem Sie sich ohne Verzug vorstellen wollen, wird Sie in meine Arme führen.“

„Merkwürdig!“ rief Henry Morgan kopfschüttelnd, „es ist

dieselbe Hand, von der ich seit meiner zarten Jugend jährlich zwei- bis dreimal wahrhaft lakonisch gefaßte Briefe erhielt. Was ich in diesem Falle zu thun habe, dürfte wohl klar und selbstverständlich sein. Dieser Unbekannte ist, wie er ganz richtig bemerkt, mein Nährvater. Ihm verdanke ich eine gute Erziehung, die mich in den Stand gesetzt hat, mir eine ehrenvolle Existenz selbst zu gründen. Es wäre meine Pflicht, seinem Rufe zu folgen, selbst wenn mir dadurch die größten Opfer auferlegt würden. Glücklicher Weise habe ich mit dieser Zeichnung da meine letzten Verbindlichkeiten gegen die hier neugegründete Zuckerraffinerie vollständig erfüllt, und erst in einer Woche tritt die Frage an mich heran, ob ich neuen Vertrag schließen soll oder nicht. Ich bin also vollkommen Herr meiner Schritte und noch heute will ich mich zur Abreise rüsten. Mein räthselhafter Wohlthäter hätte sich füglich die 1000 Pfund ersparen können, denn, Gott sei Dank, durch Fleiß und Genügsamkeit erreicht mein bisher zurückgelegter Sparpfennig nahezu dieselbe Summe. Ich will auch die 1000 Pfund nur als ein Depositum betrachten; wer weiß, ob mein edler Wohlthäter sich nicht damit selbst wehe gethan hat."

Henry Morgan, die Gewissenhaftigkeit in Person, ergriff nun wieder die Rabenfeder, um seine Zeichnung gänzlich zu vollenden, womit er noch zwei volle Stunden verbrachte. Nachdem diese Pflicht erfüllt war, begab er sich zuerst mit seiner Arbeit zu dem Fabriks-Director, der ihm dankvollst fünfhundert Dollars ausbezahlte und sodann in das Comptoir der Schiffsrheder, um über die nächste Fahrgelegenheit, die sich nach China darbot, Erkundigungen einzuziehen.

Auch hier begünstigte ihn der Zufall, und noch dazu doppelt. Ein nettes Paketboot stand im Hafen bereit, binnen achtundvierzig Stunden die Anker zu lichten, um nach Schanghai und Canton zu segeln; unter den Passagieren, die sich auf dem Bureau eingefunden hatten, befand sich ein junger Mann, fast von demselben Alter wie er selbst und zugleich Engländer, also Landsmann.

Da Morgan und der Fremde in dem Comptoir der Rhederei über eine Stunde warten mußten, bis der Capitän des Paketbootes erscheinen und den Vertrag förmlich abschließen würde, ließen sich die beiden Männer in ein Gespräch ein, und bald ersahen sie zu ihrem großen gegenseitigen Vergnügen, daß sie Beide dem großen, schönen Weltbunde der Freimaurer angehörten. Ihre Bekanntschaft wurde natürlich von diesem Augenblicke an so intim, als hätten sie

sich bereits vor Jahren kennen gelernt. Sie tauschten sofort ihre Karten aus.

Der fremde „Bruder" blickte erstaunt Henry Morgan an, als er auf diese Weise den Namen seines neuen Freundes erfuhr.

„Herrlich, wundervoll!" rief er entzückt ein- über das anderemal aus, kaum im Stande sich zu fassen, „kennen Sie die Fürstin Wolonska?"

Henry Morgan verfärbte sich leicht und blickte den Fragenden ganz betroffen an; dann nickte er, keines Wortes fähig, blos bejahend mit dem Kopfe.

„Adele Wolonska?" fuhr der Fremde fort.

Henry Morgan nickte sprachlos abermals mit dem Kopfe.

„Wann haben Sie die letzten Nachrichten über die Fürstin erfahren?" frug der Fremde weiter.

„Es ist über zwei Jahre her, daß ich sie zum letztenmale sah," preßte Henry Morgan aus übervoller Brust.

„Dann wissen Sie ja noch gar nicht, daß die Fürstin Witwe geworden?"

„Adele, Witwe?!" schrie Morgan in Extase gerathend, „Adele, Witwe?! Mein Gott! Bei dem Eide, der uns Beide zu Brüdern gemacht — ich beschwöre Sie, mir Alles zu sagen, was Sie von Adelen wissen. Mein ganzes Lebensglück hängt an Ihren Lippen, mein Bruder!"

„Ruhig, ruhig!" mahnte der Fremde, „lassen Sie uns in's Freie gehen, dort will ich Ihnen Alles mittheilen, was ich betreff der Fürstin Wolonska in Erfahrung brachte und wie ich überhaupt auf diese Dame, die ich, wohlgemerkt, persönlich gar nicht kenne, zu sprechen kam."

Vor dem Comptoir des Schiffsmäklers befand sich in einer Nische des Hauses eine steinerne Bank. Die beiden Freunde nahmen hier Platz. In diesem stillen Winkelchen waren sie vor jedem zudringlichen Lauscher gesichert.

„Es ist," begann der neue Bekannte des Sir Henry Morgan, „es ist beinahe ein Jahr her, daß ich von Delhi in Ostindien aufbrach, um in Europa mit einer gewissen Amalie Westenholz im Namen einer dritten Person ein Compromiß anzubahnen. Die näheren Details meiner sehr delicaten Aufgabe will ich für unsere bevorstehende lange Seefahrt aufsparen. Der Capitän des Schiffes, mit

welchem wir von hier nach Schanghai reisen wollen, betritt soeben das Comptoir und ich muß mich deshalb sputen, um ihre Neugierde, mein Bruder, wenigstens in den wichtigsten Punkten zu befriedigen. Also hören Sie. Erst nach vielen Mühen und zwecklosen Irrfahrten gelang es mir endlich, in Deutschland, und zwar in Berlin, auf eine sichere Spur der Gesuchten zu gelangen. Ich erfuhr, daß das Fräulein Amalie Westenholz als Gesellschafts-Dame der Fürstin Adele Wolonska nach Nordamerika aufgebrochen sei. Die beiden Damen hatten jedoch einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, nämlich Europa einen vollen Monat früher verlassen als ich. Ich folgte ihrer Fährte unermüdlich bis nach Utah, der bekannten Mormonenstadt, aus der sie aber aus Gründen und unter Umständen, die ich Ihnen gleichfalls erst später mittheilen will, entflohen waren. Alle Welt glaubte, daß die Fürstin und ihre Begleiterin das tolle Wagniß unternommen hätten, auf der kürzesten Route von Salzsee nach Californien zu fliehen, nämlich durch die Wüsteneien des Westens nach den beinahe ungangbaren Gebirgsriesen der Sierra-Nevada. In Utah erfuhr ich ferner, daß die Reise der kühnen Damen Ihnen, Sir Henry Morgan, galt. Ich erfuhr dies aus Brigham Young's eigenem Munde, der Sie, mein Bruder, seines ganz besonderen Hasses zu würdigen scheint."

„Darin täuschen Sie sich durchaus nicht," lachte Henry Morgan, „ich kann es diesem sonderbaren Heiligen nicht verdenken, wenn die Erinnerung an eine gewisse Stunde, in welcher ich ein ehrbares Mädchen vor seinen Nachstellungen schirmte, seine Galle gegen mich aufregt. Doch weiter, weiter, mein Bruder! Die Fürstin, sagen Sie, habe meinetwegen die Reise unternommen?"

„So ist es! Und ich wette Tausend gegen Eins, daß Sie, ehe ein Monat vergeht, in San-Francisco an's Land steigen wird. Sie wird sehr vernünftiger Weise den Seeweg gewählt haben, denn auf meiner gefahrvollen Wanderung nach Westen konnte ich keine Spur der flüchtigen Damen auffinden, obwohl ich zu diesem Zwecke weder Geld noch Mühe schonte."

„Adele kommt nach San-Francisco?!" rief Henry Morgan wie von einem zauberhaften Traum befangen, „sie kommt meinetwegen?! Theuerer Freund und Bruder — ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich hier bleibe um die Fürstin zu

warten. Aber warum reisen Sie von hier weiter, wenn Sie mit Adelen's Begleiterin eine wichtige Vereinbarung zu treffen haben?"

„Ein Brief, den ich aus Tahiti hier in San-Francisco fand, bestimmt mich, schleunigst nach Schanghai aufzubrechen. Die Spur des Fräuleins Westenholz ist gefunden, und damit diese Spur nicht mehr verloren gehe, ist hinlänglich vorgesorgt. Ich habe hier zwei verläßliche Personen aufgestellt, welche die schöne Helgoländerin nicht mehr aus den Augen lassen werden."

„Merkwürdig!" sagte Henry Morgan kopfschüttelnd, „ein Brief aus Tahiti ruft Sie nach Schanghai! Gerade so ergeht es mir. Kennen Sie diese Schrift?"

Mit diesen Worten zog Morgan den heute Früh erhaltenen Brief aus der Tasche.

„Nein!" entgegnete der Fremde, in welchem der Leser schon längst Master Henry Burton, den Lebensretter Sir Edward's und der schönen Durga Geliebten erkannt haben dürfte. Die Handschrift des Earl Baldwin of Dundonald war ihm wirklich unbekannt. Indeß betrachtete er das Wappen auf dem Siegel mit großer Aufmerksamkeit; es war, wenn auch kleiner, so doch der Zeichnung nach vollkommen identisch mit jenem, welches er, Burton, gleichfalls heute aus Tahiti empfangen hatte.

„Mein Bruder!" begann Burton nach längerer Pause sehr ernst, „mein Bruder, es ist absolut nothwendig, daß wir von unseren räthselhaften Briefen gegenseitig Einsicht nehmen. Betrachten Sie die Petschaften, und die Opportunität meines Vorschlages wird Ihnen von selbst einleuchten. Hier lesen Sie meinen Brief."

Henry Morgan durchflog den ihm von Burton dargereichten und offenbar von einer Frauenhand geschriebenen Brief, welcher wie folgt, lautete:

„Master Henry Burton

ibi, ubi!

„Ihr Freund und Gönner, Sir Edward Dundonald, ist das Opfer eines schändlichen Bubenstreiches geworden.

„Noch wäre er zu retten, wenn Sie rechtzeitig in Schanghai eintreffen, bevor sein physischer und moralischer Untergang dort vollends in's Werk gesetzt ist. Ohne mein eigenes Leben noch mehr zu gefährden als es bereits der Fall, darf ich Ihnen heute nicht mehr schreiben. Ich expedire übrigens diesen Brief in zwanzig Abschriften

nach allen wichtigen Orten, wo ich Sie vermuthe. Vielleicht gelangt wenigstens eine derselben rechtzeitig in ihre Hände. Gott gebe es. Eilen Sie — Leben und Tod steht bei Ihnen und bei Gott!

„In Schanghai stellen Sie sich dem holländischen Bankier Van der Dehnen unter Vorzeigung dieses Briefes zu ihrer Legitimation vor. Er ist ein alter Geschäftsfreund meines seligen Vaters. Von ihm erfahren Sie das Nähere. Es ist sehr möglich, daß Sie in Schanghai auch einen gewissen Henry Morgan treffen. Dieser Mann soll unbewußt als Werkzeug eines ehrlosen Betruges dienen, zu dem er sich als bekannter Ehrenmann wohl wissentlich nun und nimmer hergeben würde. Liiren Sie sich mit ihm; Sie werden dadurch nur sich und ihm einen großen Dienst erweisen. Doch — ich darf nicht mehr ausplaudern; unsere geheimen übermächtigen Feinde würden uns völlig vernichten, wenn sie sich eben nicht allzusicher fühlten."

Der Brief war ohne Datum und Unterschrift.

Henry Morgan erblaßte, als er die ihm betreffende Stelle las.

„Warum haben Sie mir nicht gleich diesen Umstand mitgetheilt, als Sie meinen Namen erfuhren?" bemerkte er beinahe vorwurfsvollen Tones, indem er das Schreiben zurückgab.

„Ich gedachte dies jedenfalls während unserer gemeinschaftlichen Reise zu thun; zudem, mein Bruder, bestürmten Sie mich ja um Auskünfte über die Fürstin!"

„Verzeihung, mein Bruder!" entgegnete Henry Morgan, „die Liebe macht nicht nur blind, sondern oft sogar auch ungerecht. Nun aber weiß ich, was die Pflicht von mir fordert! So sehr mein Herz nach Adelen verlangt, werde ich mir dennoch das Opfer auferlegen, hier ihres holden Anblickes zu entbehren. Wir reisen zusammen — meine Ehre ist bedroht; ich muß wissen, ob mein räthselhafter Nährvater als honneter Mann dasteht, oder ob er etwa ein Schurke ist."

„Bravo mein Bruder! Das heißt als Mann gehandelt! Die Fürstin, welche so viele tausend Meilen zurückgelegt, um Sie wieder zu finden, wird sich gewiß die verhältnißmäßig kleine Mühe einer Seereise von San-Franzisco nach Schanghai nicht gereuen lassen. Wir werden Sorge tragen, daß die beiden Damen, sobald Sie hier anlangen, eine gute und sichere Gelegenheit zur Weiterreise bereits vorfinden. Wir können uns in dieser Beziehung auf meine beiden Agenten, die hier zurückbleiben, mit vollster Beruhigung ver-

lassen. Nun aber, mein Bruder, lassen Sie uns das Comptoir betreten, um mit dem Capitän den Handel in's Reine zu bringen."

Morgan und Burton verließen ihre gedeckte Stellung in der Nische und thaten, wie Letzterer gerathen.

Schon am nächsten Abende lichtete ihr Schiff die Anker. Die Seereise ging ohne alle besondere Zwischenfälle vorüber. Bereits nach fünfunddreißig Tagen stiegen sie, von Wind und Wetter bestens begünstigt, zu Schanghai an's Land. Ihr Freundschaftsbund war ein inniger geworden; die beiden jungen Männer hatten sich auf Leben und Tod miteinander verbündet.

Sowohl Morgan als auch Burton betraten zum erstenmale den Boden des „himmlischen Reiches", und so erging es ihnen, wie so ziemlich allen Reisenden, welche China nur vom Hören-Sagen kennen — sie fanden Land und Leute schon vom ersten Augenblicke ganz, anders als ihre bisherigen Vorstellungen davon lauteten.

Es gibt auch in der That kein Volk auf Erden, welches so vielfach genannt und doch in seinem innersten Wesen so wenig gekannt wird, wie das chinesische. Man hält sich berechtigt, eine jede thörichte Einrichtung in Staat und Familie, den ersten besten Ausfluß individueller Vornirtheit mit dem Epitheton — „chinesisch" zu bezeichnen und kann sich dabei immer des Beifallslächeln der großen Menge für versichert halten, welche so gerne und so leicht das Bizarre und Ungewohnte mit wirklicher Albernheit verwechselt.

Als Colonialvolk sind die Chinesen in unserem Jahrhunderte zu einer großen Bedeutung gelangt, aber ihre Ansiedlungsverhältnisse sind ganz eigenthümlicher Art und mit jenen der europäischen Auswanderer in Amerika durchaus nicht zu vergleichen. Der Chinese kommt in geschlossenen Truppen in das Land, in welchem er sich niederläßt; aber er erscheint ohne Weiber, denen es streng verboten ist, das „himmlische Reich" zu verlassen. Dabei besitzt der Chinese eine große Anhänglichkeit an seine Heimat, und in der Fremde verläßt ihn nie der Gedanke, in's Vaterland zurückzukehren, sobald er sich bereichert haben würde. Ueberall im Auslande hält er sich zu seinen Landsleuten und wohnt in eigenen Stadtvierteln, den sogenannten chinesischen Kampongs. Er nimmt sich sein Weib im Auslande, aber die Mischlinge, seine Kinder, läßt er ohne Herzleid in der Fremde zurück. Durch Klugheit, Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit erwirbt er sich überall als Auswanderer rasch einen großen Einfluß, aber in Cali-

fornien und in Siam, auf Java und in Australien bleibt er durch und durch — Chinese.

Ueberhaupt sind alle Ansichten über die Knechtschaft, unter der angeblich der Chinese in seiner Heimat leben soll, grundfalsch und völlig grundlos.

Der Chinese kann überall in dem großen Reiche ein Gewerbe, ein Handwerk, kurz jede Beschäftigung treiben, welche ihm gutdünkt; weder die Gesetze noch irgend eine Behörde legen ihm dabei ein Hinderniß in den Weg, oder kümmern sich darum. Die in Europa verbreitete Meinung, daß in China jeder dieselbe Beschäftigung haben müsse, welche sein Vater getrieben, oder daß die Behörde vorschreibe, welch' einem Handwerke der Arbeiter sich zuwenden solle, oder endlich, daß Niemand ohne Erlaubniß der Mandarine seinen Wohnort verlassen und anderswohin übersiedeln dürfe: alle diese Ansichten sind falsch. Um ein Handwerk auszuüben, ja sogar um als Arzt oder Lehrer zu practiciren, als Kaufmann zu handeln, als Bauer das Feld zu bestellen, braucht man keine behördliche Genehmigung welch' immer Art. Dabei ist in noch anderer Beziehung der Chinese in unverkümmertem Genusse freier Beweglichkeit; er kann in sämmtliche Provinzen des Riesenreiches reisen, wohin es ihm gefällt, sich niederlassen wo und wie es ihm genehm, ohne daß er mit einem Mandarin zu schaffen hätte. Reiselegitimationen sind in China unbekannt.

Es gibt zwar in China ein Gesetz, dem zufolge die Auswanderung verboten ist, damit der Sohn des „himmlischen Reiches" nicht in fremden Ländern umherstreiche, um dort schlechte Lebensart zu lernen und die Früchte der guten Erziehung einzubüßen. Aber dieses Gesetz ist nur auf dem Papiere vorhanden, denn die Chinesen wandern schon seit mehreren Jahrzehnten in großer Menge aus; wir finden sie nicht nur in den östlichen Colonien der Spanier, Holländer und Engländer, sondern auch schon in Californien und Westindien und höchst wahrscheinlich wird dereinst die Colonisation von Central-Afrika fast ausschließlich den Chinesen zufallen.

Die freie Beweglichkeit würde der Chinese sich nimmermehr verkümmern lassen; bei der Uebervölkerung seines Landes und dem regen Verkehre in demselben bedarf er auch in der That des freiesten Umzugsrechtes, um existiren zu können.

Ebenso nothwendig ist dem Chinesen ein unbeschränktes Vereinigungsrecht, und dieses besitzt er auch im vollsten Maße.

Nur die Geheimbünde, welche zu dem Zwecke gestiftet worden sind, die Mandschu-Dynastie zu stürzen, sind verboten und die Regierung läßt in dieser Beziehung scharf nachspüren; im Uebrigen sind aber alle Vereine von den in unseren constitutionellen Staaten von Europa so sehr beliebten Polizeiplakereien völlig sicher. Die Chinesen besitzen eine ausgeprägte Naturanlage zur Bildung von Huï, das heißt Körperschaften oder Vereine. Es gibt dergleichen für alle Stände, für jede Art von Industrie, für alle mögliche Unternehmungen und Geschäfte; sogar Bettler und Diebe bilden Vereine; Niemand bleibt vereinzelt. Es ist, als ob ein scharf ausgeprägter Instinkt die Einzelnen zu einander triebe: sie legen ihre Kräfte zusammen und wirken gemeinschaftlich; dadurch gewinnen sie Geltung, welche sie sonst nicht haben würden. In Orten, wo die Behörden sich zu schwach oder nachlässig zeigen, bilden die Bürger sofort unter sich einen Verein, um darauf zu halten, daß die Gesetze gehalten werden.

Alles dieses erklärt sich leicht aus dem freien Verständnisse des Chinesen für die wahre Interessen-Politik, in welcher das Interesse des Einzelnen stets Hand in Hand geht mit dem des Gemeinwesens. Der Chinese ist eben ein geborener Handelsmann. Er ist im höchsten Grade geldgierig und gewinnsüchtig, liebt die Speculation und wuchert gerne; sein ganzes Wesen ist pfiffig und verschlagen; er ist abgefeimt, und vielleicht noch besser als der routinirteste Sohn Israels versteht er die Wechselfälle eines Handelsgeschäftes hin und her zu erwägen.

Der echte Chinese sitzt mit Vergnügen vom Morgen bis zum Abend in seinem Laden und harrt geduldig der Käufer; wenn seine Bude leer ist, rechnet er fortwährend, wie viel er wohl Profit bei seinem Artikel machen könnte; dabei begnügt er sich, wenn der Käufer sich nicht übervortheilen läßt, sondern „klug“ ist, selbst mit dem kleinsten Nutzen. Seine größte Freude besteht darin, am Abende zu Hause die Tagseinnahme zu berechnen und die gewonnenen Sapeken zu zählen. Er bringt den Handels- und Schachergeist mit auf die Welt; es ist sein Wesen, sein Naturtrieb. Der erste Gegenstand, welcher das chinesische Kind reizt, ist die Sapeke; sprechen lernen und zählen lernen, sind bei dem Kinde gleichbedeutend. Sobald das Kind den Pinsel halten kann, fängt es an Zahlen zu schreiben, und sobald es sprechen und laufen kann, treibt es auch Handel, kauft und verkauft. Wer in China einem Kinde den Auftrag gibt, etwas einzukaufen,

darf dabei ganz getrost sein, denn der kleine Chinese läßt sich nicht betrügen, er betrügt eher den Verkäufer. Selbst die Spiele der kleinen Chinesen sind von diesem Handelsgeiste ganz durchdrungen; sie halten offene Buden oder ein Pfandhaus, und gewöhnen sich schon von Kindesbeinen die Handels- und Schacherausdrücke an, und sind schon in ihrer frühesten Jugend so gewandt, daß ihnen auch wichtige Aufträge ertheilt werden.

Es ließen sich ganze Bände über sinnreiche und kecke Schelmenstücke der Chinesen schreiben; sie kommen aber so häufig vor, daß man weiter keine Notiz davon nimmt; dergleichen Pfiffe und Kniffe gelten aber nicht für unehrenhaft, sondern als Geschicklichkeit und gewandtes Verfahren. Die Krämer rühmen sich solcher Streiche und geben sie mit Wohlbehagen zum Besten. Die größeren Handelshäuser in China verfahren dagegen unbedingt rechtlich, vielleicht weniger aus Ueberzeugung als des Credites und des Interesses wegen; sie erfüllen genau alle einmal eingegangenen Verpflichtungen und brechen nie ihr Wort; leider kann man dies von den europäischen Firmen in China nicht unbedingt sagen.

Eigenthümlich ist das Geld der Chinesen. Man hat nemlich keine andere legale Münze, als kleine runde Stücke aus einem Gemisch von Kupfer uud Zinn; sie heißen Tsien; von den Europäern werden sie Sapeken genannt. In der Mitte haben sie ein viereckiges Loch, damit man sie auf eine Schnur ziehen könne. Ein Strang von tausend Sapeken wird im Durchschnittscurse auf eine chinesische Silberunze gerechnet; Gold und Silber werden nicht zu Münzen verprägt. Bei größeren Käufen gibt man daher Gold oder Silber, die dann wie jede andere Waare gewogen werden; Brüche und Ueberschüsse gleicht man durch Sapeken aus, weshalb jeder Chinese in den Städten eine kleine Wage in der Tasche mit sich führt. Im ganzen Reiche laufen Bankbillets um, zahlbar auf den Inhaber; sie werden von den großen Handelshäusern ausgestellt und in allen wichtigen Städten angenommen.

Die Sapeke ist für den Kleinverkehr von unberechenbarem Werthe; sie macht es möglich, daß auch mit dem winzigsten Gegenstand Handel getrieben werden kann. Der Chinese kauft ein Schnittchen von einer Birne, einer Nuß, ein Dutzend gerösteter Bohnen, einen Becher Melonenkörner, eine Tasse Thee, oder er raucht einige Pfeifchen Tabak, dies Alles für eine Sapeke. Wer nicht Geld genug

hat, eine Orange zu bezahlen, kauft eine halbe. So sind in China eine Menge kleiner Industrien entstanden, von welchen Millionen Menschen leben. Mit zweihundert Sapeken Capital macht der Chinese schon eine Handelsspeculation. Auch für die Almosenempfänger ist die Sapeke von hohem Werthe, denn wer einem Bettler eine Sapeke verweigert, muß selber schon sehr arm sein.

Die Eigenthümlichkeiten des chinesischen Volks-Charakters spiegeln sich auch ganz deutlich in ihrer Religion, ihren Tempeln und Bonzen wieder, welche gewissermaßen einen diametralen Gegensatz zu Allem liefern, was wir in dieser Beziehung in Ostindien kennen gelernt haben. Beruht nämlich im ganzen Hindostan das ganze staatliche und Familienleben auf rein theokratischer Basis, so ist anderseits in dem rein bureaukratischen China die Religion wie alles Uebrige eine bloße Staatseinrichtung. Das herrschende System des Confucius kennt keine Offenbarung, als die in der Natur und dem Menschengeiste selbst, und da es damit den Wunderglauben und viele sonstige Ausgeburten anderer Religionssysteme ausschließt so ist eigentlich die Lehre des Confucius in ihrer ursprünglichen Reinheit eine wahre Vernunftreligion. Leider hat auch diese Lehre nicht ausschließlich an der Idee eines höchsten Wesens festgehalten und allmälig artete auch in ihr die Verehrung des „Himmels" in eine Verehrung der Erde, der Gestirne und aller großen Naturkräfte aus, welche sich endlich sogar auf die mythischen Heldenkönige und verklärten hervorragenden Menschen immer mehr und mehr zu erstrecken begann. Die Tiefe der Sittensprüche des Confucius und seiner Schüler ist bekannt, aber der Glaube der Chinesen ist kalt und todt, und nur im gemeinen Manne schafft sich das innerste Bedürfniß eine förmliche Befriedigung im Götzendienst. Neben der Staatsreligion lebt unter dem niederen Volke auch der Buddhismus; diese Religion, eine Abart der Brahma-Lehre, von dieser aber als „ketzerisch" geächtet, ist in China tief gesunken und liegt in den Händen der Bonzen, eines armseligen, trägen und unwissenden Priesterthums, während der Cultus der Staatsreligion mit der ganzen Religionsordnung eins ist, und alle religiösen Handlungen ebenso pünktlich beobachtet werden, als nur irgend ein politischer Akt; so begeben sich z. B. Alle, die in Amt und Würden stehen, zu bestimmten Zeiten in die verschiedenen Tempel; besondere Priester gibt es nicht; der allgewaltige Mandarin ist zugleich Diener des Staates und Gottes.

Im gewöhnlichen Leben kümmern sich die Chinesen nicht viel um die Religion, doch werden von jeder Mahlzeit einige Reiskörner und der unerläßliche Thee zum Opfer hingesetzt. Desto eifriger sind sie aber, ihre Götter um Glück und irdische Güter anzugehen, und Geld und wieder Geld ist die einzige Gabe, um die sie flehen. Wenn ein großes Geschäft im Gange ist, sind sie sehr eifrig im Aschin-Aschin Jos, wie jene Art der Anbetung heißt, wobei der Leib auf den Boden geworfen und der Kopf auf die Erde geschlagen werden muß. Da aber diese Art, das Wohlwollen der Götter zu erflehen, sehr unbequem ist, so miethet man einfach einen armen Teufel, der für Geld auf die erwähnte Weise „in Religion turnt".

Eine Beschreibung der Tempel der Chinesen läßt sich um so leichter geben, als einer dem andern beinahe gleich ist. Diese Tempel umfassen gewöhnlich mehrere Säle und innere Höfe; sie sind aus Backsteinen gebaut, mit farbigen, gefirnißten Ziegeln gedeckt und unterscheiden sich von anderen Häusern durch ihre größere Höhe und dem keckeren Schwung ihrer Dächer. Die Bauart ist fast überall dieselbe und der Unterschied liegt nur im Luxus der Verzierungen.

Um einen Begriff von diesen Tempeln zu geben, wollen wir eine kurze Beschreibung dessen von Ho-nan mittheilen, des schönsten und großartigsten religiösen Gebäudes in Canton. Die Bauten, die dazu gehören, sind zahlreich und nehmen mit den anstoßenden Gärten eine Oberfläche von sechs bis acht Morgen Landes ein. Das Ganze ist von einer hohen Mauer umgeben. Man setzt vor den Factoreien bei Canton über den Fluß und befindet sich beim Aussteigen vor dem äußeren Thore. Eine Allee führt zu einem zweiten Thor, über welchem der Name des Tempels in großen Charakteren verzeichnet steht. Nahe am Thore befinden sich zwei colossale Statuen, die Bilder vergötterter Krieger, die eine rechts, die andere links, als Wächter des Thores.

Hinter diesem Thore gelangt man abermals in einen anderen Hof, welcher der Palast der vier großen Könige des Himmels ist, die durch die Bilder alter Helden dargestellt werden. Weiterhin kommt man zum Hauptbau an die drei prächtigen Statuen der drei Buddhas, des gewesenen, des gegenwärtigen und des zukünftigen. Der Saal, in welchem sie aufgestellt sind, hat etwa 100 Fuß im Gevierte und ist mit Altären und Statuen jeder Art angefüllt. In den nahen Sälen finden sich andere Statuen aus vergoldetem Holz; darunter

ist die der Göttin des Mitleids die bemerkenswertheste. Mitten unter den mißgestalteten Schöpfungen trifft man auch wahre Muster von Zierlichkeit und Geschmack.

Hier stehen um die Mauer gereiht Gottheiten von allen Arten, freundliche und gnädige, aber auch schreckliche und ungeheuerliche Bilder, schön und häßlich — Gott und Teufel. Der chinesische Teufel ist wie der römisch-katholische mit Hörner ausgerüstet, hat ein schwarzes Gesicht und ist scheußlich anzusehen.

Vor dem Hauptaltare, wo die drei Buddhas thronen, sind die Zierrathen des Cultus gereiht. Die großen, mit Blumen und Früchten angefüllten Gefäße, die Weihrauchpfannen, die mit alten Inschriften bedeckte Glocke, der Gong, dessen ernster, lauter Klang sich in den Ton der Glocke mischt, um die Stunde des Gebets oder der Ceremonien anzukündigen, die Bambusrose, welche die kleinen Holzstäbe enthält, mit denen man das Los befragt, die heiligen Bücher u. s. w. Auf beiden Seiten des Altars sieht man Inschriften in vergoldeten Charakteren, und von der Decke hängen ungeheure runde Laternen herab, die gleichfalls mit Inschriften zu Ehren der Götter, die den Tempel bewohnen, überladen sind.

Tritt man aus den ausschließlich dem Cultus gewidmeten Räumen heraus, so gelangt man zu den engen Zellen der Bonzen, elenden, nackten, verfallenen Löchern; in einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte besteht die ganze Einrichtung. Auf einer anderen Seite ist eine Druckerei, wo man auf weißem, rothem oder gelben Papiere für die Gläubigen Gebete druckt; ferner findet sich ein Zimmer zur Aufnahme von Besuchen, ein gemeinsamer Speisesaal, die Küche u. s. w., Alles in einem Zustande, der das größte Elend zeigt. In einem Hinterhofe gibt es zwar ungeheuere, unter dem Gewicht ihres Fettes erliegende Schweine; aber sie sind geheiligt, man hat sie Buddha geopfert, und der Tempel muß sie auf eigene Kosten ernähren.

Hinter dem Tempel dehnt sich ein weiter Garten aus, an dessen Ende ein Grabdenkmal ist, wo die Asche der Priester jährlich einmal im Jahre niedergelegt wird; ein Ofen, um die Körper zu verbrennen und eine kleine Zelle, um die Urne mit der Asche für den Augenblick aufzunehmen bis zur Aufbewahrung in dem großen Grabdenkmale.

Wie gesagt, wer einen chinesischen Tempel gesehen hat, kennt

alle übrigen. Was man allenthalben bemerkt, ist der Zustand vom Verfall, in dem die meisten versunken sind. China hat ohne Zweifel seine Zeit religiösen Eifers und frommer Spenden gehabt, wo man Tempel erbaute und sie reich dotirte. Jetzt aber baut man keine mehr und läßt die vorhandenen verfallen.

Von Zeit zu Zeit nehmen die Bonzen ihre Zuflucht zum Edelmuth der Gläubigen, aber meist erfolglos. Das Almosen, welches sie erhalten, wäre heut zu Tage zu ihrem Lebensunterhalte nicht ausreichend, sie müssen sich daher noch andere Erwerbsquellen zu verschaffen suchen. Viele von ihnen halten Schule, wer aber von ihnen selbst nicht Lesen und Schreiben kann, und das ist die Mehrzahl, geht in die Dörfer Reis betteln. Die Einkünfte der chinesischen Tempel nehmen von Jahr zu Jahr ab, weshalb heut zu Tage die Bonzen ein sehr armseliges Leben führen und ihre Zahl immer mehr abnimmt.

Diese Priester einer erloschenen Religion und eines verlassenen Cultus müssen sich daher auf eine eigenthümliche Weise recrutiren. Sie kaufen von armen Leuten Kinder, scheeren denselben die Kopfhaare ab und machen den Knaben zu ihrem Schüler und Diener. So pflanzen sich die Bonzen mühselig fort; einst genoßen sie großen Einfluß, jetzt aber haben sie alles und jedes Ansehen verloren. Selbst das Volk macht sich über sie lustig; in Komödien werden sie auf die Bühne gebracht und man stellt sie in den infamsten Rollen dar. Sie müssen wirklich sehr tief gesunken sein, weil bei der letzten großen Revolution in China die Rebellen sich beim Volke dadurch beliebt zu machen glaubten, daß sie unterwegs alle Bonzen todtschlugen. — —

Wir werden später nochmals Gelegenheit finden, auf einige höchst charakteristische Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten des Lebens und Treibens in China zurückzukommen. Für jetzt haben wir die zwei jungen Freunde, welche zu Schanghai an's Land gestiegen waren, wieder in's Auge zu fassen. —

Henry Morgan hatte sich ohne Verzug zum englischen Consul und Henry Burton zu dem ihm in dem räthselhaften Briefe bezeichneten Bankier begeben.

In etwa zwei Stunden wollten sie in dem englischen Hotel, wo sie ihr Absteig-Quartier genommen, wieder zusammentreffen, um

die von ihnen mit Spannung erwarteten Aufschlüsse sich gegenseitig mitzutheilen.

Burton kam zuerst in das Hotel zurück. Er war sehr ernst und nachdenklich gestimmt. Was er vernommen, hatte ihm das Geheimniß, vor welchem er sich befand, eher verdunkelt, als aufgehellt. Morgan hingegen trat freudestrahlend ein und umarmte stürmisch seinen Freund.

„Bruder!“ rief er, als er in seiner Aufregung endlich die Sprache wiedergewonnen hatte, „Bruder! Fortuna hat ihr Füllhorn im reichsten Maße über mich ausgegossen. Ich bin kein namenloser Fremdling mehr; ich besitze von dieser Stunde an eine Familie, eine Heimat! Die Welt wird mich in Hinkunft als den einstigen Earl Henry of Dundonald begrüßen!“

Burton sah seinen Freund überrascht und nicht ohne gewisses Mißtrauen an; er wähnte, daß Morgan plötzlich irrsinnig geworden sei.

„Du zweifelst?“ fuhr Morgan lebhaft fort, „Du zweifelst? Nun ja, warum sollte ich es Dir verübeln; wollte ich doch selbst nicht daran glauben, bei Gott nicht! Aber wirf einen Blick auf diese Papiere, und Du mußt überzeugt sein.“

Burton durchflog die ihm von seinem Freunde dargereichten Documente, aus welchen hervorging, daß Henry Morgan der älteste Sohn des letztverstorbenen Earl of Dundonald sei, dessen Ehe mit Morgan's Mutter bisher als illegitim angefochten worden war, nunmehr aber nachträglich als vollkommen rechtsgiltig erwiesen vorlag. Burton gab seinem Freunde die Documente zurück, und einen schweren Seufzer ausstoßend, sank er, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, in einen Sessel.

„Was ficht Dich an, mein Bruder,“ rief Morgan betroffen, der sich den stummen Schmerz seines Freundes nicht zu erklären wußte; „ach, wie hatte ich mich auf Deine Theilnahme an meinem Glücke gefreut!“

„Und diese Theilnahme,“ entgegnete Burton, des Freundes Hand mit Wärme drückend, „und diese Theilnahme, ich zolle sie Dir aus ganzem Herzen; möge der Herr Dich segnen in Deinen neuen Verhältnissen — aber mir, mein Bruder, verarge es nicht, wenn die Vernichtung einer still genährten, wenn auch nur sehr vagen Hoffnung, die durch einige Worte des ehrwürdigen Ganesas in mir angefacht worden war, mich in tiefe Betrübniß stürzt. Nur einige

Stunden Ruhe, und ich, der Namenlose, der Verstoßene, werde mich in mein Schicksal gefunden haben. Sobald als nur möglich, will ich von hier nach Delhi zu meiner geliebten Durga eilen. Vielleicht wird Ganesas jetzt deutlicher sich ausdrücken! Tod und Leben hängt an seinen Lippen. Ist das Mädchen wirklich meine Schwester, dann erstirbt für mich aller Lebensmuth; ich werde dann zwar nicht den Tod durch meine eigene Hand suchen, aber für eine schöne, edle Sache will ich mein zertrümmertes Dasein freudig hinopfern. Lebe also wohl, mein theuerer Bruder; unsere Wege scheiden sich von heute an für immer. Die Erinnerung an Deine Freundschaft wird stets mein erstarrtes Herz mit warmen Odem beleben! Mögest Du in Deiner neuen Sphäre recht, recht glücklich sein, so glücklich, als ich es Dir aus ganzer Seele wünsche! Lebe wohl!"

Ehe Morgan noch ein Wort zu erwidern vermochte, war sein Freund bereits aus dem Zimmer verschwunden. Kopfschüttelnd blickte Morgan dem Enteilten nach. Er stand vor einem neuen Räthsel. Doch faßte er sich bald, und unter dem Eindrucke der gehobenen Stimmung, in der er sich befand, sprach er vor sich hin:

„Ich werde schon später dahinter kommen. Keinesfalls soll Burton abreisen, bevor ich ihn nochmals gesprochen. Jetzt aber muß ich zu dem Earl! Ach, welch' liebevoller gütiger Mann ist mein Oheim! Und ich, ich, bei Gott, ich fühle mich zu ihm hingezogen, als wäre er eben nicht blos mein Oheim, sondern mein wirklicher Vater! Wie danke ich ihm, daß er in mir keine unnützen Hoffnungen angefacht, so lange die Legitimität meiner Geburt noch im Zweifel stand. Welche Opfer muß es seinem edlen Gemüthe gekostet haben, mich durch so viele Jahre als Fremdling zu behandeln und sich blos als mein geheimnißvoller Nährvater zu geberden. Der Himmel segne seine Güte!"

Tief gerührt kleidete sich der junge Mann an, um dem Diner, welches der Earl im Hause des englichen Consuls von Schanghai zu Ehren seines Erben für die fünfte Abendstunde veranstaltet hatte, als der König dieses Festes Theil zu nehmen.

Am folgenden Tage erinnerte er sich seines treuen Reisebegleiters und er wollte demselben einen Morgenbesuch abstatten.

Henry Burton hatte aber bereits Schanghai verlassen; Niemand wußte über die Richtung, die er wohl eingeschlagen haben mochte, Auskunft zu geben.

Viertes Capitel.

Unter den Menschenfressern.

Die Wilden, welchen Robert und Edward in die Hände gefallen waren, gehörten zu den Fidschi-Insulanern, einem der kühnsten, raubsüchtigsten und grausamsten Stämme von ganz Polynesien. Mit einer Verwegenheit, welche wahrhaftig Bewunderung verdient, unternehmen sie auf hunderte von Seemeilen in ihren kleinen schwachen Canoes Streifzüge bis an die Küsten von Caledonien. — Statt des Compasses, für sie eine gänzlich unbekannte Erfindung, verfolgen sie die gewünschte Richtung nach dem Auf- und Niedergange der Sonne und der Stellung einzelner Gestirne mit solcher Genauigkeit, daß sie sich in der unendlichen Wasserwüste der Südsee niemals verirren. Dabei kennen sie, ohne zu ahnen was eine Seekarte sei, auf hunderte von Meilen in der Runde jedes Inselchen, jeden Riff, der ihnen auf den langen Ausflügen als Ruheort oder zur Ergänzung ihres Proviantes dienen kann, in welch' letzterer Beziehung sie freilich wenig wählerisch sind. Vom Meere ausgespülte Muscheln und einige Kräutergattungen genügen ihnen im Nothfalle, um mit frischem Muthe neuerdings in die See zu stechen, nachdem sie auf dieser vielleicht bereits dem Hungertode durch mehrere Tage nahe gewesen waren.

Es liegt etwas wahrhaft Amphibienartiges in diesen Wilden, so lange sie sich auf dem nassen Elemente befinden. Betreten sie aber den Boden ihrer Heimatinsel, so lechzt ihr Gaumen nach Menschenbraten, und selten kehren sie zurück, ohne davon einen erklecklichen Vorrath als Beute mit sich zu führen.

Namentlich ist es das Fleisch des weißen Menschen, welches diesen Kannibalen mundet, und eben, weil es seltener zu haben ist, stets nur für die Tafel der Könige und Häuptlinge aufbewahrt bleibt.

So wurden auch Robert und Edward als Leckerbissen für eine der vielen braunen Majestäten der Fidschi-Insel ausersehen und diesem Umstande verdankten sie es, daß man nicht nur für den Augenblick ihr Leben schonte, sondern auch ihnen während der viele Tage andauernden Seefahrt eine reichliche Atzung bot, so weit eben selbe für europäische Mägen genießbar sein konnte. Die Wilden wollten ihre „Königsbraten" möglichst gut conservirt abliefern, um dafür von ihren Herschern auch einen möglichst hohen Preis zu erlangen. Es lohnt übrigens der Mühe, die Fidschi's etwas genauer zu betrachten.

Die Fidschi-Insulaner sind gewöhnlich mehr als mittelgroß und zeigen eine große Gesichts-Verschiedenheit. Unter ihnen sind die Häuptlinge besonders groß, wohlgebaut und muskulös, während die niedrigeren Classen, die von schwerer Arbeit und körperlicher Nahrung herrührende Magerkeit an den Tag legen. Ihre Farbe hält die Mitte inne, zwischen der schwarzen und kupferfarbigen Race, obgleich man Beispiele von beidem Extremen findet, ein Beweis, daß sie von zwei verschiedenen Racen stammen.

Die Gesichter der Mehrzahl sind lang, mit einem großen Mund, guten und schönen Zähnen, sowie einer wohlgeformten Nase. Die Augen der Fidschi-Insulaner sind schwarz und durchdringend, Der Ausdruck ihrer Gesichter ist meist unruhig und argwöhnisch; sie sind scharf beobachtend und rasch in ihren Bewegungen. Das Haar der Knaben ist kurz abgeschnitten, während man das der jungen Mädchen wachsen läßt. Bei den Letzteren sieht man sie zu natürlichen mehrere Zoll langen Ringellocken angelegt, die nach allen Seiten von dem Oberkopf herabfallen. Die natürliche Haarfarbe der Mädchen kann man nur schwer erkennen, denn es herrscht bei ihnen die Sitte, die Kopfhaare mit Kalk und Farbe zu beschmieren, wodurch sie weiß, roth, braun oder schwarz aussehen, je nach dem Geschmacke des Individuums. Wenn die Knaben heranwachsen, wird das Haar nicht mehr abgeschnitten, sondern mit großer Sorgfalt wischartig ausgebreitet.

Die Häuptlinge besonders schenken ihrem Kopfputz große Auf-

merksamkeit, zu welchem Zwecke sie alle Barbiere haben, deren einziges Geschäft die Sorge für die Häupter ihrer Gebieter ist. Man hält das Amt dieser Diener für so heilig, daß ihre Hände für jede andere Beschäftigung „Tabu“ sind, und sie nicht einmal ihre Nahrung selbst zu sich nehmen dürfen.

Um den Kopf eines Häuptlings in Ordnung zu bringen, bedarf es mehrerer Stunden, und dabei wird das Haar so eingetheilt und zubereitet, daß es von allen Seiten des Kopfes in Büscheln herabfällt, die oft acht Zoll von einander entfernt sind. Der Bart, welcher nicht minder sorgsam gepflegt wird, reicht oft bis zur Brust herab, und wenn ein Fidschi-Insulaner diese wichtigen Bestandtheile seiner Person wohl geordnet hat, so geberdet er sich mit einem Bewußtsein, das ungemein lustig anzuschauen ist.

Die Fidschi-Insulaner sind sehr veränderlich in ihrer Gesinnung. Sie lieben den Scherz, lachen gern und können sich in einem Augenblick einer ausgelassenen Heiterkeit hingeben, von der sie in derselben Minute zu wahrhaft dämonischem Zorn übergehen.

Habsucht ist ohne Zweifel einer der hervorragendsten Züge des Fidschi-Charakters und die Ursache vieler Verbrechen. Selbst nach dem werthlosesten Erzeugnisse unserer Industrie ist der Fidschi-Insulaner lüstern und fähig, darob einen Mord zu begehen.

Das Volk der Fidschi-Gruppe theilt sich in eine Anzahl Stämme, die von einander unabhängig und einander feindselig sind. In jedem Stamme bestehen Classen, als: Könige, Häuptlinge, Krieger, Grundbesitzer und Sclaven. Die feindseligen Gesinnungen der verschiedenen Stämme gegeneinander machen den Krieg zur Hauptbeschäftigung aller Männer auf der ganzen Gruppe.

Die Kriege der Fidschi-Insulaner entstehen gewöhnlich aus einer zufälligen Beleidigung oder einem Mißverständnisse, welche die mächtigere Partei zur Ausbreitung ihrer Herrschaft oder zur Vermehrung ihres Besitzthums benutzt.

Die Ansiedlungen der Fidschi's sind gewöhnlich mit einer starken, aus Brodfrucht- oder Kokosnußbäumen gefertigten Verpallisadirung befestigt und von einem zum Theile mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Meistens haben sie zwei Eingänge mit so schmalen Thüren, daß nur eine Person passiren kann.

Belagerungen solcher befestigter Ortschaften währen selten lange, denn, wenn der angreifende Theil nicht sogleich erfolgreich ist, so

wird er durch den Mangel an Lebensmitteln, an welchen sie selten für mehr als zwei bis drei Tage Vorrath haben, zum Rückzuge gezwungen.

Obgleich solche Berennungen von kurzer Dauer sind, so währt der Krieg doch oft sehr lange fort, ohne ein entscheidendes Resultat. Wenn aber endlich eine der beiden Parteien Frieden wünscht, so schickt sie einen Gesandten, der einen Wallfischzahn als Zeichen der Unterwerfung mit sich führt. Die siegreiche Partei verlangt in der Regel die Abtretung von Grund und Boden; die besiegte Partei schickt, wenn sie Frieden haben will, einen Korb voll Erde, wodurch sie sich zur Zahlung eines jährlichen Tributes verpflichtet.

Ist eine Niederlassung zur Capitulation genöthigt, so müssen die Häuptlinge und vornehmsten Einwohner, damit ihr Leben geschont werde, auf Händen und Füßen zu ihren Siegern hinrutschen, um Verzeihung bitten und um Gnade flehen. Auch werden von den niederen Classen Einige zum Opfer für die Götter ausersehen. Zumeist läuft es aber weit blutiger ab, weil der Fidschi-Insulaner im Morden eine große Wollust empfindet.

Die Religion der Fidschis, sowie die religiösen Gebräuche derselben sind von denen der hellfarbigeren polynesischen Völkerschaften wesentlich verschieden. Sie haben eine Tradition von einer großen Ueberschwemmung oder Sündfluth, die sie Valavu-levu nennen und folgendermaßen erzählen.

Nachdem — heißt es in ihrer Mythe — nachdem die Inseln durch das erste Menschenpaar bevölkert waren, fand ein großer Regen statt, durch welchen dieselben endlich ausgerottet wurden; allein ehe sich die höchsten Oerter mit Wasser bedeckten, erschienen zwei große, doppelte Canoes; in einem derselben befand sich Rokora, der Gott der Zimmerleute, in dem anderen Rokola, sein erster Geselle, welche einige Leute aufnahmen und so lange an Bord behielten, bis die Wässer wieder fielen, worauf sie auf der Insel wieder an's Land gesetzt wurden. Auf diese Weise wurde acht Personen das Leben gerettet und von den Göttern auf der Insel Mbenga gelandet, daher deren Häuplinge auch noch heut zu Tage den Rang vor allen übrigen der Fidschi-Inseln bekleiden.

Das Pantheon der Fidschi's ist sehr reich an Gottheiten. Der Obergott ist Ndengei, welcher in Form einer großen Schlange verehrt wird und an der Westgrenze von Viti-levu wohnen soll. Zu dieser Gottheit begibt sich der Geist unmittelbar nach dem Tode,

entweder zur Reinigung oder Bestrafung. Zunächst im Range stehen die beiden Söhne dieses Gottes. Diese machen die Vermittler zwischen ihrem Vater und den niedrigeren Geistern. Die Enkel des Ndengei stehen in der dritten Rangstufe und ihrer sind unzählige.

Neben diesen wohlthuenden Wesen glauben sie noch an bösartige und feindliche Götter. Diese wohnen unter der Erde. Ueber sie alle herrscht ein grausamer Tyrann grimmigen Aussehens, welchen sie Lothia heißen. Sumuialo (Seelenzerstörer) ist sein College und Gehilfe; derselbe sitzt am Rande einer ungeheuer großen Höhle in welcher er die abgeschiedenen Seelen wirft.

Welch' merkwürdige Aehnlichkeit mit manchen der christlichen Gaubenslehren?

Einen Hauptzug in ihrer Auffassung der religiösen Dinge bildet der Glaube an die Seelenwanderung. Sie glauben, daß die Geister unter verschiedenen Gestalten in den Dörfern umherwandeln, sich nach Gefallen sichtbar oder unsichtbar machen können und sich an besonderen Orten versammeln. Dieser Aberglaube ist Schuld, daß die Fidschi's in finsterer Nacht nur sehr schwer zu bewegen sind, ihre Hütten zu verlassen und im Freien umherzugehen.

Im Allgemeinen wird der Uebergang vom Leben zum Tode als einer vom Mühsal zum Glücke betrachtet, so daß unter Zehn gewiß Neun den Tod herbeiwünschen, um das zeitliche Dasein mit einem besseren zu vertauschen.

Die Gottheiten werden von den Ambati genannten Priestern bedient und in Gebäuden verehrt, welche Mbure (Geisthäuser) genannt werden. Jeder Ort hat wenigstens Ein solches Gebäude, oft aber mehrere, welche auch zur Bewirthung von Gästen, sowie zum Abhalten von Berathungen und anderen öffentlichen Versammlungen dienen. In diesen Mburen findet man Bilder, allein sie werden, obgleich als Zierrathen hoch geschätzt und heilig gehalten, doch nicht als Götzen verehrt und nur bei besonders feierlichen Veranlassungen vorgezeigt.

Die Ambati üben auf das Volk einen großen Einfluß aus; doch handeln sie meist in Uebereinstimmung mit den Häuptlingen, wodurch eine Vereinigung von Macht zur besseren Ausübung der Despotie auf Kosten des armen Volkes entsteht — gerade wie wo anders. — Jeder Häuptling hat seinen Ambati, der ihn überall

hinbegleitet und sein Gewissen beherrscht, ganz nach Muster unserer „Hofjesuiten“. —

Das Amt eines Ambati ist gewöhnlich erblich, kann jedoch in einigen Fällen als selbstgewählt betrachtet werden. Stirbt z. B. ein Priester ohne männliche Erben, so suchen Ehrgeizige, oder welche ein müßiges Leben führen wollen, seine Stelle zu erlangen. Um diesen Zweck zu erreichen, nimmt der Bewerber eine geheimnißvolle Miene an, spricht unzusammenhängend und behauptet, daß kommende Ereignisse ihn von dem Kalon (Geist) enthüllt worden seien, daß er Kolou selbst gesehen und gesprochen habe. Er macht eine Prophezeihung in Bezug auf einen Gegenstand, welcher das Volk allgemein und sehr interessirt; trifft das Ereigniß zufälliger Weise ein, dann hat er sein Spiel schon halb gewonnen und er darf nun den öffentlichen Beweis antreten, daß der Kolou wirklich mit ihm in Verkehr steht.

Bei solchen Gelegenheiten kleiden sich die Häuptlinge schon in der Frühe in Gala und verfügen sich mit großem Gepränge nach dem Mbure, wo sich der Candidat der Götter befindet.

Häuptlinge und Volk setzen sich in buntem Gemisch in einen Halbkreis, dessen offene Seite von der Person eingenommen wird, welche die sogenannte Ava bereitet. Die vorgeneigte Art des Sitzens während der ganzen Function gilt als eine Handlung der Demuth seitens der Häuptlinge, um den Göttern wohlgefällig zu sein.

Wenn sodann Alles in Bereitschaft ist, übergibt der vornehmste Häuptling dem zukünftigen Ambati einen Wallfischzahn. Der angehende Priester nimmt ihn in seine Hände und betrachtet ihn mit niedergeschlagenen Augen fest und bleibt eine Zeitlang ganz ruhig.

In wenigen Minuten jedoch sieht man sein Gesicht sich verzerren, was nach dem Glauben der Fidschi's ein gewisses Anzeichen ist, daß der Gott in seinen Körper einzieht. Heftige Muskelbewegungen erschüttern dann seine Glieder, bis sein ganzer Körper verrenkt ist und zittert, wie von einem heftigen Fieber ergriffen. Die Augenballen rollen und treten hervor; das Blut scheint mit Gewalt gegen den Kopf hin- und zurückzurollen; Thränen entströmen seinen Augen; seine Brust hebt sich schwer; seine Lippen werden schwarzgelb und seine Reden verwirrt. In Kurzem gleicht sein Körper ganz dem eines Rasenden.

Endlich strömt starker Schweiß aus allen seinen Poren, wodurch

er sichtlich erleichtert und der Paroxysmus allmälig vermindert wird. Darauf versinkt er wieder in einen Zustand der Ruhe, wobei er nach allen Seiten um sich blickt, bis er plötzlich den Boden mit einer Keule schlägt, zum Zeichen, daß der Gott wieder von ihm fort ist.

Alles, was der nunmehr installirte Ambati in dem Zustande seiner Aufregung gesagt hat, wird als eine directe Antwort der Götter auf die Gebete derjenigen betrachtet, welche Opfer dargebracht haben. Die Lebensmittel, aus welchen das Opfer besteht, werden nun ausgetheilt, aber im größten Stillschweigen verzehrt. Der neue Priester nimmt an dem Mahle Theil und ißt immer äußerst gierig, um sich, von seiner Erschöpfung zu erholen und zu stärken.

Die Ambati müssen indeß auch noch bei anderen Gelegenheiten u. z. so oft es die öffentliche Meinung erheischt, in Schauer verfallen. Die Hauptveranlassungen sind folgende: eine gute Ernte zu erflehen; beim Ausziehen zum Kampfe; für glückliche Reisen; für Regen; für Stürme, damit Boote und Schiffe an's Ufer getrieben werden und die Eingebornen sich ihrer Ladung bemächtigen können; endlich für Vernichtung ihrer Feinde.

Die Ehen der Fidschi-Insulaner werden durch religiöse Ceremonien eingesegnet und bei hohen Häuptlingen mit großer Feierlichkeit und Pracht geschlossen. Wie bei allen anderen Festen, so macht auch hier das Ava-Trinken einen wesentlichen Theil desselben aus; der Ambati oder Priester nimmt einen Sitz, mit dem Bräutigam zu seiner Rechten und der Braut zu seiner Linken. Dann fleht er den Schutz des Geistes für die Braut an, worauf er sie zu dem Bräutigam führt, ihre Hände zusammenlegt und sie zugleich zur Liebe, Ehre, zum Gehorsam und zur Treue bis in den Tod ermahnt. Während diese Ceremonie vorgeht, brauen die Mädchen Ava, in welche der Priester das Wasser schütten läßt. Dann ruft er alle Götter der Insel auf, wobei er sich wohl in Acht nimmt, ja keinen zu vergessen, damit nicht die solchergestalt vernachlässigte Gottheit auf das junge Paar zürne. Er endigt die Ceremonie mit dem Rufe: „Mana“ (Es ist zu Ende!) auf welchen das Volk antwortet: „Ndina“ (Es ist wahr!)

Jeder Mann kann so viele Weiber nehmen, als er zu ernähren vermag, und die Häuptlinge sind schon in der Jugend mit vielen

verlobt, um ihre Verbindungen durch politische Bande auszubreiten, welche ihren Sitten gemäß nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Der Glaube an ein künftiges Leben ohne irgend eine religiöse oder sittliche Verpflichtung ist die Quelle vieler fürchterlicher Gebräuche. Darunter gehört, daß sie ihre Eltern umbringen, wenn diese in ein vorgerücktes Alter treten, der Selbstmord, die Ermordung der Weiber bei dem Leichenbegängnisse ihrer Männer und Menschenopfer.

Es ist ein ganz gewöhnliches Vorkommniß, daß ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern anzeigen, es sei Zeit für sie, zu sterben, oder daß ein Sohn seinen Eltern erklärt, sie fallen ihm zur Last. In beiden Fällen werden die Freunde zusammenberufen und von dem Falle unterrichtet. Eine Berathung findet statt, die gewöhnlich damit endet, daß dem Verlangen nachgegeben und ein Tag festgesetzt wird, um ein Fest zu begehen.

Die besagte Person wird höflich befragt, ob sie vor dem Begräbniß erdrosselt oder lebendig begraben sein wolle. Rückt der festgesetzte Tag heran, so bringen Verwandte und Freunde Geschenke. Sie werden wie bei anderen Begräbnißfesten empfangen und Alle trauern zusammen, bis der für die Ceremonie bestimmte Tag herankommt. Die besagte Person bezeichnet sodann den Platz, wo das Grab gegraben werden soll; ist dasselbe in der Tiefe von beiläufig vier Fuß fertig, so wird das Opfer hineingehoben, während die Verwandten und Freunde ein Klagegeheul anstimmen, weinen und sich ziemlich tiefe Wunden schneiden, wie es bei anderen Leichenbegängnissen Sitte ist. Hat dies eine ziemlich lange Weile gedauert, so empfängt der zu Tödtende von allen Anwesenden den Scheidekuß, worauf das Grab rasch zugeworfen wird. In der nächstfolgenden Nacht begibt sich der nächste Verwandte allein zum Grabe und legt ein Stück Ava-Wurzel darauf, was das Vei-tala oder Lebewohl heißt. —

Weiber werden bei dem Begräbniß ihrer Männer häufig erdrosselt oder lebendig begraben, und zwar meistens auf ihre eigene Bitte. Indeß bitten nicht blos viele Eingeborene ihre Freunde, sie zu ermorden, um der Altersschwäche zu entgehen, oder bringen sich aus diesem Grunde selbst um's Leben, sondern es herrscht im Allgemeinen ein solcher Widerwille gegen ungestaltete oder verstümmelte Personen, daß diejenigen, denen ein solches Mißgeschick begegnet, fast immer getödtet werden.

Wenn ein Eingeborener, sei es Mann, Weib oder Kind, an einer langwierigen Krankheit darniederliegt, so wird ihm entweder der Kopf umgedreht, oder er wird erdrosselt.

Menschenopfer kommen gleichfalls sehr häufig vor. Die Opfer werden gewöhnlich von einem entfernten Stamme genommen, und, wenn man keine durch Krieg oder Gewalt bekommt, manchmal auf dem Wege der Unterhandlung gewonnen. Hat man sie zu diesem Zwecke ausgelesen, so werden sie häufig noch eine Zeit lang gemästet. Will man sie opfern, so läßt man sie auf dem Boden sitzen, wobei sie die Beine unterschlagen und die Arme dicht vor sich hinhalten müssen. In dieser Stellung werden sie sodann so fest gebunden, daß sie sich nicht rühren können. Dann setzt man sie auf heiße Steine, bedeckt sie mit Blätter und Erde und röstet sie so bei lebendigem Leibe. Wenn der Körper vollkommen gebraten ist, wird er vom Herde hinweggenommen und ihm das Gesicht geschwärzt, wie das die Eingeborenen bei allen festlichen Veranlassungen thun. Dann wird er nach dem Mbure gebracht, den Göttern geopfert, zerschnitten und unter das Volk vertheilt, das ihn verzehrt. Weiber dürfen nicht in das Mbure treten, noch Menschenfleisch essen.

Menschenopfer bilden die Präliminarien zu fast allen ihren Unternehmungen. Wird ein neues Mbure gebaut, so begibt sich eine Schaar auswärts, ergreift die erste Person, die ihr begegnet und opfert sie den Göttern. Wenn einer der Beherrscher ein Canoe vom Stapel läßt, so werden oft zehn und noch mehr Männer auf dem Verdeck geschlachtet, damit es mit Menschenblut abgewaschen werde. Auch bei den Leichenbegängnissen der Häuptlinge kommen Menschenopfer vor. Die Leiber der Getödteten werden zuerst in's Grab gelegt und auf diese erst kommen die Leichname des Häuptlings und seiner Weiber.

Das Essen von Menschenfleisch beschränkt sich nicht auf Opfer oder andere religiöse Feste, sondern wird aus Gewohnheit und Neigung getrieben. Das Bestehen dieses Kannibalismus, unabhängig von abergläubischen Meinungen, ist von Vielen bezweifelt worden. Es ist jedoch keine Frage, daß, obgleich er in einem Religionsgebrauch seinen Ursprung haben mag, er sich auf den Fidschi-Inseln doch mehr aus Geschmack an Menschenfleisch als Nahrung forterhält. Ihre Liebe dazu mag man daraus entnehmen, daß sie die Gewohnheit haben, ihren entfernter wohnenden Freunden Stücke solchen Fleisches

als angenehmes Geschenk zu überschicken, und daß die Gabe verzehrt wird, selbst wenn sie schon theilweise in Verwesung übergegangen ist. Sie schätzen das Menschenfleisch als Speise so hoch, daß das größte Lob, welches sie einer Delicatesse geben, darin besteht, zu sagen, sie sei so zart wie ein todter Mensch. Ja, sie stellen solche Opfer auch häufiger deswegen an, um ihre Neigung für diese schauderhafte Speise zu befriedigen, als aus Rache.

Die Leiber der im Kampfe gefallenen Feinde werden stets gegessen. — Welch' tiefes Bedauern muß uns erfüllen, daß ein so schöner Theil von Gottes Schöpfung täglich durch Handlungen solch' gräßlicher Entartung entweiht wird, wie sie auf den Fidschi-Inseln vorkommen. — —

Diese vollkommen wahrheitsgetreue Schilderung der Kannibalen, in deren Hände Robert und Edward gefallen waren, läßt wohl für das Schicksal dieser beiden Männer das Schlimmste befürchten.

Die Fahrt von der Küste von Neu-Caledonien bis zu den Fidschi-Inseln nahm viele Tage in Anspruch. Die zwei Gefangenen waren in verschiedenen Canoes untergebracht worden und sahen sich nicht früher als bis die Wilden ihr Ziel erreicht hatten. Sie blieben auch jetzt, wie während der ganzen Reise gefesselt, was ihren Zustand höchst qualvoll, ja unerträglich machte.

Wie wir bereits wissen, sind alle Dialecte der Südsee-Insulaner untereinander auffallend ähnlich, so daß, wer einen derselben kennt, sich wenigstens nothdürftig auch in allen übrigen verständlich machen kann. — Während des fast zwei Monate langen Aufenthaltes des Hamburger Dreimasters „Bertha“ an der Küste von Neu-Caledonien hatte Robert in Folge seines täglichen Verkehres mit den Wilden ihre Sprache so ziemlich sich angeeignet. Er verstand daher auch fast Alles, was die Fidschi's seines Canoes unter sich mittheilten. Er entnahm daraus, daß man ihn und seinen Leidensgefährten wohl noch an sechs Wochen am Leben lassen dürfte, nämlich bis zur nahe bevorstehenden Hochzeit eines Häuptlings, wobei man die weißen Männer als besonderen und ganz unverhofften Festbraten verspeisen würde. —

Während also Robert wenigstens aus dem Aufschube seiner Abschlachtung eine schwache Hoffnung auf Rettung zu schöpfen vermochte, hielt Edward, der keine Silbe von der Sprache der Fidschi's verstand, mit dem Augenblicke, wo man endlich die Heimats-

insel der Wilden erreicht hatte, auch seine Todesstunde für herangekommen.

Man sperrte indeß die beiden weißen Männer in eine wohl verbarrikadirte Felsenhöhle ein, vor welcher bei Tag und bei Nacht eine kleine Schaar von Wilden aufmerksam Wache hielt. Der Aufenthalt in dieser Höhle, welche kaum acht Fuß im Gevierte maß, war wenig tröstlich und erquickend. Ekelhafter Unrath aller Art lag an diesem Orte, der das Staatsgefängniß der Insel zu sein schien, ein Paar Fuß hoch aufgespeichert. Am zweiten Tage bekamen Robert und Edward, um ihr Ungemach vollends unerträglich zu gestalten, Gesellschaft in der Person eines Dutzend Wilder, welche theils Kriegsgefangene, theils Verbrecher waren, alle zusammen offenbar bestimmt bei der nahen Hochzeit des Häuptlings gleichfalls eine sehr leidende Rolle zu spielen. —

Robert war indessen mit Edward zu einer Verständigung gelangt. Letzterer hatte dem Bruder seines schmachvoll betrogenen Opfers wahrheitsgetreu Alles einbekannt, wobei er aber auch seines ernstlichen, zu Stephenson-House bei Delhi gefaßten Entschlusses erwähnte, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Robert's bisherige Erbitterung gegen Edward, welche sich selbst während der langen martervollen Fahrt in dem Canoe nicht gelegt hatte, machte nun einer versöhnlichen Stimmung Platz. Ein Glück für Edward, daß des Riesen Arme auf dem Rücken gefesselt blieben, selbst als man die beiden weißen Männer in die Felsenhöhle gebracht; zweifelsohne würde er damals, als er hier Edward's wieder ansichtig geworden war, sich sofort an dem Verführer seiner Schwester vergriffen haben.

Robert erzählte nun genau seine Unterredung mit Simson, und auf welche Weise dieser die verhängnißvolle Zusammenkunft in der Bai unweit der Ankerplätze der beiden vor Neu-Caledonien befindlichen zwei Schiffe veranstaltet hatte.

Edward wollte Anfangs gar nicht glauben, daß der so demüthige und diensteifrige Simson eines derart schändlichen Verrathes fähig sein könne. Bei reiferer Ueberlegung drängte sich aber in ihm nicht blos hiervon die Ueberzeugung auf, sondern ein weiterer furchtbarer Verdacht begann in ihm zu dämmern. Er ahnte, daß Simson nicht aus eigenem Antriebe derart gehandelt haben könne, sondern dieser Schurke nur das Werkzeug in der Hand einer zweiten Person gewesen sei.

Lange sträubte er sich gegen Robert's ganz bestimmt lautenden Ausspruch, daß der eigentliche Anstifter Niemand Anderer gewesen sein könne, als der Earl selbst. Edward hatte ihm nämlich seinen letzten Abschied von Sir Baldwin an Bord des Klipper Boston, so wie andere Nebenumstände, die sich seit einem Jahre zugetragen, umständlich erzählt, woraus der mit großer Menschenkenntniß und einem seltenen Scharfsinn ausgestattete Robert sofort sich zu dem erwähnten Schlusse berechtigt hielt.

„Wir Beide," sagte Robert, „sind durch eine elende Intrigue dupirt worden. Hätte mir Simson mitgetheilt, was Sie zu Delhi veranlaßte, um meiner armen Schwester Genugthuung zu geben, ich würde Sie wohl zur Rechenschaft gezogen, nie aber nach Ihrem Blute gelechzt haben. Ich sehe jetzt ganz deutlich, was man mit mir bezwecken wollte — ich sollte Sie aus der Welt schaffen; wie ich dann dies vor Gott und den Menschen zu verantworten mochte, war dem schurkischen Anstifter völlig gleichgiltig. Ein gedungener Mörder konnte plaudern oder sonst wie unbequem werden, während ich als die Ursache Ihres Todes ein vollständig plausibles Werkzeug in der Hand der sogenannten „Vorsehung" erscheinen mußte, ohne jemanden Anderen als mich selbst zu compromittiren. Beim Himmel! Lebensüberdrüssig, wie ich es bin, war es mir gleichgiltig unter der Mordaxt der Wilden zu enden; jetzt aber, wo ich von Neuem hoffen darf, die Ehre meiner Schwester zu retten, jetzt, wo es die Pflicht gebietet, einen nichtswürdigen Schurken zu entlarven und zu bestrafen, jetzt will, jetzt muß ich leben! Und Sie, Sir Edward, Sie werden mit mir leben! Noch bin ich weit davon entfernt, Ihnen Ihre Unthaten gegen die arme Amalie zu vergeben, Sie meinen Freund zu nennen — aber ich hasse Sie nicht mehr, ich fange an, Sie zu bedauern. Unsere Ziele sind fortan gemeinsam. Wollen Sie wirklich Ihren guten Vorsätzen getreu bleiben und Alles thun, was die Ehrenrettung meiner Schwester erheischt?"

„Ich will es, so wahr uns Gott beistehen möge in unserer jetzigen Noth!" entgegnete Edward ernst.

„Es gilt!" sagte Robert, energisch mit dem Kopfe zustimmend. „Es gilt! Von diesem Augenblicke an wollen wir blos auf unsere Rettung bedacht sein." —

Fünftes Capitel.

Durch Muth und List.

„Vor Allem," fuhr der Riese nach einer langen Pause fort, „vor Allem müssen wir suchen, unsere Hände frei zu bekommen und auch diese Kerle da, welchen offenbar dasselbe Schicksal bevorsteht, gleich uns, als Bundesgenossen zu gewinnen."

„Ich fürchte, daß letzteres noch schwieriger sein wird, als die Abstreifung unserer Bande," meinte Sir Edward, bedenklich mit dem Kopfe schüttelnd und nach den mitgefangenen Wilden blickend, welche mit erstaunlicher Apathie ihr Los zu ertragen schienen. Mit Behagen verzehrten sie die ihnen zugeworfenen, aus halb geröstetem Schweinefleisch bestehende reichliche Nahrung, denn die Opfer dürfen durch Hunger keinen nahmhaften Gewichtsverlust erleiden, so will es die Sitte auf den Fidschi-Inseln.

Die beiden „weißen Männer" hatten den Unwillen und die Besorgniß ihrer Wächter erregt, weil sie sich entschieden weigerten, mit auf den Rücken gebundenen Händen irgend welche Speise zu sich zu nehmen, beziehungsweise das Beispiel ihrer braunen Mitgefangenen nachzuahmen, welche auf dem Bauche lagen, um die ihnen vorgeworfenen Fleichstücke, gleich Hunden, mit dem Munde vom Boden aufzulesen.

Als Robert und Edward bereits drei Tage auf diese Weise standhaft ihrem nagenden Hunger Trotz geboten hatten und ihr Aeußeres unter dieser Enthaltsamkeit schon sichtlich zu leiden begann,

erschien endlich der Häuptling, bei dessen Hochzeit die Gefangenen in etwa vierzehn Tagen verspeist werden sollten, in eigener Person.

Robert setzte allen Drohungen der Wilden eine imponirende Ruhe und Festigkeit entgegen, so daß der Häuptling sich endlich auf Verhandlungen einließ, in Folge deren die zwei „weißen Männer“ nicht nur ihrer Fessel entledigt wurden, sondern auch die Erlaubniß erhielten, Tags über außerhalb der Felsenhöhle zu verbleiben, natürlich unter strenger Bewachung.

Nun setzten Robert und Edward fleißig dem Schweinefleisch zu und genossen auch reichlich Palmenwein. Ehe zwei Tage auf diese Weise vergingen, fühlten sich beide Leidensgefährte so ziemlich restaurirt, um einen entscheidenden Coup wagen zu können.

Es war auch höchste Zeit, daß sie sich zu einer energischen That entschlossen, denn wie Robert aus den Gesprächen der sie bewachenden Wilden entnahm, sollte schon in acht Tagen das große Vermälungs-Fest ihres Häuptlings seinen Anfang nehmen.

Eines Morgens als man die beiden weißen Männer aus der entsetzlichen Felsenhöhle wieder in's Freie gelassen hatte, gerieth die ganze Insel in großen Aufruhr. Heulend vor wilder Freude stürzten die Kannibalen schaarenweise nach der nahen Küste. Robert und Edward wagten sich ungestraft über den ihnen angewiesenen Rayon hinaus, denn auch ihre Wächter hatten sich, hingerissen von dem allgemeinen Jubel, von ihren Posten entfernt.

Vorsichtig schlichen Robert und Edward auf einem Umwege durch das Gebüsche bis zum Ufer, um zu sehen, was es denn eigentlich gebe. Sie gewahrten ein leckes gestrandetes Schiff, welches der Sturm der letzten Nacht auf einen Riff im Hafen festgetrieben hatte. Die gesammte Manschaft mußte sich in den Booten schon auf offener See salvirt haben, denn unsere zwei Beobachter vermochten keine Gefangenen wahrzunehmen. Dagegen waren die Wilden in voller Thätigkeit, von dem leken Fahrzeuge die Ladung zu bergen, woran sie mit allem Aufwande ihrer Kräfte rastlos arbeiteten.

Die Hauptfracht des gestrandeten Schiffes bestand aus Pulvertonnen, welche von den Wilden ganz in der Nähe des Ufers in's Trockene gebracht wurden. Robert's scharfes Auge erkannte an der Verpackungsweise und den Signaturen der einzelnen Fässer deren gefährlichen Inhalt und knüpfte sogleich seinen Rettungsplan hieran.



Der „Narrendoktor von Pecking“ versprach zu bekennen.

Die Wilden hatten bis spät in die Nacht vollauf zu thun, um den größten Theil der Ladung zu bergen und sie mußten sich damit sehr sputen, weil das Schiff voraussichtlich von der nächsten hereinbrechenden Fluth vollständig zerstört würde. Es hing nur mehr ganz lose an dem Riffe; hoben es höher gehende Wogen von diesem ab, so mußte es binnen wenigen Minuten untersinken, denn der Kiel war in der Mitte geborsten.

Außer den Pulvertonnen, deren Inhalt die Wilden gar nicht zu kennen schienen, war die Beute im Ganzen keine sehr bedeutende; das Werthvollste für die Kannibalen bestand in einigen Dutzend Fäßchen Rum und etwelchen verschiedenen Waffen, Tauen und Kleiderstoffen.

Die Spirituosen sollten, so befahl der Häuptling, bei Seite geschafft und für das bevorstehende Vermälungsfest aufbewahrt werden. Aber die Wilden, die das köstliche Feuerwasser schon von früheren Gelegenheiten her kannten, stipizten geschickt ein halbes Dutzend der Rumfässer zum früheren Gebrauche hinweg, und als Mitternacht hereingebrochen war, lagen selbst die Wachen in todtenähnlichem Schlummer dahin, toll und voll angetrunken.

Robert hatte indessen mit Edward den Fluchtplan besprochen und sollte derselbe sofort in's Werk gesetzt werden. Die Wilden dieser Insel besaßen nur zwei Hafenplätze, weil die Ufer an allen übrigen Theilen senkrecht in's Meer abfielen. Die kleine Flotille der Wilden befand sich in diesen beiden Häfen vertheilt. Die Flüchtlinge mußten sich sämmtlicher Canoes der Fidschi's bemächtigen und selbe unschädlich machen, wollten sie nicht alsbald eingeholt werden.

Dies bedingte, daß Robert und Edward mit den mitgefangenen Wilden, welche Robert erst jetzt von der beabsichtigten Entweichung verständigt hatte, in zwei Partien sich theilten. Die beiden Seeleute vereinigten sich über die Richtung, auf welche sie gemeinschaftlich abhalten wollten, um mit Tagesanbruch auf offener See wieder zusammenzutreffen.

Die beiden Hafenplätze waren nur durch eine schmale Landzunge getrennt, welche sich nach rechts und links in's Meer weit hinein erstreckte. — Robert übernahm die Vertilgung der Canoes, welche in jenem Hafen, wo das fremde Schiff gestrandet war, auf dem Sande lagen. — Es waren deren über hundertfünfzig. — Kein einziges derselben durfte übrig bleiben. Das Anbohren und Versenken dieser Canoes hätte vielleicht allzu viele Zeit erfordert. Robert

verfiel auf ein drastischeres Mittel, um die kleine Flotte der Wilden zu vernichten. Die Canoes lagen alle dicht nebeneinander. Der Riese ließ etwa hundert Pulverfässer, jedes derselben wog beiläufig einen Zentner, im Centrum aufschlichten und legte an eines derselben eine brennende Lunte an, welche in längstens einer halben Stunde eine fürchterliche Explosion herbeiführen mußte, denn auch zu den übrigen etwas entfernteren Fässern stellte er mit sachkundiger Hand durch ausgestreutes Pulver eine verderbenschwangere Verbindung her.

Edward hatte von den mitgefangenen Wilden nur vier Mann zugetheilt bekommen, weil in dem Hafenplatze, von welchem aus er die Flucht antreten sollte, blos ein Dutzend Canoes lag, deren Unschädlichmachung, auf eine oder die andere Weise, in einer kleinen halben Stunde bewerkstelligt sein konnte.

Wie jedoch die Erfahrung alsbald lehrte, wäre es praktischer gewesen, vorerst in dem kleineren Hafen die wenigen Canoes zu zerstören und dann gemeinschaftlich aus dem größeren die Seefahrt anzutreten.

Nach Allem zu schließen, konnte die Bemannung des gestrandeten Schiffes nur auf einer nahen Insel Zuflucht gesucht haben und galt es jetzt, die Schiffbrüchigen aufzusuchen, um, mit ihnen vereint, dann auf weitere Rettung zu sinnen.

Robert stieß gegen zwei Uhr Morgens mit seinen acht Wilden von der Insel ab. Man mußte sich sputen, um nicht der nahe bevorstehenden Explosion zum Opfer zu fallen, denn die Lunte, die einzige, welche Robert zufällig auf dem Boden unter anderen für ihn werthlosen Sachen aufgefunden hatte, glimmte rascher als er vermuthet hatte.

Und in der That — kaum war er mit seinen Leuten eine schwache Seemeile vom Ufer entfernt, als ein fürchterlicher Knall, begleitet von einer momentanen heftigen Röthe, Himmel und Erde aus den Fugen zu heben schien. Eine zweite und noch weit heftigere Detonation erfolgte wenige Secunden darauf. Es waren also wirklich die gesammten Pulvervorräthe in die Luft geflogen und die Canoes dabei ganz gewiß in Splitter zertrümmert worden.

Robert's Begleiter waren durch das ihnen völlig unerwartete Ereigniß in tödtlichen Schrecken versetzt worden, so daß es fast eine halbe Stunde währte und des ernsten Zuredens von Seite Robert's bedurfte, bis sie wieder die Ruder zur Hand nahmen. Die drei

Canoes waren während dieser Unthätigkeit durch die Strömung wieder fast ganz nahe an die Insel gerathen. In dem hellen Mondscheine konnte Robert ganz deutlich mehrere Gruppen der Wilden wahrnehmen, welche wie toll am Ufer hin- und herliefen, offenbar in Angst und Verwirrung gesetzt durch das ihnen ganz neue und unerklärliche Ereigniß.

Mit Tagesanbruch befanden sich die drei Canoes, in welchen Robert und seine acht Begleiter durch zwei Stunden wacker die Ruder gehandhabt hatten, beiläufig auf jener Stelle des offenen Meeres, welche zum Stelldichein ausersehen war.

Es kam auch bald in weiter Ferne ein Canoe in Sicht; es sollten aber deren zwei sein. Robert schüttelte besorgt das Haupt, denn er vermochte Edward, dessen Gestalt doch schon von Weitem von den ihn begleitenden Wilden abstechen mußte, nicht wahrzunehmen.

Er ließ daher aus allen Kräften dem einzelnen Canoe entgegenrudern, um baldigst die Lösung dieses Räthsels zu erfahren. — Die drei Wilden, welche in dem kleinen Fahrzeuge saßen, überbrachten die keineswegs tröstlich klingende Nachricht, daß der weiße Mann und der Vierte ihrer Gefährten in dem Momente, wo sie ihr Canoe besteigen wollten, und zwar kurz nachdem die Explosion stattgefunden, von einer Schaar Fidschi's überfallen und fortgeschleppt worden seien. Beide hatten sich nämlich zu lange am Lande verweilt, ob durch Verschulden des Wilden oder des weißen Mannes selbst, blieb unbekannt. — Indessen war, wie die drei glücklich Geretteten behaupteten die Zerstörung der Canoes in dem kleinen Hafen vollständig in's Werk gesetzt worden, wofür auch der Umstand sprach, daß sich weit und breit auf der ganzen Wasserfläche kein Canoe blicken ließ.

„Was ist da zu thun?" sprach Robert nachdenklich vor sich hin. „Sogleich nach der Insel zurückkehren, um einen Versuch zur Befreiung Sir Edward's zu wagen, wäre Thorheit. Abgesehen davon, daß ich diesen braunen Burschen da weder den Muth noch die Lust zu einem derart abenteuerlichen Unternehmen zutraue, müßten wir der Uebermacht in den ersten fünf Minuten unterliegen. Und dennoch gebe ich nicht die Hoffnung auf, den Unglücklichen zu retten — schon um meiner Schwester willen! Vor Allem handelt es sich, die Bemannung des gestrandeten Schiffes aufzufinden; dazu gehört aber, wie man zu sagen pflegt, mehr Glück als Verstand."

Robert warf einen prüfenden Blick um sich; er wollte sich

über die Himmelsgegend genau nach dem Stande der Sonne orientiren, weil er keinen Compaß bei sich führte. Dann vergewisserte er sich über die Richtung der Meeresströmung; er beschloß, dieser auf's Gerathewohl zu folgen, weil er vernünftiger Weise annehmen durfte, daß die Boote des gestrandeten Kauffahrers nicht gegen die Strömung gerudert haben dürften, zumal in der Südsee solche Strömungen schließlich stets an größeren oder kleineren Eilanden vorbeiführen.

Kurz vor Einbruch der Nacht kam auch eine Inselgruppe in Sicht. Da selbe durchaus bewaldet war, so bot sie jedenfalls auch Wasser und Cocosfrüchte den Flüchtigen dar, zwei Dinge, deren diese auch in der That bereits dringend bedurften, weil sie ohne allen Proviant die Fahrt angetreten hatten.

Der Vorsicht halber lavirte aber Robert bis zum Einbruche völliger Dunkelheit auf offener See, denn die nur durch ein schmales Fahrwasser von einander getrennten Inseln konnten schlimme Gäste bergen. — Geräuschlos legten seine drei Canoes in einer kleinen Bucht bei, welcher gegenüber am Firmamente eine helle Röthe sich bemerkbar machte. Offenbar stammte dieser Lichtreflex von einem großen Feuer.

Robert entsendete einen der braunen Bursche auf Kundschaft; sein Herz schlug lebhaft vor Erwartung. Ueber eine Stunde war verflossen, und der Bote noch nicht zurückgekehrt. Wenn dieser Kerl den Verräther spielte?! Robert schickte nun einen zweiten Mann ab, der aber gleichfalls ausblieb. So rückte Mitternacht heran. — Robert, im höchsten Grade besorgt werdend, beschloß nun, auf jede Gefahr, sich selbst von der Sachlage zu überzeugen. Hunger und Durst quälten ihn ganz entsetzlich. Im schlimmsten Falle dünkte es ihm weit besser, rasch getödtet zu werden, als langsam zu verschmachten. Geräuschlos entfernte er sich von den Canoes, in welchen seine Begleiter fest schliefen und so auf Trank und Nahrung vergaßen, in deren Entbehrung sie eine gute Routine besaßen.

Während wir unsern riesigen Helgoländer, über dessen Haupt des Schicksals ganzer Unmuth sich in der Zukunft noch weit schlimmer entladen sollte als bisher, seinen gefährlichen Gang antreten lassen, wollen wir uns jetzt nach Sir Edward umsehen, welcher in Folge einer verhängnißvollen Verspätung seiner Flucht um nur wenige Minuten, wirklich den grausamen Fidschi's nebst einem seiner Begleiter wieder in die Hände gefallen war.

Die Wuth der Wilden über die Vernichtung ihrer sämmtlichen Canoes und die durch die furchtbare Explosion bewirkte Zerstörung des größten Theiles der gemachten Beute, sowie über die gelungene Flucht von dreizehn ihrer Opfer war grenzenlos; die beiden Gefangenen schwebten in Gefahr, auf der Stelle in tausend Stücke gehauen zu werden, und wer weiß, was alsbald geschah, wenn nicht der Häuptling, der, wie wir wissen, die Gefangenen als seinen Hochzeitsbraten betrachtete, noch rechtzeitig erschienen wäre, um Edward und dessen braunen Bundesgefährten als sein Eigenthum zu reclamiren.

Die Aufregung unter seinen Leuten war aber so groß und die Stimmung eine derart meuterische, daß der Häuptling, sollte nicht seine Autorität Schiffbruch leiden, wenn nicht gar ein blutiges Handgemenge entstehen, es für angemessen befand, die Hochzeitsfeierlichkeit um mehrere Tage näher zu rücken, nämlich schon für den zweitnächsten Tag anzuberaumen.

Diese Verheißung besänftigte die erbitterten Gemüther insoweit, daß die beiden Gefangenen mit ziemlich heiler Haut, zahllose Puffe abgerechnet, wieder in die Felsenhöhle gebracht werden konnten, wo sie aber nun strenger denn je behandelt wurden.

Endlich brach der von den Wilden so sehnlich erwartete Festtag an. — Auf einem großen freien Platze in der Nähe des Strandes wurden die Vorbereitungen getroffen. Alle waffenfähigen Männer der Insel, etwa dreihundert Köpfe, umstanden im weiten Kreise den Opferplatz, der Ankunft des Häuptlings und der Ambatis gewärtig.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als auch der Häuptling, prächtiger als sonst aufgeputzt, erschien, umgeben von etwa dreißig Kerlen, welche seine Leibwache bildeten. Einige Priester, ingrimmige Gesichter schneidend und gleich reißenden Thieren mit den Zähnen fletschend — ein Zeichen, daß der Geist mit ihnen verkehrte — schritten dem Zuge theils voran, theils schlossen sie ihn; zeitweise stießen diese Unholde, vor denen das dumme Volk sich tief verneigte, heisere, unartikulirte Laute aus, welche der blöden Menge als Offenbarungen aus dem Jenseits galten.

Hinter dem Zuge des Häuptlings kam die Braut, phantastisch mit Wallfischzähnen und Vogelfedern herausgeputzt. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem Stück vielfarbigen Kattun's um die Lenden; der Zweck, damit gewisse Körpertheile zu verhüllen, schien der holden braunen Schönen ganz nebensächlich zu sein, denn sie nahm während

des Gehens fortwährend Veränderungen in dem Faltenwurfe und der Tragweise des kaum eine Elle breiten Zeuges vor, so daß sie bald einen Shawl, bald einen Rock, bald blos eine Schürze anzuhaben schien.

Die Braut war von zwanzig Frauen und Mädchen umschwärmt, welche Cocoszweige und Blumen trugen und fortwährend untereinander kreischten und lärmten, zeitweise aber auch, um ihre Freude und gehobene Stimmung zu documentiren, in ein ohrenzerreißendes, wahrhaft satanisches Geheul ausbrachen.

Der ganze Zug, der Häuptling voran, machten nun dreimal die Runde um den Opferplatz, auf welchem bereits eine erkleckliche Menge Holz aufgeschlichtet war, um den Herd von Steinen glühend zu machen, auf welchem dann später die zwei Gefangenen gelegt und gar gebraten werden sollten. Ganz in der Nähe stand eine riesige Cocospalme. An diese band man Sir Edward an, nachdem ihm der Leibbarbier des Häuptlings zuvor mit größter Sorgfalt das Gesicht glatt rasirt und die Haare wohl geordnet hatte, denn als „weißer Mann" war er ausschließlich für die Gäste der Hoftafel bestimmt, während sein weit abseits angebundener Leidensgefährte als gewöhnliche Waare nur zur Speisung des Plebs dienen sollte.

Der ganze Tag verging unter hunderterlei Ceremonien, wie solche bei der Hochzeit eines Häuptlings unter den Fidschi-Insulanern üblich sind. — Erst nach Sonnenuntergang sollte die große Tafel beginnen. Tagsüber sollte blos Pflanzenkost und Aya genossen, am Abende jedoch zum Menschenbraten auch Rum in reichlichen Mengen vertheilt werden. — Letzteren Genuß anticipirten aber die Meisten, so daß, als die Sonne dem Untergange sich nahte, die Wilden fast durchgehends sich schon im ersten Stadium der Trunkenheit befanden.

Es wäre wohl vergebliches Mühen, die schauderhaften Qualen des Leibes und der Seele zu schildern, welche Sir Edward diesen ganzen Tag über auszustehen hatte. Das Feuer zum Hitzen der Steine brannte, kaum drei Fuß von ihm entfernt, schon seit vollen vierzehn Stunden. Kein Tropfen Wasser, kein Bissen Nahrung war ihm seit gestern mehr gereicht worden, denn die Wilden meinen, daß diese Abstinenz den Braten schmackhafter mache und gleichen dadurch jenen grausamen Fleischern unserer vermeintlich hochcivilisirten Heimat, welche den Kälbern vierundzwanzig Stunden vor der Ab-

schlachtung Gaumen und Zunge reichlich mit Salz einreiben, weil das Fleisch dadurch weißer und zarter werden soll! —

Wiederholt vergingen Sir Edward die Sinne, und nur der brennende Schmerz, welchen ihm theils das nahe Feuer, theils seine straffen Bande verursachten, brachten ihn wieder jedesmal zu sich. Für das wilde Gejohl in seiner Nähe hatte er bereits alle Empfänglichkeit verloren und schließlich lebte in ihm nur der Wunsch, daß Alles recht bald vorüber sein möge. Jede Hoffnung auf Rettung hatte er schon längst aufgegeben. Woher sollte ihm auch solche werden? — Er schloß also die Rechnung mit dem Himmel und seinem Gewissen ab. Die Buße, welche ihm das Schicksal für seinen unverbesserlichen Leichtsinn auferlegt hatte, war eine fürchterliche.

Sir Edward besaß persönlichen Muth, und er würde in einem Zweikampfe oder einer Schlacht gewiß seinen Mann wacker gestellt haben. Aber der Gedanke: auf solche Weise enden zu müssen, erschütterte ihn tief, und je näher der Augenblick rückte, wo man ihn vom Baume losbinden und lebendigen Leibes auf die glühenden Steine legen würde, desto kleinmüthiger und verzagter wurde er. Ach, wenn man ihn wenigstens doch zuvor getödtet hätte! Aber nein, die Sitte der Fidschi's erfordert, daß die Opfer mit noch pulsirendem Blute auf die heißen Steine gelegt werden!

Der letzte Act des scheußlichen Dramas rückte heran. Eine Rotte Wilder begann um den Baum und das Feuer herum den Todtentanz, wobei der Vortänzer jedesmal, wenn er an dem Opfer vorbeikam, gegen dieses drohend seinen Speer erhob.

Der Häuptling und die ihm inzwischen angetraute Braut saßen etwa fünfzig Schritte entfernt auf einer Art Thron inmitten der Leibwache und der Ambatis, und sahen phlegmatisch dem entsetzlichen Schauspiele zu.

Die Unholde tanzten immer toller um ihr Opfer herum, bis der Vortänzer, nachdem der Hexensabbath etwa eine volle Stunde gedauert hatte, halbtodt vor Erschöpfung zu Boden taumelte. Seine Mittänzer ließen sich nun gleichfalls auf die Erde fallen und keuchten, von Schweiß und Schaum bedeckt, mit weit heraushängender Zunge als würden sie den letzten Athem aushauchen.

Nun gab der Häuptling mit dem Palmenfächer, einem der Hauptzeichen seiner Würde, ein Zeichen.

Sechs Mann der Leibwache traten, in zwei Rotten abgetheilt,

vor, und begaben sich auf ein abermaliges Zeichen zu den beiden Bäumen, an welche die Opfer angebunden waren. — Sie durchschnitten deren Bande. Sowohl Sir Edward als auch sein brauner Leidensgefährte stürzten, als sie durch die Stricke aus Cocosbast nicht mehr aufrecht gehalten wurden, aus Erschöpfung zusammen. Man band ihnen nun die Hände auf der Brust übereinander

Der Häuptling klatschte nun in die Hände; dies war das Zeichen, daß die Opfer auf die glühenden Steine gehoben und dann rasch mit Laub und Erde zugedeckt werden sollten.

Die sechs Mann der Leibwache schickten sich an, diesem Befehle zu gehorchen. — In demselben Momente krachten aber mehrere Schüsse, durch welche der Häuptling und mehrere in dessen Nähe befindliche Personen, darunter auch die junge Braut und der Aelteste der Ambati, theils getödtet, theils schwer verwundet wurden.

Erschreckt fuhren die Wilden untereinander. Eine zweite Salve, welche in dem dichten Knäuel der Fidschis gleichfalls bedeutende Verheerungen anrichtete, erzeugte eine allgemeine Panique. Die Fidschi's flohen über Hals und Kopf nach dem Innern der Insel.

Sir Edward glaubte zu träumen, als er die Schüsse vernahm und die drei Wilden, welche ihn eben anfassen wollten, um ihn auf den nur fünf Schritte entfernten Herd zu legen, plötzlich ihn wieder zu Boden fallen ließen und Reißaus nahmen. — Seine Sinne waren derart herabgestimmt und verwirrt, daß er vor Erstaunen Mund und Augen aufriß, als er Robert an seiner Seite niederknieen sah.

Eins, zwei, drei! — Seine Fesseln waren durchschnitten.

„Einen kräftigen Zug, und dann heißt es uns salviren!" rief Robert und hielt Edward seine Feldflasche an den Mund. — Der arme Gefolterte trank mit einer Gier, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten und seine Zähne krampfhaft den Hals der Flasche kauten. Ach, war dies ein Labsal! Das Wonnegefühl, welches Sir Edward beschlich, als er seinen brennenden Durst gelöscht hatte, raubte ihm das Bewußtsein vollends und er fiel, einen tiefen Seufzer ausstoßend, wieder der ganzen Länge nach auf den Sand zurück. — Es war ihm, als läge er jetzt in dem weichsten Flaumenbette, auf das er je in den Tagen des Luxus und Ueberflusses die müden Glieder gestreckt hatte.

Als Sir Edward wieder zur Besinnung kam, sah er sich auf dem Boden einer großen Barkasse liegen, sorgfältig eingehüllt mit

Decken und Mänteln. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Er mußte also wohl an zehn Stunden in einem erquickenden Schlafe gelegen haben. — Er versuchte sich zu erheben und es gelang ihm auch, seinen Oberleib, auf die Hände gestützt, aufrecht zu erhalten.

„Hunger, Hunger!“ rief er mit schwacher Stimme.

„Na, dem Manne kann geholfen werden!“ ertönte es knapp hinter ihm. — Es war Robert, welcher, während die Barkasse pfeilschnell die Wellen durchschoß, jetzt das von ihm gehandhabte Steuerruder festband und dem Geretteten ein ganzes in Rum aufgeweichtes Stück Zwieback darbot. — Edward verschlang diese Gabe mit der Gier eines ausgehungerten Jagdhundes und streckte dann beide Hände aus, als wolle er noch mehr haben.

„Für die nächsten vier Stunden genug!“ sagte Robert mit entschieden ablehnender Geberde; „legen Sie sich wieder zur Ruhe, Sir Edward; eine volle Sättigung würde Ihnen unfehlbar den Tod bringen. Beim Teufel! diese braunen Schufte haben Ihnen arg mitgespielt; es ist ein Jammer, wie Sie aussehen. Wir sind quitt, Sir, und wenn Sie sonst als Ehrenmann Ihr Wort halten, können wir vielleicht sogar noch gute Freunde werden.“

Mit diesen Worten reichte der Riese dem jungen Lord die Hand, welche dieser mit Wärme drückte. — Dann sank Sir Edward wieder auf den Boden zurück und schlief alsbald so fest, daß ihn kaum der Donner eines Vierundzwanzigpfünders aufgeweckt haben würde.

Wir wollen uns nun etwas näher in der Barkasse umsehen. Eine Barkasse ist das größte Boot eines Schiffes und dient vorzüglich zum Ausbringen und Lichten der Anker, zum Einnehmen der Wasservorräthe und zu anderen schweren Arbeiten. Es hat zwölf bis achtzehn Duchten oder Ruderbänke und führt einen Mast mit einem Giksegel.

In einer Barkasse mittlerer Größe finden demnach zwanzig bis dreißig Personen nebst den für einige Tage nöthigen Vorräthen an Wasser und Proviant hinlänglich Raum.

Die Barkasse, von welcher wir hier sprechen, war außer Robert, Sir Edward und dessen gleichfalls im äußersten Momente der Gefahr glücklich geretteten braunen Leidensgefährten, noch von zwölf deutschen Matrosen besetzt. Zwei andere Boote flankirten der Barkasse zur Rechten und Linken und umfaßten zusammen eine Bemannung

von eilf Köpfen. — Alle drei Fahrzeuge gehörten zu dem gestrandeten Schiffe. — Andere sieben Mann sammt dem Capitän waren auf der Insel zurückgeblieben, auf welche Robert mit seinen beiden Canoes vorgestern auf gut Glück losgesteuert hatte. — Daß die zwei von ihm nacheinander ausgesendeten braunen Kundschafter nicht mehr zurückkehrten, erklärte sich, als Robert selbst an's Land stieg, um nach dem Wachfeuer zu schleichen, auf sehr natürliche Weise.

Die Schiffbrüchigen hatten nämlich ihre geretteten Vorräthe, darunter ein Dutzend Rumfäßchen, ganz in der Nähe des Strandes in einer Felsenhöhle zum Schutze gegen die Witterung untergebracht, ihr Lager aber einige hundert Schritte davon entfernt in einer Lichtung der Baumgruppen aufgeschlagen. — Der erste der abgesendeten Wilden kam an der Felsenhöhle, die ihm ganz im Wege lag, um zu dem Wachfeuer zu gelangen, vorbei; der Anblick der Rumfäßchen und der Mundvorräthe fesselte seine Schritte; er that sich bestens gütlich; der Rum betäubte seine Sinne, und seiner Aufgabe gänzlich vergessend, legte er sich endlich in der Höhle zur Ruhe nieder. — Der zweite Bote, der die Fußspuren des ersten verfolgt hatte, gerieth natürlich gleichfalls in die improvisirte Vorrathskammer und that ganz nach dem Beispiel seines Vorgängers. — Als sodann Robert dahin kam, traf er die beiden Kerle im tiefsten Schlafe. Dieser Anblick gewährte ihm indeß großen Trost; die gesuchten Schiffbrüchigen waren also gefunden und durch die Wilden stand hier keine unmittelbare Gefahr zu befürchten.

Robert eilte daher raschen Schrittes auf das Wachfeuer zu, wo er auf das Herzlichste empfangen wurde. Der Zufall wollte, daß er den Capitän des gestrandeten Schiffes von Bremen aus kannte.

Herr Stromer, so hieß der Capitän, zeigte sich gerne bereit dem Riesen den größten Theil seiner Mannschaft, im Ganzen dreiunddreißig Köpfe, zu einem Rettungsversuche des unglücklichen Sir Edward zur Verfügung zu stellen. Der wackere Mann bedauerte nur, nicht selbst an der Expedition Theil nehmen zu können, weil er sich bei dem Unglücke, welchem sein Schiff in einer furchtbar stürmischen Nacht als Opfer fiel, durch Verkältung ein heftiges Fieber zugezogen hatte. — Stromer lag, ungeachtet der lauen Nacht, in mehrere Mäntel eingehüllt, denn innerer Frost schüttelte ihn, daß seine Zähne hörbar zusammenschlugen.

Kein Einziger der schiffbrüchigen Bemannung wollte von der

Expedition zur Rettung des Sir Edward's ausgeschlossen sein und um keine Unzufriedenheit unter den braven Männern zu erzeugen, mußte auf Robert's Vorschlag das Los entscheiden, welche zehn Mann bei Capitän Stromer zurückzubleiben hatten.

Dank der Umsicht und Unermüdlichkeit Stromer's war von dem gestrandeten Schiffe inmitten des gräßlichen Unwetters und trotz der stockfinsteren Nacht, in welcher der verunglückte Dreimaster auf einem Riffe seine Rippen brach, Alles aus zum Schutze und zur Erhaltung der Mannschaft für die nächsten Wochen unumgänglich erforderlich schien, in die Barkasse und die Boote gerettet worden.

Es fehlte also den Schiffbrüchigen weder an Waffen noch an Munition, um allenfalls sich der Wilden zu erwehren, noch auch an Proviant. Mit letzteren hieß es aber immerhin sparsam umgehen, weil man ihn für die nach einer civilisirten Gegend zu unternehmende Seefahrt, welche vielleicht mehrere Wochen dauern konnte, reserviren mußte.

Zum Glücke waren aber die Gewässer der Insel, welche die Schiffbrüchigen zu ihrem einstweiligen Aufenthalte erkoren hatten, nicht nur sehr fischreich, sondern auch eben die Reife der Cocosfrüchte eingetreten, so daß die genügende Ernährung einer dreifachen Anzahl von Köpfen möglich gewesen wäre.

Die Barkasse und die drei Boote gingen schon mit den ersten Strahlen der Morgensonne an ihr Rettungswerk. Man hatte aber mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen; sowohl der Wind als auch die Strömung waren conträr, so daß die ganze weite Strecke nach jener Fidschi-Insel, wo Sir Edward seinem traurigen Schicksale entgegenseufzte, nur durch die Anwendung der Ruder zurückgelegt werden konnte, so daß mehr als das Doppelte der Zeit, welche Robert zur Herfahrt in den Canoes benöthigt hatte, zur Hinfahrt erforderlich wurden.

Die Barkasse und die zwei Boote hatten sich gefaßt gemacht, daß die Wilden ihre Annäherung an die Insel bemerken und ihnen die Landung hartnäckig wehren würden. Mit edler Selbstverleugnung waren aber Alle entschlossen, um jeden Preis, und sollte die Hälfte von ihnen als Opfer fallen, mannhaft den Kampf aufzunehmen.

Zu Robert's und seiner todesmuthigen Begleiter größtem Erstaunen ließ sich jedoch am Strande durchaus nichts Verdächtiges wahrnehmen, selbst als sie in die Bucht, in der sie die Landung

bewerkstelligen wollten, bereits eingefahren waren. Aus der Ferne vernahmen sie jedoch wüstes Geheul und tollen Jubel. Der Opfertanz hatte begonnen.

Robert rangirte nun rasch seine Leute, deren jeder mit einem Matrosensäbel, einer Bajonnete-Flinte und zwei Pistolen ausgerüstet war. — Auf der kurzen Strecke von der Bucht nach dem Opferplatze fanden sie mehrere voll angetrunkene Wilde auf dem Boden liegen; es waren dies offenbar die ausgestellten Wachen, welche über den gestohlenen Rum ihre Pflicht vergessen hatten.

Da alle diese Kerle wie todt dahin lagen, wäre es eine unnütze Grausamkeit gewesen, ihr Blut zu vergießen.

Robert stürmte vielmehr an der Spitze der kleinen Colonne unaufhaltsam durch die Gebüsche vorwärts, bis er an den Rand derselben gelangte und zwischen die Zweige hindurch eine freie Aussicht auf den Opferplatz gewann.

Er bedeutete seinen Leuten durch eine Geberde, nur nach der Stelle zu feuern, wo der Häuptling im Kreise seiner Anhänger und Priester saß. — Wie wir wissen, war diese erste Decharge von sehr verheerender Wirkung. Robert eilte nun auf Edward zu, dessen Bande soeben gelöst worden waren, um ihn auf den glühenden Herd zu heben. Zehn Minuten später befanden sich Sir Edward und sein brauner Schicksalsgenosse auf der Barkasse in Sicherheit, welche sammt den Booten sofort wieder die offene See zu gewinnen suchte, denn es war anzunehmen, daß die Wilden sich von ihrer ersten Bestürzung bald erholen und dann mit Uebermacht angreifen würden, wobei unsere wackeren Abenteurer gewiß erhebliche Verluste erlitten hätten; so aber war keinem Einzigen auch nur die Haut geritzt worden. —

Sechstes Capitel.

Auf falscher Fährte.

Stromer war natürlich hoch erfreut, als er die Expedition nicht nur vollständig gelungen, sondern auch alle seine Leute, die er wie ein Vater liebte und behandelte, unversehrt und vollzählig wieder um sich versammelt sah.

In den nächsten Tagen wurde wiederholt Kriegsrath gehalten, was nun zu beginnen. Es galt irgend einen Plan zu fassen, um von dieser Insel fortzukommen, welche so ganz außerhalb dem Bereiche der Handelsschifffahrt lag, daß man auf jede Hoffnung, von einem vorbeisegelnden Fahrzeuge aufgenommen zu werden, im Vorhinein verzichten mußte.

Schließlich einigte man sich dahin, die Richtung der Tonga- und Cook-Inseln einzuschlagen und so, fast parallel mit dem Aequator, endlich Tahiti zu erreichen, wo es an verschiedenen Gelegenheiten zur Weiterreise nicht mangeln konnte.

Als Capitän Stromer's und Sir Edward's Zustand nach ein paar Wochen den Aufbruch gestatteten, lichtete die kleine Flotille wohlgemuthet die Anker. — Die Fahrt ging jedoch nicht so glatt und rasch von Statten, als man es sich vorgestellt hatte. — Widrige Winde und heftige Strömungen machten den winzigen Fahrzeugen mitunter viel zu schaffen, und mehr als zwanzigmal mußte man in den Eilanden unterwegs vor Anker gehen, um Schäden auszubessern und die Wasservorräthe zu ergänzen, für welche nur drei

kleine Tonnen vorhanden waren. So verstrichen mehrere Monate, bis unsere Abenteurer schließlich das ersehnte Ziel ihrer mühsamen Irrfahrten, nämlich das herrliche, das paradiesische Tahiti erreichten; der Strapatzen und Entbehrungen hatte es unzählige gegeben, aber Alle befanden sich munter und wohlauf; kein einziger Mann war verloren gegangen.

Robert und Edward betraten Tahiti ohne einen Penny in der Tasche, und auch ihre Garderobe war höchst mangelhaft und dürftig; die Wilden hatten ihnen alle ihre Kleider entrissen, und was sie auf dem Leibe trugen, gehörte ihren gutherzigen Leidensgenossen, welche selbst nur das Nothwendigste gerettet hatten.

Da half der brave Stromer gründlich aus. Er hatte die wohlgefüllte Schiffscassa gerettet. Er zahlte allen seinen Leuten den rückständigen Sold bis auf diesen Tag baar aus und offerirte seinen beiden Gästen ein Darlehen von je zweihundert Pfund.

Robert und Edward nahmen dies Anerbieten dankbarst an und zeigten zu Papiti alsbald wieder auch in ihrer äußeren Erscheinung den echten Gentelman.

Stromer, der drei volle Jahre für Rechnung seiner Rheder die Südsee befahren und so glänzende Geschäfte gemacht hatte, daß der Verlust des übrigens wohlassecurirten Schiffes nicht in Betracht kommen konnte, kehrte sehr wohlgemuthet in die Heimat zurück. Seine Mannschaft fand bald anderes Engagement und so befanden sich, ehe vierzehn Tage seit der Ankunft der Schiffbrüchigen auf Tahiti verstrichen waren, Robert und Edward wieder daselbst allein.

Auch sie wollten alsbald die herrliche Insel verlassen, jedoch waren sie noch nicht schlüssig geworden, wohin sie sich wenden mußten, um alsbald des Earl of Dundonald habhaft zu werden, welchen sie in sehr drastischer Weise zur Rechenschaft zu ziehen gedachten.

Die in Papiti eingeholten Erkundigungen ergaben, daß nicht nur der Klipper „Boston“ daselbst vor etlichen Monaten einige Tage im Hafen gelegen habe, sondern auch die Lady Mary mit Major Richardson durch längere Zeit auf der Insel gewesen sei. — Plötzlich wäre aber, so erzählte man sich mit geheimnißvoller Miene, irgend etwas Außerordentliches geschehen, in Folge dessen die Lady spurlos von Tahiti verschwand. Niemand wußte aber darüber

mehr als bloße Gerüchte vorzubringen. Die Einen behaupteten, daß die junge, hübsche und reiche Frau das Opfer eines von ihrem verschwenderischen Geliebten verübten Raubmordes geworden sei, während Andere wissen wollten, daß die Dame auf dem Schiffe „Boston," dessen Eigenthümer sich zu Papiti sehr mysteriös benommen habe, gewaltsam entführt worden sei.

Sir Edward und Robert spürten nun diesen Angaben so genau nach, als es nur irgend möglich war, aber statt den Thatbestand näher aufzuklären, wurde es vor ihrem geistigen Auge nur immer dunkler und verschwommener; blos das Eine stand fest, daß die Lady nicht freiwillig Papiti verlassen hatte. Sie war in dem schönen Palais im Hafen, welches sie für ein ganzes Jahr gemiethet hatte, plötzlich mit Zurücklassung ihres Mobilars, ihrer überaus reichhaltigen Garderobe, sowie auch einer nicht unbedeutenden Baarsumme unsichtbar geworden; von ihrer zahlreichen Dienerschaft hatte nicht ein einziges Individuum, nicht einmal ihre vertrauteste Kammerzofe sie begleitet. — Die französischen Behörden in Papiti sahen sich endlich veranlaßt, einzuschreiten, als Lady Mary nach vollen vierzehn Tagen nicht zurückkehrte. — Eine genaue Inventur der vorhandenen Werthe und Werthgegenstände wurde vorgenommen, das sämmtliche Dienstpersonale entlassen und das Palais gerichtlich versiegelt. —

Sir Edward verspürte große Lust, sich bei der Behörde als der legitime Gemal der Vermißten förmlich anzumelden; Robert rieth ihm jedoch aus mehrfachen triftigen Gründen davon ab. Erstens besaß Edward keinen einzigen Ausweis oder rechtsgiltigen Zeugen, um die Identität seiner Person zu beweisen, zweitens rieth die Klugheit, einem so übermächtigen Feinde gegenüber, gleich dem Earl, nicht unvorsichtiger Weise aus dem schützenden Incognito zu treten, und drittens hätte die Besitznahme von Mary's Effecten gewiß zu keinen erheblichen Aufschlüssen geführt, weil, wie von dem Gerichte sehr genau constatirt worden war, bei der Inventur gar keine Papiere, nicht einmal das nichtssagendste Notizblättchen aufgefunden wurde.

Robert und Edward verlegten sich nun ausschließlich darauf, in Erfahrung zu bringen, wohin der Klipper „Boston" wohl von Papiti aus gesegelt sein mochte. — Alle ihre diesfälligen Bemühungen blieben jedoch völlig erfolglos, und als seit ihrer Ankunft

auf Tahiti schon mehr als zwei Monate verstrichen waren, wollten sie nunmehr auf gut Glück nach Ostindien aufbrechen, als sie von einem auf der Fahrt nach Valparaiso zufällig in Papiti anlaufenden spanischen Schiffe, welches von Schanghai und den Philippinen kam, in Erfahrung brachten, daß in dem erstgenannten Hafen der Klipper „Boston“ vor Anker gelegen habe.

„Also auf nach Schanghai!“ rief Robert, der in Papiti bereits eine Beute der heftigsten Ungeduld zu werden anfing, „auf sage ich, und wenn wir die paar tausend Meilen in einem Canoe dahinrudern müßten.“ —

„Ja, auf dahin!“ wiederholte Sir Edward zornblitzenden Auges, „ich brenne vor Ungeduld, meinem theueren Oheim die Heuchlermaske von der Teufelsfratze zu reißen.“ —

„Dabei will ich Ihnen bestens behilflich sein, Sir Edward,“ bemerkte Robert ernst, „aber vergessen Sie nicht des zweiten Theiles Ihrer Aufgabe, vergessen Sie meiner Schwester nicht! Das furchtbare Schicksal, das Sie unter den Fidschi's erlitten — mein eigener Antheil war gegen das, was Sie durchzumachen hatten, vergleichungsweise doch nur ein Kinderspiel — hat mein Herz vollends zur Versöhnung gestimmt. Sie wissen, ich habe Ihnen verziehen, ja Ihnen sogar die Hand als Freund gereicht! Wehe, dreimal wehe, wenn Sie Ihres mir feierlich geleisteten Schwures je vergessen sollten!“ —

„Seien Sie dessen unbesorgt, mein theuerer Freund!“ antwortete Sir Edward sehr ernst, „die Lection, die ich unter den Fidschi's erhielt, hat auf mein ganzes Wesen ebenso wohlthuend als nachhaltig gewirkt. Ich fühle, daß ich, bis dahin nur ein leichtsinniger, übermüthiger und verwöhnter Junge, aber die geistige und moralische Reife des Mannes endlich erlangt habe. Zudem bin ich meines schändlichen Mephisto, des Earl, los und ledig; ihm habe ich es zu verdanken, daß die guten Vorsätze, die ich zu Stephenson-House nach meiner Jagdaffaire gefaßt, allmälig wieder gleich Seifenblasen in ein hohles Nichts zerrannen.“

„Wird aber nicht vielleicht die pecuniäre Frage dem Earl irgend einen Anhaltspunkt geben können, sich allmälig Ihrer neuerdings zu bemächtigen? Sie sind gewohnt, auf großem Fuße zu leben, namentlich seit die Heirat mit Mary Parker Ihnen die Rolle eines Nabob gleichsam aufgedrungen hatte.“

„Ich gestehe," erwiederte Sir Edward, auf die Bemerkung des Riesen, „ich gestehe, daß es mir schwer, sehr schwer, ja sogar vielleicht unmöglich fallen würde, in sogenannten kleinlichen Verhältnissen zu leben; lieber möchte ich, offen sei es gesagt, Hand an mich selbst legen, als das Loos eines gänzlich unbemittelten Offizieres oder Beamten theilen. Der Luxus ist mir nun einmal anerzogen worden, so daß er eine nothwendige Bedingung meines Daseins bildet. Ohne gerade ein Verschwender zu sein, würde ich dennoch mit einer geringeren Rente als zwei- bis dreitausend Pfund durchaus nicht auszukommen wissen. Zum Glücke stehe ich aber in dieser Beziehung nunmehr vollkommen gesichert da, denn, ohne meinen elenden Oheim oder meine Frau in Contribution setzen zu müssen, gebiete ich in Folge des unerwartet günstigen Verkaufes der Liegenschaften, welche Sir Parker zu Delhi hinterließ, über ein ganz selbstständiges und bedeutendes Vermögen."

Sir Edward theilte nun seinem künftigen Schwager die von uns schon an früherer Stelle erwähnten Hauptpunkte aus Sir Parker's Testamente mit. — Robert schien vollkommen befriedigt und beruhigt; Arm in Arm begaben sich beide Männer hierauf nach dem Hafen von Papiti, um eine Reisegelegenheit nach irgend einem der Seeplätze von China auszumitteln. Bei dem lebhaften Verkehre, in welchem die den Europäern geöffneten Häfen des „himmlischen Reiches" untereinander stehen, war es dann ein Leichtes, binnen längstens Monatsfrist Schanghai zu erreichen.

Sie fanden ein englisches Schiff vor, welches, von Neu-Seeland kommend, für Kanton bestimmt war und in Tahiti nur für einen einzigen Tag eingelaufen war, um frische Wasservorräthe einzunehmen.

Drei Wochen später betraten Robert und Sir Edward die Stadt Kanton (eigentlich Kuang-tong), welche unfern der Mündung des Tschu-Kiang, eines bedeutenden Stromes, gelegen ist. Die innere Stadt von Kanton ist den Europäern noch immer verschlossen; bei einiger Protection und der Anwendung etlicher Unzen Silber hält es jedoch nicht schwer, wenigstens zur Besichtigung dieser merkwürdigen Stadt die Erlaubniß zu erhalten. — Nachdem unsere beiden Reisenden erst in einigen Tagen mit einem Küstendampfer die Weiterfahrt nach Schanghai antreten konnten, unterließen sie es, auf den Rath des englischen Consuls von Kanton, nicht, ein Paar Pfunde

daran zu wenden, um in das Wesen und Treiben einer echt chinesischen Stadt gleich Kanton einen wahren und tiefen Einblick zu gewinnen.

Aus Sir Edward's Tagebuche entnehmen wir hierüber Folgendes:

Gleichwie alle anderen bedeutenden Städte des „himmlischen Reiches," zerfällt auch Kanton in zwei durch eine Mauer von einander getrennte Haupttheile: die chinesische und die tartarische Stadt, nebst mehreren großen Vorstädten. — Diese beiden Städte umfaßt eine mit Geschütz besetzte große Mauer, deren Umfang fast zwei Meilen beträgt; jedoch ist nur ein Drittheil des von ihr umschlossenen Raumes mit Gebäuden, das Uebrige mit Lustgärten und Fischteichen besetzt. Die Häuser sind fast durchgehends aus Backsteinen gebaut und haben ein Stockwerk; jene der Mandarinen und vornehmen Kaufleute zeichnen sich durch mehr Stockwerke und größere Eleganz aus. — Die Straßen von Kanton gleichen auffallend jenen Venedig's, ob der vielen schiffbaren Zwischenkanäle. Die öffentlichen Gebäude werden mehr durch ihren Umfang als durch ihre Pracht bemerkenswerth. — Längs der Hauptstraße reiht sich ein Laden an den anderen, alle mit den Producten des staunenswerthen chinesischen Gewerbfleißes, vor Allem mit Porzellan, Seiden- und lackirten Waaren angefüllt. Vor der Thüre eines jeden Ladens steht eine Tafel auf einem gegen acht Fuß hohen Säulengestelle, bunt gemalt oder vergoldet, mit dem Namen der Verkaufsgegenstände und des Verkäufers. — Diese doppelte Reihe kleiner Säulen bildet einen Säulengang, der mit dem Glanz und der Mannigfaltigkeit der ausgestellten Waaren wetteifert und ein höchst interessantes Bild bietet. Die Zahl der Bewohner wird, wohl etwas übertrieben, auf mehr als eine Million geschätzt; jedenfalls ist aber Kanton eine der größten und volkreichsten Städte der Erde. Fuhrwerke gibt es wegen der Enge der Gassen in Kanton nicht; alle Lasten werden von den Trägern quer über den Schultern auf Bambusstöcken getragen; die vornehmeren Einwohner bedienen sich der Sänften. Chinesische und tartarische Frauenzimmer sieht man sehr selten auf den Straßen, junge niemals.

Die Bevölkerung von Kanton — fährt Sir Edward in seinem Tagebuche fort — ist ausnehmend verdorben und ausschweifend. Sie ist zu Meutereien, zu Unordnungen aller Art geneigt

und namentlich dem Seeräuberunwesen sehr ergeben. Wie uns der englische Consul versichert, finden in Kanton im Durchschnitte jährlich nicht weniger als zweitausend Hinrichtungen überwiesener Verbrecher statt!!! —

Diese entsetzliche Thatsache wurzelt zuvörderst in dem unglaublichen Pauperismus der Massen des chinesischen Volkes. — Arme Leute hat es zu allen Zeiten gegeben und es wird deren stets geben; aber schwerlich hat je in irgend einem Reiche ein solches Elend geherrscht, wie in dem sogenannten „himmlischen Reiche". Es vergeht fast kein Jahr, wo nicht auf dem einen oder dem andern Punkte eine erschreckliche Menge von Menschen vor Hunger oder vor Kälte umkommt. Sobald in Folge von Ueberschwemmung oder Dürre oder sonst durch ein Mißgeschick die Ernte in einer Provinz schlecht ausfällt, sind gleich zwei Drittheile des ganzen Landstriches der Hungersnoth preisgegeben. Dann streifen ganze Bettlerheere, Männer, Weiber und Kinder, im Lande umher und fordern in Stadt und Dorf Lebensmittel. Manche sinken vor Erschöpfung nieder und sterben im freien Felde, wo ihre Leichname liegen bleiben. Man geht gleichgiltig daran vorüber und achtet kaum darauf, denn man ist an dergleichen gräßliche Scenen schon gewöhnt. Höchstens aus Egoismus, nämlich aus Furcht vor Epidemien und aus Aberglauben findet man sich veranlaßt, solche Todte zu verscharren. Man glaubt nämlich, daß die Seelen der Unbegrabenen sich in böse Geister verwandeln, welche die Lebendigen quälen, aber den verschonen, der zur Beerdigung der Leichen beigetragen hat.

In Folge des Pauperismus kommt der Kindermord in China sehr häufig vor. Wenn die Neugeborenen den Eltern Unbequemlichkeit verursachen, werden sie ertränkt oder erstickt; namentlich trifft dies Schicksal die Mädchen. Ein Knabe kann arbeiten, sobald er heranwächst, und seinen Eltern behilflich sein, wenn sie alt werden; ein Mädchen aber ist der Familie Last. Der chinesischen Sitte gemäß wird es eingeschlossen gehalten bis zum Tage der Hochzeit, und da es keine Arbeit treibt, welche Geld einbringt, entschädigt es nicht für die Kosten der Erhaltung.

In Kanton sahen wir geräumige Gerüste, in welche die Kinder geworfen werden, die man nicht auf eigene Kosten begraben lassen will. Die Behörde trägt Sorge, daß zeitweise ungelöschter Kalk hinzugethan wird. Alltäglich ziehen vor Sonnenaufgang von einem

Ochsen gezogene Karren durch die Stadt, und man erkennt an bestimmten Zeichen, welche der Fuhrmann gibt, die Ankunft des „Kindersammlers“. Wer todte oder lebendige Kinder los sein will, übergibt sie ihm. — Die Leichen werden in Gruben gelegt und mit ungelöschtem Kalk bedeckt; die Lebendigen liefert der Fuhrmann im Jüyng-lang, das heißt im Tempel der Neugebornen, ab, in welchem Ammen auf Staatskosten unterhalten werden. — Solche Findelhäuser existiren in China in allen Städten schon seit Jahrtausenden.

China bietet überhaupt das Bild einer rein materiellen Cultur, die sich mit dem äußeren Leben, so gut es eben gehen will, abfindet, ohne alles ideale Streben, somit ohne allen wahren lebendigen Fortschritt. — Religion, Kunst und Wissenschaft bleiben im Materiellen stecken; selbst die Lehre eines Confucius (richtig Konfutse), welcher etwa 500 Jahre vor Christus lebte, war keineswegs eine für hohe Ideen begeisternde Religion, sondern eine Sammlung praktischer Regeln, zu Nutz und Frommen des Lebens in beschränktem Kreise. Nirgends gab und gibt sich in China ein Streben nach wahrer bürgerlicher Freiheit kund; wie die Sprüche des Konfutse mechanisch nachgebetet wurden, so ward auch die bürgerliche Ordnung ein mechanisches Uhrwerk und von der Regierung den Unterthanen ihr Wissen und Denken zugemessen. Das materielle Leben entwickelt wohl den Verstand, aber es macht ihn spitzfindig, abgefeimt, wenn die ideale Seite des Lebens abstirbt. Man trifft zwar unter den Chinesen scharfsinnige Freidenker, aber nirgends wirkliche Philosophen mit der ethischen Basis unserer großen Geister.

Eine Hauptursache der Versumpfung chinesischer Cultur liegt wohl in der Abgeschlossenheit dieses großen Reiches. China ist im Ganzen ein sehr fruchtbares, an Erzeugnissen aller Art ungemein reiches Land, aber dennoch kann sich nie ein Land zum eigenen Vortheil von der übrigen Welt abschließen. Nicht Einem Volke, und zählte es auch 400 Millionen, ist es gegeben, Alles zu erfinden, Alles zu vervollkommnen. — Im Menschenleben ist die Geselligkeit nicht blos ein Quell der Freude und des Glücks, sondern auch gebieterische Nothwendigkeit, eine Pflicht. — Kein Volk hat mehr Erfindungen gemacht, als die Chinesen, aber es ist ein Gesetz, daß eine Erfindung durch die Welt gehen muß, um sich zu vervollkommnen. Abgeschlossen auf der Landseite durch seine berühmte Mauer und durch Wüsteneien, abgeschlossen auf der Meerseite

durch tyrannische Verordnungen oder stupide Vorurtheile, hat China einen großen Theil seiner Erfindungen in ihrem ursprünglichen Zustande behalten, ja manche wieder eingebüßt. Der Kompaß, den uns die Araber im Mittelalter aus China zuführten, war hier schon 1700 Jahre vor Christus bekannt. Schießpulver und andere brennbare Zusammensetzungen zu den in China so sehr beliebten Feuerwerken waren ihnen längst bekannt, als das Schießpulver in Europa auf das ganze Culturleben umgestaltend einwirkte; aber die chinesische Artillerie ist ein Kinderspielzeug geblieben und kann der europäischen keine zehn Minuten mehr Stand halten. Auch ihre Gewehre müssen sie den unserigen allmälig nachbilden.

Von jeher verstanden sich die Chinesen vortrefflich auf das Schneiden und Poliren von Steinen und Metallen, aber zu großen Maschinen, wie sie das europäische Fabrikswesen kennt, haben sie es nicht gebracht. Ihre mechanischen Mittel beschränken sich auf den Hebel, die Rolle, den Wellbaum und auf das einfache gezahnte Rad. Erst kürzlich haben sie den Europäern die Schraube entlehnt. In der Optik haben sie niemals die Construction eines Fernglases oder Teleskopes begreifen können. — Ihre Mathematik endlich beschränkt sich auf das Rechnen und die ersten Elemente der Feldmeßkunst.

Die Bereitung des Porzellans erreichte bei den Chinesen einen so hohen Grad von Vollkommenheit, daß man in Europa die größte Mühe hatte, sie nur einigermaßen nachzuahmen. Sie hatten da längst die Theilung der Arbeit, wie wir sie jetzt in unseren Fabriken anwenden. In ihren Porzellan-Fabriken zeichnet z. B. Dieser eine Blume, Jener einen Vogel, der Eine trägt nur die blaue Farbe auf, der Andere die rothe. Und doch gestehen sie selbst, daß ihre Arbeiter heutzutage nicht mehr so vorzügliche Porzellanwaaren liefern, als es vor mehreren Jahrhunderten der Fall war.

Es ist übrigens bewunderungswürdig, was der Chinese mit geringen Mitteln zu leisten versteht. Aus dem Bambus verfertigt er tausenderlei Sachen, sogar ein feines Papier; das chinesische Baumwollenzeug, der Nanking, ist in der ganzen Welt berühmt; der geblümte Atlas, auf einem einfachen Webstuhle bereitet, ist sammt den chinesischen Crêpes noch heute musterhaft. Aber die europäische Cultur wird sie auch hierin bald überflügelt haben und das Geheimniß ihrer Tusche und ihrer Farben ihnen ablauschen.

Die Chinesen sind der Bilder- und Symbolschrift treu geblieben,

mit welcher alle Völker begonnen haben, weil ein Bild für den bezeichneten Gegenstand das Einfachste schien, so lange man noch wenig zu bezeichnen hatte. Aber sobald ein Volk aus dem Zustande der Rohheit sich herausgearbeitet hat, muß es zu phonetischen oder Lautzeichen übergehen und ein Alphabet haben, das mit einer geringen Anzahl von Zeichen alle möglichen Sprachlaute darstellt. Die Chinesen haben jedoch das Ueberlieferte zäh festgehalten und nichts weiter gethan, als daß sie neue Zeichen erfanden für die neuen Ideen, die ihnen zuströmten, womit ihr Vorrath von Schriftzeichen so anwuchs, daß das Behalten derselben immer schwieriger wurde. So lernt zwar auch das Volk schreiben und rechnen, aber Jeder nur so viel, als er zu seinem Geschäfte braucht. So kann z. B. ein Schuhmacher die Schilder der Kaufleute nur insoweit lesen, als sie etwa auf sein Handwerk Bezug haben.

Mit einem Worte — die Chinesen sind ein passives Culturvolk; es fehlt ihnen die Energie, jene unruhige Kühnheit, welche „die Race Japhet's" auszeichnet. Zur lebenskräftigen und propagandistischen Civilisation gehört nämlich nicht blos Verstand, sondern auch Kraft und idealer Schwung. Der Chinese ist zwar verständig, sehr verständig, aber es fehlt ihm das energische Temperament und jedes auf moralische Freiheit abzielende Selbstbewußtsein, welches unbedingt erforderlich ist, damit der Verstand Frucht bringe und dem Drucke der Tyrannei nicht unterliege. — Der Chinese ist allerdings nicht so weich, wie sein Nachbar, der Hindu, aber er ist doch viel zu weich anderen kräftigeren Stämmen Asiens gegenüber. Darum wurde „das Reich der Mitte" mehreremale von einer handvoll Tartaren erobert, darum erträgt es die Tyrannei seiner Mandarinen, darum hat es sich durch argwöhnische Monarchen von anderen Nationen abschließen lassen, obwohl die Chinesen ein echtes Handelsvolk sind, wie kaum ein zweites. — — —

An einer anderen Stelle in Sir Edward's Tagebuche finden wir noch folgende pikante Streiflichter über chinesische Sitten und Einrichtungen.

Unser liebenswürdiger Gastgeber — schreibt der junge Lord — der englische Consul in Kanton, welchem mein Freund Robert Westenholz und ich für seine belehrenden und anregenden Mittheilungen über die hiesigen Zustände zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind, hat uns in die Mysterien der chinesischen Höflichkeit etwas ein

geweiht. Nie — sagte er zu uns — nie darf man sicher sein, ob das, was ein Chinese sagt, wirklich seine Meinung sei. Seit den siebzehn Jahren, als ich hier in Kanton mich befinde, habe ich in dieser Beziehung gar manche sonderbare Erfahrungen gemacht und Anfangs auch oft schweres Lehrgeld bezahlt. — In der verzwickten Cultur dieses Volkes ist Alles Firniß, Schein, Künstelei geworden. Das Heulen und Weinen bei Leichenbegängnissen ist gezwungen und gemacht, nicht minder die übertriebenen Betheuerungen von Zuneigung und Hochachtung, Leuten gegenüber, die man haßt.

Das Ceremoniell schreibt dem Chinesen vor, Jedermann, der zu ihm auf Besuch kommt, zum Speisen einzuladen, aber der Eingeladene muß regelmäßig und entschieden ablehnen. — Wer einen Besuch abstatten will, sendet einige Stunden vorher durch seinen Diener ein Billet; dieses, ein Bogen rothen Papiers, ist aber mehr oder minder groß und wird so oder so vielmal doppelt gefaltet, je nach der Würde des Empfängers oder des Respectes, welchen man darlegen will. Um außerdem in die Höflichkeit etwas Großartiges zu legen, werden die Schriftzüge groß hingemalt; man macht sie kleiner gegenüber solchen Personen, denen man wirklich Ergebenheit und Achtung erweisen will. Der Hausherr tritt zuerst auf die rechte Seite des Besuchenden; nach dem Empfange geht er zur Linken und sagt: „Ich bitte Dich, vorauszugehen!" Dann begleitet er ihn in der Weise, daß er ein wenig hinter ihm zurückbleibt.

Ist eine Gesellschaft geladen, findet man im Empfangssaale die Sitze bereits in zwei geraden Reihen einer vor dem anderen aufgestellt. Beim Eintreten macht man eine Reverenz, das heißt, man verbeugt sich an der Seite des Besuchenden, aber einen Schritt hinter ihm, so tief, daß die in einander gelegten Hände den Boden berühren.

Bei den Hochzeits-Ceremonien spielt die Familie der Braut eine sehr bescheidene Rolle. Wenn der Vater des Bräutigams nach dem Namen der Braut fragt, antwortet deren Vater: „Ich habe mit Hochachtung die Beweise der Güte empfangen, welche Du für mich hast. Du thust meiner Tochter die Ehre an, daß sie Gemalin Deines Sohnes werden soll; aus dieser Wahl erkenne ich, daß Du meine arme, kalte Familie höher achtest, als sie es verdient. Meine Tochter ist ein plumpes Geschöpf ohne Geist, und mir hat es an Talent gefehlt, sie gut zu erziehen; indessen wird es mir zum Ruhme gereichen, wenn ich Dir in dieser Angelegenheit Gehorsam

bezeuge. Du wirst auf einem besondern Papier den Namen meiner Tochter nebst dem Tage ihrer Geburt finden, sodann auch den Namen ihrer Mutter."

Bei keinem Volke der Welt greift das Ceremoniell so tief in's Leben ein, wie bei den Chinesen; darum wird es aber auch schon im Elementarunterricht als ein Hauptlehrfach der Jugend beigebracht.

Auch der Natur sucht der Chinese Fesseln anzulegen, in denen er selbst mit seiner ganzen Natur erstarrt ist. Nicht nur, daß er Bart und Haupthaar abrasirt und von letzterem nur so viel übrig läßt, um den charakteristischen Zopf zu bilden, auf dessen Pflege er die größte Sorgfalt verwendet, auch die Augenbrauen werden nach hergebrachter Sitte beschnitten und rasirt. Den Katzen aber verkrüppelt man gerne die Schwänze, damit diese nichts haben, was dem Zopfe ähnlich sieht. In den chinesischen Kunstgärten richtet sich der Fleiß des Gärtners vor Allem dahin, die Natur nach beliebten Schablonen zu formen, und nicht etwa nur die Felspartien, sondern auch die Bäume und sonstigen Gewächse werden regelrecht nach den bekannten Modellen eines Drachen, Einhorns oder sonst eines Thieres verschnitten, oder besser gesagt, verstümmelt.

In der Umgegend von Kanton — fährt Sir Edward in seinen Aufzeichnungen fort — sahen wir auch die ersten Theestauden in natura. Als Engländer selbstverständlich ein leidenschaftlicher Theetrinker, interessirte es mich, über die Cultur dieses merkwürdigen Gewächses, welches im Handel eine so große Rolle spielt, mich genau zu informiren. Welch' ungeheure Quantitäten mag davon China erzeugen? Die jährliche Ausfuhr an Thee beträgt weit über 120 Millionen Pfund, und doch ist dies nur ein kleiner Theil dessen, was China's weit über 300 Millionen betragende Bevölkerung selber consumirt.

Die Theestaude, zur Gattung des Lorbeerbaumes gehörig, hat in China und Japan ihre Heimat. Die weiße Blüte, der Kirschblüte ähnlich, ist schwach wohlriechend; der Theesame reift im September. Nachdem er in der Sonne getrocknet worden, mischt man ihn mit feuchtem Sand und bewahrt ihn in Körben auf, die mit Stroh zugedeckt werden. Im März wird der Boden für die Anpflanzung hergerichtet, gewöhnlich unter Bambusbüschen und Maulbeerblättern, um die jungen Schößlinge vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Man gräbt zwei Fuß von einander runde, drei Fuß im Umfange haltende und einen Fuß tiefe Löcher, mischt die herausge-

nommene Erde mit Humus und füllt dann die Löcher wieder aus. In jedes Loch kommen sechzig bis siebenzig Samenkörner, die dann einen Zoll hoch mit Erde bedeckt werden; bei trockenem Wetter begießt man sie mit Wasser, in welchem Reis ausgewaschen wurde. Zwei Jahre wächst die Theestaude mit dem wilden Grase fort, im dritten Sommer jätet man das Gras aus und hüllt die Staude mit Seidenwurmmist. Im vierten Jahre endlich kann man Thee ernten. Im siebenten Jahre erreicht der Baum bereits sechs bis sieben Fuß Höhe; von da ab werden die Blätter zähe, doch benutzt man sie bis zum zehnten Jahre.

Die Pflanzungen werden an den Bergabhängen angelegt, damit das Regenwasser ablaufe; muß man aber die Staude auf ebenem Grunde pflanzen, dann werden, damit das Wasser ablaufe, tiefe Rinnen gezogen, weil bei übermäßiger Feuchtigkeit die Pflanze verdirbt. Außerdem müssen die Theepflanzungen die Lage nach Süden haben. Zwischen die Bäumchen pflanzt man nicht selten Buschwerk, um die Pflanzen im Winter gegen Reif, im Sommer gegen die Sonne zu schützen. Gewöhnlich hält man dreimal des Jahres Ernte, und von der Zeit des Einsammelns hängt die Güte des Thees ab. Die erste Ernte geschieht im März, wenn die Blätter anfangen zu treiben und noch ganz zart sind; diese Ernte liefert den besten und theuersten, den sogenannten Kaiserthee. Man pflückt aber nicht viel und geht sehr ökonomisch dabei zu Werke. — Die Arbeiter, welche ihn bereiten, müssen sich schon einige Wochen zuvor einer strengen Diät unterwerfen, damit ihre Ausdünstung dem zarten Dufte der jungen Blätter keinen Abtrag thue. Die Hände, welche die Theeblätter pflücken, müssen sorgfältig gewaschen und außerdem mit Handschuhen bekleidet sein. Die Abnahme dieser Blätter erfolgt vor Sonnenaufgang.

Die abgenommenen Blätter werden kurze Zeit in siedendes Wasser geworfen, damit der im Thee enthaltene giftige, narkotische Stoff entweiche; man legt sie dann, wenn sie abgetropft sind, in flache, eiserne, erhitzte Pfannen, in denen sie umgerührt werden, dann auf einem Rolltisch, wo man sie ausbreitet und noch feucht mit den Händen zusammenrollt. Die aufsteigenden Dünste werden fleißig mit einem Fächer vertrieben. Soll der Thee schwarz werden, schwenkt man die Theeblätter in Dratsieben über kochendem Wasser und rollt sie dann auf heißen Blechen. Dieser geschwärzte Thee wird für ge-

sünder gehalten, schon deshalb, weil er stets ungefälscht ist, während der grüne zumeist durch einen Zusatz von Berliner Blau schön gefärbt wird.

Die feineren Sorten werden mittelst Extracte der Olea fragrans, des Jasmin, der Camelia sansagua noch wohlriechender gemacht und kommen dann unter dem Namen Blumenthee in den Handel. — Die Verpackung des Thee's erfordert große Vorsicht, weil jeder starke Geruch von Eßwaaren, Kaffee- und Gewürz ihm den eigentlichen Duft benimmt. Auch das Salzwasser des Meeres ist ihm schädlich, weßhalb der an die russischen Kaufleute in Kiächta versandte sogenannte russische Karawanenthee in so gutem Rufe steht.

Die Tartaren und Mongolen verbrauchen den sogenannten Ziegelthee, der in ziegelförmigen Tafeln hart zusammengepreßt ist und aus schlechten Blättern des alten Theebaumes zubereitet wird.

Für die Europäer sind Kanton und Schanghai die Hauptstapelplätze für den Theehandel; der Chinese gibt uns seinen köstlichen gesunden Thee und wir bringen ihm dafür das Gift des Opiums.

Der Gebrauch des Opiums, dem sich die Chinesen seit einigen Decennien so leidenschaftlich hingeben, ist in der That eine der verderblichsten Gewohnheiten, die man sich nur denken kann.

Die Chinesen nennen das zum Genusse vorbereitete Opium Tschandu, und man geht dabei auf folgende Weise zu Werke: — Zwei Opiumbeutel werden aufgeschnitten und ihr Inhalt in eine eiserne Pfanne geschüttet, die man auf ein langsames Feuer setzt. Ein Mann rührt mit einem Stück Holz darin herum, bis das Ganze geschmolzen ist; dann wird es getheilt und in zwei Pfannen geschüttet; diese werden über dem Feuer gedreht und erhitzt, bis alle Feuchtigkeit absorbirt ist. — Hierauf wird die Masse gesotten, wieder getrocknet, gebäht u. s. w., bis sie zu einer teigartigen Masse geworden.

Der Tschandu ist ein tödtliches Gift, wovon der vierte Theil vom Gewichte eines Thalers einen Mann binnen einer Stunde tödten kann. Das beste Gegenmittel gegen diese Vergiftung ist Oel, namentlich Cocosnußöl. — Der Tschandu wird indeß nicht gegessen oder aufgelöst getrunken, sondern geraucht. Der Raucher nimmt eine Pfeife, an deren Kopf ein convexes Stück Zinn angebracht ist, das ein ganz kleines Loch in der Mitte hat. Ein sehr kleines Stückchen Tschandu wird in das Loch gelegt; der Raucher hält, nach-

dem er eine liegende Stellung genommen, den Tschandu an die Flamme eines Lämpchens, saugt den Dampf ein und in wenigen Sekunden ist das Opiumkügelchen verbrannt, dessen Asche in den Kopf der Pfeife fällt.

Ein eingefleischter Opiumraucher wiederholt dieses Experiment oft zehnmal, bis die gewünschte Wirkung eintritt, das heißt, bis er besinnungslos zurückfällt und die Wirkung verschläft. Es ist aber merkwürdig, daß ein Opiumraucher nicht lange schlafen kann; beim Erwachen greift er, abgemattet und sinnverwirrt, wieder zur Pfeife, bis der Schlaf neuerdings seine Augenlider schließt. Die Träume und Phantasien bei einem solchen Schlafe sollen sehr wonnevoll sein. Der längere Gebrauch des Tschandu zerstört jedoch in wenigen Jahren alle Kräfte eines Mannes und macht ihn zu jeder Arbeit unfähig. Man erkennt die Opiumraucher leicht an ihren abgemagerten, von Leiden verzehrten Gesichtern. — — —

Sir Edward beschreibt sodann in seinen Aufzeichnungen ein „chinesisches Gastmahl", zu welchem er auf Veranlassung des englischen Consuls von Kanton nebst Robert Westenholz bei einem Mandarin geladen worden war, wie folgt:

Wir erhielten am Tage vor unserer Abreise nach Schanghai eine chinesische, auf rothes Papier geschriebene Einladung zu einem Diner um fünf Uhr Nachmittags bei Tsiensi-Tsi, einem der Oberbeamten von Kanton, uns einzufinden. Unser liebenswürdiger Consul, dem wir so viel des Angenehmen und Lehrreichen während unseres kurzen Aufenthaltes in Kanton zu verdanken hatten, stellte uns vor. Tsiensi-Tsi und die von ihm geladenen chinesischen Freunde befanden sich im großen Kostum. Ihre langen Kleider von blaurochirter Seide hatten das prächtige Drachenzeichen aufgestickt; ein kegelförmiger Strohhut mit einer Quaste von Seidenplüsch bedeckte den Kopf. Ihren vortheilhaften Gestalten stand dies Costüm sehr gut, und trotz dem spitzigen Hut und dem langen Zopf lag in ihrer Erscheinung etwas Würdevolles.

Wir wurden in einen langen, von Laternen von jeder Form und Farbe, welche lustreartig am Plafönd hingen, beleuchteten Saal geführt, dessen Einrichtung in einer Reihe kleiner Theetische bestand, an deren jedem zwei Lehnstühle von Bambus standen. Robert und ich nahmen hier einen Schluck Thee, um das wunderbare Getränk in seiner ganzen natürlichen Reinheit zu genießen, konnten ihm aber,

obwohl das Parfum wundervoll war, dennoch keinen rechten Geschmack abgewinnen, wahrscheinlich weil er, der Landessitte gemäß, ohne Zucker servirt wurde.

Nach einigen Minuten erschien ein Hausbeamter des Mandarin und rief von fünf der Eingeladenen die Namen auf, mit denen er den Saal verließ. Er kam nochmals wieder und nahm wieder fünf mit sich fort. Wir gehörten, als die Hauptgäste, zur dritten und letzten Partie, welche in den Speisesaal eingeführt und dort dem Herrn des Hauses in höchst ceremonieller Weise, wie es die chinesische Etikette strenge erfordert, von dem englischen Consul vorgestellt wurden.

Auch dieser Saal war mit einer Unzahl von Laternen behangen und in jeder Beziehung reich ausgeschmückt. Ungeheuere Rahmen mit farbigen Gläsern bildeten statt der Mauer den Hintergrund des Saales, der auf der anderen Seite mit Papierrollen behängt war, auf denen eine Menge moralischer Sentenzen in chinesischer Schrift geschrieben standen. Ein prächtiger Teppich bedeckte den Boden und alle aus grün gefirnißtem Holze gefertigten Stühle waren mit Decken von blauem Tuche überzogen, das kostbare Stickereien in Gold und Silber enthielt. Aurícht-Tische standen längs den Wänden, um Platten und Teller darauf zu stellen und die Braten zu zerschneiden.

In der Mitte des Saales waren drei Tische im Triangel aufgestellt, aber ganz von einander getrennt. Am jedem derselben nahmen je fünf der Gäste Platz. Zu jenem Tische, welcher den Scheitel des Dreieckes bildete, und an welchem der Consul, Robert und ich gewiesen worden waren, setzte sich auch der Mandarin, um die Honneurs zu machen. Zwei nahe Verwandte des Hausherrn erfüllten bei den andern zwei Tischen dieselbe Pflicht.

Anfangs hielt ich diese Aufstellungsweise der Tische blos für eine Modesache; sie ist jedoch, wie ich alsbald gewahr wurde, eine Nothwendigkeit, denn die großen Gastmähler der Chinesen sind stets mit Tänzen und Productionen von Jongleurs verbunden. Damit nun jeder Gast gut sehen könne, ohne von der Stelle zu rücken, müssen die Tische so aufgestellt sein, daß eine Seite leer bleibt.

Jeder von uns sah, als er sich zu Tische setzte, vor sich eine Untertasse aus wunderbarem Porzellan, zwei kleine Stäbchen von Ebenholz als Gabel, und in einem dreieckigen, rothen und weißen Papier einen Zahnstocher aus dem Flügelglied einer Fledermaus, endlich eine

kleine Tasse zum Trinken und eine kleine Untertasse voll schwarzer Sauce aus Asseln. Ein Dutzend Schüsseln aus blau beblümten Porzellan mit delicat zubereiteten, uns aber ganz unbekannten Speisen bedeckten einen großen Theil des Tisches. Der nicht besetzte Theil des Tisches war mit einer Menge von Schüsseln voll Blumen und Früchte, sowie mit Kuchen bedeckt, die mit Orangenkernen so künstlich und in so bizarren Formen bespickt waren, daß man vergebens nach einem Namen für diese so sonderbar verdeckten Platten suchte.

Nun begann das Mahl. Der Consul, der schon so oft chinesischen Gastereien angewohnt hatte, lächelte über meine und Robert's Unbeholfenheit in der uns gänzlich fremden Handhabung der Elfenbeinstäbchen. Endlich gelang es uns aber, aus einem wunderlichen Gemische von Gurkenschnitten, Würsten und Fischflossen einige Brocken herauszufischen. Dieses Ragout schmeckte nicht schlecht. Dann kostete ich Gebratenes, das aus Schwalben gemacht sein sollte und, abgesehen von einem gewissen ekelerregenden Nachgeschmacke, nicht übel mundete. Auch die berühmten Vogelnester waren zierlich zubereitet; ich konnte aber bald keinen Bissen mehr genießen, mein Widerwille gegen das Essen steigerte sich mit jedem Bissen; ich behielt auf der Zunge einen Geschmack, der mir den Magen umdrehte. Eine wahrhaft infernalische, der europäischen Küche gänzlich unbekannte Zuthat befand sich offenbar in allen diesen doch so köstlich zubereiteten Speisen. Ich frug leise den Consul, was es eigentlich sein könne und lächelnd belehrte mich der gute Mann, daß man in Kanton keine Speise ohne eine kleine Zuthat von — Ricinusöl bereite!

Robert und ich seufzten nach dem Ende des Mahles, das nach vier vollen Stunden erst recht in Zug zu kommen schien. Dabei mußten wir alle Augenblicke unseren chinesischen Tischnachbarn auf die Gesundheiten, die sie ausbrachten, Bescheid thun und die kleinen Tassen mit Kamschu leeren; es ist dies eine Art süßsauerer, weißer Wein, aus gegohrenem Reis und anderen Ingredienzien bereitet, und wird warm genossen. Unsere Zungen schmachteten nach einem Trunke Wasser! Aber Brot und Wasser sind an einem chinesischen Tische verbotene Dinge. Die Etikette nöthigte uns, auf alle ausgebrachten Gesundheiten Bescheid zu thun und dann die Tassen umzustürzen, zum Zeichen, daß nichts mehr darin sei. Der verzweifelte Mundschenk aber mit seiner unerbittlichen Kanne kam jeden Augenblick wieder um sie zu füllen.

Zum Schlusse wurde die im wahren Sinne des Wortes kostbarste Speise eines chinesischen Leckermahles servirt, nämlich gebratenes Eis, wovon in einem chinesischen Gasthause ein ganz kleines Teller mit sechs Lan (beiläufig 24 Gulden) bezahlt wird.

Es wird in folgender Weise bereitet: der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und allerlei scharfen Sachen gemischten Teig und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst des Koches besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt als das Eis in den Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, verbrennt man sich tüchtig, und beißt man wacker darein, so ist es kalt und schmerzend für die Zähne. Der hohe Preis des gebratenen Eises kommt daher, daß sehr wenige Köche es gehörig zu bereiten verstehen. — — —

Robert Westenholz und Sir Edward benützten zur Reise von Kanton nach Schanghai eines der vielen regelmäßig zwischen diesen beiden Handelsemporien verkehrenden Dampfschiffe. Die mehrtägige Fahrt verstrich ohne allen nennenswerthen Zwischenfall. Ein Paar Stunden später, als sie endlich Schanghai betreten hatten, wurden sie zu ihrem Leidwesen gewahr, daß sie sich — auf falscher Fährte befanden. Der Earl war mit dem Klipper „Boston“ schon vor mehreren Wochen in die See gegangen, und zwar, wie es hieß, nach einem der ostindischen Häfen. Außerdem erfuhren die jungen Männer, daß der Earl von dem wiedergefundenen und nunmehr als legitim anerkannten älteren Bruder Henry des Sir Edward begleitet worden sei. Diese Nachricht berührte den hiermit depossedirten Erben des Majorats von Dundonald weit weniger als wohl zu erwarten stand. Er empfand vielmehr gewissermaßen eine Beruhigung darüber, daß dieser allerdings völlig unerwartete Zwischenfall ihn der letzten Rücksichten gegen seinen schurkischen Oheim enthob.

Die beiden Freunde, welche im Laufe des nächsten Tages Genaueres über das Reiseziel des „Boston“ in Erfahrung gebracht hatten, beschlossen, ohne Verzug von Schanghai zusammen wieder aufzubrechen, als Sir Edward durch einen ihn höchst beunruhigenden Zwischenfall, welchen er jedoch Robert sofort mitzutheilen Anstand

nahm, sich bestimmt fand, einen Vorwand seines Zurückbleibens in Schanghai suchte.

Er stellte sich sehr leidend und setzte sich mit einem europäischen Arzte in's Einvernehmen, welcher dem Riesen unter vier Augen mittheilte, daß sein Freund mit einem wahrhaft bedenklichen inneren Leiden behaftet sei, dessen langwierige Cur ohne Verzug in Angriff genommen werden müsse, sollte eine sonst unvermeidliche tödtliche Krise vermieden werden.

Robert, der ebensowenig die Verfolgung und Züchtigung des Earl aufschieben als das Leben seines künftigen Schwagers gefährden wollte, stellte daher selbst den Antrag, daß Edward seine gänzliche Herstellung in Schanghai abwarten möge, während er, Robert, den Earl nachsetzen und sich unbemerkt an dessen Fersen heften wolle, bis Edward wieder mit ihm vereinigt sein werde, um sodann gemeinschaftlich das Amt der Nemesis zu üben.

Edward stimmte diesem ganz vernünftigen Plane bei und versah Robert für alle Fälle mit Creditbriefen, damit dieser in der Ausführung seiner Rolle als „Schatten" des Earl nicht etwa eines Tages durch den Mangel an Geldmitteln gehindert sei.

Robert verließ also Schanghai mit dem Versprechen, nichts Entscheidendes gegen den Earl auf eigene Faust zu unternehmen. Selbstverständlich sollte Sir Edward von dem Riesen, soweit dies nur Post und Telegraph in diesem Himmelsstriche gestatteten, fortwährend in Kenntniß von Allem erhalten werden, was er über den Earl und den angeblichen Sir Henry of Dundonald irgendwie in Erfahrung bringen würde.

Siebentes Capitel.

Der Narrendoctor von Peking.

Zur selben Stunde, wo Sir Edward aus den Fenstern seiner am Hafen gelegenen Wohnung seinen Freund von Schanghai in die große See hinausdampfen sah, verließ er das Hotel, um, Unruhe und Ungeduld im Herzen, über eine sonderbare Nachricht, welche er zufällig vor zwei Tagen in Erfahrung gebracht hatte, sich nunmehr volle Gewißheit zu verschaffen. Sein Gewissen machte ihm viele und schwere Vorwürfe, an Robert, der sich so offen und edelmüthig gegen ihn benommen hatte, zum Lügner geworden zu sein; aber anderseits konnte er sein unaufrichtiges Benehmen immerhin durch gewichtige Gründe entschuldigen, wie wir später zu beurtheilen Gelegenheit finden werden. Vor Allem, und mit Recht, fürchtete er Robert's jäh aufbrausendes Temperament, welches durch die schreckliche Kunde, an die Edward selbst noch nicht glauben wollte, im höchsten Grade entfesselt worden sein würde. Bestätigte sich aber das Entsetzliche, das ihn selbst mit Grauen erfüllte, dann mußte er wohl Robert Nachricht geben.

Edward machte sich also klopfenden Herzens auf den Weg, um den sogenannten Narrendoctor von Peking, wie ein aus der Hauptstadt des himmlischen Reiches gebürtiger, unter seinen Landsleuten damals berühmter chinesischer Arzt und Anatom in Schanghai hieß, aufzusuchen. Der junge Engländer zog seine Uniform als Offizier der britischen Marine absichtlich zu diesem Gange an, um dem sogenannten Narrendoctor von Peking besser zu imponiren und

zugleich in diesem zu Schanghai im großen Ansehen stehenden Gewande des Beistandes sowohl der europäischen als auch der chinesischen Behörden sicher zu sein, falls die Umstände ihn nöthigen würden, zur Anwendung von Gewalt zu schreiten.

Sir Edward benöthigte, da er seinen Gang möglichst geheim gehalten wünschte und deshalb absichtlich keinen Führer mit sich nahm, ziemlich viel Zeit, bis er bei seiner Unkenntniß der chinesischen Sprache endlich nach vielem Hin- und Herwandern durch Schanghai die Wohnung des Narrendoctors von Peking auffand.

Wir wollen diese Zwischenzeit benutzen, um den Leser mit dieser merkwürdigen Stadt China's, welche für den europäischen Handel von täglich wachsender Bedeutung ist, etwas näher vertraut zu machen.

Unter den chinesischen Häfen, welche nach dem Opiumkriege (von 1839 bis 1842) dem Fremdenverkehre eröffnet worden, hat sich Schanghai oder richtiger Schang-hai-hien, das heißt: Stadt, annähernd der See, durch seine günstige Lage in kurzer Zeit den ersten Platz errungen. Im Mittelpunkte des Verkehres mit den Thee-Districten des Südens, dem mittleren Binnenlande und den nördlichen Kreisen gelegen, ist es der wichtigste Stapelplatz des Reiches geworden und hat Kanton weit überflügelt. Gegenwärtig laufen jährlich an 3000 europäische Schiffe ein, um Thee, Seide und Baumwolle zu holen. Die Aus- und Einfuhr belief sich in den letzten Jahren auf fast 400 Millionen Gulden!

Schanghai zerfällt in die eigentliche, von vierundzwanzig Fuß hohen Wällen eingeschlossene Chinesenstadt und das erst seit dem Jahre 1843 außerhalb der Ringmauer mit eben so viel Eleganz als Bequemlichkeit angelegte Fremdenviertel. Das alte, mit sechs Thoren versehene, aber nur an drei Punkten zugängliche Schanghai hat schmutzige und sehr enge Gassen, die zuweilen kaum so breit sind, daß zwei Menschen bequem einander ausweichen können. Nur mit Mühe vermögen sich die Lastträger durch beständiges Schreien und Stoßen Bahn zu brechen. Das Leben, welches sich den ganzen Tag über entwickelt, ist ebenso großartig und mannigfaltig, daß es auf den Fremden einen noch gewaltigeren Eindruck macht, als selbst das Wogen und Treiben in der City Londons oder der Brodway von New-York. Das Unschöne und Schmutzige der meisten Erscheinungen erhöht noch die Eigenthümlichkeit des Schauspiels.

Wenn man durch das östliche Thor, an dessen Mauern zahl-

reiche Todtenschädel hingerichteter Verbrecher und Rebellen, dem großen Haufen zum warnenden Beispiel, in Säcken und geflochtenen Körben aufgehängt sind, die Stadt betritt, so gelangt man in die Chinastraße, eine der Hauptgassen, die aber weder breiter noch reinlicher ist, als die übrigen Gassen.

Wir kommen hier an Bücherläden vorbei, in denen sich ungeheure Massen broschirter Bücher aufgehäuft befinden. Eine Anzahl Chinesen in weiten Nankingjacken, den Vorderkopf glatt geschoren und rückwärts einen Zopf, der bis an die Ferse reicht, beeifert sich in gebrochenem Englisch unsere Wünsche kennen zu lernen und uns zu bedienen. Man bietet uns unter Anderem auch einen chinesischen Volksroman in zweiundzwanzig Bänden. Die chinesischen Schriftsteller sind bekanntlich sehr weitläufig in der Behandlung ihres Gegenstandes; so umfaßt zum Beispiele das neueste chinesische Conversations-Lexicon nebst den bisher erschienenen Nachträgen die ungeheuere Zahl von sechshundert Bänden!

Gleich in der Nähe dieser Bücherläden befindet sich eine öffentliche Badeanstalt, wo man für 16 Kupfer-Cash (etwa $2^1/_2$ Kreuzer) ein Dampfbad nehmen kann, während außerdem für die Aufbewahrung der Kleider noch sechs Cash zu bezahlen sind. Es ist ein großer Raum, gefüllt mit Wasserdämpfen, welche durch das Begießen erhitzter Steine mit heißem Wasser beständig erwärmt werden, während Kübel mit frischem Wasser zur Abkühlung bereit stehen.

In derselben Hauptstraße kommen wir auch zu einem großen öffentlichen Pfandhause; diese Institute bestehen in China schon seit langen Zeiten und werden sowohl von Reichen als Armen häufig benutzt. Im himmlischen Reiche herrscht wie bei uns die Sitte, im Winter die Sommerkleider und im Sommer die Winterkleider zu verpfänden, u. zw. nicht blos um Geld darauf zu borgen, sondern um diese Effecten, namentlich kostbare Pelze, am sichersten und sorgfältigsten aufzubewahren. Die Zinsen sind mit 24 Procenten bemessen. Was am Ende von drei Jahren nicht ausgelöst ist, wird von der Anstalt an den Meistbietenden verkauft. Die Versatzscheine bilden, wie in Europa, den Gegenstand eines eigenen Zwischenhandels.

Eine eigenthümliche Humanitäts-Anstalt, welche selbst in Europa ihres Gleichen nicht findet, ist Jung-jing-tang, das heißt: „die Halle vereinter Wohlthätigkeit“, welche die Leichen armer Verstorbener beerdigt, Witwen unterstützt, Armenschulen errichtet, im Winter warme

Kleider an Hilflose spendet, endlich auch zum Schlachten bestimmte Thiere kauft und dann wieder freiläßt.

Ein ganz eigenthümliches Institut in Schanghai ist Weikivan, eine Art Rathhaus, in welchem alle Handelsstreitigkeiten durch Handelsleute selbst geschlichtet werden, und mit dem zugleich ein Tempel zu Ehren der Göttin des Meeres in Verbindung steht. Dem Antlitze der im Hintergrunde des Hofes aufgestellten Figur gegenüber befindet sich eine große Schaubühne errichtet, wo zur Erholung und Erheiterung der Richter und der streitenden Parteien eine große Bühne errichtet ist, auf welcher von zehn Uhr Früh bis zum Einbruche der Nacht chinesische Schauspiele aufgeführt werden.

Mitten im Hofraume befindet sich eine große, zierlich geformte eiserne Pfanne; dort werden von den die Halle besuchenden chinesischen Kauf- und Seeleuten Papierstreifen verbrannt, auf denen die Wünsche der Opfernden verzeichnet stehen. — Auch Geld, Früchte, Stoffe u. dgl. werden hier geopfert, und chinesische Seefahrer, deren Dschunken während eines Sturmes unbeschädigt blieben oder gerettet wurden, bringen aus Dankbarkeit kleine zierliche Modelle ihrer Schiffe dar, welche in verschiedenen Theilen des Gebäudes aufgestellt sind.

Der Hauptvergnügungsort von Schanghai ist aber der Theegarten (Tschin-hvany-miau) oder Tempel des Kaisers, welcher zahlreiche Gartenanlagen und Verkaufsläden umfaßt und in welchem Gaukler, Sänger, Spieler, Wahrsager, Musikanten und Possenreißer ihr Unwesen treiben. Die ganze Anlage ist höchst charakteristisch für das Baroke und Bizarre des chinesischen Geschmackes. Künstliche Kanäle und Teiche mit übelriechendem, grünem, stagnirendem Wasser, in welchem Cocosblumen ihre üppigen, weißen Blüten öffnen, zahlreiche Zickzackbrücken mit zierlich geschnitzten Geländern, Inseln mit künstlich aufgemauerten Felsen, Grotten, unterirdische Gänge, Pavillons von allen Größen und Formen mit bombastischen Sinnsprüchen sind die Hauptbestandtheile des chinesischen Volksgartens, welcher, so wie hier, auf Staatskosten errichtet, in jeder größeren Stadt besteht. Vom Morgen bis Abend wogt hier eine ungeheuere Menschenmenge, Belustigung, Zerstreuung oder Gewinn suchend, unaufhörlich auf und ab. Nicht alle Theile des Theegartens sind jedoch dem Volke zugänglich; den ersten Beamten der Stadt ist stets ein streng abgeschlossener Theil reservirt.

Nicht minder verlohnt sich der Besuch einer chinesischen Apotheke (Jak-tien); im Aeußeren einer europäischen zwar ziemlich ähnlich, unterscheidet sie sich dagegen wesentlich durch ihre höchst bizarre Wahl und Verwendung der Heilmittel. Wir wollen indessen nur die wunderlichsten Stoffe anführen, deren sich die chinesischen Aerzte bedienen, als da sind: Vogelnester, getrocknete rothgefleckte Eidechsen, Hundefleisch, Thierknochen, Wallfischzähne, Schlangenhaut, Haifischmagen, Büffelsehnen, getrocknete Seidenwürmer und deren Larven, Raspelspähne von Bambus, Rhinozeros- und Antilopenhörner, Bärengalle, Tinte, Fischbein, getrockneter Firniß, getrocknete Blut- und Erdwürmer, rother Marmor, Präparate von Kröten, Petrefakten, altes Kupfergeld, Schneewasser u. dgl. — Der geschätzteste und kostbarste Heilstoff der chinesischen Apotheke ist aber die Ginseng-Wurzel (Panax Ginseng), welche hauptsächlich in der Mandschurei und den Wildnissen nördlich von Korea gefunden wird. Der Ginseng ist Monopol der chinesischen Regierung, die nur sehr wenigen bevorzugten Unterthanen gestattet, eine gewisse Quantität desselben gegen das gleiche Gewicht in reinem Golde zu kaufen.

In einem entlegenen Theile von Schanghai befindet sich der Confucius-Tempel, ein einfaches schönes Gebäude mit zahlreichen Hallen und Gängen. Hier legen die Schüler ihre Staatsexamina ab, hier versammeln sich gelehrte Männer, um über wichtige Fragen zu discutiren.

Verschiedene Tempelhallen sind bestimmt, die Wissenschaft zu lehren und zu ehren; einer dieser Räume ist dem Gotte der Literatur geweiht; ein anderer dem Schutzgeiste des Wissens. Dieser letztere ist seltsamer Weise durch eine Figur dargestellt, welche, in der einen Hand einen Griffel, in der andern einen Klumpen Silber haltend, wahrscheinlich andeuten soll, daß man durch Wissen zum Reichthum gelangt.

Sehen wir uns aber im sogenannten Fremdenviertel von Schanghai um, so treffen wir hier ein völlig verschiedenes Leben und Treiben. Alles ist hier nach europäischem Zuschnitt eingerichtet; die Häuser sind alle hoch, geräumig und luftig, meist in der Mitte von Gärten gelegen und manche von ihnen haben sogar ein palaisartiges Aussehen. Bei den Kaufleuten herrscht vielfach ein wahrhaft fürstlicher Luxus.

In den ebenerdigen Geschoßen befinden sich die Comptoirs

und Magazine, im ersten Stockwerke die Salons, das Speisezimmer und die Schlafgemächer. Alle diese verschiedenen Räume sind mit eben so viel Pracht als Geschmack eingerichtet; fast jeder Gegenstand trägt den Stempel englischen Ursprungs an sich. Bis in die kleinsten Details ist der englische Comfort nachgeahmt und wird noch vermehrt durch gewisse, den Sitten asiatischer Völker entnommene Zuthaten; z. B. duftende Matten vor Thüren und Fenstern; Punkahs, welche, von chinesischen Dienern in Bewegung gesetzt, fortwährend frische Luft zuführen; Veranda's oder Glasgänge, wo man Morgens und Abends, in einem Schaukelstuhl sich wiegend, eine gar angenehme Kühle genießt. Eine zahlreiche Dienerschaft schwirrt unermüdlich umher und ist eifrig bemüht, den leisesten Wunsch den Lippen des Gebieters abzulauschen und zu erfüllen. — Es gibt vielleicht in keinem Theile der Erde verständigere und exactere Diener als die Chinesen. Sie verrichten die verschiedensten Arbeiten mit überraschend viel Tact, Ordnung und Geschick. Alles geschieht geräuschlos und doch schnell; man ist vortrefflich bedient, ohne durch allzu große Aufmerksamkeit belästigt zu sein. — —

Sir Edward erhielt erst nach langem Parlamentiren mit dem der englischen Sprache etwas kundigen Famulus des sogenannten „Narrendoctor" Einlaß in das Haus, welches der chinesische Wundermann ganz allein bewohnte.

Der Famulus führte den Fremden in den kleinen Hausgarten, und zwar in eine Art Kiosk; dann entfernte er sich nach dem Innern des Hauses. — Sir Edward muthete es ungemein an, daß er in diesem Kiosk einen großen und schönen Plan der Stadt London erblickte. Die große Irrenanstalt in St. George's Field, nämlich das Bethlehem-Hospital, war mit Rothstift besonders straffirt. Hier hatte, wie Sir Edward schon früher in Erfahrung gebracht, der gelehrte Chinese mehrere Jahre als assistirender Arzt zugebracht und zwar im Auftrage und auf Kosten des Kaisers, der zu Peking eine ähnliche Anstalt für Geisteskranke gründen wollte, von der Ausführung seines edlen Vorhabens jedoch durch den unglückseligen Opiumkrieg abgehalten worden war.

Theils aus Mißmuth über das Scheitern seiner Pläne, theils angezogen von dem englischen Wesen, das er sich während seines langen Aufenthaltes auf Albion angeeignet hatte, zog der sogenannte „Narrendoctor von Peking" von Peking nach Schanghai, wo er

in steter Verrührung mit Europäern und europäischer Literatur sein konnte.

Hoang-fu, so hieß der chinesische Gelehrte, besaß ein bedeutendes Privatvermögen und hatte die Praxis schon lange aufgegeben. Seine eigenen Landsleute hielten übrigens nicht viel von seiner Kunst, weil er die Charlatanerie der chinesischen Aerzte verachtete und in ihren Augen durch sein ganzes halbenglisirtes Wesen als ein tiefentarteter Sohn des himmlischen Reiches galt.

Seit einigen Jahren hatte sich Hoang-fu fast ausschließlich mit Anatomie beschäftigt, zum großen Gräuel seiner Landsleute, welche das Seciren einer Leiche für eine abscheuliche Sünde halten. Der „Narrendoctor von Peking" mußte daher, um Objecte für seine Studien zu erlangen, die Leichen von Armen um schweres Geld kaufen, und da der Chinese um Geld sich zu Allem hergibt, so fanden sich bald genug Leute, welche ihm Cadaver aller Gattungen heimlich zuschleppten. Alsbald tauchte das Gerücht auf, daß die Leichenagenten des „Narrendoctor", wenn es ihnen an einem eines natürlichen Todes Verblichenen mangelte, ohne langes Bedenken auch auf lebende Waare fahndeten, kurz es sollte sich in Schaghai die ganze schauderhafte Verbrecher-Tragödie der „Auferstehungsmänner", welche dereinst ganz England in so große Aufregung versetzt hatte, wenn auch in kleinerem Maßstabe, wiederholen.

Das Haus des gelehrten Hoang-fu wäre auch schon längst von dem erbitterten Volke bis auf den letzten Stein zerstört worden, wenn man den „Narrendoctor von Peking" nicht zugleich für einen großen und mächtigen Zauberer gehalten hätte, der künstliche Blitze erzeugen könne, so daß, wie erwiesen vorlag, zwanzig Personen und mehr, welche im Kreise standen und sich bei den Händen hielten, auf einen Wink von ihm beinahe zu Boden geschleudert wurden. — Auch gebot er, so sagten sich die Leute, über Wasser und Luft; er konnte ersteres in unsichtbaren Dunst ohne Feuer auflösen und diesen Dunst brennbar machen, wobei es einen weit größeren und auch gefährlicheren Spektakel absetze, als wenn man ein ganzes Fäßchen Pulver entzünden würde.

Diese beiden Zauberkünste bestanden, wie der Leser wohl schon errathen haben dürfte, nur in seiner Kenntniß der Wirkung einer großen Electrisirmaschine, die er aus England mitgebracht hatte, sowie in seiner Fertigkeit der Zerlegung des Wassers in Sauer- und

Wasserstoffgas, welche Gase, gemengt und entzündet, als Knallgas unter furchtbarer Detonation wieder zu Wasser verbrennen.

Der rohe Haufe fürchtete also die eigene Vernichtung, falls man es wagen würde, Hoang-fu's Teufelshöhle mit stürmender Hand zu nehmen. — Nicht einmal ein Dieb wagte sich mehr in das verrufene Haus, seit einer der gewandtesten Einbrecher von Schanghai, welcher zur Nachtzeit sich eingeschlichen und mehrere Thüren geschickt aufgeschlossen hatte, plötzlich durch hundert auf einmal ertönende Klingeln seine Anwesenheit verrathen sah und von dem auf diese Weise allarmirten Hauspersonale auf frischer That ertappt worden war. — Hoang-fu hatte nämlich sein ganzes Haus mit einem electrischen Signal-Apparat versehen.

Sir Edward vertrieb sich mit der Betrachtung des Planes von London die Zeit sehr gut. — Hier in der Commercial Road, fast in der Kreuzung mit der Candon Road, stand das Palais, wo er geboren wurde; dort, unweit der Whitechapel Road, befand sich das Palais, welches der jetzige Earl of Dundonald, nämlich Sir Baldwin, zum künftigen Prachtsitze der Erben seines Namens und Besitzthumes erkoren hatte; hier lag an der Themse breitem Strande der finstere Tower, dessen Geschichte und Sagen seine Phantasie von Kindesbeinen an so lebhaft beschäftigt hatten. Dann schweifte sein Blick dem Flusse entlang, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Sein Auge hatte flüchtig auf der Kirche gehaftet, in der er mit Mary Parker nach seiner ehrlosen Flucht von Helgoland in aller Stille und Eile getraut worden war. Welch' folgenschwere Ereignisse hatten sich seitdem zugetragen, wie blutig war er in dieser kurzen Spanne Zeit von des Schicksals Zuchtruthe wiederholt getroffen worden! Und nun, wo er im Begriffe stand, sein Unrecht gut zu machen, wo er mit sich völlig einig war über die Mittel und Wege hierzu, jetzt, wo er eine wahre, innige Sehnsucht in seinem tiefverarmten Herzen fühlt, an Amalien's mildem Geiste den seinigen zu klären und aufzurichten, um dann ein neues Leben zu beginnen, jetzt sollte er wahrscheinlich einer abermaligen, noch schlimmeren Wendung der Dinge entgegengehen!

Sir Edward mochte eine halbe Stunde gewartet haben, als endlich der Famulus wieder erschien und unter vielen Bücklingen den jungen Seeoffizier bat, das lange Säumen zu entschuldigen. Sein

Gebieter sei soeben mit einem kostbaren Präparate beschäftigt gewesen, bei welchem, ohne das Verderben heibeizuführen, eine Unterbrechung der Arbeit nicht stattfinden durfte.

Hoang-fu empfing seinen Gast mit echt chinesischer, das heißt wahrhaft übertriebener Höflichkeit, und seine Redewendungen nahmen sich im Englischen, das er übrigens sehr flüßig und vollkommen correct sprach, mitunter etwas komisch aus, weil sie, individuell chinesisch gedacht, dem freien, anglosächsischen Geiste der Sprache, in der sie wiedergegeben wurden, Zwang anthaten und deshalb unnatürlich klangen.

In dem Gemache, in welchem diese Begegnung stattfand, war nichts von den gedachten Gewohnheiten und Arbeiten Hoang-fu's zu gewahren. — Dieses Gemach lag ebenerdig, bot eine freundliche Aussicht nach dem kleinen wohlgepflegten Garten und war ebenso reich als mit Geschmack möblirt.

Der „Narrendoctor" frug endlich nach dem Begehren Sir Edward's. Dieser äußerte den Wunsch, das anatomische Museum des weltberühmten Doctors Hoang-fu zu besichtigen, weil dasselbe mehrere Specialitäten, welche kaum irgendwo anders angetroffen werden konnten, enthalten sollte.

Das war auch wirklich der Fall. Hoang-fu besaß eine äußerst reichhaltige Sammlung interessanter Mißgeburten, dann eine große, vollkommen systematisch geordnete Schädelsammlung aller Racen und Nationen Asiens. In den letzteren Jahren suchte Hoang-fu diese seine Schädelsammlung auch nach Thunlichkeit durch Exemplare der rein kaukasischen Race zu vervollständigen, was ihm aber, ungeachtet er hiefür weder Geld noch Mühe scheute, nur sehr nothdürftig gelingen wollte.

Seine Agenten waren deshalb auch hinter jeder in Schanghai zum Begräbnisse gelangenden Leiche eines Europäers scharf her, so daß, wenn das Grab nicht unter besonders strenger Aufsicht stand, eines Nachts die heimliche Exhumirung des Cadavers ganz gewiß vor sich ging.

Hoang-fu, geschmeichelt durch die Complimente, welche ihm sein vornehmer Gast machte, zeigte sich gerne bereit, dessem Wunsche zu entsprechen. Er führte Sir Edward in das erste Stockwerk; der Famulus ging voran und schloß die Thüren der sämmtlich aneinanderstoßenden Zimmer auf, welche durchwegs sehr licht und

gut gelüftet waren, so daß der penetrante und sonst so lästige Alkohol-Geruch der in Spiritus aufbewahrten Präparate nur sehr wenig belästigte.

Sir Edward wollte mit der Frage, derentwillen er sich eben hier befand, nicht plump herausrücken, vielleicht auch schon deshalb, weil sein Glaube an die von ihm noch immer im Stillen genährte Hoffnung: die ihn folternde Befürchtung sei am Ende doch eine ungegründete, wankend geworden war, und schwache Charaktere, gleich dem seinigen, oft die peinliche Ungewißheit einer raschen Enthüllung der nackten Wahrheit vorziehen.

Hoang-fu führte seinen Gast endlich auch in die anthropologische Abtheilung. Sir Edward's Aufregung und Ungeduld erreichte hier ihren Gipfelpunkt, so daß der Arzt ihn höchst betroffen anblickte.

Sir Edward warf hastige und ängstliche Blicke über die hunderte von Schädeln, welche hier, nach den Racen geordnet, in Glasschranken aufgestellt waren. — Besonders scharf fixirte er die Reihe der Schädel kaukasischer Race, und schon wagte er erleichtert aufzuathmen, als er darunter keinen einzigen gewahrte, der nach seiner Größe und Beschaffenheit einem Frauenzimmer hätte angehören können.

Da öffnete sich die Thüre nach dem anatomischen Laboratorium, welches an das letzte Zimmer des Museums unmittelbar anstieß. — Der Famulus war nämlich, während sein Gebieter den Fremden umherführte, daselbst beschäftigt gewesen und nur zufällig nach der Galerie zurückgekehrt.

Das scharfe Auge Sir Edward's gewahrte in dem Laboratorium, gerade der halb geöffneten Thüre gegenüber, ein wohlhergerichtetes aufrechtstehendes Skelett.

„Himmel!“ schrie der junge Mann und faßte seinen Kopf mit beiden Händen, „Himmel! Also wahr, wirklich wahr!? Amalie, Amalie! Nur Deine Gebeine sollte ich wieder finden und in diesem Zustande?!“ —

Sir Edward stürzte in das Laboratorium und betrachtete, am ganzen Leibe vor Aufregung zitternd, eine Weile in stummen aber namenlosen Schmerz versunken, das erwähnte Skelett, welches durch die Zartheit der Knochen und die Form der Rippen selbst dem Laien als das eines weiblichen Wesens kenntlich sein mußte.

Hoang-fu war staunend und besorgt dem Fremden auf dem Fuße nachgefolgt.

„Wessen ist dieses Skelett!“ fuhr ihn plötzlich Sir Edward an, aus seiner Betäubung erwachend und den Chinesen scharf fixirend.

Hoang-fu, befürchtend, daß er in Unannehmlichkeiten gerathen könnte, wenn er gestand, den Leichnam einer verstorbenen Europäerin gekauft und präparirt zu haben, antwortete verlegen: „Ich weiß es nicht, Herr; er wurde mir von unbekannten Leuten hierhergebracht!“

„Von Dir unbekannten Leuten?“ donnerte Sir Edward und faßte Hoang-fu mit der linken Hand an der Brust, während er mit der rechten nach dem Skelette drohend wies, „elender Lügner! die volle Wahrheit und auf der Stelle, oder ich erwürge Dich!“

Dem jungen Mann war es mit seiner Drohung vollkommen Ernst. Er schüttelte den Chinesen so heftig, daß demselben die Zähne im Munde wackelten und das schwächliche Männchen zu Boden gestürzt wäre, wenn ihn Sir Edward nicht mit eiserner Faust knapp unter der Gurgel an den Kleidern gehalten hätte.

Der „Narrendoctor von Peking“ versprach zu bekennen.

„Reden Sie, aber wehe Ihnen, wenn Sie mich belügen,“ sagte Edward und ließ den zu Tod erschrockenen Chinesen los, der ganz erschöpft auf einen nahen Stuhl sank, während sein Inquisitor sich dicht vor ihm hinpflanzte.

„Ich schwöre Ihnen,“ begann Hoang-fu, „daß dieses Skelett da dem Leichname einer ertrunkenen, mir gänzlich unbekannten Frauensperson entnommen ist.“

„Ertrunkenen?“ warf Sir Edward heftig ein, „soll es vielleicht nicht richtiger heißen, einer ertränkten?!“

„Ich kann diese Vermuthung weder bestätigen noch widerlegen,“ entgegnete Hoang-fu aufrichtigen Tones und den fixirenden Blick Sir Edward's ruhig aushaltend, „nur das Eine kann ich beschwören, daß von Seite meiner Agenten dabei kein Verbrechen begangen worden ist. Die Leiche war von diesen Burschen erst am siebenten Tage nach der erfolgten Beerdigung ausgespürt, exhumirt und hierher gebracht worden. Mehr weiß ich, bei Gott, von der ganzen Sache nicht.“ —

„Haben Sie an der Leiche Spuren einer verübten Gewaltthat bemerkt?" forschte Sir Edward ernsten Tones weiter.

„Nicht die geringsten; das arme Wesen war offenbar ertrunken, was auch mit den wenigen Notizen, die mir meine Agenten über die Todte mitzutheilen wußten, völlig übereinstimmt."

„Ich muß diese Leute selbst sprechen und Sie werden mir dabei an die Hand gehen. Um diesen Preis will ich für Sie jede Unannehmlichkeit vermeiden. Nun aber beschreiben Sie mir die Leiche; welche Kopfhaare besaß sie, waren die Züge noch deutlich erkennbar und welche charakteristische Merkmale fielen ihnen davon auf?"

„Die Haare dieses Frauenzimmers," antwortete Hoang-fu ruhig, „waren gelb wie pures Gold, lang und dicht, das Antlitz blaß, etwas abgehärmt, das Auge blau, die Nase sanft gebogen, die Zähne klein und schön. — Das Alter der Verunglückten schätze ich auf höchstens fünfundzwanzig Jahre."

Sir Edward verhüllte sein Antlitz; die Beschreibung Hoang-fu's paßte so genau, daß er kaum mehr zweifeln durfte, daß die ihm vor drei Tagen gewordene Nachricht: Amalie Westenholz sei kurze Zeit nach ihrer Ankunft zu Schanghai auf räthselhafte Weise verschwunden, auf voller Wahrheit beruhe.

„Trug die Leiche gar keinen Gegenstand oder irgend ein besonderes Merkmal an sich?" preßte der junge Mann nach einer langen Pause hervor.

„Nichts als ein kleines eisernes Ringelchen am kleinen Finger der rechten Hand," bemerkte der Chinese, „ein ganz werthloses Ding, sonst würde es wohl von meinen Leuten der Leiche kaum belassen worden sein."

„Lassen Sie mich es sehen!" drängte Sir Edward, welchem der Angstschweiß auf die Stirne trat.

Hoang-fu trat an einen Kasten und zog eine große mit allerlei Gerümpel vollgepfropfte Lade heraus.

„Es wird Mühe kosten, das Ringelchen herauszufinden," sagte er kopfschüttelnd und augenscheinlich mißmuthig über die ihm bevorstehende Arbeit ekligen Herumsuchens. „Ich weiß selbst nicht, warum ich das werthlose Zeug aufbewahrte, statt es einfach wegzuwerfen; doch ja; ich erinnere mich, was meine Aufmerksamkeit rege gemacht; das Ringelchen enthielt eine kleine verborgene Kapsel, in der ich einige Haare fand, ganz von der Farbe wie die Ihrigen, Sir!"

Dem jungen Manne stieg, als er die letzten, ganz ohne Absicht gesprochenen Worte des Chinesen vernahm, das Blut zu Kopfe; er mußte sich niedersetzen und sein Haupt auf die Hand stützen. Er war keines weiteren Lautes fähig und glanzlosen Blickes starrte er nach Hoang-fu, der in der Lade wohl eine gute Viertelstunde herumwühlte, bis er schließlich den gesuchten winzigen Gegenstand fand, welchen er dann vor Sir Edward auf den Tisch legte.

„Er ist es!" rief der junge Mann vernichtet, „ja, es ist derselbe Ringel, den eines Tages Amalie von mir annahm, als sie wiederholt jedes kostbare Geschenk entschieden zurückgewiesen hatte. Mein Gott, mein Gott," schluchzte Sir Edward ganz verzweifelt, „warum hast Du mir nicht vergönnt, meine Reue durch eine wahrhaft sühnende That zu krönen!"

Es dauerte lange, bis Sir Edward sich wenigstens einigermaßen zu beruhigen vermochte.

Der Arzt verhielt sich ganz passiv, befand sich aber in einer sehr unerquicklichen Stimmung, denn, wenn der vornehme Fremde durch den englischen Consul in Schanghai wegen der an der Europäerin begangenen Leichenschändung bei dem obersten Mandarin der Stadt Klage erhob, konnte dem ohnehin allgemein gehaßten „Narrendoctor von Peking" seine Wißbegierde sehr theuer zu stehen kommen. Jedenfalls würde der chinesische Ober-Beamte nach Landessitte diese Gelegenheit mit Begierde ergriffen haben, um den Geldbeutel des Angeklagten tüchtig zu schröpfen.

Hoang-fu fühlte daher sein Herz eines schweren Steines entledigt, als endlich sein unbequemer Gast sich mit Gewalt von seinem Sitze aufraffte und, nachdem er einen Beutel mit Guineen auf den Tisch geworfen hatte, mit der Resignation der Verzweiflung in die Worte ausbrach:

„Ich muß Alles wissen! Ihre Agenten sollen von mir fürstlich belohnt werden. Ich will die Ursache des Todes jenes armen Wesens mit voller Bestimmtheit in Erfahrung bringen. Fürchten Sie nichts für sich und ihre Leute, wenn Sie mir aufrichtig und geschickt bei meinen Nachforschungen zur Seite stehen."

„Sie sollen zufrieden sein, gnädiger Herr!" antwortete der Chinese hocherfreut und rief nach dem Famulus, welchem er den Auftrag gab, Seine Herrlichkeit zu begleiten und ihm sich dienstbar zu erweisen in All' und Jedem.

Sir Edward wandte sich bereits zum Gehen, als er nochmals umkehrte und zu Hoang-fu sagte:

„Dieses Skelett betrachte ich als mein Eigenthum. Ich werde es noch heute von hier abholen lassen. Mein Bote wird Ihnen hundert Guineen ausbezahlen. Besorgen Sie sogleich die Verpackung.“

Der Chinese, durch den für ihn in jeder Beziehung so glücklichen Ausgang dieser kitzlichen Affaire hocherfreut, verbeugte sich bis zur Erde und geleitete den großmüthigen Gast unter unzähligen Versicherungen seiner Hochachtung und Ehrerbietung bis auf die Gasse, wo sodann der Famulus das Führeramt übernahm.

Der Weg, welchen nun Sir Edward zu machen hatte, war ziemlich weit; er führte nach jenem Theile von Schanghai, der nur von dem Auswurfe des chinesischen Pöbels bewohnt wird und daher selbst bei Tage nur mit Vorsicht betreten werden dar.

Achtes Capitel.

An der Tiber.

Drei Dinge sind es, an denen sich in Italien ein offener Sinn laben kann: die Größe und Herrlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Landes und die Denkmäler der Kunst. Ueber alles Andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewigen Jugend unsere Geschlechter hinsterben und aus der die Kunst immer nur Stücke herausnehmen kann, stolz oder zufrieden, sie in ihr engeres Maß zu fassen.

Die kühne Gestalt des Gebirges ist zu den höchsten Vorzügen Italiens und der Alpen zu rechnen; unsere Berge in Deutschland haben runde, zu verschwommen abgestumpfte Formen, die, mit träger Schwere in's Auge fallend, sich dahinziehen.

Zwar hat die glühende Sonne das bei uns lachendere Grün der Wiesen bald gesengt und ein dort stärker ausduftendes Laub der Bäume gebräunt; doch dies verleiht den schöngeformten Eichen der italienischen Hochgebirge noch männlicheres Ansehen und von ihnen sticht die fahle Farbe der Olivenwälder um so angenehmer ab; was aber ließe sich dem schlanken Aufschuß gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont säumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er großtropfig, nicht fein verspritzt und gemächlich, nieder, und das Gewitter hat sich schnell entladen.

Auf dem Gefilde sind Gärten und ungebautes Land oft nicht zu unterscheiden; gelbblumige Aloe zäunt mit ihrem scharfeckichten Blatt sicherer und schöner als Gitter und Mauer. Unser Weinstock muß geschnitten an kleinen Stäben aufwachsen, deren Einförmigkeit den Rebhügeln steifes Ansehen verleiht; dort schlingen sich Ranken der

Weinbäume, die, in zwanglose Gruppen gestellt, sich mit schwerbeladenen Armen wie zum frohen Reigen anzufassen scheinen. Gärten stoßen an Wälder, und diese scheinen nur eine Art fortgesetzter Gärten zu sein.

Mit dieser Anmuth einer unerreichbaren Natur sucht nun auch das, was durch Menschenhände geschieht, im Einklange zu bleiben, sie nicht zu stören, noch zu verderben. Auf der Heerstraße laden Bänke den Wandersmann zum Ruhesitz, zierliche Brunnen zur Labung ein; Namen, die zu wissen nöthig sind, stehen mit schöner Majuskel an die Mauer geschrieben. Alle Städte zeigen sich wohlangelegt, alle Dörfer gefällig über das Land verbreitet.

Namentlich ist es Rom, in welchem Natur, Kunst und Geschichte fast im Gleichgewichte stehen, wie in keiner anderen Stadt Italiens.

Schon wenn man dieser stolzen Stadt, die nun 2600 Jahre zählt, auf der Via Appia näher kommt und die edlen Bogentrümmer großartiger Wasserleitungen erblickt, fühlt man sich im Voraus für die alten Römer ungleich mehr eingenommen, als für die jüngeren. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmassen, allenthalben in endloser Reihe strecken sich Mauern. Was würden sie erzählen, könnten sie reden?! Und wie gewaltig ragt noch immer das stehengebliebene Alte aus den Kreisen hervor, die spätere Geschlechter dazwischen und an seine Stelle setzten! Die Neuen bauen für ihr Treiben und Wohnen kleinlich bequem, sind, wenn sie darüber hinaus wollen, um den Styl verlegen und spielen nutzlos; die Alten hingegen richteten ihre großen Werke zu ernsten Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Kapitol hinter sich, das Colosseum vor sich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatican, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihren Aufwand zeigen sie nur die engere Schranke der neuen Welt. —

Die Peterskirche, an deren linken Seite der Vatican allzudicht klebt, hat für einen durch die Säulengänge und auf den Stufen Emporsteigenden noch nichts Erhabenes; erst wenn er in ihre innere Halle getreten ist, füllt ihre Größe ihn mit Staunen, das sich aber nicht in ruhige Bewunderung aufzulösen vermag. Die Peterskirche ist ihrem Style nach weder ein heidnischer noch ein christlicher Tempel, denn die Römer des Mittelalters wehrten sich gegen den vollen go-

tischen Styl, wie er in den Domen zu Cöln und Straßburg waltet und ließen ihn nur mit vielen Einschränkungen zu.

Es herrscht überhaupt in dem Meisten, was die Päbste gebaut haben, nur leere Pracht und überladener Schmuck ohne das Behagen der wahren Größe. Doch kehren wir wieder zur Natur und zu den Menschen zurück.

Oft sehen wir unter dem gleichen Himmelsstriche die verschiedensten Sitten und Gebräuche eingeführt, und keine Gegend vermag den eingewanderten Menschen völlig umzuschaffen; dennoch muß auf die Länge der Zeit sie großen Einfluß auf ihn ausüben, und ohne Zweifel hat auch der Italiener manche günstige Eigenschaften dem dauernden Wohnen seines Geschlechtes in einer milden und schönen Natur zu danken. Alle Völker des heutigen Europa zusammengehalten, läßt sich nicht verkennen, daß dem Italiener die natürlichste und ungezwungenste Lebensart eigen ist. Schon seine Geberden spielen frei und ungehindert; er sticht vortheilhaft ab gegen den gezierten, übertriebenen Franzosen, den feierlichen Spanier, den eingebildeten Engländer und den allzu bescheidenen Deutschen. Es ist, als ob wir, die wir hinter den Alpen wohnen, der Mienen des Gesichts und der Bedeutsamkeit unserer Hände und Finger, deren Gestikulation des lebhaftesten Ausdruckes einer stummen Sprache fähig wird, uns gleichsam schämen. Jeder Italiener weiß damit auf das Angelegenste und Ungezwungenste seine Rede zu unterstützen. Er besitzt mehr angeborenen als anerzogenen Verstand und hat von selbst feines Geschick für das Rechte. Seine Kleidung, wo sie noch Volkstracht geblieben ist, wirft malerische Falten, und er braucht, wenn er Andere zu besuchen geht, sich nicht erst zu schmücken, sondern erscheint, wie er den ganzen Tag sich zeigt, auch in Gesellschaften. Man muß es angesehen haben, mit welch' zierlicher Gewandtheit ein Dorfstutzer das ausgezogene Wamms auf dem äußersten Ende der einen Achsel zu tragen weiß, ohne daß es je zu Boden fällt. Auch hat kein anderes Volk zu öffentlichen Aufzügen, Umgängen, Tänzen und Vermummungen besseres Geschick, als das italienische.

Die Hinneigung des Italieners zum öffentlichen Leben bildet überhaupt einen Grundzug seines Charakters. Niemals zieht er sich, wie der Germane, in seine eigene Brust zurück, sondern schnell verkehrt er mit Jedem auf das Lebhafteste, ist mit Rath und That gleich bei der Hand, spricht, schreit, figurirt beständig, und fast möchte



Die Königin gebot dem Sklaven, das weiße Mädchen loszulassen.

man sagen, er führt sein ganzes Leben hindurch eine Comödie auf, bei der er mit Leib und Seele interessirt ist und auch Anderen Theilnahme abnöthigt.

Eine Folge dieser Oeffentlichkeit ist die geringe Stubengeselligkeit der Italiener; die Freuden nordländischer Theestunden kennen sie gar nicht. Der wahre Schauplatz italienischer Eigenthümlichkeit sind daher die Straßen, Märkte, Corsi, Theater und die Kaffeehäuser. — Man würde indeß den Charakter des italienischen Volkes nicht verstehen, wenn man nicht eine Ansicht seiner religiösen Bildung hätte. —

Der freisinnige, heitere Italiener ist entfernt von aller unduldsamen Verfolgungssucht, dennoch bildet der Katholicismus allein den Mittelpunkt des italienischen Lebens. Nicht allein die ganze Moral, sondern auch sehr viele bürgerliche Verhältnisse des gemeinen Lebens, ja sogar die meisten öffentlichen Dinge, Vergnügen und das Volksleben sind enge an die Religion geknüpft.

Witzig wie die Franzosen, humoristisch wie die Engländer sind die Italiener durchaus nicht; dazu, jenes zu sein, besitzen sie zu viel innere Poesie und zu wenig höhnische Kälte, wie gerne sie auch etwas satyrisiren.

Das dolce far niente des Italieners steht in der ganzen Welt in schlechtem Rufe, aber wohl mit Unrecht. Wir Nordländer müssen arbeiten, aber wir arbeiten oft zu viel und werden stumpf, was bei dem Italiener nie der Fall; sein Müssiggehen ist aber auch kein Nichtsthun, sondern blos ein Nichtarbeiten. Wenn er nach vollbrachter Siesta, auf den Ellbogen gestützt, im Schatten eines Hauses liegt, so schafft doch sein Geist und ergeht sich in heiterer Beschaulichkeit. Sein Geist ist daher niemals müde und abgetrieben, wie so oft der unsere, sondern stets ausgeruht und frisch.

Dabei thut der Italiener Alles rasch und mit Leichtigkeit. Wo wir in ernstem Schweigen verharren, schwätzt und lacht er; was uns schwer wird, unternimmt er lieber gar nicht. — Wir sind Philosophen mit der Zunge, der Italiener ist es in der That. Die Geschäfte, die jeder Tag bringt, macht er singend und spielend ab. — Der Eseltreiber, der in der Sonnenhitze neben seinem hochbepackten Thier geht, plaudert stundenlang mit ihm.

„Geh' munter, mein Alter," sagt er, „kriegst auch heute Abend Futter, so viel du willst; weißt du, von den schönen Blättern, die dir gestern so wohl schmeckten? Ja, ja, spitze nur die Ohren!

Bei der Madonna, du kriegst davon, so viel du willst! Aha — ich soll dir ein Liedchen pfeifen! Also gut — fangen wir das von der schönen Nonne an!"

So demüthig der Italiener zu thun weiß, wenn es gilt, einen Vortheil zu erlangen, so geistig frei tritt er sonst auf. Nirgends gilt Stand und Rang weniger, als in Italien; auch der Geringste benimmt sich, ohne frech zu sein, leicht in der Gesellschaft höher Stehender. Der Lazzarone hält sich nicht für geringer als der Fürst, vor dessen Palast er liegt; er stellt Kaiser und Papst vor seinen Richterstuhl und verfährt oft schlimm mit ihnen.

„Was ist der Unterschied zwischen mir und dem Könige von Neapel?" sagte eines Tages ein Lazzarone. „Kein anderer, als daß der König so viel Maccaroni ißt, als er will, und ich so viel, als ich habe."

Und selbst in Rom, das doch so viele Jahrhunderte hindurch dem corrumpirenden Einflusse der weltlichen Herrschaft einer egoistischen Priesterkaste ausgesetzt blieb, hat der Charakter des italienischen Volkes, wie wir ihn im Allgemeinen skizzirt haben, nur unwesentliche Veränderungen erlitten. Durch den steten und vielfachen Verkehr mit Fremden aus der ganzen Welt hat der Römer sich eine in das Blut des Volkes übergegangene Lebenserfahrung und Lebensklugheit gesammelt, welche seine schlimmen Seiten nur noch besser verhüllt, ja sogar mitunter dem Laster den Mantel der Tugend umzuhängen versteht.

„Die Extreme berühren sich" — dieser bekannte Ausspruch, dessen Allgemeingiltigkeit das tägliche Leben uns so oft anschaulich macht, vermag einzig und allein zu erklären, warum gerade der trockene, phantasiearme, kalt berechnende und einsilbige Engländer sich zu dem Umgange mit Italienern besonders hingezogen fühlt, so wie es in der That nicht allein der göttliche Himmel Italiens, oder die Herrlichkeiten der Natur und der Kunst, denen wir in diesem wundervollen Lande auf jedem Schritte begegnen, es sind, welche den Sohn Albion's mit so unwiderstehlicher Macht an die apenninische Halbinsel fesseln und ihn selbst in seinem politischen Leben zu einer von merkwürdiger Consequenz getragenen Sympathie für die Größe und Einheit Italiens von jeher begeistert hatten.

Diese stille Sehnsucht, die Wunder jenes classischen Bodens zu schauen, von welchem aus einst der ganze damals bekannte Erdball

beherrscht wurde, lebte auch von jeher in der Brust Henry Morgan's. Seine Lebensverhältnisse hatten ihm jedoch bisher nicht gestattet, eine Reise nach Italien zu unternehmen.

Als er, der bisher namenlose Fremdling, seine Familie und die Fürstin Wolonska auf so unerwartete Weise unter fernem Himmelsstriche wieder gefunden hatte und das nächste Ziel der Reise zu bestimmen war, that er daher den Vorschlag, in Italien einen längeren Aufenthalt zu nehmen

Dem Earl, welchem es aus mehr als einem Grunde sehr daran lag, Schanghai, sowie überhaupt diesen Theil der Erde recht bald und recht weit hinter sich zu wissen, stimmte gerne bei. Adele hatte natürlich keinen anderen Willen, als den ihres geliebten Henry. Von jeher etwas stark für romantische Entschlüsse eingenommen, ging sie in dem Vorschlage ihres Geliebten noch etwas weiter. Sie wünschte, daß ihre Verheiratung mit Henry in Rom selbst stattfinde, das sie gleichfalls noch nie gesehen hatte, und von welchem sie sich gar wunderbare, ja höchst phantastische Vorstellungen machte.

Der Earl stimmte auch dem bei, und Henry, der zwar seine Vermählung wohl schon früher vollzogen gesehen hätte, mußte sich aus Opportunitätsgründen in das Unvermeidliche fügen. Den russischen Gesetzen gemäß durfte nämlich Adele, ohne eine Confiscation ihrer zahlreichen Güter zu riskiren, sich ohne ausdrückliche Bewilligung ihrer Regierung nicht verheiraten, zumal nicht mit einem Ausländer.

Die Fürstin richtete daher sogleich von Schanghai aus ein Majestätsgesuch nach Petersburg, damit seiner Zeit ihre zu Rom im Delegationswege vollzogene Ehe nicht nur eine rechtsgiltige sei, sondern auch für sie selbst ohne nachtheilige Folgen blieb.

Nachdem der Earl unter Einem sich an die englische Gesandtschaft zu Petersburg wandte, damit diese Angelegenheit möglichst rasch betrieben werde, so durfte man hoffen, bald nach der Ankunft in Rom auch schon den gewünschten Erlaß des Czaren anzutreffen, zumal man sich auf der Reise auch in Egypten und Palästina einige Wochen zu verziehen gedachte.

So glücklich Adele sich jetzt fühlte, so rosig sie auch in die Zukunft blickte, so sehr schmerzte sie doch der Abschied von ihrer theuren, vielbewährten Freundin Amalie Westenholz. Bitten und

Verheißungen aller Art waren vollständig fruchtlos geblieben, um die liebenswürdige Helgoländerin zur Mitreise nach Europa zu bewegen.

„Meine Mission," erklärte Amalie mit Festigkeit, „meine Mission ist hier zu Ende. Du hast Deinen Geliebten wiedergefunden; Du bedarfst meines Rathes, meiner Stütze nicht mehr. Das Glück, das Du fortan genießen wirst, und ich wünsche Dir dessen Unwandelbarkeit aus vollster Seele, wäre für mich nur eine beständige Quelle des Schmerzes und der Betrübniß. Doch abgesehen von diesem egoistischen Motive, welchem ich nur theilweise Berechtigung zuerkenne, um mich von Dir für immer zu trennen, bin ich es ja Deiner Ehre schuldig, Dich — nicht zu compromittiren. Ich darf mich nicht an Deine Fersen heften, wenn Du von nun an in der großen Gesellschaft, in die Du doch gehörst, Dich bewegen wirst. Die Schande einer groben Verirrung lastet auf mir, und ich kann von Dir nicht verlangen, daß Du mich öffentlich vor der großen Welt Deine Freundin nennest, wie es bisher auf unseren Irr- und Wanderzügen ohne Gefahr für Dich möglich war. Andererseits fühle ich aber doch zu viel Selbstbewußtsein in mir, um vor der Welt in die Reihen Deiner Dienerinnen zurückzutreten. — Mein Entschluß, uns hier zu trennen, soll jedoch dem lauteren Bündnisse unserer Herzen keinen Abtrag thun; wir wollen uns recht viele und lange Briefe schreiben. Ziehst Du vielleicht einst ganz auf Deine Güter oder sonst in einen verborgenen Winkel der Welt zurück, dann, ja dann rufe mich, und ich werde zu Dir eilen, wenn — ich überhaupt noch am Leben bin. — Ach, könnte ich doch recht bald meiner lieben, guten Mutter in das Jenseits nachfolgen!" —

„Amalie!" rief die Fürstin bewegt und umarmte das edle, aber unglückliche Mädchen. „Amalie! Ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß ein Entschluß, einmal in diesem Tone von Dir ausgesprochen, unwiderruflich ist. Aber andererseits lese ich in Deinem treuen Auge, daß Du nicht Alles mir gesagt hast, daß es gewiß noch einen Grund gibt, der Dich zur Trennung bestimmt, und daß dieser Grund vielleicht für Dich wichtiger ist, als alle anderen, die Du mir bekannt gegeben!"

„So ist es!" preßte Amalie und ergriff Adelen's beide Hände, „so ist es, und ich will Dir Alles bekennen. Der Earl hat den Wunsch ausgesprochen, fortan Euer Reisebegleiter zu sein, und Ihr

habt, was ich Euch nicht verübeln kann und darf, hierfür ihm sogar Euren glühenden Dank ausgesprochen. — Nun, liebe Adele, bestimmt weiß ich es nicht, aber mein Herz sagt es mir in ahnungsvoller Weise, gerade Sir Baldwin sei die Ursache gewesen, daß Edward an mir so schändlich gehandelt habe. Die wenigen Tage, seit denen ich den Earl persönlich kenne, genügten mir vollständig, diesen Menschen zu durchschauen. Adele, Adele — sei auf der Hut vor ihm! Ich habe kein Recht, ihn einer bösen That anzuschuldigen, aber ich halte ihn eines jeden Verbrechens fähig, und darum ist es meine Pflicht, Dich in dieser letzten Stunde noch zu warnen."

Die Fürstin nahm die letzten Worte ihrer Freundin mit sichtlichem Erstaunen, ja Mißbehagen auf, denn der Earl hatte sie ganz und gar für sich einzunehmen verstanden, abgesehen davon, daß sie sich ihm als ihres Henry Wohlthäter zu ewigem Danke verpflichtet fühlte.

Amalie bemerkte gar wohl den unliebsamen Eindruck ihrer Warnung auf Adele und kürzte deshalb den Abschied. Die Fürstin war jetzt gleichfalls froh, daß die peinlich gewordene Scene ein Ende nahm.

Fräulein Westenholz verließ traurig und gesenkten Hauptes das Hotel, um mit ihren Habseligkeiten nach der Wohnung einer deutschen Familie zu ziehen, in deren Schoße sie einige Zeit, und zwar insolange verweilen wollte, bis sie über ihre künftige Lebenslaufbahn einen endgiltigen Entschluß nach reiflicher Ueberlegung gefaßt haben würde.

Adele hingegen eilte zu ihrem Henry, der so eben aus Anlaß der für den morgigen Tag festgesetzten Abreise mit der Ueberwachung der Verpackung beschäftigt war.

Der Earl seinerseits conferirte inzwischen fleißiger denn je mit dem Kammerdiener Simson, der wieder häufig in jenem verdächtigen chinesischen Stadtviertel verkehrte, wohin wir einige Monate später Sir Edward mit dem Famulus des Narrendoctor von Peking sich begeben sahen, um über das räthselhafte Verschwinden Amalien's zu Schanghai sich um jeden Preis Aufschlüsse zu verschaffen.

Da wir für den Augenblick noch nicht in der Lage uns befinden, hierüber Enthüllungen zu bringen, so wollen wir den Earl und die jungen überglücklichen Brautleute sofort in Rom aufsuchen,

wo sie im Winter des Jahres 1850 ganz wohlbehalten und ohne besondere Erlebnisse eingetroffen waren.

Die ersehnte Heiratsbewilligung erlag bereits bei dem russischen Geschäftsträger in Rom, und die Vermählung ging, wie wir wohl nicht erst besonders versichern müssen, auch in der kürzesten Frist vor sich, nämlich gerade noch vor Ablauf des Carnevals.

Mit dem Frühjahre sollte dann eine Reise nach Neapel und Sicilien angetreten und der Hochsommer in England zugebracht werden.

Es ist wohl selbstverständlich, daß Henry und sein holdes Frauchen nichts verabsäumten, um die „ewige Stadt" so gründlich als möglich während ihres mehrmonatlichen Aufenthaltes kennen zu lernen.

Sie fanden den alten Ausspruch: „Rom ist immer neu!" jeden Tag mehr aus eigener Erfahrung bestätigt. — Diese Vielseitigkeit von Rom beruht wohl hauptsächlich theils auf der Mannigfaltigkeit der Elemente, aus denen die Bevölkerung der „ewigen Stadt" zusammengesetzt ist, theils darauf, daß es in den modernen Vierteln einem glänzenden Badeort gleicht, während wiederum wenige Schritte genügen, um sich aus dem bunten Treiben hinaus entweder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zustände zu versetzen, oder aber an den zum Himmel emporragenden Trümmern der Ruinenwelt des alten Rom die riesigen Schattenbilder einer Jahrtausende alten Vergangenheit zu schauen.

Uebrigens ist Rom auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkte, wie z. B. vom Monte Mario oder dem Capitole, vom Aventin oder Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludovisi aus gesehen, ein immer neues Panorama bildet, welches an malerischer Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beschauer immer die früheren zu übertreffen scheint.

Der in Rom überall zu Tage tretende grelle Unterschied zwischen Einst und Jetzt und das Pittoreske des Anblicks wird überdies noch durch den Umstand gehoben, daß in dem neuen Rom keine einzige Straße die Richtung jener des alten Rom einhält. In der That hat auch keine Stadt der Welt solche Erschütterungen, Verwüstungen und Umwandlungen erfahren, wie gerade Rom.

Vor Allem ist es die Engelsburg, welche der ganzen Stadt=

gegend Styl und Interesse gibt, weil sie eine bestimmte Individualität, einen scharf ausgeprägten Charakter zeigt und die Erinnerungen einer sechzehnhundertjährigen Geschichte sie umschweben. Alles dies aber vermißt man, wenn man durch die lange breite Straße, die von der Brücke zum Petersplatz führt, auf denselben hinaustritt und den berühmten größten Tempel der Christenheit vor sich sieht.

Zwei ungeheure halbkreisförmige Säulenhallen umgeben den Platz und sichern dem Auge eine Einheit des Eindruckes, die durch die kolossalen, wirklich prachtvollen Springbrunnen, welche auf beiden Seiten desselben ihre reichen Wassergarben in die Höhe steigen lassen, Leben und Bewegung erhält. Ein Obelisk steht zwischen den beiden Brunnen, und wenn ein solcher Stein eine Seele hätte, so würde er gewiß satyrisch über die Vorliebe lächeln, mit der das Papstthum diese tausendjährigen Diener der egyptischen Priesterkaste in seine Dienste genommen. Rom hat deren wohl ein Dutzend gepflanzt und den alten Heiden Kreuze als Blitzableiter aufgesetzt.

Der Platz vor der Peterskirche ist von ungeheurer Ausdehnung und gewiß höchst großartig und imponirend, wenn er gleich an der Kälte participirt, die die Façade in uns erregt. Sie kann nicht glücklich genannt werden, wenigstens hält es schwer, an diesen Säulen, die anscheinend den Porticus tragen sollen und deren Zwischenräume doch mit einer Mauer ausgefüllt, mit blinden Fenstern durchbrochen sind, und aus deren schwarzen Oeffnungen uns die Hohlheit der ganzen Construction angähnt, Geschmack zu finden. Solcher Baustyl ist gerade wie eine Rede, welche, weil es ihr an Gedanken fehlt, den Mangel durch Phrasen zu ersetzen sucht; je weniger sie in sich hat, desto volltönendere Worte nimmt sie.

Wer sich nicht im Vorhinein verpflichtet hat, in Italien Alles für schön zu halten und einigermaßen einen geläuterten Geschmack besitzt, wird beinahe in Aerger gerathen, daß dieses Gebäude, welchem man sich mit so großen Erwartungen naht, diesen so wenig entspricht. Die ungeheuere Verschwendung von Mitteln steht in keinem Verhältnisse zum Resultat; es fehlt diesem Werke Originalität, Einheit, Wärme; es ist nichts als ein roher Sieg der Materie über den Geist, anstatt ein Sieg des Geistes über die Materie; mit Lapidarschrift enthält diese Steinmasse das Bekenntniß, daß es nichts weniger als eine gläubige Zeit war, die sie geschaffen, sondern nur eine prunkende.

Gelungen und wahrhaft großartig daran ist nur die Kuppel, von Michael Angelo erfunden; in ihr spiegelt sich, wenn auch nicht die Glut, doch die Größe und Kühnheit dieses merkwürdigen Geistes wieder; leider wird aber diese Kuppel, wenigstens für den Platz, durch die Façade gänzlich verdeckt und in ihrer Wirkung vernichtet. Viele Köche verderben den Brei; dieses Sprichwort hat sich bei der Peterskirche, an der zwölf Baumeister gearbeitet, gar sehr bewährt; sie trägt deshalb nirgends den Charakter der Inspiration, sondern überall den der Kälte und Berechnung.

Auf zwei Treppen gelangt man in eine Vorhalle, die nichts Besonderes darbietet, und über der sich eine Galerie befindet, aus deren Mittelfenster der Papst seinen Segen dem auf dem Petersplatze versammelten Volk ertheilt. Wie schlecht die übermäßige Vergrößerung der Proportionen wirkt, kann man schon daraus ersehen, daß die Brüstungen des Fensters, welche dem Wortlaute nach einem erwachsenen Menschen nur bis zur Brust gehen sollen, hier gegen acht Fuß hoch sind, so daß ein eigenes Gerüst errichtet werden muß, damit der „heilige" Vater dahinter sichtbar wird.

Von da tritt man durch fünf Eingänge in die Kirche, über deren Größe der Haufe vorzugsweise deshalb erstaunt, weil man sie nie recht sieht. Bei antiken Statuen und Gebäuden, ebenso an guten gothischen, erscheinen die Kunstwerke immer größer als sie sind; in der Peterskirche aber findet gerade das Gegentheil statt; ihr wirklicher, riesenhafter Raum erscheint verhältnißmäßig klein, und die Täuschung ist so vollkommen, daß es immer erst der Reflexion bedarf, bis die Sinne an ihre wirkliche Größe glauben. Dieses umgekehrte Wunder hat man dadurch erreicht, daß alle Vergleichspunkte in ebenso kolossalem Maßstabe ausgeführt wurden, so daß der ungeheure Bau blos eine in's Vierfache vergrößerte kleine Kirche ist, gewiß ein unrichtiges System. Es haben z. B. alle die zahlreichen Statuen der Kirche zwei-, dreifache Lebensgröße; die Bilder, Mosaiken sind zumeist in noch kolossalerem Maßstabe ausgeführt; dadurch wird jede Illusion über die Dimensionen des Raumes selbst gründlich vereitelt.

Ursprünglich in der Form eines griechischen Kreuzes projectirt, hat die Peterskirche schließlich die eines lateinischen erhalten; auf dem Vereinigungspunkte der Kreuzesflügel erhebt sich die gigantische Kuppel in einer Höhe, daß die Menschen, die an den oberen Galerien

herumgehen, aussehen wie Fliegen, die an der Wand herumkriechen. Unstreitig würde dies geeignet sein, Einem den Maßstab für das Ungeheuere des Ganzen an die Hand zu geben, aber die riesigen Bilder und Statuen dominiren derart, daß man die Menschen eigentlich gar nicht beachtet.

Unter der Kuppel und über dem Grabe des heiligen Petrus steht ein widerliches Tabernakel von Bernini; vier gewundene Säulen tragen ein abscheulich geformtes Dach von vergoldeter Bronce, hundert Fuß hoch, also groß genug, um durch seine Häßlichkeit die Kirche allein zu verderben. Es ist unbegreiflich, wie Bernini, dem doch sonst großer Decorations-Sinn nicht abzusprechen ist, dessen Arkaden vor der Kirche jedenfalls eine sehr glückliche Erfindung sind, etwas so durchaus Abgeschmacktes mit allem möglichen Aufwand hat herstellen können, besonders, wenn er überall so schöne Muster im Lande sah, wie das Denkmal des heiligen Domenikus in Bologna, oder das des heiligen Antonius in Padua, die ganz ähnliche Zwecke haben.

Neben dem Mittelschiffe befinden sich zwei Seitenschiffe, die jedes allein schon für große Kirchen gelten könnten, und an diese schließen sich noch auf jeder Seite eine Reihe Kapellen, Alles voll von vortrefflichen Mosaikbildern und von meist ziemlich zopfigen Denkmälern der Päpste.

Das interessanteste Kunstwerk der Kirche ist wohl die Pietà, von Michael Angelo gearbeitet, voller Geist und Leben, und, bei der Jugend des Künstlers, Angelo war damals erst fünfundzwanzig Jahre alt, von unbegreiflicher Vollendung. Der Kopf der Madonna ist, ungleich seinen späteren Auffassungen, ganz christlich, von hoher Wahrheit und Stärke des Schmerzes; auch der Christus ist sehr schön, gemäßigt in den Formen, dagegen leidet die Madonna an Gewand-Ueberfluß.

Von Thorwaldsen findet sich ein schönes Porträt, Pius VII., das durch seine antike Einfachheit vortheilhaft gegen das gezierte Schnörkelwesen rund herum absticht, denn alle Verzierungen des Baues, alle diese verschwendeten Marmore und Vergoldungen, diese Bronze und Medaillons halten durchgehends den Charakter des Perrücken-, oder wie man ihn auch genannt, des Jesuitenstyls fest, und ihre Entfernung würde ohne Zweifel dem Ganzen sehr wohl thun. —

Mit einem Worte, jeder halbwegs mit ästhetischem Sinne begabte Mensch verläßt die Peterskirche um eine Illusion ärmer und um die Erfahrung reicher, daß die größte Kirche der Christenheit deswegen noch keineswegs weder die großartigste noch die schönste sei.

Nach dieser Enttäuschung sehnten sich unsere kunstsinnigen Reisenden nach einem wirklich imposanten Anblicke, und Henry that den Vorschlag, das Kolosseum zu besichtigen, womit sich Adele und der Earl vollkommen einverstanden erklärten.

Das Kolosseum, ein Riesengebäude, von Vespasianus begonnen und von seinem Sohne Titus vollendet, konnte einst über hunderttausend Zuschauer fassen. Unter Titus ein Theater der Gladiatoren, unter Diocletian der Schauplatz, auf dem die ersten Christen verbluteten, im Mittelalter eine Festung, diente es den verschiedenartigsten Zwecken, bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts seine Zerstörung vorzüglich dadurch gefördert wurde, daß Papst Paul II. mit echt vandalischer Roheit ganze Theile des Kolosseums abbrechen ließ, um Steine für andere Bauten zu gewinnen.

Je mehr man sich diesem ungeheuren Bauwerke nähert, um so höher scheint dasselbe mit jedem Schritte vor unseren Augen emporzuwachsen. Auf dem davor gelegenen Platze findet sich die sogenannte Meta sudans, ein Rest des von Vespasian angelegten Springbrunnens, einst so stark besucht, daß der in der Nähe wohnende Tragödiendichter Seneca in einem seiner Briefe über den Lärm klagt, welcher Tag und Nacht da herrscht. In späteren Zeiten wurden bei diesen Brunnen die Christen gegeißelt und ihnen ihr Urtheil bekannt gemacht.

Das Kolosseum ist von mächtigen Blöcken des Kalktuffes aufgeführt, hält sechszehnhundert Fuß im Umfang und steigt in drei Ordnungen übereinander auf, mit dorischen, jonischen, korintischen Säulen. Sobald man die erste Bogenhalle betreten hat, bleibt man unwillkürlich vor Entzücken stehen. Ueber uns das klarste Himmelsblau, durch alle Bogenwölbungen, Thore, Mauerspalten und Oeffnungen brechend und alle Umrisse haarscharf abschneidend; vor uns aber im hellen Sonnenlichte das wunderbarste Farbenspiel der rothen Glut in leisen blauen, violetten, grünen und gelblichen Tönen auf den Quaderwänden, während sich die nach innen gekehrten Pfeilerseiten in

schwärzliche Bläue abheben. In dem großen Rund der Arena ist es still und kühl. Frisches Grün nickt herab von den hohen Wänden und lauscht durch die offenen Fenster und Thorwölbungen. Auf dem Platze stehen die Altäre der vierzehn Nothhelfer, in der Mitte ein Kreuz und in einem der vielen Bogen hat ein speculativer Einsiedler seine romantische Wohnung aufgeschlagen.

Noch reizender ist aber der Besuch des Kolosseums bei Sonnenaufgang. Bezaubernd erscheint uns dann besonders die Decoration unzähliger Blumen, die aus allen Ritzen und Spalten, auf Simsen, Bogen und Pfeilern des altersbraunen Gemäuers blühen, währende hunderte von Singvögeln, die in dem überall wuchernden Buschwerk nisten, ihr Morgenconcert geben und dazwischen fernes Glockengeläute eine feierliche Stimmung in uns wecket. —

Neuntes Capitel.

Verschiedene Ansichten.

Unsere Reisenden beschlossen, in Rom auch noch die Charwoche zu verbringen. Die bevorstehende kirchliche Feier sollte diesesmal, wie es allgemein hieß, um so großartiger und solenner begangen werden, weil der Papst im verflossenen Jahre sich in Folge der politischen Wirren nach Gäeta zurückgezogen gehabt hatte, von wo er erst im Herbste 1849 wieder nach Rom zurückkehrte.

Adele war sehr begierig, in Rom einem großen katholischen Kirchenfeste anzuwohnen. Als eifrige Bekennerin der orthodoxen russischen Kirche glaubte sie bis dahin, daß diese an imponirender Pracht und tief ergreifender Feierlichkeit unübertroffen dastehe, wobei ihr vorzüglich das Osterfest in Moskau und Kiew vorschwebte. Sie sah sich eines anderen belehrt, und dürfte es nicht uninteressant sein, ihre Eindrücke und Anschauungen diesfalls aus ihrem eigenen Tagebuche kennen zu lernen.

Die Feier des Palmsonntags — schreibt die schöne junge Frau — sollte in der Basilika des heiligen Petrus begangen werden. Auf dem Chor ward für den Papst ein Thron errichtet zwischen der Kanzel und dem Hochaltare; zur rechten und linken Hand von dem Stuhl des Kirchenoberhauptes waren Bühnen und Bänke für die in Rom verweilenden Prinzen, für das diplomatische Corps und sonstige Fremde von hohem Range aufgestellt. Die erste Bank sollte von den Kardinälen, die zweite von den Bußpriestern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltares und ganz um ihn herum

waren erhöhte Sitze von mehreren Abtheilungen für die mit Einlaßkarten versehenen Damen aufgerichtet. Eine Abtheilung päpstlicher Miliz hielt den Zudrang der Menge in Schranken.

Eine allgemeine Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmassen verrieth die Annäherung des Oberhauptes der katholischen Christenheit; voran zogen zu Zwei und Zwei im feierlichen Schritte die Bußväter im Meßgewande und die Kardinäle im Chorrock; dann erschien der sogenannte Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronsessel getragen, der von einen Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern aus weißen Federn zu beiden Seiten eingefaßt ist, so daß der Papst wie in einem Tabernakel eingeschlossen aussah. — Er trug nicht die dreifache Krone, die Tiara, sondern eine einfache silberne Bischofsmütze. Er glich in seiner Haltung einer Bildsäule, die sich nur dann belebte, wenn er in gewissen Intervallen den Segen spendete. — Der Papst ward dem Hochaltar gegenüber niedergesetzt, verrichtete hier ein kurzes Gebet und bestieg dann den Thron, wo er dic Palmen erst einsegnen und dann austheilen sollte. Letzteres geschah unter dem Absingen frommer Lieder mit ernster Würde und in feierlicher Ordnung.

Die Kardinäle, die Bußpriester und viele Herren in Uniformen kamen zu Zweien heran, um aus den Händen des sogenannten heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Kniee vor dem sogenannten Stellvertreter Christi auf Erden und küßte dann das Kreuz auf seinem Schuhe. Die Kardinäle küßten die Palme, welche sie empfangen hatten, die Hand und das rechte Knie des Papstes und ließen, wenn sie zurückkehrten, den langen Schlepp ihres Purpurmantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen.

Die Messe wurde von einem Kardinale abgehalten; der Passionsgesang war schön und feierlich; die Stimme des Jesus, der Evangelisten und des Volkes waren wohl im Stande, die Gemüther tief zu rühren, sie zu erschüttern.

Wenn man unter diesen Eindrücken in der Basilika der Peterskirche die Leidensgeschichte Jesu liest, die so einfache als ergreifende Schilderung seines Todes, wird man von dem Gedanken betroffen, daß diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurtheilt hatten, Römer gewesen sind, und daß römische Soldaten es waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte führten und die Wache

vor dem Kreuze hielten. Was würden wohl jene stolzen Söhne der weltgebietenden Roma Dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: „Ihr Bürger Roms, die ihr auf den sieben Hügeln Eurer ewigen Stadt Tempeln errichtet habt für alle Götter, und Paläste für Eure Cäsaren, vernehmet es: dieser Jesus, den ihr soeben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst in Euerem Pantheon allein verehrt werden, wird allein in Euerer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel Eueres capitolinischen Jupiter, Euerer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden. Man wird das Erz, die Steine, die Säulen Euerer Heiligthümer nehmen und daraus Demjenigen einen Tempel bauen, den Euere Hände gegeißelt und an's Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger Simon Petrus genannt, der schwach und furchtsam seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet hat, er wird in Euere Stadt kommen und das Werk Jesu predigen; Euere Mitbürger werden ihn tödten, Euer Hügel Janiculus wird sein Golgatha werden — aber die Nachfolger desselben Simon Petrus werden fortfahren, den gekreuzigten Gott zu predigen, und eben diese Nachfolger werden auf dem Throne Euerer Cäsaren sitzen!“ —

Einen Menschen, der am Tage der Kreuzigung Jesu solche Worte gesprochen hätte, würde man als einen Wahnsinnigen verlacht, oder als einen Gotteslästerer gleichfalls gekreuziget haben.

Die Feier der „Todenmette“ fand am heiligen Mittwoch in der Sixtinischen Capelle statt, dieser herrlichen, päpstlichen Capelle, in welcher die großartigen Schöpfungen des Michael Angelo sich befinden. Diese Capelle vermag kaum dreihundert Personen aufzunehmen, und an diesem Tage wollten Tausende von Fremden hineindringen. — Ungeachtet des wüsten Gedränges herrschte unter allen Anwesenden die tiefste Stille, und die himmlischen Töne, wie von Engeln, die um ein verlornes Paradies weinen, aber voll göttlichen Vertrauens der Liebe ihres Schöpfers gewiß sind, dringen hier nicht blos in unsere Ohren, sondern auch tief in unsere Herzen. Die Sonne war schon untergegangen und warf einige letzte Strahlen auf die Fenster der Capelle; da ertönte das Miserere des unsterblichen Allegri, und manches Auge floß über von Thränen, manche Seele ward vom heiligen Schauer ergriffen.

Am grünen Donnerstage in aller Frühe strömte die Menge

nach St. Peter, um hier der Ceremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitencapellen der Basilika stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronsessel war in der Mitte der Capelle, etwas erhöht, für den Papst aufgestellt worden; ein langer Auftritt war für die Darsteller der Apostel bestimmt, lauter Priester, welche den verschiedensten Nationen angehörten. — Auf beiden Seiten der Capelle standen Bänke für die Damen; die Männer in Festkleidern drängten sich in den Umkreis und blieben stehen. Die Prinzen und das diplomatische Corps nahmen auf einer Tribüne Platz.

Die Apostel ließen sich auf den Bänken nieder, welche auf einen Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlsscene nach dem Bilde des Leonardo da Vinci in seiner Stickerei sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckiger weißer Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn er sollte vom heiligen Vater gewaschen werden. Das Waschbecken war von Silber und reich vergoldet.

Das Oberhaupt der römisch-katholischen Christenheit trat heran, nachdem ihm eine kleine Schürze vorgebunden worden war. Er wusch sämmtlichen Aposteln die Füße, trocknete sie und küßte sie dann. Jeder Apostel empfing, nachdem sein rechter Fuß gewaschen worden war, vom Prälaten-Schatzmeister zwei Medaillen, eine von Gold und eine von Silber und hierauf von einem Kardinal einen Blumenstrauß.

Die Abendmahlfeier, zur Erinnerung an die letzte Mahlzeit, welche Christus mit seinen Jüngern hielt, als er mit ihnen das Osterlamm aß, folgte der Ceremonie des Fußwaschens sogleich nach. Der Tisch der Apostel war aber nicht in derselben Capelle zubereitet, sondern in einem Saale des Vaticans, zu welchem die bevorzugten Gäste den Zutritt erhielten.

Der Papst im Chorhemde segnete hierbei das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Händewaschen dar und bediente sie während des Essens, zur Erinnerung an die Worte: „Der größte unter Euch soll Euer Diener sein, denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht!“

Am nächstfolgendenden Tage, am Charfreitag, ging der Gottesdienst in der Sixtinischen Capelle um zehn Uhr Vormittags mit einer Stille vorüber, wie sie die Ehrfurcht gebietende Würde dieser gottesdienstlichen Handlung erheischte.

Die sogenannte Anbetung des Kreuzes war meisterhaft in die Scene gesetzt. Der Papst warf sich mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, die Hände gefaltet, vor dem Holze nieder, welches uns die „Erlösung" symbolisch darstellt; die ihn umgebenden obersten Priester waren ganz Demuth und Zerknirschung; in diesem Augenblicke war aller menschliche Glanz und Pomp und Rangunterschied verschwunden; jede andere Größe verblich vor jener Größe, die das Kreuz andeutet.

Während der Ceremonie ließ die Capelle Gesänge von wunderbarster Einfachheit, aber tief in's Herz dringender religiöser Empfindung, ertönen. — Das Improperium von Palestrina drang in unser Ohr wie der zärtliche, schmerzliche Vorwurf des Erlösers, den er an das undankbare Israel richtete: „Ich wollte Euch versammeln unter meinen Flügeln, wie die Henne ihre Küchlein, aber Ihr habt nicht gewollt!" Die Worte des Heilands klangen in jenen Tönen und sprachen zu der Menschheit, die unstät in ihrer Verblendung umherirret und das auf Golgatha für sie vergossene Blut vergessen hat.

Bei dieser Feierlichkeit in der Sixtinischen Capelle bot Alles den Anblick der größten Trauer dar mit Bezug auf den Sterbetag Jesu Christi. Der Thron des Papstes war ohne Behänge und ohne Baldachin; die Bänke der Kardinäle waren von ihren Teppichen entblößt; die geistlichen Fürsten hatten ihre Siegelringe abgelegt; die ihnen vorgetragenen Scepter waren umgekehrt; ein Chorhemd von violetter Sarsche bildete ihren ganzen Schmuck. Auch der Papst hatte einen solchen Chorrock angelegt und gleichfalls seinen Siegelring abgestreift. Er ertheilte heute keinen Segen; alle Gnaden, alle Schätze des Himmelsreiches sind für diesen Tag aufgehoben und verschlossen; ein unendlicher gräßlicher Tod beherrscht den Erdkreis.

Die Feierlichkeiten des heiligen Samstages bieten nach dem Gesehenen der vorhergehenden Tage nichts Besonderes mehr dar. Eine Eigenthümlichkeit dieses Tages ist jedoch die Taufe der Neubekehrten, die jedes Jahr im Lateran des heiligen Johannes stattfindet. Der Ghetto von Rom muß alljährlich zu diesem Tage einige „Bekehrte" liefern, wobei, wie die Fama verlautet, nicht immer die lautersten Mittel angewendet werden sollen. —

Um die Mittagsstunde des heiligen Samstages erfüllt plötzlich ein allgemeines Frohlocken und Freudengeschrei ganz Rom. Der

Heiland hat den Stein vom seinem Grabe gesprengt, dem Tode die Macht genommen und der Welt sich wiedergegeben. In allen Kirchen läuten die Glocken, die Artillerie auf der Engelsburg löst die Kanonen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen donnern die Pöller; laute, freudige Bewegung herrscht allenthalben. Die Trauerwoche ist zu Ende.

Der nächstfolgende Tag, nämlich der Ostersonntag, wird mit der großartigsten und prächtigsten Ceremonie gefeiert. Der Papst selbst hält in der Peterskirche das Hochamt, welches das „Hohepriesterliche“ heißt. Es ist ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie der Papst unter dem prachtvollen Thronhimmel herumgetragen wird, von schmetternden Trompeten begrüßt, und umringt von der unzähligen Menschenmenge, die das Riesenschiff der Kirche füllt. Sämmtliche religiöse Orden in ihrer verschiedenartigen Tracht ziehen dem Kirchenoberhaupte voran. — Der Papst erscheint an diesem Tage als der Repräsentant des siegenden Christus in allem Glanze und aller Herrlichkeit, und sein Zug soll die Macht der römisch-katholischen Kirche veranschaulichen. Die dreifache Krone glänzt auf dem Haupte des Papstes; vier einfache Kronen und zwei Bischofs-Mützen werden von Kaplanen in rothem Oberkleide ihm nachgetragen.

Die Erhebung der Hostie und die Communion bildet den Weihepunkt des Hochamtes. Tiefes Schweigen herrscht im ganzen weiten Raume der Kirche. Wohl an dreißigtausend Andächtige sinken in die Kniee; der Papst allein steht aufrecht vor dem Hochaltar und hält die weiße Hostie empor; Posaunen und Trompetenschall schmettern durch den Riesenraum.

Nach dem Hochamte, um die Mittagsstunde, ertheilt der Papst von einem Balkone der Peterskirche herab der Christenschaar seinen Segen. — Wer diesen Anblick nicht aus eigener Anschauung gehabt hat, macht sich schwer eine Vorstellung davon. Hunderttausende, aus allen Theilen der Erde herbeigeströmt, bedecken den Platz vor dem Vatican; alle Glocken von Rom läuten, sämmtliche Kanonen der Engelsburg donnern unaufhörlich. Der Papst hält eine kurze Rede; von der freilich kaum Jemand ein Wort versteht, und am Ende derselben macht er drei Kreuze und erhebt die Hände gegen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen!“ — — —

Einige Tage später begaben sich Henry und Adele auf dem Monte Pincio. Hier in dieser einsamen Welt wagte sich die junge Frau mit ihrem fein säuberlich geschriebenen Manuscripte hervor,

um ihrem Gemale die Eindrücke mitzutheilen, die sie in den letzten Tagen in sich aufgenommen hatte. Henry hörte geduldig die Vorlesung des Tagesbuches an, soweit sich dasselbe auf die uns bereits bekannte Schilderung der Charwoche bezog; er theilte jedoch die Begeisterung, von welcher seine liebenswürdige Gemalin, ungeachtet ihrer strengen Orthodoxie in Glaubenssachen, durch die von ihr als Auge- und Ohrenzeuge erlebte Feier ergriffen worden war, keineswegs. Er leugnete nicht, daß Alles recht nett und correct vor sich gegangen sei, wie ein Schauspiel, bei welchem Regisseure, Acteure und Publikum ihre volle Schuldigkeit thaten.

„Hätte ich nicht gründlich Weltgeschichte studirt," bemerkte er mit der Nüchternheit des echten Engländers, „so würde vielleicht auch ich wenigstens einigermaßen in den Enthusiasmus einstimmen, der sich in den von Dir mir gütigst vorgelesenen Schilderungen ausspricht. Ich aber kann, wenn ich des Lebens der Päpste und des Treibens der hohen katholischen Geistlichkeit in früheren Jahrhunderten und namentlich des schändlichen Ablaßkrämers Tetzel gedenke, mich in dieser sogenannten heiligen Stadt durchaus nicht heimisch oder gar behaglich finden. Der Abscheu, die Verachtung und der Eckel, den ich hier vor gewissen Dingen und Personen tief empfinde, steigert sich namentlich bis zum Unerträglichen, wenn ich der Art und Weise gedenke, wie die Mittel aufgebracht wurden, um jene größte Kirche der Christenheit als Symbol der päpstlichen Allgewalt zu bauen. Jeder Stein an ihr ist das Aequivalent eines mit Geld gesühnten Verbrechens."

„Ach, lieber Henry," schmollte Adele, „wie garstig von Dir, meine schönen Illusionen mit so unzarter Hand zu stören."

„Die Wahrheit", entgegnete Henry ernst, „ist immer mehr oder weniger rucksichtslos, und darum auch verletzend. Sie fällt uns unangenehm wie ein kaltes Sturzbad; aber kurze Zeit darauf empfinden wir seine stärkende Wirkung und fühlen uns so wohl, so heiter in der angenehmen Transspiration, in die der neubelebte Körper nicht von außen, sondern durch die gestählte Kraft der erquickten Nerven geräth."

„Wer weiß, ob nicht ein gutes Stück historischer Verleumdung Deine Ansichten vergällt?" entgegnete die junge Frau, welche nicht sofort das Feld räumen wollte.

„Meine gute Adele!" sprach Henry sanften Tones, „ich erlaube mir, Dich nur an ein Bekenntniß zu erinnern, das Du mir

erst vor Kurzem abgelegt hast, ein Bekenntniß übrigens," setzte der junge Ehemann lächelnd bei, „welches für mich schon zu Petersburg, wo wir uns kennen lernten, kein Geheimniß gewesen ist. — Du hast mir nämlich vor wenigen Tagen offen gestanden, daß das verhätschelte einzige Kind Deiner guten Eltern — ich glaube dieses sonst so liebenswürdige Wesen heißt Adele — im Ganzen mit Lernen nicht sehr angestrengt wurde und namentlich, was Geschichte betrifft, mitunter eine wirklich staunenswerthe Naivetät an den Tag zu legen pflegt. Diesen Fehler wollen wir zwar nach und nach, wenn wir einen festen Wohnsitz genommen haben, nach Thunlichkeit zu verbessern suchen. Indeß, da Du, meine liebe Kleine, mich gleichsam als Verleumder der heiligen Roma hingestellt hast, wirst Du zur Strafe einen kleinen Blick in den Spiegel der katholischen Klerisei zu werfen haben. Ich verspreche Dir übrigens, daß Du nur Wahrheit, die volle Wahrheit hören sollst."

„Nun gut," antwortete Adele, den Arm ihres geliebten Mannes ergreifend, „lasse uns in jene schöne Laube begeben, von wo aus wir gerade auf die Kuppel der Peterskirche sehen; dieser Anblick soll mich, so gut es geht, gegen den von Dir beabsichtigten Raub meiner frommen Illusionen feien."

Das junge Ehepaar nahm in einer dichten Laube von wilden Reben Platz und der gelehrte Henry begann:

„Seit die Bischöfe von Rom sich in usurpatorischer Weise zu Päpsten, zu Oberhirten der ganzen Christenheit, zu Stellvertretern Gottes auf Erden emporgeschwungen hatten, gab es wohl kaum einen einzigen der angeblichen Nachfolger Petri, der nicht auf neue Mittel gesonnen hätte, der Kirche frische Einnahmsquellen zuzuführen.

„Besonders „bedürfnißreich" war Papst Leo X. Seine Liebhabereien, seine Verwandten und Schmeichler verschlangen unermeßliche Summen, so daß der üppige heilige Vater bald in arge Verlegenheiten gerieth. — Um dieser seiner Bedrängniß abzuhelfen, beschloß er, den Ablaß systematisch zur Erpressung von Geld zu benützen, nachdem die sogenannte Türkensteuer nicht mehr ziehen wollte. — Er theilte die ganze christliche Erde in verschiedene Bezirke, in welche unter dem Titel päpstlicher Legaten oder Commissarien Reisende geschickt wurden.

„Die Ablaßbriefe, welche diese commis voyageurs des Statthalters Gottes verkauften, lauteten wie folgt: „„Im Namen unseres

allerheiligsten Vaters, des Stellvertreters Jesu Christi, spreche ich Dich zuerst von aller Kirchencensur los, die Du verschuldet haben konntest, hiernächst auch von allen Missethaten und Verbrechen, die Du bisher begangen, so groß und schwer dieselben auch sein mögen; auch von denen, welche sonst allein der Papst vergeben kann, soweit sich die Schlüssel der heiligen Mutterkirche erstrecken. Ich erlasse Dir vollkommen alle Strafen, die Du um dieser Sünden willen billig im Fegefeuer erleiden solltest. Ich mache Dich wieder der Kirchensacramente und der Gemeinschaft der Heiligen theilhaftig und setze Dich von Neuem in den reinen und unschuldigen Zustand zurück, worin Du gleich nach der Taufe warst, so daß, wenn Du stirbst, die Pforten der Hölle, wodurch man zur Qual und Strafe einzieht, verschlossen sein sollen, damit Du geraden Weges in das Paradies gelangen mögest. Solltest Du aber jetzt noch nicht sterben, so bleibt Dir diese Gnade ungekränkt."" —

„Unglaublich", murmelte Adele betroffen.

„Ruhig mein Kind, es soll noch besser kommen", sagte Henry verweisend und fuhr fort:

„In der päpstlichen Ablaßtaxe war der Preis festgesetzt, für welchen alle, selbst die allerscheußlichsten Sünden vergeben wurden. Eltern- und Geschwistermord, Blutschande, Kindermord, Meineid, die unnatürlichste Befriedigung menschlicher Leidenschaften aller Art — kurz Alles, was nur die Phantasie als Sünde oder Verbrechen zu ersinnen vermag, fand hier sein Aequivalent in Geld. — Die schamloseste und frechste Nichtswürdigkeit enthält aber der Schluß dieser Sündentaxe in den Worten: „„Dergleichen Gnaden können aber Arme nicht theilhaftig werden, denn sie haben kein Geld, also müssen sie des Trostes entbehren!"" — Für die Bezahlung von zwölf Ducaten war es sogar den Geistlichen erlaubt, ganz nach Gefallen mit den Frauen Anderer, mit eigenen Geschwistern, ja sogar mit Thieren in einen nicht näher bezeichenbaren Verkehr zu treten! —

„Unermeßliche Summen wanderten für die Ablässe nach Rom; in dem kleinen Dänemark allein hob der päbstliche Ablegat mehr als zwei Millionen für Ablässe ein. Da die Speculation einerseits sehr gut einschlug, anderseits die päpstlichen Ablaßkrämer für sich große Summen unterschlugen, fand Leo X. es für vortheilhaft, den Ablaß in einigen Bezirken an große Unternehmer für bestimmte Summen zu verpachten! Diese Generalpächter hatten wieder ihre Unter-

pächter, und so wurden dann die Länder, Dank der Dummheit und Schlechtigkeit ihrer Bewohner, gründlich ausgesogen.

„Einer dieser Generalpächter war der Markgraf Albrecht von Brandenburg, zugleich Bischof von Halberstadt, Erzbischof von Magdeburg und endlich auch Erzbischof von Mainz und Kardinal. Er war dem Papste von früher her 30.000 Ducaten schuldig und übernahm den Ablaßkram in einem Theile Norddeutschlands, um sich aufzuhelfen.

„Daß auf einen gewandten, guten Reisenden sehr viel ankommt, weiß jeder Kaufmann, und der Erzbischof war bemüht, einen solchen zur Verbreitung seiner Waare aufzutreiben. Er fand ihn in dem Dominikanermönch Johann Tetzel aus Pirna. Dieser Mensch war von notorischer Zuchtlosigkeit; in Innsbruck wollte ihn Kaiser Maximilian I. in einem Sacke ersäufen lassen, weil er den Bürgersfrauen unverschämt nachstellte. Nur auf die dringende Fürbitte des genannten Kurfürsten kam er mit dem Leben davon.

„Tetzel war ein unverschämter, feister Schlingel, von einem durchtriebenen, aber zugleich so humoristischem Aeußeren, daß man ihm, trotz seiner vielen schlimmen Streiche, im Umgange nicht feind sein konnte.

„Er führte einen eisernen, mit dem Wappen des Papstes gezierten Kasten mit sich herum und zog von Markt zu Markt, indem er sang: „Sowie das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feuer springt!“ Ueberall zog der komische Kauz eine große Menge an sich, denn seine Anpreisungen des Ablasses waren in der That ergötzlich. Er rühmte sich, daß er durch seine Ablässe schon mehr Seelen aus der Hölle errettet habe, als von dem Apostel Petrus durch die Predigt des Evangeliums Heiden bekehrt worden wären. Er könne nicht allein begangene Sünden vergeben, sondern auch solche, die man erst begehen wolle. Dieser niederträchtige Strolch trieb seine Frechheit so weit, daß der damalige Bischof Johann von Meissen vorhersagte: Tetzel würde der letzte Ablaßkrämer sein. — Von den vielfachen Gaunereien dieses spitzbübischen Mönches nur ein einziges. In der Schweiz absolvirte Tetzel einen reichen Bauer wegen eines Todtschlages, und als dieser ihm gestand, daß er noch einen Feind habe, den er gerne ermorden wolle, erlaubte es ihm der elende Schurke für eine kleine Summe! —

„Trotz aller Pfiffigkeit wurde Tetzel aber doch einmal tüch-

tig angeführt. In Magdeburg kam ein Herr von Schenk zu ihm und bot ihm eine nicht unbedeutende Summe, wenn er ihn für eine große Sünde absolviren wolle, die er noch zu begehen gedenke. Schmunzelnd strich Tetzel die Summe ein und gab den verlangten Ablaßbrief. — Einige Tage darauf zog Tetzel von Magdeburg nach Braunschweig, beladen mit mehreren tausend blanken Gulden; im Walde bei Helmstädt überfiel ihn der genannte Herr von Schenk und nahm ihm seine ganze Baarschaft ab. Der beraubte Seelengauner schrie Zetermordio und klagte über Gewalt; allein Herr von Schenk zeigte seinen Ablaßbrief vor und sagte: „Entweder hat mein Verfahren nichts zu bedeuten, oder Deine Waare ist Betrug.“ — Der adelige Räuber behielt das Geld, und der geprellte Mönch hatte außer dem leeren Nachsehen auch noch den Spott.

„Luther's 95 Theses gegen den Ablaß ruinirten dem Pater Tetzel das ganze Geschäft total. Von da ab stockte der Handel mit den Abläßen. Der Aerger hierüber warf ihn zu Leipzig auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand.“ —

Zehntes Capitel.

Wanderfahrten.

Die Fortsetzung der Controverse zwischen Henry und Adele wurde durch einen ganz athemlos herbeieilenden Diener unterbrochen, welcher im Auftrage des Earl erschien, um das junge Ehepaar wegen einer sehr dringenden Besprechung zur sogleichen Rückkehr nach Hause zu veranlassen.

Henry traf seinen Oheim in einer bei demselben durchaus ungewöhnlichen Stimmung. Der Earl gab sich vergebens Mühe, gefaßt zu erscheinen, während eine Wolke tiefen Unmuthes und schwerer Besorgniß ihm auf Stirne und Antlitz lagerte.

„Ich muß noch in dieser Stunde nach England abreisen," begann er, ohne erst eine Frage seines Neffen abzuwarten, sogleich nach dessen Eintreten. „Interessen von der höchsten Wichtigkeit stehen für mich auf dem Spiele — ich hoffe aber Alles binnen Monatsfrist in beste Ordnung gebracht zu sehen. Mein theurer Junge, bist Du bereit, mir einen Wunsch zu erfüllen?"

„Welche Frage!" rief Henry höchst erstaunt, „Sie sehen mich bereit, Ihnen unbedingt zu gehorchen."

Der Earl athmete etwas erleichtert auf, dann fuhr er fort:

„Mein Wunsch mag Dir vielleicht etwas bizarr erscheinen, aber, wie Du einst erfahren wirst, er ist wohlberechtigt und zielt nur auf Dein Bestes ab. Wirst Du mir ihn aber auch erfüllen, wenn ich Dir keine näheren Gründe angebe?"

„Ich bin überzeugt, daß Sie, mein edler Oheim und Wohlthäter, nie etwas Unrechtes oder Unmögliches von mir verlangen werden, und deshalb erwarte ich im stummen Gehorsam, aber mit Ungeduld Ihre Befehle!“ —

„Ich wünsche,“ begann der Earl, „daß wir Alle ohne Aufsehen, und ohne daß es leicht möglich wird, unsere Spur zu verfolgen, Rom verlassen. Ferner wünsche ich, daß Du und Deine Frau meine Rückkunft aus England auf der Insel Sicilien erwarten mögest. Wie gesagt, hoffe ich in längstens sechs Wochen meine Geschäfte abgethan zu haben und wieder bei Euch zu sein. In Palermo hinterläßt Ihr mir die Nachricht, wo Ihr Euch herumtreibt, damit ich Euch dann alsbald finden möge. Und nun lebe wohl, mein theurer Henry; Gott beschütze Dich und Dein schönes Weibchen. Die Postpferde traben soeben vor das Haus. Wann werdet Ihr abreisen?“

„Noch heute Nacht,“ entgegnete Henry und umarmte zärtlich den Earl, „wollen Sie nicht noch Adele sehen?“

„Jetzt nicht, jetzt nicht!“ lehnte Sir Baldwin ab, dem der Boden unter den Füßen zu brennen schien, „heute über sechs Wochen in Palermo auf fröhliches Wiedersehen. Addio, addio!“

Mit diesen Worten eilte der Earl zum Zimmer hinaus, gefolgt von Master Simson und zwei andern Leibdienern.

„Sonderbar!“ murmelte Henry betroffen, und begab sich zu seiner Frau, um ihr das Vorgefallene mitzutheilen.

„Nun gut, reisen wir nach Sicilien,“ erwiederte Adele ohne langes Bedenken, „lassen wir dem alten Herrn seine Schrullen. Aufrichtig gesagt, bin ich froh, daß wir zwei nun auch einmal ein Paar Wochen allein uns herumtreiben können, also auf gar Niemanden als auf unsere eigenen Launen und Einfälle Rücksicht zu nehmen brauchen. Ach, wie freue ich mich, wieder neue Länder, neue Städte zu sehen!“

Adele, die manchmal noch recht kindisch und übermüthig sein konnte, faßte ihren Gemal um die Mitte und walzte mit ihm im Zimmer herum, bis Beiden schier der Athem verging.

Wie Henry versprochen hatte, reiste auch er mit seiner Gemalin schon in der nächsten Nacht von Rom ab und, um dem Wunsche seines Oheims in All' und Jedem zu entsprechen, nahm er nicht nur wieder seinen früheren Namen Morgan an, sondern ver-

zichtete auch vorläufig auf den Besuch von Neapel. Er reiste über Cittavecchia mit einem Dampfer, der von dort directe nach Palermo ging, einer Stadt, die mit Recht den Beinamen „La felice“ (die Glückliche) führt, sowohl wegen ihrer prächtigen Lage, als auch ob ihres trefflichen Klima's.

Palermo empfiehlt sich daher auch besonders als Winteraufenthalt für Brustkranke wegen seiner milden, feuchten Luft im Winter; im Sommer dagegen, namentlich wenn der Sirocco weht, ist die Hitze oft ganz unerträglich. Palermo zählt an 200.000 Einwohner.

Um dem Wunsche des Earl betreff des Incognito möglichst nachzukommen, beschlossen Henry und Adele sich vorerst wenig in Palermo selbst herumzutreiben, sondern, wozu auch der Frühling besonders einlud, die Zeit mit größeren und kleineren Excursionen zu verbringen.

Ihr erster Ausflug galt den berühmten Katakomben zu Palermo, über welche Folgendes von allgemeinem Interesse sein dürfte.

In einem eigenthümlichen Zickzack, zwischen ummauerten Gärten kreuzend, deren versteckte Herrlichkeit nur hier und da eine überhangende Palme oder hochaufstrebende Cypresse bemerkbar macht, erreicht man das Kloster der Kapuziner, wo sich jene berühmten Katakomben befinden, die unter den Sehenswürdigkeiten Palermo's gewöhnlich in erster Reihe aufgezählt werden. Unter der Eingangshalle des Klosters befindet sich eine Art von Kellerthür. — Dreißig Stufen nach abwärts, und man befindet sich am Anfange der Katacomben zu Palermo. Schon hier qualmt uns ein wahrhaft mephitischer Verwesungsgeruch entgegen; er ist aber nur der harmlose Vorläufer eines nunmehr sich erschließenden Schauspiels, so schauderhaft grotesk, wie nur die ausgelassenste Phantasie in Fieberhitze sich's erträumen könnte.

Wer immer von Katakomben hört, denkt sich darunter durch hohes Alterthum geheiligte, unterirdische Gänge, wo in geheimnißvollen Nischen schwere Sarkophage stehen, oder allenfalls blanke Skelette, in langer Folge an den Wänden gereiht, mehr Verwunderung als Grausen erregend, wie aus Schilderungen der Katakomben von Rom und Paris der Begriff sich gebildet hat.

Hier aber in Palermo finden wir einen monströsen Kirchhof,

worin tausende von Leichnamen jeglichen Geschlechts, Alters und Standes, von den fernsten Jahrhunderten her bis auf die jüngsten Monate, alle Stadien des Verwesungs- oder richtiger Verstaubungsprocesses zur Schau tragen, blos und offen gelegt dem entsetzten Blicke des vorwitzigen Besuchers.

Und diesen ungeheuerlichen Anblick bietet das Kapuzinerkloster zu Palermo in seinen unterirdischen Räumen dar. Hier, in vier weitläufigen, ein Quadrat bildenden Gängen mit von oben einfallendem mattem Tageslichte sieht man die Todten Palermo's aller Zeiten gekleidet, ja sogar festlich geputzt, wie es eben ihre Zeit- und Lebensverhältnisse mit sich brachten, in einer schauderhaften Versammlung vereinigt. In drei- bis vierfachen Reihen übereinander stehen die Männer an den Wänden, die Frauen und Kinder dagegen liegen, nur durch Glastafeln sichtbar, ebenfalls in mehrfachen Uebereinanderstellungen in hölzernen Kästen näher dem Boden. — Man wandelt auf Tod, man berührt und athmet ihn; wohin das Auge flieht, nichts als gräßlich verzerrte Todtenfratzen, halbzerfressene Schädel, einsinkende Gestalten, braune, hautumzogene Knochenhände, und alles das noch hundertfach schauriger gemacht durch die bunten Kleiderlappen und Putzflitter, welche um diese stockdürren Glieder und pergamentartigen Larven in baroker Mannigfaltigkeit schlottern.

Aus wurmzernagten Kapuzinerkutten grinsen schwarze Gesichter mit leeren Augen, lederähnlich umspannten Knochenwangen und über den krampfhaft verbissenen Mund noch zausig hinabzottelndem Bart; leere Harnische wölben sich um verfallenes Gebein, das nur noch mit Draht kümmerlich zusammengehalten ist, und die halb zahnlosen Kinnladen strecken sich wie knirschend unter den aufgeschlagenen Visiren vor. Weiterhin brüsten sich wieder Gestalten in Perrücken und allem nur erdenklichen und bizarren Kopfschmuck; Der scheint zu lachen, Jener zu frieren, Dieser wieder mit weit vorgereckter schwarzer Zunge in gräßlichem Schmerze aufzustöhnen — überall die furchtbar sich gleichende Physiognomie des Todtseins in tausendfach wechselnder Gestaltung.

Dann wieder die der näheren und nächsten Zeit angehörenden Todten, die, noch nicht zur Mumie geworden, in ihren entstellten Zügen nur eine um so grauenvollere Verwandtschaft mit dem Leben zeigen: hier langgestreckte Krieger in prächtigen Galauniformen, wie

man sie draußen noch zu Hunderten umhergehen sieht, dort Herren in schwarzen Fracks mit auf der Brust gekreuzten gelben Händen — und zuletzt gar die Frauen! Reichgeschmückt, wie zum glänzendsten Hoffeste, liegen sie in ihren schmalen, farbigen Truhen mit lächerlich-gräßlicher Prätension; einst vielleicht vielumworbene Schönheiten, lugen sie als Fratzengesichter, die alle Häßlichkeiten des verzerrendsten Todeskampfes an sich tragen, aus Spitzen und Seide und reichem Blumenschmuck hervor; Sammt und Goldstoff bauscht um eingesunkene, eckige Glieder, und den zierlich silbergestickten, weißen Atlasschuh füllt nur zum dritten Theil ein brauner Knochenfuß.

Hier und da hängen auch frische Blumen in Sträußen und Gewinden um die modernden Reste, und der Zettel, den jede Leiche zwischen den Fingern hält, worauf Name, Geburts- und Sterbetag angegeben, belehrt uns, daß hier ein Mädchen, erst vor wenigen Monaten in der Blüte des Lebens verschieden, späte Liebesgabe von treuen Hinterlassenen empfing; aber die Blumen, sie sind bald welk und fahl — dem eisigen Hauche des Todes, der da weht, kann nichts, was blühen und duften soll, widerstehen. Fürwahr — es ist eine fürchterliche Atmosphäre, die in diesen Grüften brütet, und man glaubt den Moderduft zu schauen, wie er sich als graulicher Staub an alle diese verkommenen, wurmstichigen Erscheinungen webt.

Oft ist es auch, als regte sich's hier und da in einem dunklen Winkel, als nähme eine oder die andere dieser klapperdürren Puppen etwa eine bequemere Stellung an, aber es war doch nur der Luftstrich, der im Vorbeigehen die Kleiderfetzen oder eine zerzauste Haarlocke bewegte, oder eine geheimnißvolle, lauernde Katze war zwischen einem der Popanze weggehuscht, daß es klapperte und dröhnte.

Nach der gewöhnlichen Uebung werden die neuankommenden Leichen entkleidet, in ein dunkles Gewölbe gebracht und dort, mit eingeschnürten Gliedern, auf einem Rost ausgespannt, durch sechs Monate einem raschen, aber natürlich unvollkommenen Verwesungsproceß ausgesetzt. — In dem dadurch erzeugten halb mumienhaften Zustande wird der Körper wieder abgenommen, angekleidet, und zwar in den meisten Fällen nur in eine schlichte Kapuzinerkutte, und den Tausenden seiner Vorgänger angereiht, wo er stehen und harren soll bis an das Ende der Dinge. — —

Wie athmet man froh auf, wie lacht Einen der blaue Himmel an, wenn man aus dieser entsetzlichen Nacht des Staubes wieder

in's Freie tritt, wie saugt man die frische, balsamische Luft in vollen Zügen ein, wie schwelgt unser Auge an der weiten, duftigen Landschaft! Aber auch welch' ein Himmel, welch' eine Luft, welch' eine Landschaft ist sie? Wir betreten die Zisa, das alte Maurenschloß, von dessen Dachzinnen sich eine wunderbare, herrliche Aussicht nach allen Seiten erschließt. Wir eilen die enge Steintreppe hinan und stehen auf der Balustrade — da liegt sie vor den entzückten Blicken, all' die unfaßbare Herrlichkeit, durch Natur und Menschenhand in das schönste Thal der Welt gebreitet.

Von drei Seiten fallen hohe Berge, hier jäh und schroff, dort in amphitheatralisch weicher Senkung, gegen die weite Thalschlucht ab, so schön gezogen, so wellenhaft geschwungen, daß der Mangel an bekleidendem Pflanzenschmuck nur zu dienen scheint, um ihre feinen Linien noch klarer gegen den Horizont abzuschneiden. Da, wo dieser mächtige Gebirgskranz sich öffnet, in der breiten Lücke, zur Linken vom isolirt stehenden Monte Pellegrino begrenzt, rechts von der tief in's Meer hinausspringenden Spitze Mongerbino, an deren Abdachung sich die Landschaft Bagaria mit ihren zahllosen Villen und Parks hinschmiegt, da entfaltet sich Palermo mit seiner ganzen Pracht von röthlich schimmernden Häusermassen, seinen tausend Kuppeln, Zinnen und Thürmen und dem wie ein Arm sehnsüchtig von Pellegrino herübergestreckten Molo mit daraufragendem Leuchtthurm, der einen der schönsten Hafen der Erde umschließt, wimmelnd von buntbeflaggten und mit unzähligen Masten sich kreuzenden Schiffen, während darüber hinaus das azurne Meer, hier und da von einzelnen Seglern belebt, Sinn und Auge in unermessene, lichthelle Fernen trägt.

Und nun die offene, mit allen Gaben einer südlichen Natur prunkende Ebene zwischen diesen Bergen und Fluren, von Palermo bis zu dem auf hohem Bergesrand im Hintergrunde thronenden Monreale, vom nördlichen Capo di Gallo bis Abate und die Villen des Vorgebirges Zafferano hinab! Das ist ein Meer von sich drängenden und durchschlingenden Gärten, eine wunderreiche Pflanzenwelt, deren Details zwar im Großen verschwinden, die aber durch mächtig sich wölbende Plantanen, durch Gruppen dunkler Cypressen und leicht im Lufthauch gewiegte Palmen ihr eigenthümliches Gepräge erhält. Zwischen diese lachenden Orangen-, Citronen- und Granat-Waldungen nun sind die unabsehbaren, weißschimmernden

Lustschlösser und Villen hingesäet, wie auf orientalischen Friedhöfen die Marmorsteine aus dunklem Gebüsche locken, oder sie ziehen ihre Säulenportale am Saume der aloebepflanzten Straße hin zwischen grotesken Kaktusvergitterungen und hellgrünen, rebenumschlungenen Feigenbäumen.

Man findet das in seiner Art einzige Palermo auf alten Bildern als schöne Jungfrau dargestellt, die in goldener Muschel ruht, wie denn noch heutzutage das köstliche Thalbett mit dem zierlichen Bergesrande, darin Palermo sich gelagert, nur die „Conca d'oro" (die Goldmuschel) genannt wird; so ist dieser poetische Name mehr noch durch den goldgelben Schimmer der kahlen Berge, der gleichwohl mit dem grünen Farbenschmelz der Ebene und dem Azur des Meeres einen wunderbaren Dreiklang bildet, durch den Reichthum des lebenstrotzenden Bildes gerechtfertigt, durch die unermessene Fülle der buntesten Vegetation, die in Frucht und Blüte schwelgerisch um dies Gelände wuchert.

Der zweite Ausflug unseres jungen Ehepaares ging quer durch die ganze Insel in südöstlicher Richtung nach Syrakus, und finden wir in dem Tagebuche der jungen Frau hierüber Folgendes verzeichnet:

Mitten in Achradina, dem schönsten Stadttheile des alten Syrakus, und ungefähr auf der Höhe der Hochebene, liegen die höchst merkwürdigen Latomien oder Steinbrüche, welche jetzt die „Kapuziner" genannt werden, da die Mönche dort ihre Gärten angelegt haben. Vor dem Eingange dieser Steinbrüche steht nämlich das Kapuzinerkloster, einsam und verödet, aber mit einer hinreißend schönen Aussicht über ganz Syrakus und das Meer. Rings um das Kloster starrt die todtenstille Steinwüste Achradina; es ist, als hätte die Natur einst das Gorgonenhaupt erblickt und wäre in grausem Entsetzen zu Stein erstorben. Wie schön ist dagegen die Campagna des alten Rom mit ihrem ewig bunten Pflanzenteppich und ihren lieblichen Hügeln, mit ihren epheuumgrünten Grabmälern und einsamen Thürmen; sie ist das schönste Theater für das größte Epos der Weltgeschichte. Hier dagegen eine namenlose Verlassenheit unabsehbarer Steinflächen, oder ein wahrhaftes Chaos wüster Labyrinthe, welche der braune Capuziner einsiedlerisch durchwandelt.

So viel man sich auch von den Latomien von Syrakus erwartet, so übertreffen sie doch jede noch so kühne Vorstellung.

Ein Mönch schließt eine Pforte vor dem Kloster auf und wir

steigen in den ungeheuern Raum hinab, welchen Menschenhände in diesen Felsboden gehauen, gegraben, gemeißelt haben. Vor uns liegen lange Säle von den Dimensionen kleiner Marktplätze, aus fußhohen, senkrechten Steinwänden gebildet. Bald sind diese schwarz, bald strahlen sie in dem Goldgelb der hellenischen Ruinen, bald überzieht sie ein sanftes Rosenroth. In malerischer Fülle bedeckt sie der Epheu; er rankt üppig um die Wände empor, dem Lichte zustrebend, und hängt wieder in bachantischen Gewinden nieder; blühendes Gesträuch füllt die Spalten, und in den Ritzen nisten Lorbeeren, Pinien und Oleander. Diese Räume waren ehedem bedeckt; man hatte nämlich natürliche Stützpfeiler stehen lassen, aber Erdbeben, Wetter und Gewicht haben diese Plaster gebrochen und die Decken fast überall eingestürzt, so daß die Steinmassen in großartigen Gruppen umherliegen und Schluchten und Engpässe bilden wie im lebendigen Gebirg. In den auf diese Weise dem Licht geöffneten Räumen haben die Kapuziener ihre Gärten angelegt; sie sind das Gegenstück zu den hängenden Gärten der Semiramis, weil sie sechzig bis achtzig Fuß unter der Erde liegen; und da prangen nun, von dem wunderbarsten Steingehege umschlossen, Orangenbäume in seltener Fruchtfülle, Granaten mit ihren feuerflammenden Blüten, Rebengewinde, Myrthen, Cypressen, duftige Gewächse jeder Art und die saftigsten Gemüse, welche die Mönche für ihre Tafel zu erziehen wissen.

Mitten in einem dieser zerstreuten Gärten überrascht uns ein bezaubernder Anblick; von dem dunkelsten Grün umgeben, sieht man hier gerade vor sich das Kloster hoch über dem Rande der Latomien und zu beiden Seiten die epheubedeckten Steinwände riesig aufgethürmt, während eine einzelne Pinie auf dem Rande schwankt.

Fast vergißt man, daß dieses blütenvolle Paradies einst nichts Anderes war als der scheußlichste Kerker und daß hier, nach dem Falle des Nikias und Demosthenes, die unglücklichen Athener gefangen saßen. Viele starben, bei elender Nahrung verkommend, Viele raffte die feuchte Luft hin oder Gram und Sehnsucht und Viele retteten die Verse des Euripides. Diese Latomien konnten leicht sechstausend Menschen fassen und augenscheinlich gibt es keinen weniger entrinnbaren Kerker.

Diesen Latomien wurde in alten Zeiten das Material für die Häuser und Tempel von Syrakus entnommen. Ihre Tiefe ist erstaunlich, wenn man nimmt, daß jetzt der Schutt den Boden an

vierzig Fuß hoch bedeckt. Es scheint, als wäre der Stein sowohl von oben herab, als auch in wagrechter Richtung bearbeitet worden. Man sieht übrigens noch viele galerienartige, bedeckte Gänge, Hallen mit Kammern in viereckiger Form, aber auch einige gewölbte Gemächer, die nicht hellenischen Ursprungs sind und wie Katakomben die Zeichen des Christenthums aufweisen.

Mit diesen Latomien der Kapuziner sind aber nicht jene zu verwechseln, welche das Ohr des Dionys genannt werden. Sie sind zwar nicht von dem Umfange jener zu Achradina, aber nicht minder malerisch und in einigen Theilen viel schöner und eigenthümlicher. Sie bilden im Ganzen ein ungeheueres Viereck, in dessen Tiefe ein ewig grüner Garten prangt. Mitten innen erhebt sich ein achtzig Fuß hoher einzelner Fels als Pfeiler, mit den Resten eines Thurmes auf der Spitze, ungemein pittoresk aus dem Baumwuchs und über die Trümmermassen fortragend. Der Gedanke, daß hier der Thurm des Kerkermeisters stand, drängt sich der erregten Phantasie sogleich auf, aber er ist schwer zu unterstützen; wahrscheinlich trug dieser Pfeiler die jetzt verschwundene Decke dieser Latomien.

Auf der linken Seite, vom Eingange gerechnet, befinden sich die weltberühmten Säle und Gemächer dieser Steinbrüche, von denen der eine den Namen: „Ohr des Dionys“ trägt. Er erhielt diese Benennung erst durch den Maler Michael Angelo da Caravaggio, welcher einst mit dem gelehrten Syrakusen Mirabella diese Latomien besuchte und durch die Form jenes Theiles zu der zufälligen Benennung veranlaßt wurde, die seither die seltsamsten Vorstellungen in Umlauf gebracht hat.

Von Außen decken üppiger Epheuwuchs, herabschwankende Flechten und das schöne, zarte Venushaar die steilen Wände, in welche dieses Riesenohr eingeschnitten ist, und hoch auf dem steilsten Rande erhebt sich prächtig darüber ein einzelner Pinienbaum. Die Zufälligkeit der Form des hohen und seltsamen Steinsaales erzeugt jene akustischen Erscheinungen, welche die poetische Sage bestärken, daß Dionys hier seine Gefangenen belauscht habe. Erst im Jahre 1840 entdeckte ein gewisser Serra di Falco eine Oeffnung, durch die man von oben herab, wie aus einer Loggia, in die Latomien hineinsehen und hineinhören kann; dort stand der horchende Tyrann. Ein tief unten leise geflüstertes Wort, ein knisterndes Papierblatt schallt hier deutlich

hinauf. Der Knall einer Pistole wird als hundertfacher Donner wahrhaft sinnbetäubend von den Wänden zurückgeworfen.

Ein anderer Theil der Latomien, ganz in der Nähe des Ohres des Dionys, heißt il Paradiso. Er ist ganz unbeschreiblich schön. Große viereckige Räume bilden ihn, mit glatten Decken. Die Wände schmückt ein herrliches Rosenroth von lieblichster Zartheit, andere sind wieder dunkelschwarz wie die Nacht, oder tiefbräunlichgelb. Oft sind sie zackig durchrissen, oft eingestürzt, da die Pfeiler, welche einst die Decke trugen, eingesunken sind, und so entstanden die bizarrsten und grandiösesten Bildungen; ja oft hängen von der Decke selbst Felsstücke herab, wie wild umhergeknitterte Vorhänge aus Stein. An anderen Stellen öffnet sich der Raum zu einer Grotte oder einem kühnen Bogen, welchen ein natürlicher Pfeiler stützt; durch ihn blickt in malerischer Verwirrung Trümmergestein, das dunkle Laub der Orangen, die brennende Blüte der Granaten und der zaubervolle Himmel von Syrakus. Die Menschenkraft scheint hier, so ungeheure Räume mit dem Eisen durchgrabend, die Natur besiegt zu haben, indem sie wahre Fingalshöhlen schuf, und wieder warf die Natur diese Sisyphusarbeit um, und zerrte das Künstliche in das Elementarisch-Zufällige wild hinüber.

In dem längsten bedeckten Raume hat sich seit alten Zeiten eine Strickdreherei niedergelassen; arme Menschen von entsetzlicher Verkommenheit, bleiche und fremdgeartete Kinder und zerlumpte Frauen bringen in diesem Kerker, rastlos spinnend, ihr ganzes Leben hin. Wenn man am Eingange dieser düsteren Galerie den wilden Gestalten zusieht, wie sie die eintönigen Räder unablässig schnurren lassen und die Spindel rastlos auf- und abläuft, dann wähnt man sich in der unsagbaren, unterirdischen Wüste, mitten im Hades, und jene bleichen Frauengestalten scheinen die Parzen zu sein, welche all' die Fäden unseres Lebens verspinnen.

Von bisher ungekannten Gefühlen belebt, verläßt man dieses merkwürdige Labyrinth. Alles in Sicilien hat ein mythisches Ansehen, so Girgenti wie Syrakus, so der Aetna wie Enna und jegliche Küsten. Der Menschengeist tritt hier weiter in die Zeit zurück, als im römischen Land; in diesem weht der ernste Geist der Geschichte, aber in Sicilien der Räthselgeist der Fabel. Es ist das Land des Typhon, der Cyklopen und des Daedalus! —

Von Syrakus entschloß sich das junge Ehepaar zur Besteigung

des Aetna, ein mühseliges Unternehmen, namentlich für eine Dame, nachdem dieser rauchende und feuerspeiende Vulkan über 11,000 Fuß emporsteigt, so daß nur wenige Bergspitzen in Europa sich mit ihm an Höhe messen können. Nur einzelne Gipfel der Alpen, der Pyrenäen und der Sierra Nevada sind höher. Dazu kommt seine stolze Haltung, denn, während alle übrigen Bergriesen auf dem Unterbau eines aus Hochebenen, Thälern und Bergrücken bestehenden Gebirgswaldes stehen, steigt der gewaltige Aetna unmittelbar aus der Ebene in die Höhe, ringsum abgeschlossen von jedem Zusammenhange mit Gebirgen.

Gegen Süden liegt Catania's Ebene, gegen Osten das Meer, gegen Westen und Norden befinden sich die Flüsse Gjaretta und Alcantara. Ohne Hochebenen und Terassen, ohne First, ja ohne Thäler und Flüsse, als ein einziger Berg steht diese himmelanstrebende Warte Siciliens da.

Der Fuß des Aetna nimmt einen nicht unbedeutenden Platz auf der Insel ein. Zwanzig Meilen in der Runde gebraucht der Riese zur Stütze seines Leibes. Auf einem Blumengestell von Orangen- und Myrthenbäumen, von Mandeln und Reben ruhet sein Fuß, ringsum eingefaßt von einem Kranze der üppigsten Felder, welche in den mannigfaltigsten Farben einen reizenden Anblick gewähren. Aber drohend schaut das Haupt des Alten auf all' diese Herrlichkeit und Pracht, Rauch und Feuer aus seinem Höllenrachen speiend. Und unter ihm stehen seine Kinder und Gesellen, welchen er die Hauptarbeit übertragen zu haben scheint. Tritt die Zeit eines Ausbruches ein, so macht sich das alte Schneehaupt nur durch vermehrten Rauch und reichlicheren Aschenregen bemerkbar, aber am Riesenleibe des Berges, höher oder tiefer, entsteht nicht selten ein neuer Berg, klein im Vergleich zum Aetna, aber noch immer bedeutender als der Vesuv. Er öffnet sich und gießt Das, was so lange im Inneren des Berges gegohren hat, auf die Oberfläche aus.

Ein solcher Krater ist z. B. der Monte rosso, der 1669 seine glühende Lava über die reichsten Landschaften ergoß und diese in Asche verwandelte, sich auf Catania stürzte, von welcher Stadt er nichts übrig ließ, als das Kloster des heiligen Benedikt, sich zuletzt in's Meer senkte und auch dort noch manches Leben tödtete, bis endlich die empörten, zischenden Wogen über die Glutmassen den Sieg davontrugen.

Der Monte rosso, so wie auch seine Brüder, schrumpfen allerdings neben ihrem Riesenvater zu Zwergen zusammen; aber allein oder in anderer Umgebung stehend, würden sie von sehr respectabler Höhe erscheinen. Diese kleinen, aus dem Mantel des Aetnakegels emporschauenden Krater, jetzt schon mehrere hundert an der Zahl, sind natürlich in Gestalt und Lebensäußerung ihrem Vater ganz ähnlich. Wie er, haben sie alle die Gestalt eines regelmäßigen Kegels, wie er, sind sie mit einem furchtbaren, trichterförmigen Rachen versehen, der giftige Gase, Schwefel, Feuer, Rauch, Asche und Lava dem Erdinnern entführt und diese Stoffe von Zeit zu Zeit zum Entsetzen der Erdbewohner unter wildem, wüthendem Beben auf ihre Fluren speiet. Ueberall findet man Spuren solcher Ergüsse. Felsstücke und Felsbänke, Schluchten und Abgründe wechseln überall mit erstarrten Lavaströmen ab, die als zähe, feuerige Massen den Kratern entstiegen und langsam, in den verschiedensten Windungen, von der Höhe in die Tiefe glitten und mit jeder neuen Strömung dem Mantel des Aetnakegels auch ein anderes Aussehen geben.

Die abgesonderte Stellung des Aetna, seine zuckerhutförmige Gestalt, seine Höhe und südliche Lage machen diesen Berg, wie keinen zweiten in Europa, geeignet, sämmtliche Pflanzenregionen unseres Continents seinem Mantel mit scharfen Begrenzungen einzugraben und alle charakteristischen Pflanzen unseres Erdtheiles, von den Palmen Sicilien's an bis zu dem Wachholder des nördlichen Europa's nach und nach auf ihm erscheinen zu lassen. Die Bewohner haben daher ganz richtig, ohne irgend einen Begriff von der Pflanzengeographie zu haben, den Berg in drei natürliche Gürtel eingetheilt: in den angebauten, den Waldgürtel und den nackten Gürtel.

Der angebaute Gürtel hat seine Grenze in einer Höhe von 2500 Fuß. Viele Ortschaften mit ausgedehnten Feldfluren liegen in diesem Gürtel rings um den Berg herum. Der höchste, der Waldregion am nächsten liegende Ort ist Nicolosi. Nur allmälig steigt der Berg zur Waldregion auf, so daß man von seinem Fuße nach Nicolosi im leichten Wagen auf bequemer Straße hinanrollen kann. Auf der ganzen weiten Gotteserde mag es wohl keinen Weg geben, der so viel Schönheit, Abwechslung und Originalität mit so viel Wildheit verbindet, wie der nach Nicolosi, zu dessen Bau die steinharte Lava das Material geliefert hat.

Was die nächste Umgegend betrifft, so sieht man, so weit das

Auge reicht, nichts als erkaltete Lava, die, wo sie unbehinderten Abfluß fand, einem erstarrten Flusse gleicht. Doch denke man ja nicht, dieser Boden sei öde und kahl; im Gegentheile trägt er sowohl, wie selbst die hohen Felsenkuppen, eine reiche, üppige Vegetation. In der Hölleneſſe des Aetna schmelzen die verschiedenartigsten Bestandtheile unserer Erdrinde, und die ausströmende Lava ist in Folge dessen ein Gemisch der mannigfaltigsten Elemente, die auch nach dem Erkalten ihre Natur nicht verleugnen. So finden wir darin Theile, die so hart sind, daß sie auf dem Stahl Funken geben, und auf welche die Witterung, selbst durch Jahrhunderte, keinerlei Einfluß ausüben kann; sie sind und bleiben Felsen, die nur der Meißel oder das Pulver zu sprengen vermag. Andere dagegen verändern sich durch die Einwirkung der Feuchtigkeit, der Luft und der Sonne schon nach wenigen Jahren in das fruchtbarste Erdreich.

Wo irgend der Strahl der Sonne Leben aus dem erstarrten Feuerstrome hervorgerufen hat, erhebt sich auf dem Wege nach Nicolosi ein niedliches Haus, ein Dorf oder eine kleine Stadt, alles aus Lava gebaut, mit deren Massa selbst die Häuser bedeckt sind. Gruppen von Orangen- und Myrthenbäumen umschatten die kleinen Wohnungen und schützen sie vor den sengenden Strahlen der Sonne; das saftige Laub der Rebe schlingt sich an den Wänden empor und die weißen Blüthen der Pomeranzen erfüllen mit ihrem Duft den Garten. Gleich dem Diamante in einem Ringe, sind die Häuser von einem Kranze der üppigsten Felder umfaßt. Hier spielt ein Lüftchen mit den schweren Gerstenähren und bewegt sie gleich den Wellen des Meeres; dort streckt der Mais seine gelben Kolben in die dunkelblaue Luft; bald wechselt ein Wald von Sonnenblumen mit riesigen Bohnen ab, bald trifft das Auge auf eine mit duftenden Pelargonien durchwebte Wiese. Ein wenig Dammerde, mit der man ein kleines in die schwarze Lavaasche gegrabenes Loch ausfüllt, genügt, um den Weinstock fröhlich in die Höhe ranken zu lassen und vortreffliche Trauben zu erzielen. Auch die Olive, der Mandel- und der Feigenbaum, ja selbst die Baumwollenstaude durchziehen die Fluren auf der Sohle des Aetna. Nur hier und da ragt aus diesem Eden ein schwarzer Lavakegel hervor und erinnert daran, daß alle diese Schönheiten dem rastlos arbeitenden Busen der unterhalb thätigen Zerstörung entsprossen sind. — Da, wo ein junger Lavastrom noch nicht so weit verwittert ist, daß er für Culturpflanzen, für Getreide und Wein,

für Orangen und Feigen eine hinreichende Schicht Dammerde bietet, siedelt sich die sogenannte indianische Feige freiwillig an, eine blätter- und holzreiche Pflanze, deren saftvolle Stämme und Zweige Nahrung aus der Luft ziehen, die Dammerde vermehren helfen und außerdem noch saftige Früchte zur Labung in den heißen Sommermonaten bieten.

Je höher man die bewohnte Region, deren Fluren schon im Februar mit Hyacinthen, Narcissen, Krocusarten, Anemonen und dergleichen geschmückt sind, steigt, desto matter und ärmer wird die Vegetation. Roggen tritt an die Stelle des Weizens und die Distel an die Stelle des Cactus. Der Weinstock rankt wohl noch überall fröhlich in die Höhe, doch die Orange ist verschwunden und die Waldgötter verscheuchen immer mehr und mehr die holden Kinder der Ceres.

Die Waldregion erstreckt sich von 2000 bis 6000 Fuß. Am Ende derselben liegt an dem Pfade, den man gewöhnlich zum Ersteigen des Aetna einschlägt, das sogenannte Wald- oder Schneehaus, eine aus übereinander gelegten Lavastücken bestehende Hütte, die einst ein Fuhrmann für seine Maulthiere als Obdach aufbaute. Von Thüren und Fenstern ist da keine Rede, eben so wenig von einem Dache; Schutz vor dem Winde ist die einzige Annehmlichkeit, welche dieser Steinhaufe bietet. Die Reisenden zünden hier in der Regel ein Feuer an, um die mitgebrachten Eßvorräthe zu wärmen und sich zum beschwerlichen Gange zu stärken.

Die Waldregion stuft sich ebenfalls in verschiedene Pflanzenzirkel ab. Der untere besteht vorzugsweise aus Eichen mit abfälligem Laube und aus Kastanien, der obere aus Buchen, Tannen und Birken. Man darf indeß hier nicht einen dichten, mit Gebüsch durchzogenen, an Schatten reichen Wald erwarten; der Boden besteht aus nacktem kahlem Gestein von düsterem Aussehen und die Bäume stehen vereinsamt. Jeder Stamm in dem ungeheuren Forste legt Zeugniß ab von dem hohen Alter der Bäume, wie von den Kämpfen, die sie zu bestehen hatten. Von oben bis unten mit Moos überzogen, schießen sie nirgends gerade in die Höhe, wie in andern Wäldern, sondern winden sich von der Erde an in den mannigfachsten Krümmungen und bilden fortwährend Knoten und Knorren, gerade so, als ob eine Gewalt im Innern der Erde sie mühevoll und langsam herausgepreßt hätte. — Je höher hinauf sie stehen, desto mehr sind ihre

Kronen zerzauſt, deſto kleiner und krüppelhafter iſt der Stamm. Die Wurzeln liegen meiſt auf der ſteinharten Erde und haben ſich mit der Zeit ſo dicht ineinander verſchlungen, daß ſie ein Netz bilden, das keine Kraft von einander zu trennen vermöchte. Von den Kaſtanienbäumen des unteren Gürtels haben einige durch den ungeheuern Umfang ihrer Stämme eine große Berühmtheit erlangt, wie z. B. der Caſtagno di cento cavalli, deſſen Stamm an der Wurzel 180 Fuß im Umkreiſe hat. Viele andere meſſen 80—40 Fuß.

Die Waldregion kann man nicht wie die bebaute mit einem Wagen durchfahren, weil der Berg mit jedem Schritte ſteiler wird. Man bedient ſich hier der Maulthiere, die mit der größten Sicherheit über die Felsblöcke hinwegſchreiten und ihren Reiter an Schlünden und Abgründen vorbeitragen, in die er nicht hinabzublicken wagt; feierlich ſchallt das Klingen ihrer Schellen, die in Einemfort um dem Hals der Thiere ſich hin und her bewegen, durch die Stille des Waldes.

In dem Schnee- oder Waldhauſe werden die Maulthiere und in Nicoloſi der Wagen gewöhnlich zurückgelaſſen. Die Reiſenden müſſen ſich von nun an der eigenen Füße bedienen. Nur ein tüchtiger Stock, der mit einer eiſernen Spitze verſehen iſt, vermag einige Hilfe zu leiſten. Die Führer tragen außer den Mundvorräthen auch noch einige Winterkleider für dieſelben, als: wollene Handſchuhe, Kutten von grobem Fries und ungeheuere wollene Strümpfe, welche über die Stiefel gezogen werden können. Am Fuße des Aetna, bei einer Hitze von etlichen dreißig Grad Reaumur, wie ſie mitunter in Catania herrſcht, kommt es dem Reiſenden allerdings komiſch vor, wenn ihm empfohlen wird, ſich mit ſolchen grönländiſchen Kleidungsſtücken zu verſehen, aber gar bald ſchon, nach zehn bis zwölf Stunden, fühlt er, wie wohlthuend es iſt, ſich in die wärmende Kutte ſtecken zu können und im Stillen dankt er dem guten Rathgeber.

Der Pflanzenwuchs über der Baumgrenze iſt am Aetna außerordentlich arm. In den Alpen folgen nach dem Verſchwinden der Bäume ſaftige Matten, geziert mit einer Fülle von Blumen in den mannigfaltigſten Farben und Formen, und dann erſt kommen die ſtarren Schnee- und Eisfelder, wo der Strahl der Sonne ſeine belebende Kraft verloren hat. Am Aetna fehlen die Matten, die zierlichen Blumen und ſaftigen Gräſer; man findet in dieſer Höhe kaum

zehn Pflanzenarten die obenein noch ein kümmerliches Dasein fristen. Der häufige Aschenregen, die herabfließende Lava, das harte vulkanische Gestein lassen in dieser Höhe kein dauerndes Leben aufkommen. Dazu kommt noch der große Mangel an Quellen und Bächen, der selbst in den untern Regionen fühlbar ist. Das Wasser fließt nämlich rasch in dem schrägen Mantel hinunter, ohne sich zu Flüssen ansammeln zu können, weil der Berg keine Thäler hat und auf seinem oberen Theile auch keinen Rasen, der doch so wesentlich dazu beiträgt, das Wasser zu sammeln. Würde der Berg nicht während der Winterzeit drei Viertheile in einen Schneemantel eingehüllt, der nach und nach an den Sommermonaten aufthaut, so würde der Wassermangel noch weit fühlbarer sein.

Von dem Wald- oder Schneehause bis zum Gipfel des Aetna ist dem Reisenden noch einmal Gelegenheit geboten, Rast zu machen und neue Kräfte für die letzte, aber beschwerlichste Tour zu sammeln. In einer Höhe von 9200 Fuß, unmittelbar am Fuße des Kraterkegels, haben nämlich mehrere Engländer ein solides Gebäude, aus drei Zimmern und einigen Ställen bestehend und auch mit Thüren und Fenstern versehen, aus Lavastücken aufführen lassen. Es trägt den Namen der Erbauer und heißt: casa inglese. — Acht bis zehn Monate liegt es unter Schnee begraben, ist auch in der übrigen Zeit nicht bewohnt, so daß der Reisende selbst den Wirth machen muß. Es vergehen wohl über zwei Stunden beschwerlichen Steigens, bis man dieses Haus von der Waldregion aus erreicht. Der Weg geht steil in die Höhe, meist über holprige, feste Eisflächen hinweg. — Dieses Eis, das gewiß schon Tausende von Jahren den Berg bedeckt und durch den schmelzenden Schnee an seiner Oberfläche sich immer wieder erneuert, ist von großer Härte und Festigkeit, so daß man Axt und Hacke anwenden muß, um einzelne Stücke davon loszulösen. Es bildet für die südlichen Länder, wo das Eis eine Seltenheit ist und nur auf sehr hohen Bergen sich vorfindet, einen bedeutenden Handelsartikel. Man versendet es nach Griechenland, der Türkei, ja selbst nach Afrika.

Von Catania bricht man in dem leichtesten Sommeranzuge auf; die casa inglese betritt man vermummt an allen Gliedern. Ein Stück des Aetnacostüms nach dem andern wird ergriffen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Die Handschuhe über die steifen Finger, die Strümpfe über die erstarrten Füße, die Kapuze der Kutte

über den Kopf, geht es schweigend auf den Eisfeldern aufwärts, gewöhnlich zu Mitternacht und unter Fackelbeleuchtung der Führer, da die meisten Reisenden es sich so einrichten, daß sie bei Sonnenaufgang oben auf der Spitze des Feuerberges sich befinden.

Macht schon die Schneeregion dem Reisenden viele Mühseligkeiten, so daß er alle zehn Schritte inne halten muß, um Luft zu schnappen, so häufen sich die Beschwerlichkeiten bei der Ersteigung des eigentlichen Kraterkegels noch mehr: derselbe erhebt sich noch an 2000 Fuß über der casa inglese und hat an seiner Basis mehr als zwei Meilen Umfang, woraus man sich einen Begriff von seiner Größe machen kann.

Der Kegel selbst ist der heißen vulkanischen Dünste wegen, die aus allen seinen Poren dringen, vollkommen frei von Schnee und Eis. Da er aus lauter Asche besteht, in die man bei jedem Schritte bis an die Waden einsinkt, so macht dieser Umstand schon das Besteigen des Kegels zu einer erschöpfenden Partie. Dazu kommt noch sein fast senkrechter Abfall und das Ausströmen heißer Gase. — Es gehört wirklich mehr als gewöhnlicher Muth dazu, dem gefaßten Vorsatze: den Gipfel zu erreichen, nicht untreu zu werden. Von einem aufrechten Gehen kann bei der Steilheit des Kegels keine Rede sein; man kriecht auf allen Vieren und ist in kürzester Zeit im Schweiß förmlich gebadet. — Mitunter, wenn man glaubt, festen Fuß auf irgend einem Lavastück gefaßt zu haben, löst sich dasselbe los und man gleitet mehrere Ellen wieder abwärts. Dazu kommt noch die unangenehme Täuschung, die man bei allen hohen und steilen Bergen hat, nämlich, daß man glaubt, man könne in wenigen Minuten ihre Spitze erreichen und sieht doch nach langem Steigen noch gar nicht, daß man bedeutend vorwärts gekommen ist.

Außer der Asche verrathen aber auch noch andere Zeichen, daß man dem Schlunde des Feuerberges nahe gekommen ist. — Ein unterirdisches Getöse, mit eigenthümlichen klagenden Lauten untermischt, wird von Zeit zu Zeit hörbar; an verschiedenen Stellen steigt aus Spalten und Rissen ein bläulicher, mit Schwefel gemischter Rauch in die Höhe, der im Niederfallen die schönsten Schwefelblumen bildet.

Der Krater selbst ist ein fürchterlicher Abgrund, dessen Boden man mit dem Auge nicht erreichen kann. Ueberall züngeln und lecken aus den Wänden des grauenhaften Schlundes blaue Flämmchen hervor, während die Rauchballen mit brausendem Krachen hoch

in die Luft geschleudert werden und den vorwitzigen Reisenden, der über den Rand des Kraters in dessen Tiefe schaut, fortwährend mahnen, sich nicht zu nahe mit den heimtückischen unterirdischen Mächten einzulassen.

Die Aussicht vom Gipfel des Aetna ist überaus großartig. Wie aus der Erde emporgewachsen, einer riesigen Warte gleich, steht der ungeheuere Berg da. Kein Höhenzug, kein Gipfel eines andern Berges verhindert die Aussicht und es ist fast, als ob man in einem Luftballon hoch oben über der Erde schwebte. Land und Meer liegen da, wie auf einer Landkarte. — Man sieht den ganzen Halbstiefel Calabrien's, den tarentinischen Meerbusen, sowie auch die Meerenge von Messina, die sich gleich einem Silberfaden zwischen Sicilien und Calabrien hinzieht. Zu den Füssen liegt das sicilianische Dreieck mit seinen Vorgebirgen und Meerbusen, von Messina bis Segest, von Syrakus bis Palermo. — Alle Städte, Flecken und Dörfer, ja sogar Kirchen und Klöster kann man auf der Insel zählen. Die liparischen Inseln liegen da, als ob man sie mit Händen greifen könnte, während Malta als ein kleiner schwarzer Punkt auftaucht und die Küste Afrika's in einem grauen Nebel verschwimmt.

Merkwürdig ist der große Schlagschatten, welchen der Aetna wirft. Wenn die Sonne Morgens aufgegangen ist und die Meerengen und die Ostseite des Aetna's beleuchtet, so sind die Westseite des Berges und die westlich von demselben liegenden Theile Sicilien's noch im Dunkeln. — Abend hingegen fällt der riesige Schatten des Vulkans mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer gegen Italien hin und richtet sich als Damm, gleich einer ungeheuren Pyramide, hoch in die Lüfte am Saume des Horizontes empor, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schimmern scheinen. — —

Adele, obwohl an Strapazen aller Art gewöhnt, benöthigte nach dieser Tour auf den Aetna, zu der sie selbstverständlich von dem Schneehause an eine Art Männertracht angelegt hatte, dennoch ein Paar Tage, um sich in Catania wieder von den ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen. Das junge Ehepaar hatte in dieser Stadt mehrere sehr liebenswürdige Bekanntschaften gemacht, darunter auch die einer wohlhabenden gräflichen Familie, deren Oberhaupt ein ehrwürdiger Greis von fast achtzig Jahren war. Er stammte aus Neapel und erinnerte sich noch recht gut des fürchterlichen Ausbruches des Vesuvs im Jahre 1794.

Sowohl Adele als auch ihr Gemal drangen in den alten Herrn, ihnen umständlich jene entsetzliche Katastrophe zu schildern, welche der Greis in seinen Jugendjahren in allen Phasen miterlebt hatte.

Conte Venosta, so hieß der Greis, zeigte sich hierzu gerne bereit, bat aber im Vorhinein um Entschuldigung, wenn er nach Sitte oder Unsitte der alten Leute etwas zu breit in seiner Erzählung werden sollte. — Die ganze Familie und unsere Reisenden nahmen also eines Abends in der schönen Gartenlaube des Hauses, die einen reizenden Anblick sowohl auf das Meer, als auch auf die paradiesische Landschaft bot, Platz. Die Damen machten es sich in der Laube selbst bequem, während die Herren dicht vor derselben ihre Stühle hinpflanzten. Der Nono (der Großvater) wurde in seinem Rollstuhl vor den Eingang placirt, so daß Alle seine übrigens noch sehr klangvolle Stimme gleich gut vernehmen konnten.

„Unter den vielen Ausbrüchen des Vesuv — begann der alte Herr, nachdem er seinen Gesichtsvorsprung bedächtig mit einer Doppelprise gelabt hatte — sind nur zwei bekannt, denen die Eruption von 1794, die ich selbst miterlebte, an furchtbarer Größe weicht. Durch die erstere von diesen wurden das reiche Herculanum und die Seestadt Pompeji zerstört und dem Meere neue Grenzen bestimmt. — Die zweite, im Jahre 1631, stürzte unzählbare Feuerströme über die in Menge um den Fuß des Vulkans gelagerten Orte. Alle fruchtbaren Pflanzungen wurden gänzlich zerstört, und fast die Hälfte der Einwohner verlor in den Flammen das Leben.

„Beide traten auf, als bei den anwohnenden Menschen jede Ueberlieferungsspur von dem im Innern des Berges verborgenen Zerstörungsquell durch die Länge der Zeit fast völlig verwischt war. Im vorigen Jahrhunderte aber hatte der Vulkan fast alljährlich neue und große Phänomene gezeigt, und es lebte in der Gegend fast Niemand, der nicht die Verwüstungen mehrerer Ausbrüche selbst empfunden oder beobachtet hätte.

„Und doch konnte eine nur zweijährige Ruhe des Berges, in der sein Gipfel auch nicht einmal dampfte, die Einwohner in so große Sorglosigkeit stürzen, daß sie den Vesuv auch dann noch gänzlich vergaßen, als sie am 12. Juni 1794 um 11$^1/_2$ Uhr in der Nacht plötzlich ein heftiges Erdbeben aufschreckte. Der Boden in der ganzen Ebene Campanien's schwankte von Osten nach Westen wie flüssige

Wellen. — Die Neapolitaner stürzten aus den Häusern auf die großen Plätze. Sie glaubten, daß im nächsten Augenblicke die ganze Stadt in einen Trümmerhaufen zusammengeworfen sein würde, und angstvoll erwarteten sie im Freien den Morgen, Calabrien's Schicksal befürchtend.

„Als ihnen aber die Sonne hell aufging und sie den Vesuv in der gewohnten Ruhe erblickten, glaubten sie den Ruin der südlichen Provinzen des Reiches befürchten zu müssen, betrachteten also das vorgefallene Erdbeben nur als eine Nachwirkung einer in weiter Entfernung stattgefundenen entsetzlichen Katastrophe. — Aber nicht lange währte der Irrthum. — Drei Tage darauf, am 15. Juni um 11 Uhr in der Nacht, erbebte die Erde von Neuem. Es war nicht mehr ein wellenförmiges Schwanken, wie vorher; — es war ein unregelmäßiger Stoß, der die Gebäude zerriß, die Fenster klirrend erschütterte und gewaltsam alle Geräthschaften in den Wohnungen durcheinander stürzte. In diesem Augenblicke erhellten rothe Flammen und leuchtende Dünste die Luft.

„Der Vesuv war am Fuße des Kegels geborsten; die Lava sprang aus mehreren Oeffnungen in parabolischen Bögen hoch hervor. Fortwährend hörte man einen dumpfen, aber heftigen Lärm, als ob ein Fluß in eine tiefe Höhle hinabstürzte; unaufhörlich schwankte der Berg, und auch die ganze Stadt Neapel gerieth in eine fortwährende Erschütterung. — Mit solcher Wuth hatte man noch nie die Lava hervorbrechen sehen.

„Das furchtsame und abergläubische Volk, das sich nicht mehr auf sicherem Boden, die Luft in Flammen und voll ungewohnter, schrecklicher Töne wahrnahm, stürzte, von Entsetzen ergriffen, zu den Füßen der Heiligen in Kapellen und Kirchen, griff nach Kreuzen und Bildern und durchzog heulend die Straßen in wilder Verwirrung.

„Der Berg achtete ihres Angstgeschreies nicht; es sprangen immer neue Oeffnungen auf, und mit gleichem Lärm und gleicher Gewalt stürzte daraus die Lava hervor. Rauch, Flammen und Dampf erhoben sich zu ungeheuren Höhen und verbreiteten sich dann auf den Seiten in Form einer unermeßlichen Pinie, ganz so wie es uns Plinius als Augenzeuge schildert.

„Nach Mitternacht verlor sich dieses ununterbrochene, fürchterlich dumpfe Getöse; mit ihm die stete Erschütterung und das Schwanken des Berges. Die Lava brach jetzt stoßweise aus den Oeffnungen

hervor, aber in schnell hintereinander sich folgenden Stößen mit donnerähnlichem Knall. Große Felsstücke wurden mit erstaunlicher Gewalt hoch in die Luft geschleudert, und neue Flammen und schwarze Rauchwolken folgten dem zertrümmerten Gestein.

„Nach und nach folgten die Stöße seltener, aber ihre Kraft verdoppelte sich, und zuletzt schien der ganze Berg nur eine Batterie zu gleicher Zeit abgefeuerter Artilleriestücke zu sein. — Während dieses gewaltsamen Donners sah man zur Nachtzeit auch die jenseits des Vulkans liegende Atmosphäre grell erleuchtet.

„Jede Explosion aus den Kratern drängte eine neue Massa von Lava herauf, die, sich dem Strome zuwerfend, ihm neue Kraft zu geben schien. Die Einwohner von Resina, Portici und Torre del Greco starrten mit fürchterlich ängstlicher Erwartung auf jede kleine Bewegung des Feuerstromes, dessen Richtung bald diesen, bald jenen der genannten Orte zu bedrohen schien. Plötzlich nahm die ganze Masse ihren Lauf genau auf Resina und Portici zu. Alles Lebendige in Torre del Greco stürzte in die Kirchen, dem Himmel für die geträumte Errettung zu danken; in ihrer unmäßigen Freude vergaßen sie freilich des dann unvermeidlichen Unterganges ihrer Nachbarn. — Aber ein tiefer Graben stellt sich dem Laufe der Lava entgegen; sie folgt seiner Richtung und — er öffnet sich auf der Höhe über das unglückliche, sich gerettet glaubende Torre del Greco. Mit neuer Wuth fällt der Strom den steileren Abhang herab. Er trennt sich nicht mehr und mit 2000 Fuß Breite erreicht er die blühende Stadt. Im nächsten Augenblicke suchen 18000 Menschen Schutz auf dem Meere.

„Noch ehe sie das Ufer verlassen, sehen sie über den eingestürzten Dächern der Häuser, aus der Mitte der Lava hervor, sich dicke, schwarze Rauchsäulen erheben und große Flammen wie Blitze. Paläste und Kirchen stürzen zusammen, und fürchterlich donnert dazwischen der Berg. Um elf Uhr in der Nacht war die Lava aus dem Innern des Vesuv hervorgebrochen, und schon um fünf Uhr des Morgens existirte Torre del Greco nicht mehr. In sechs Stunden hatte die glühende Masse vier italienische Meilen durchlaufen; eine noch nie erhörte Geschwindigkeit in der Geschichte des Vesuv. Das große Meer selbst vermochte kaum der Lava Grenzen zu setzen. Mächtig wälzte sich der obere Theil, indem der untere im Wasser erstarrte, über den erkalteten hinweg. Weit umher siedete das Wasser, daß

der Dampf hoch aufstieg, und Millionen gekochter Fische bedeckten die Oberfläche.

„Mitten unter diesen Verwüstungen brach der neue Tag an. Man sah die aus den Kratern sich hebenden Flammen nicht mehr, aber auch den Berg nicht. Eine schwarze festscheinende Wolke lagerte sich um ihn herum und verbreitete sich nach und nach wie ein finsterer Flor über den Golf und das Meer. Unaufhörlich fiel in Neapel und der Gegend ein feiner Aschenregen hinab und bedeckte alle Pflanzen und Bäume, alle Häuser und Straßen. Die Sonne erhob sich strahlenlos und ohne Glanz, und kaum war die Helle des Tages dem schwachen Lichte der Morgenröthe vergleichbar. Ein unbedeckter lichter Streif am äußersten westlichen Horizont ließ die Menschen doppelt empfinden, daß sie in eine wahrhaft ängstigende Finsterniß eingehüllt waren.

„Diese fürchterlich traurige Erscheinung vermochten die leichtlebigen, ohnehin von Natur aus nicht allzu muthigen Neapolitaner nicht zu ertragen. Alle überfiel eine ängstlich düstere Schwermuth und in ununterbrochen fortgesetzten Processionen suchten sie den erzürnten Himmel zu besänftigen. Es war nicht mehr das leicht empfängliche Volk, das lärmend und singend mit den Kreuzen die Straßen durchzog. Die vornehmsten Familien Neapel's schlossen sich dem feierlich langsamen Zuge der Processionen an und folgten seufzend und still in langer Reihe dem Kreuze durch die Finsterniß nach.

„Man glaubte allgemein, Alles, was die Asche berührte, mit einem tödtlichen Hauche bedeckt. Der eingebildete Verlust der reichen Pflanzungen umher versetzte die Menge in stumme Verzweiflung, und nur mit Mühe gelang es der Regierung, durch Bekanntmachung der unschädlichen Bestandtheile der Asche, diese Furcht zu zerstreuen. Diese Asche fiel um so stärker, je mehr sie dem Vesuv sich näherte. Als sie eine Linie hoch die Straßen von Neapel bedeckte, lagen fünf Linien in Portici, neun Linien in Resina und fünfzehn Linien in der Nähe der Lava. In Neapel war es schwarzer feiner Staub, näher dem Vulkane zu ein dunkler Sand mit erkennbaren Theilen, und auf dem Vesuv waren Rapolli, kleine Steintrümmer, gefallen.

„Die Lava selbst bewegte sich noch, aber langsam und nur am äußersten Theile bemerkbar. Eine harte, erstarrte Rinde bedeckte den fließenden Strom, und die Oberfläche dieser glühenden Masse erkaltete so schnell, daß zwölf Stunden nach der Zerstörung der Stadt

Torre del Greco viele ihrer unglücklichen Bewohner es wagten, schnell gegen ihre zerstörten Wohnungen zu eilen, um der Lava das Wenige zu entreißen, was sie noch verschont haben konnte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch mehrere Personen gerettet, welche, in einem Kloster verschlossen, die jenseits der Lava Geretteten bis dahin vergebens um Hilfe angefleht hatten.

„An vielen Orten war die Lava geborsten; aus ihrem Innern erhob sich ein heftiger, widriger, salzsaurer Dampf und man sah hellleuchtende Flammen zu beiden Seiten der Spalten. Man hörte ein unaufhörliches, entfernt scheinendes Donnern, und schnelle Blitze in dem schwarzen, vom Berge ausgespieenen Aschenregen erhellten die finstere Nacht. Man sah, daß diese gewaltige Masse auf dem großen Krater aus dem Gipfel hervorgewälzt ward. Man sah, wie sich eine ungeheuere, dichte, rundgestaltete Wolke aus dem Innern erhob, wie sie sich aufzublähen schien, je höher sie stieg. Große, zu schwere Felsstücke fielen wie in einem fortgesetzten Regen innerhalb der Ränder des Kraters senkrecht wieder in den Abgrund hinab.

„Eine neue Wolke folgte der ersteren schnell mit ganz gleichen Erscheinungen und so unzählige hintereinander, bis zu unabsehbaren Höhen. Ein großer, erhabener Anblick! Oft schien der ganze Berg mit einer Krone dieser zu eigenen Systemen geordneten Wolken bedeckt. Nach und nach löste sie sich auf. Wenige Stunden darauf hatte die Asche wieder den ganzen Himmel bedeckt und Tag und Nacht waren, wie vorher, durch keine Grenzen von einander geschieden.

„Man hatte am Tage einige schwache Erschütterungen bemerkt. In der Nacht um 2 Uhr am 18. Juni erschreckte ein neuer starker Stoß die für kleine Phänomene durch das Furchtbare der vorigen Tage nicht mehr empfänglichen Menschen. Man empfand ihn vorzüglich in Portici, Resina und anderen dem Berge näher gelegenen Orten. Bei dem Anbruch des weniger durch die Asche verhüllten Tages sah man mit Erstaunen, daß der Gipfel des Vulkans eingestürzt war. Statt der vorigen Spitze sah man ihn schief abgestumpft gegen das Meer. Die unaufhörlichen inneren Aschenausbrüche hatten so sehr das Innere des Berges erschöpft und ausgehöhlt, daß er den Gipfel nicht mehr zu tragen vermochte. Die ganze Masse fiel in dem Krater zusammen.

„Diese imposante Erscheinung beendigte jedoch den Aschenregen nicht.

„Wenn auch in Neapel und Portici und der nahen Gegend weniger Asche hinabfiel, als an den vorigen Tagen, und das matte röthliche Licht der Sonne mehrere Stunden lang sich durch den Staub in der Luft zeigte, so litten dagegen doppelt die Orte östlich vom Berge. Ein heftiger Westwind führte die aus dem Krater sich heraufhebende Masse von der Meerseite weg und mit doppelter Wuth stürzte sie auf Somma, Ottajano, Nola und Caserta herab. Bis in das Apenninengebirge hinein war tiefe Nacht. Der ganze Vesuv schien sich in Staub herabstürzen zu wollen. Wolkenbrüche vermischten sich in der Luft mit der Asche, und die Masse fiel, wie ein zäher Teig, über die Gegend. Fest umgab er die zartesten Zweige der Pflanzen und Bäume, und alle Pflanzungen dieses furchtbaren Striches erlagen unter der erdrückenden Last. Viele Dächer in den Ortschaften stürzten zusammen, und die Einwohner sahen sich genöthigt, ihr Leben durch schnelle Flucht in die Gebirge zu retten. Auf diese Art wurden einst Herculanum und Pompeje völlig begraben.

„Und wirklich hatte man Ursache, ein noch grausameres Schicksal zu befürchten. Denn während der Schlamm und die Asche am 18. und 19. Juni fort in einer für die Helle des Tages undurchdringlichen Dichte sich herabsenkte, stürzten reißende Wasserströme vom jähen Abhange des Berges herab. Mit grenzenloser Gewalt rissen sie Unmassen von Steinen und Bäumen mit sich fort und bedeckten die Ebenen mit Felsstücken.

„In der Nacht vom 20. Juni allein wälzten sich fünf solche Ströme vom Berge, und dreimal im Laufe des Tages erneuerte sich diese verwüstende Erscheinung und zwar das letztemal mit doppelter Stärke und die ganze, den Vesuv umgebende Landschaft ward durch diese Regen verheert; jede, auch die kleinste Wolke, schien mit Macht gegen die Spitze des Berges gezogen, und kaum hatte sie den Gipfel umgeben, als auch schon die Wässer herunterstürzten, Wälder, Straßen, Brücken zerrissen und Häuser und Felder zerstörten. Von allen Seiten lebten die unglücklichen Menschen in beständiger Todesangst und waren fortwährend genöthigt, sich zur schnellsten Flucht bereit zu halten. —

„Indeß verminderte sich allmälig die Menge der ausgeworfenen Asche. Man sah jetzt mit ihr sich große Dampfwolken aus dem Krater erheben, die in der Luft sich zerstreuten. Doch wurden die Nächte

in Neapel noch fortwährend von der unzähligen Menge weithin glänzender Blitze erleuchtet, die der Krater mit den Aschenwolken in kurzen Zwischenräumen ausspie. Ein starker, aber nicht rollender Donner begleitete sie.

„Am 24. Juni und mehr noch am 26. fiel wieder Asche auf die Seite von Neapel nieder; aber als die Einwohner diese Asche erblickten, erhoben sie ein Freudengeschrei, denn sie war nicht mehr dunkelgrau oder schwarz, wie bisher, sondern hellgrau und zuletzt ganz weiß. Die Erfahrung aller Eruptionen hatte gelehrt, daß dieß der letzte Bodensatz im gährenden Innern der Erde sei, und daß mit ihm das ganze schreckliche Naturereigniß zu Ende gehe.

„Und man betrog sich auch diesesmal nicht. Der Vesuv begann nur mehr zu rauchen. Asche fiel blos vereinzelt und in geringer Menge, und mit dem 8. Juli kehrte Heiterkeit in das sonst so glückliche Neapel zurück.

„Torre del Greco erhob sich wieder durch den rastlosen Eifer der zurückgekehrten Einwohner. Tausende waren auf den Feldern zerstreut, die Blätter und Zweige der Bäume und Reben von der Alles bedeckenden Asche zu säubern. In Neapel selbst strömten auf's Neue die genußsüchtigen Menschen den wieder geöffneten Schauspielen zu, und wie vorher versammelten die Späße des Polichinells die geschäftlose Menge an den Ecken der Straßen." — — —

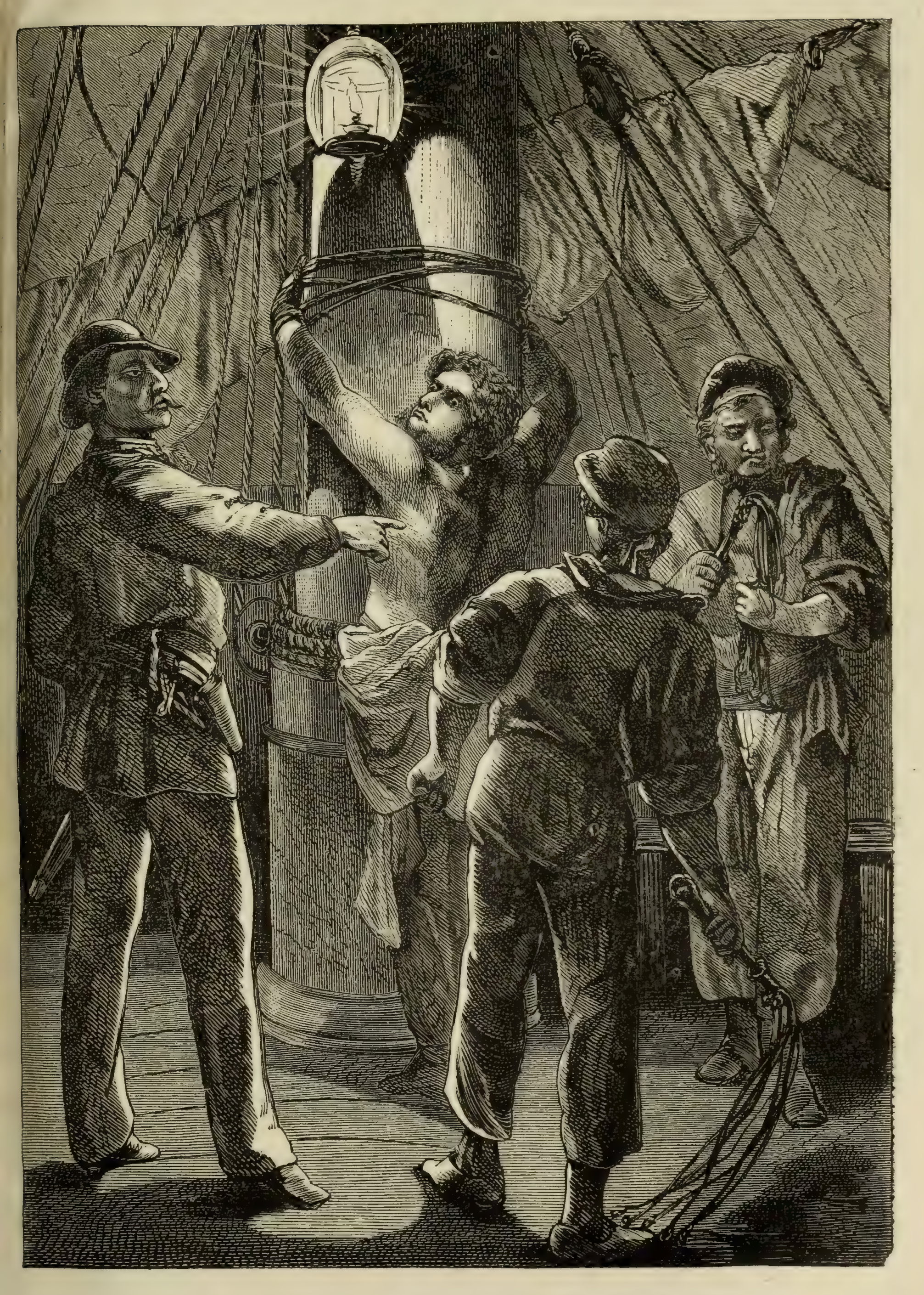
Unser junges Ehepaar fühlte sich in dem Schoße dieser würdigen Familie so heimisch, daß es gewiß noch lange nicht an den Aufbruch von Catania gedacht haben würde, wenn nicht ein Schreiben aus Palermo eingetroffen wäre, worin der Earl seine Ankunft daselbst mit der Bemerkung anzeigte, daß er in Folge eines ihm zugestoßenen Unfalles körperlich sehr leidend sei. —

Drei Tage später standen Henry und Adele an dem Krankenlager Sir Baldwin's, welcher in der That sehr angegriffen aussah und im Gesichte zahlreiche Spuren von Verletzungen aufwies.

Der Earl behauptete, in ein für ihn unglückliches Duell auf Säbel verwickelt worden zu sein und dabei mehrfache Verwundungen davon getragen zu haben. Sonderbarer Weise sträubte er sich aber ganz entschieden, von Henry oder Adele seine Wunden näher besichtigen zu lassen. Das Zimmer, in welchem Sir Baldwin sich befand, war durch dichte Vorhänge und die Jalousien beinahe gänzlich finster gemacht; der Earl behauptete, daß ihm das Licht sehr wehe

thue. Dies war aber offenbar nur ein Vorwand, denn, sobald das junge Ehepaar sich aus dem Zimmer entfernt hatte, zündete Simson einen Armleuchter an und der Earl las nun ein paar Stunden lang verschiedene Zeitungen, ohne daß sein Auge die mindeste Spur von Ermüdung zeigte; er würde wahrscheinlich die Blätter noch nicht von sich gelegt haben, wenn nicht der Kammerdiener erschienen wäre, um ihm das Abendbrot zu serviren und sodann seine angeblichen Wunden frisch zu verbinden.

Bei letzterer Gelegenheit nehmen wir deutlich wahr, daß die zahlreichen Verletzungen, welche des Earl Gesicht und Kopf aufwiesen, unmöglich von irgend einer eigentlichen Waffe herrühren konnten. Es waren Striemen und Beulen, aber keine Schnittwunden, oder mit anderen Worten: Sir Baldwin hatte sich nicht geschlagen, sondern war offenbar nur geschlagen worden in des Wortes trivialster Bedeutung. Wie dies sich zutrug, werden wir an späterer Stelle erfahren. Vor der Hand tritt an uns die Pflicht heran, uns endlich wieder um eine Unglückliche zu bekümmern, welche wir in sehr kritischer Lage auf der offenen See schon vor langer Zeit verlassen haben. — — —



Die entehrende Züchtigung nahm ihren Anfang.



Elftes Capitel.

Eine schwarze Majestät.

Unter Blitz und Donner ging die grauenvolle Nacht zu Ende. —

Mit diesen Worten hatten wir die arme Durga inmitten des stürmischen Meeres verlassen. — Das Mädchen hoffte, an die Küste von Tahiti getrieben zu werden, dessen Ufer Durga bereits ganz deutlich wahrnahm.

Zu ihrer namenlosen Bestürzung sah sie aber bald, daß die reißende Strömung, in welcher ihr schwaches Floß pfeilschnell dahinschoß, plötzlich beinahe unter einem rechten Winkel von der Insel abwich, welche nun rasch immer mehr und mehr ihren Blicken entschwand. Als die Sonne hoch am Mittag stand, waren blos mehr die Spitzen der hohen Gebirge Tahiti's für sie sichtbar. Jede Hoffnung auf Rettung schwand aus ihrem tief zerrütteten Gemüthe, und mit einer gewissen Apathie warf sie sich der Länge nach auf das Floß hin. Das einfache Kreuz aber, welches sie gefunden hatte, drückte sie fest an ihren Busen und gedachte dabei zuweilen ihres theuren Henry Burton, der sie wie eine Traumgestalt zu umschweben schien. — Hunger, Durst und Ermattung schlossen ihr endlich die Augen. Hatte eine Ohnmacht sie umfangen, oder war sie wirklich nur eingeschlafen, wer vermochte dies genau zu bestimmen?

Als sie endlich wieder zu sich kam, glaubte sie erst recht zu träumen. Sie fand sich in einem guten Bette liegen. Das Gemach, worin dieses Lager stand, war zwar sehr klein und niedrig, aber rein und behaglich; eine an der Decke herabhängende Oellampe ver-

breitete ein mildes Licht, jedoch hinlänglich intensiv, um alle Gegenstände deutlich zu erkennen.

„Wo bin ich?“ rief Durga, sich die Augen reibend, und machte einen Versuch aufzustehen, der aber vollständig mißlang; ihre Schwäche war zu groß; sie fiel der ganzen Länge nach auf die Dielen und vermochte nicht aufzustehen. — Ein Schmerzensschrei entrang sich ihrer Brust, denn sie hatte sich tüchtig aufgeschlagen.

Eine kleine Thüre öffnete sich rasch und eine freundliche Frauensperson von vorgerückten Jahren und bedeutender Körperfülle näherte sich ihr.

„Ach Herr, mein Gott!“ rief die Dame mit gutmüthigem Lächeln, „haben Sie lange geschlafen! Seit vollen dreißig Stunden liegen Sie in diesem Bette da, ohne sich zu rühren. Ei — Sie verstehen wohl nicht holländisch, weil Sie mich so verdutzt angucken? Nun, da muß ich's schon mit dem Englischen probiren, so gut es geht; diese Sprache sprechen Sie doch?“

Mit den letzten Worten hatte die Frau bereits das Idiom gewechselt und schien sich sehr zu freuen, daß der Unterredung jetzt kein Hinderniß mehr im Wege stand. — Sie half Durga zuvorkommend wieder auf das Lager hinauf und reichte dann dem Mädchen einen Becher.

Durga wunderte sich im Stillen, daß sie so wenig Hunger und Durst verspürte, von denen sie doch in den letzten Stunden ihres Bewußtseins so qualvoll gemartert worden war.

Die alte Holländerin schien diesfalls die Gedanken ihres Schützlings zu errathen, denn sie sagte, indem sie den gedachten Becher zu Durga's Lippen führte:

„Dreimal haben wir Ihnen diesen köstlichen Capwein eingeflößt, während Sie schliefen; Sie tranken mit Begierde, ohne aufzuwachen. Mit dem Essen werden wir aber etwas vorsichtiger sein müssen. Zum Glück haben wir aber junge Hühner an Bord, erst vor zwei Tagen zu Papiti eingekauft, wo wir uns überhaupt tüchtig verproviantirten, weil wir, ohne anzulanden, directe bis nach dem Cap der guten Hoffnung segeln wollen.“

„Also auf einem Schiffe befinde ich mich?“ sagte Durga, deren volle Besinnung allmälig zurückkehrte, „ja, ja, dieses regelmäßige Schwanken der Oellampe dort hätte es mir längst klar machen sollen. Ach, wie bin ich doch verwirrt und herabgestimmt! Gute Frau,

verzeihen Sie, daß ich jetzt erst Worte finde, meinen Dank auszusprechen."

„Nicht nöthig, nicht nöthig, liebes Kind," eiferte die dicke Holländerin; „hm! war aber auch nur ein Zufall, daß der Matrose vom Bugspriet in der Nacht ihr elendes Floß bemerkte, das etwa drei Faden weit an unserem Schiffe vorbeitrieb. Armes Kind! Jetzt wären Sie wohl schon längst elendiglich verschmachtet!"

Der guten Frau traten die Thränen in die Augen; um aber ihre Rührung nicht allzusehr merken zu lassen, eilte sie aus der Cajüte davon, um ihren Mann, den Capitän und Eigenthümer des Schiffes, herbeizuholen.

Herr van Zwijsen, so hieß der Capitän, schob sich alsbald durch die Thüre herein; wir sagen absichtlich: er schob sich hinein, denn wenn schon seine theure Ehehälfte an Fettsucht litt, so war er selbst ein Monstrum an Körperfülle, und gleich Falstaff konnte er sagen, schon seit Jahren nicht mehr die Spitzen seiner Schuhe gesehen zu haben. Er mußte sich daher förmlich durch die Thüre hineinzwängen, und zwar den Leib halb nach der Seite gewendet, wobei sein Schmeerbauch, wie ein Gummiballon, momentan eingedrückt wurde, aber sodann durch eigene Elasticität wieder sein früheres Volumen einnahm.

Van Zwijsen mochte um nur wenige Jahre älter sein, als seine Gemalin, das heißt, in den Fünfzigen stehen. Der Capitän streckte der schönen Durga herzlich die Hand entgegen und sprach mit wenigen, aber um so aufrichtiger gemeinten Worten seine Freude aus, ein so nettes Fischlein auf offener See geangelt zu haben.

Frau van Zwijsen hob schalkhaft drohend den Finger empor und that, als ob sie eifersüchtelnd schmolle, was ihrem Gemal ein schallendes Gelächter entlockte; das feiste Ehepaar schien überhaupt recht jovialer Natur zu sein und auf dem besten Fuße zu leben. — Frau van Zwijsen liebte auch in der That ihren Gemal so sehr, daß sie, als sie vor etwa zehn Jahren auch das jüngste ihrer acht Kinder gut versorgt hatte, alle Reisen des Dreimasters „Utrecht" mitmachte, um ihren lieben „Alten", der nun einmal das Streichen durch die Meere nicht lassen konnte, recht gut zu pflegen. Herr van Zwijsen hätte es wahrlich nicht Noth gehabt, auch noch in seinen jetzigen reiferen Jahren alle Gefahren und Mühseligkeiten eines Seemannes durchzumachen, denn er besaß ein bedeutendes Vermögen

in Baarem, und in seiner Heimatsstadt Utrecht, der zu Ehren er auch sein Schiff benannt hatte, außerdem mehrere schöne Häuser, große Magazine und prachtvolle Grundstücke. — Ohne die hohe See konnte er nun einmal nicht leben, und auch Frau Margarethe, die schon als Kind mit ihrem Vater dreimal die Reise um die Welt gemacht hatte, theilte gewissermaßen die Amphibiennatur ihres Mannes, so daß sie durch etliche zwanzig Jahre nur die Pflichten einer gewissenhaften Mutter, die ihr oblagen, an's feste Land zu fesseln vermocht hatten. — Aber seit dem Augenblicke, wo, wie bemerkt, auch das letzte ihrer Kinder das Elternhaus verließ, begleitete sie ihren lieben Wilhelm schon auf der nächsten Reise und verließ ihn von da ab keine Stunde mehr. — In dem lebhaften Sinne für treue Pflichterfüllung als Mutter und Gattin liegt ein schöner gemeinschaftlicher Charakterzug zwischen der Holländerin und der echten deutschen Hausfrau. — Mag immerhin die Französin und Italienerin sich besser auf das „Amusement" des Mannes verstehen, mag die Spanierin noch so sehr imponiren und bezaubern durch koketten Ernst und die Glut ihrer Empfindungen — wie tiefer stehen sie doch Alle unter dem gemüthvollen Weibe der germanischen Race, deren Kraft und Zukunft eben auf den häuslichen Tugenden und der Ehrbarkeit seiner schöneren Hälfte ruht und deshalb die geistige und sittliche Hegemonie der ganzen Welt sich naturgemäß erringen wird, erringen muß.

Wie heimisch fühlte sich die schöne Durga unter diesen guten Leuten; schon am ersten Tage war es ihr, als kannte sie das wackere Ehepaar schon seit Jahren. Frau Margarethe und ihr Gemal hörten aufmerksam die lange Geschichte an, welche ihnen Durga über ihr Vorleben und ihre Schicksale in den nächstfolgenden Tagen stückweise zum Besten gab.

Die einstige Devadasi hatte sich, Dank ihrer kräftigen Natur, binnen einer Woche von allen ausgestandenen Leiden und Schrecknissen wieder vollständig erholt. — Fast täglich wurde nun zwischen den van Zwijsen und ihrem Schützlinge langer Rath gehalten, was man mit Letzterem eigentlich beginnen solle.

Wie schon Frau Margarethe bemerkt hatte, sollte der Dreimaster „Utrecht", ohne weiter zu landen, die Fahrt directe bis nach der Capstadt fortsetzen, und es konnte Herrn van Zwijsen, dem jeder Tag Versäumniß schweren Schaden brachte, weil er von Valparaiso her eine sogenannte Concurrenzladung führte, füglich

nicht zugemuthet werden, blos Durga's wegen von seiner geraden Route abzuweichen und das Mädchen in irgend einem Hafen Ostindien's abzusetzen. — Um aber dennoch dem berechtigten Wunsche Durga's, alsbald wieder in ihre Heimat zu gelangen, nach Möglichkeit zu entsprechen, wurde der Beschluß gefaßt, daß, wenn sich eine in jeder Beziehung passende Gelegenheit fände, Durga einem entgegenkommenden, für Bombay oder Calcutta bestimmten Schiffe übergeben werden sollte.

Die van Zwijsen wollten alle Kosten tragen und überdies ihren Schützling hinlänglich mit Geld versehen, um bequem und ohne Sorgen bis nach Delhi gelangen zu können. Gute, tüchtige Menschen, gleich den van Zwijsen, verrichten ein edles Werk nie zur Hälfte.

Indessen verstrichen bereits neun volle Wochen, ehe sich eine Gelegenheit bot, daß Durga mit einem anderen Schiffe die Fahrt nach Ostindien anzutreten vermochte. Erst ganz in der Nähe der großen Insel Madagascar begegnete der Dreimaster „Utrecht" einem von der Capstadt kommenden, nach Bombay bestimmten Segelpacketboote.

Die beiden Schiffe wechselten schon von weiter Ferne ihre Signale und legten endlich für eine halbe Stunde bei, um die Umschiffung Durga's zu bewerkstelligen. — Herr van Zwijsen bezahlte das Ueberfahrtsgeld und händigte Durga noch fünfzig englische Guineen beim Abschiede ein, während Frau Margarethe ihr zum Angedenken einen werthvollen Schmuck unter Thränen und hundert Abschiedsküssen überreichte. — Sie hatte das ebenso schöne, als bescheidene und sittsame Mädchen während der wenigen Wochen so lieb gewonnen, wie ihre eigene Tochter, und Durga mußte feierlich geloben, sie in Holland aufzusuchen, falls sie einst als Master Henry Burton's Gemalin nach Europa käme.

Tief bewegt schied Durga von dem edlen Paare, das ihr der liebe Gott zur Rettung gesandt hatte. Noch lange winkten sich Frau Margarethe und das Mädchen mit den Tüchern zu, und zwar so lange, bis von den in entgegengesetzter Richtung steuernden Schiffen der Bord allmälig immer tiefer und tiefer in den Wogen untersank.

Als endlich von dem „Utrecht" nur mehr die Masten sichtbar blieben, machte Durga es sich auf dem Packetboote zurecht und musterte neugierig ihre Reisegesellschaft, welche aus einem Dutzend Passagieren beiderlei Geschlechts, und zwar zumeist Engländern, be-

stand. — Die Sehnsucht nach der Heimat machte ihr Herz heftiger pulsiren. In vier bis fünf Wochen konnte sie in Bombay an's Land steigen und vielleicht schon acht Tage später wieder an des ehrwürdigen Ganesas Seite weilen, aus seinem Munde Nachrichten über Henry Burton erfahren. — Fast war ein Jahr verstrichen, seit man sie aus Delhi entführte; was mochte sich inzwischen Alles in ihrer Heimat ereignet haben? —

Ihr heißes Sehnen sollte aber, so war es in dem Buche der Vorsehung geschrieben, noch nicht so bald gestillt werden. Am dritten Tage, nachdem sie das Packetboot bestiegen hatte, brach ein fürchterlicher Sturm los, wie ein solcher nur in der Nähe der südafrikanischen Halbinsel erlebt werden kann.

Graues, bleifarbiges Gewölke, das mit seinen weißlichen Kuppen wie eine Mauer im Norden und Westen lagerte, verkündete schon seit vierundzwanzig Stunden schlechtes Wetter. Die Captauben, Sturmtaucher, Albatrosse und andere Vögel sammelten sich in Schaaren hinter dem Schiffe und umschwärmten es mit großem Geschrei. Die See lief in immer höheren Wellen heran und brach trotz des verhältnißmäßig geringen Windes mit donnerndem Geräusch zusammen; das Barometer, dieser treue Führer des Seemanns, fing an zu sinken, und die aufgehende Sonne zeichnete an der starren Wolkenmasse im Westen einen Regenbogen mit ungewöhnlich lebhaften Farben.

„Regenbogen am Morgen, bringt dem Seemann Noth und Sorgen" heißt ein altberühmtes Sprichwort, und der Commandant des Packetbootes säumte denn auch nicht, Vorbereitungen für den kommenden Sturm zu treffen. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Morgens fuhr das Schiff noch unter allen Segeln, und Nachmittags um halb drei Uhr war bis auf zwei kleine Sturmstagsegel bereits Alles festgemacht. Der Sturm heulte in der Takellage, und die See rollte Berge heran, als wollte sie das Riesengebirge plastisch darstellen. Bis jetzt war es nur eines der gewöhnlichen Unwetter, deren Heimat das Cap ist, aber das stete Fallen des Barometers deutete an, daß man sich auf eine sehr schlimme Nacht gefaßt machen mußte.

Unter Tags war das Barometer nicht weniger als einen Zoll gefallen, und noch immer wich es, mit tief concaver Oberfläche, stündlich fast um einen Zehntelzoll. Der Himmel zeigte jene gleichförmige graue Decke, die weder Sonne noch Sterne durchläßt und

in ihrer starren Ungebrochenheit schwer auf den Gemüthern lastet. Es war Neumond, und die Nacht begann schon bald nach vier Uhr mit seltener Dunkelheit. Der Sturm wuchs stündlich und wühlte eine See herauf, als wollte er den Meeresgrund bloslegen.

Um acht Uhr Abends trat der erste Act des nächtlichen Drama's in die Scene. Das hintere Sturmstagsegel konnte, obwohl es ganz neu war, der Kraft des Windes nicht mehr widerstehen. Es zerriß mit einem Knall, als würde eine Kanone abgefeuert, peitschte mit einigen gewaltigen Schlägen in die Luft und flog dann, in Stücke zerfetzt, in die dunkle Nacht hinaus. — Das Barometer fiel noch immer. Bis dahin war der Wind langsam von Nordost bis Nord, jetzt sprang er mit einemmale auf Nordwest, und entstanden dadurch Seen in verschiedenen Richtungen, die das Schiff wie einen Federball hin- und herwarfen und es die furchtbarsten Bewegungen machen ließen. — Um zehn Uhr Nachts brach eine Sturzsee über das Schiff. Einige Matrosen wurden über Bord gespült und niemals wieder gesehen.

Die Sturzsee hatte das Verdeck gründlich geklärt, das Backbord-Seitenboot zerschlagen, das Steuerbordboot ganz fortgenommen und die eisernen Krahne, an denen es hing, abgebrochen, die in der Mitte stehende Barkasse mehrfach beschädigt, deren Befestigungsbolzen aus dem Deck gerissen und diese nach Lee geschleudert, die zugenagelten Lucken aufgebrochen.

Um Mitternacht erreichte der Sturm seinen Höhepunkt. Das Schiff lag ohne ein Stück Segel so schief, daß die Leeverschanzung drei bis vier Fuß unter Wasser stand. Die ganze See war ein kochender, glühender Schaum, der Cyklon brüllte in der Takellage, daß die ganze Mannschaft bereit gehalten werden mußte, um die Masten zu kappen. — Bei den einzelnen Stößen ruckte das Schiff, als ob solide Massen dagegen geworfen würden.

Die Offiziere wie die Matrosen thaten ihre Schuldigkeit in vollem Maße, aber selbst ein Schraubendampfschiff würde in diesem fürchterlichen Orkane nicht Herr seiner Bewegungen geblieben sein.

Das Grausige der ganzen Lage wurde aber noch durch den Umstand erhöht, daß man seit vielen Stunden gar nicht mehr wußte, wo man sich eigentlich befand. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte man der Ostküste von Madagascar ganz nahe sein, was die Gefahr, in der das Schiff ohnehin schwebte, wesentlich steigerte.

Das schöne Packetboot, welches so mannhaft den Stößen der wilden See widerstand, war indessen vom Schicksal dem Untergange geweiht. Als der Tag graute, gewahrte der Capitän zu seinem Entsetzen, daß das Schiff zwischen die Klippen, welche sich zwei Meilen von der Küste Madagascar's in's Meer hinein erstrecken, gerathen und unfehlbar verloren sei. — Eine allgemeine Panique riß ein.

Wie wir wissen, waren die Boote zertrümmert und selbst die Barkasse beschädigt worden, so daß diese nur die Hälfte ihrer sonstigen Tragfähigkeit besaß, also absolut nicht im Stande war, alle Matrosen und Passagiere aufzunehmen.

Ein furchtbares Krachen der Schiffsplanken verrieth, daß das Packetboot auf einem Riff aufsitze. Jedermann drängte sich jetzt nach der Barkasse, welche bereits in die See herabgelassen worden war. Mehrere stürzten dabei in die See, und Niemandem fiel es bei, ihnen auch nur die Hand zur Rettung zu reichen. — Die Autorität der Offiziere war zu Ende. Von den Passagieren war kaum die Hälfte in die Barkasse aufgenommen worden; mehrere, darunter auch Durga, kämpften mit der See den letzten Kampf.

Einige der im Wasser Zappelnden hingen sich mit der Kraft und dem Muthe der Verzweiflung an die Barkasse und ließen nicht ab, obgleich man ihnen mit der herzlosesten Roheit auf Kopf und Hände schlug, damit sie das Fahrzeug losließen, welches in der Gefahr schwebte umzukippen.

Eine Sturzwoge machte diesem widrigen-Schauspiele ein rasches, aber schreckliches Ende. — Das Packetboot borst in Folge des Anpralles der Wogen mit einemmale mitten aus einander und seine Trümmer rissen die Barkasse im Wirbel tief hinab in das feuchte Grab der Wellen. Für die, welche schwimmen konnten, wäre immerhin die Möglichkeit vorhanden gewesen, sich zu retten, aber diejenigen, die es eben nicht konnten, hingen sich krampfhaft an die Andern, und so mußten denn Schwimmer und Nichtschwimmer zusammen zu Grunde gehen.

Durga hatte sich mit merkwürdiger Resignation in ihr Schicksal ergeben. Als sie in das Wasser gestürzt war, machte sie keinen Versuch, der Barkasse zu nahen, um bei derselben Rettung zu suchen, und dies war eben ihre Rettung. Sie gewahrte, daß die Wellen die Richtung nach dem Ufer nahmen; ohne ihre Kräfte unnöthig zu verschwenden, ließ sie sich demnach von der Strömung tragen,

und ehe eine Viertelstunde verging, verspürte sie festen Grund unter den Füßen, obwohl sie vom Ufer noch weit, sehr weit entfernt war. — Die Tiefe des Wassers nahm, je mehr sie sich der Küste näherte, sehr langsam aber stetig ab, so daß, als das Wasser ihr nur mehr bis an die Kniee reichte, sie noch eine gute halbe Stunde zu waten hatte, bis sie das trockene Land erreichte.

Durga war sehr erschöpft und ließ sich in dem Schatten einer zunächst des Ufers stehenden Palme nieder, um auszuruhen. — Die Luft war so warm, daß ihr die nassen Kleider kein Unbehagen, sondern vielmehr eine angenehme Kühlung verursachten.

Nachdem Durga ein Paar Stunden halb wachend, halb träumend verbracht hatte, beschloß sie, von Hunger gequält, sich landeinwärts zu begeben, um Nahrung zu finden, denn die Gegend ließ deutlich erkennen, daß sie bebaut sei.

Kaum hatte sie aber ein Paar Schritte gethan, als sie zu Tod erschreckt und einen lauten Schrei ausstoßend, stehen blieb. Ein riesiger Neger war hinter einem Baume hervorgetreten und haftete, scheußlich grinsend, seine von wilder Lust entflammten grauen Augen auf das schöne, liebreizende Mädchen.

Ehe Durga es sich versah, hatte der schwarze Kerl sie umschlungen und suchte sie nach dem nahen Gebüsche zu zerren. Das arme Mädchen sträubte sich aus allen Kräften und schrie aus vollem Halse; aber der Neger war riesenstark und spottete seines Opfers. Schon in der nächsten Minute hoffte er seine schändlichen Absichten in's Werk zu setzen.

Durga biß in ihrer Verzweiflung in die nackten Arme und Schultern des Unholds, daß das Blut herabrieselte; den Neger schienen jedoch diese gewiß schmerzhaften Wunden so wenig zu geniren, als Mückenstiche.

Im letzten Augenblicke, wo das Mädchen auf dem Punkte stand, zu unterliegen, kam unvermuthet Hilfe.

Von mehreren Sklavinnen und Sklaven begleitet, kam die Beherrscherin dieses Landstriches zufällig des Weges, und angezogen von der ihr seltenen Erscheinung eines weißen Wesens, beschleunigte sie ihre Schritte, um zu sehen, was es gebe.

Durga gewahrte die schwarze Majestät und streckte ihr flehentlich die Arme entgegen.

Die Königin gebot dem Neger, in welchem sie einen ihrer

Sklaven erkannte, das weiße Mädchen loszulassen. — Der Missethäter fuhr erschreckt zusammen, als er die Stimme seiner strengen Gebieterin erkannt und that augenblicklich, wie ihm geheißen worden. Dies rettete sein Leben, denn einer der Begleiter der Königin hatte bereits den Wurfspeer erhoben, um den etwaigen Ungehorsam des Sklaven auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen.

Schluchzend vor Freude warf sich Durga vor der „schwarzen Majestät" in die Kniee, und den Saum ihres buntgestickten Kleides küssend, empfahl sie sich ihrem ferneren Schutze.

Die Königin nahm diese Huldigung, die erste, die ihr in ihrem Leben von einer Weißen geleistet worden war, sichtlich gnädig entgegen, ja sie hob sogar die Knieende eigenhändig vom Boden auf und bedeutete ihr durch Geberden, an ihrer Seite zu bleiben, während der Rückweg nach dem nahen Dorfe angetreten wurde, woselbst die Königin auf der Rundreise durch ihr Land heute ihr Hoflager aufgeschlagen hatte.

Unter dem Gefolge der „schwarzen Majestät" befanden sich ein Paar Sklavinnen, welche längere Zeit in Bombay gewesen waren und ziemlich gut englisch sprachen. Durga mußte sogleich ihre letzten Erlebnisse erzählen, denn Ihro „schwarze Majestät" war sehr neugieriger Natur.

Als die Königin vernahm, daß in der Nähe dieser Küste ein Schiff gescheitert sei, ließ sie sogleich die ganze männliche Bevölkerung aufbieten, um das Strandrecht auszuüben.

Die See spülte auch viele Kisten und Ballen aus, welche selbstverständlich von der „schwarzen Majestät" als ihr Eigenthum erklärt wurden und nur einiges Wenige wurde den allergetreuesten Unterthanen als Entschädigung für ihre Mühewaltung in Gnaden abgelassen.

Im Ganzen schien die Königin zwar sehr strenge, aber doch im Grunde des Herzens nicht von der landesüblichen Grausamkeit zu sein. Jedenfalls durfte sich Durga Glück wünschen, in ihre Hände gekommen zu sein, zumal Tanativa, so hieß die „schwarze Majestät", an dem hübschen, sanften Mädchen wirklich Gefallen zu finden schien. Das Wohlwollen der Königin nahm aber einen um so lebhafteren Ausdruck an, als ihr Durga die schönen Ohrgehänge, welche sie von der guten Frau van Zwijsen zum Angedenken erhalten hatte, als Geschenk anbot.

Ungeachtet Durga sehr gut behandelt und von der Königin Tanativa als Favoritin bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde, durfte jedoch das arme Mädchen weniger denn je auf die Rückkehr in ihre Heimat hoffen. Die „schwarze Majestät“ hatte ihrem Schützling eine besondere Ehre zugedacht, die aber Durga zu würdigen durchaus nicht Willens schien. — Tanativa wollte nämlich ihren einzigen Sohn, den einstigen Erben ihres Thrones, mit Durga vermälen und dadurch der Race nach eine Dynastie begründen, deren Sprößlinge sich schon durch ihre lichtere Haut von allen übrigen Unterthanen des Reiches vortheilhaft unterscheiden würden. — — —

Zwölftes Capitel.

Auf Madagascar.

Madagascar liegt im indischen Ocean als eine Art jüngeres England, dessen Zustand, wie er vor 1500 Jahren war, der jetzige Zustand jener Insel in vielfacher Beziehung ähnlich ist. Die Hovas, oder die erobernde und herrschende Race, sind die Angelsachsen von Madagascar, welche die Betsimasarakas, oder Britten des Landes, unterworfen haben, und jetzt als Diener und Sklaven in der Haus- und Feldarbeit benützen. Der herrschende Stamm zeigt einigermaßen dieselbe Liebe zur persönlichen Unabhängigkeit und dieselbe Fähigkeit für politischen Fortschritt, wie die germanischen Stämme. In der Bau- und Befestigungsart ihrer Dörfer, in ihrer Kriegsführung und Lebensweise im Allgemeinen haben sie auffallende Züge der Aehnlichkeit mit unseren barbarischen Voreltern, und an ihrem alten Heidenthume hängen sie mit einer wahrhaft sächsischen Zähigkeit.

Die Insel ist sowohl commerziell als physisch von beträchtlicher Wichtigkeit. Ihr Flächenraum übertrifft den von Großbritannien und Irland zusammengenommen; das Land sinkt stufenweise in bewaldeten Niederungen zur Küste ab, steigt aber in der Mitte zu einer Gebirgsreihe auf, welche von Norden nach Süden streichend und mit zahlreichen Ausläufern zu beiden Seiten, die Insel in eine Anzahl reichbewässerter Thäler scheidet. — Diese Thäler und die prächtigen Wälder, welche viele von ihnen bedecken, sind voll der seltensten und prächtigsten Blumen, Pflanzen und Gesträuche. Die Handelserzeugnisse der Insel, wie: Baumwolle, Indigo, Tabak und Reis sind von be-

trächtlichem Werthe und könnten die Grundlage eines blühenden Verkehres zwischen den Europäern und Madagassen werden.

Das Hauptinteresse jedoch, das sich an die neuere Geschichte der Insel knüpft, ist mehr ethnologischer und moralischer, als commercieller Natur. Während der letzten vierzig Jahre erlangten die Hova's nicht blos die Obergewalt über die andern Stämme der Insel, sondern entwickelten auch ein beträchtliches Maß von Scharfsinn und Geschick in der Befestigung ihrer Macht. Mit nur geringer und zufälliger Hilfe von Europäern machten sie einen ansehnlichen Fortschritt in den Künsten des civilisirten Lebens sowohl, als in der Regierungswissenschaft. Die Köpfe der Hovas sind in chronologischer Beziehung ganz merkwürdig gebildet. Die Entwickelung ihrer moralischen und intellectuellen Organe liegt klar ausgesprochen darin, daß ihr Schädelbogen über dem Ohr hoch in die Spannung vom Ohr bis zur Stirne lang und voll ist. Ihre Augen sind wohlgeöffnet und hell, die Brauen gut gezeichnet, ohne schwerfällig zu sein, die Nase zumeist adlerförmig gebogen; die Lippen voll aber fest und auf angeborene Willenskraft deutend. In ihren Gesichtern liegt ein ernst nachdenklicher, doch halb melancholischer und halb verlegener Ausdruck, als Anzeige eines scharfen, aber in seiner Entfaltung gehemmten Naturells.

Man hegt einigen Zweifel, welchem Zweige der menschlichen Familie die Hovas eigentlich angehören; wahrscheinlich sind sie eine reichbegabte Abart der großen malayischen Race, die sich über den indischen Ocean verbreitet und den polynesischen Archipel bevölkert hat.

Seit der vor zwanzig Jahren erfolgten Vertreibung der Missionäre ist Madagascar als ein den Europäern, namentlich den Engländern und Franzosen, verschlossenes Land zu betrachten. — Vor dem jetzigen Jahrhundert aber pflog keine europäische Nation irgend einen regelmäßigen politischen Verkehr mit der Insel, wiewohl Abenteuerer zu verschiedenen Zeiten Niederlassungen an der Küste versucht hatten.

Die britische Verbindung mit Madagascar begann im Jahre 1817, wo ein Freundschafts- und Allianzvertrag zwischen Radama, dem damaligen König der Insel und dem Statthalter von Mauritius im Namen Englands geschlossen wurde. Der Hauptpunkt dieses Vertrags war die Abschaffung des Sklavenhandels, und

um ihn wirksam zu machen, verstand sich die britische Regierung dazu, dem Könige und seinen Häuptlingen für ihren Verlust eine Entschädigung zu bezahlen. Dieselbe bestand zum Theil aus Munition und Waffen, und es wurden Leute auf die Insel geschickt, um die eingeborenen Soldaten in der Disciplin und Taktik der civilisirten Kriegsführung zu unterrichten. Dadurch wurde Radama in den Stand gesetzt, die Herrschaft seines Stammes, der Hovas, weit über die Centralprovinz Ankova auszudehnen, auf welche sie ursprünglich beschränkt war. Eine Anzahl eingeborener Zöglinge ward an Bord britischer Kriegsschiffe gesendet, um die Schifffahrt zu erlernen, während Andere zu ihrer Ausbildung nach England gingen. Die Londoner Missionsgesellschaft ersah in der also eröffneten Insel ein neues und wichtiges Arbeitsfeld und ihre Sendboten betraten die Küste Madagascar's im Jahre 1818. Sie waren von geschickten Werkleuten begleitet, um die Eingeborenen in den nützlichen Künsten zu unterrichten, damit die Civilisation mit dem religiösen Fortschritte Hand in Hand ginge. Nach der endlichen Ratification des Vertrages im Jahre 1820 begaben sich die Missionäre nach der Hauptstadt, wo sie der König herzlich willkommen hieß.

Damals war die Sprache des Volkes noch ungeschrieben. Die Missionäre machten sich bald daran, sie zu bemeistern, führten ein Alphabet ein, entwarfen ihre Grammatik, verfaßten Elementarbücher und übersetzten die Bibel in die Landessprache. Ungefähr zehn Jahre nach Ankunft der englischen Missionäre hatten viele Tausende Einwohner lesen, Viele auch schreiben gelernt und Mehrere sich sogar eine bedeutende Fertigkeit in der englischen Sprache eigen gemacht. — Während derselben Zeit ward eine große Anzahl junger Landeskinder von den mitgenommenen Werkleuten in der Bearbeitung der Metalle und in verschiedenen Gewerben, als: Maurer, Zimmerleute, Gärber, Schuhmacher u. s. w. unterrichtet. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Eingeborenen trat aus Ueberzeugung zum Christenthume über.

Diese wesentlichen und wichtigen Ergebnisse machten den Vertrag zwischen Sir Robert Farquhar und dem Könige Radama zu dem wohl bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte Madagascar's. — Der Tod dieses weitsehenden Fürsten im Jahne 1828 (er starb in dem frühen Alter von achtunddreißig Jahren), setzte seinem schwungvollen Plänen zur Hebung seines Volkes, die er zumeist mit Hilfe der Missionäre eifrig verfolgte, leider ein Ziel.

Seine Gemalin, die Nachfolgerin in der Regentschaft, war dem alten Heidenthume des Landes ergeben und stand unter dem Einflusse der heidnischen Priester; sie beschloß daher, die Missionäre zu vertreiben, ihre Religion zu unterdrücken und den Götzendienst wieder in seine frühere Herrschaft einzusetzen. — Im Jahre 1835 wurde demgemäß das Bekenntniß des Christenthums verboten, alle christlichen Bücher konfiscirt und im folgenden Jahre verließen die Missionäre mit ihren Gehilfen die Insel. Mit dieser Verjagung der Missionäre wurde das Christenthum nicht ausgelöscht, weil die mittlerweile sehr zahlreich gewordenen einheimischen Bekehrten zurückblieben.

Während der nächsten zehn Jahre waren diese Christen von Madagascar der Gegenstand bitterer und erbarmungsloser Verfolgung; man zwang viele von ihren Tangera oder Giftwasser zu trinken, was in den meisten Fällen den Tod nach sich zieht. Geldstrafen, Gefängniß und Sklaverei wurden über die Uebrigen verhängt, und im Jahre 1838 sogar zwei Christen öffentlich hingerichtet. — Alle diese Verfolgungen verfehlten aber, wie gewöhnlich, ihren Zweck. Durch die ruhige Standhaftigkeit der Märtyrer erfuhr das Christenthum vielmehr Zuwachs als Abnahme, und unter denen, die jetzt seinen Einfluß fühlten, war der Königin eigener Sohn, damals ein Jüngling von siebzehn Jahren. Im Jahre 1846 entsagte er dem Heidenthume und ließ sich taufen. Dieses Ereigniß, welches den bitteren Haß der heidnischen Partei am Hofe verschärfte, beschleunigte die heftigste aller bisherigen Christenverfolgungen auf Madagascar, die sich 1849 ereignete. — Achtzehn wurden enthauptet, vierzehn vom Felsen gestürzt, vier Adelige, deren Blut nicht vergossen werden darf, lebendig verbrannt, etliche siebenzig, bei denen man christliche Bücher fand, mit Weib und Kind als Sklaven verkauft.

Die allgemeine Abneigung der einheimischen Regierung gegen Europäer war gesteigert worden durch einen Streit, worein England und Frankreich im Jahre 1845 mit Madagascar geriethen. Bis dahin hatten einige europäische Handelsleute fortwährend an der Küste gewohnt; aber durch die Anwendung der Landesgesetze auf sie, von denen sie bisher befreit gewesen waren, fühlten sie sich verletzt und riefen den englischen Statthalter von Mauritius und den französischen von Bourbon um Beistand an. Sofort gingen ein englisches und zwei französische Kriegsschiffe nach Tamatave, um den Zwist zu schlichten; da aber dies in gütlicher Verhandlung mißlang, so feuer=

ten sie auf das Volk, verbrannten die Stadt, und eine an's Land gesetzte Abtheilung griff das Fort an. — Dieselbe ward aber mit einem Verluste von dreizehn Mann zum Rückzug auf die Schiffe genöthigt, und die nach Landessitte vor dem Castell aufgepfählten Schädel der Gefallenen waren noch 1853 zu sehen, denn sehr merkwürdiger, ja unglaublicher Weise steckten die beiden ersten Seemächte Europa's die erlittene Schlappe ein, ohne sie je ausgewetzt zu haben.

Die Residenz der Könige von Madagascar befindet sich zu Antanarivo, welche Stadt beiläufig dreihundert englische Meilen von der Küste entlegen ist. — Um dahin zu reisen, giebt es keine andere Art als Palankins, welche barfüßige Eingeborene auf den Schultern tragen. —

Auf solche Weise gelangte auch Durga im Gefolge der Königin Tataniva oder wie sie seit dem Tode Ramada's ihres Gemals eigentlich hieß Ranovalo, durch Flüsse, Moräste und Wälder nach der Stadt der hundert Hügel. —

Antanarivo ist auf einem langen, ovalförmig gestalteten Hügel von einer halben Meile Länge erbaut. — Die Stadt liegt 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Nach der Mitte hin und auf dem höchsten Punkte des Hügels, oder nach der Ausdrucksweise der Eingeborenen, auf der Tamponbohita, „Krone der Stadt" steht der königliche Palast, das breiteste und höchste Gebäude unter allen. Es ist etwa sechzig Fuß hoch; die Wände sind von doppelten, übereinanderliegenden Veranda's umgeben; das Dach ist hoch und steil, mit attischen Fenstern in dreifacher Höhe. In der Mitte des Daches ist ein großer goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln aufgestellt. An den Nordostflügel des Hauses der Königin stößt der Palast des Kronprinzen, ihres Sohnes, in kleineren Dimensionen, doch gleichfalls mit einem Adler gekrönt.

Nach Norden und Süden von diesen königlichen Wohnungen sich ausdehnend und mit ihnen eine Linie dem Kamme des Hauses entlang bildend, stehen die Wohnungen der übrigen Glieder der Königin-Familie und der obersten Regierungsbeamten, in gleicher Form erbaut und über die anderen Häuser der Stadt emporragend.

Die Häuser der übrigen Bewohner sind meist von Holz, mit steilen Dächern, die man mit Binsen oder Gras gedeckt hat und an deren Giebeln zwei Balken hervorragen. Für diese Häuser an den Abhängen des Hügels hat man Terrassen von zwanzig bis vierzig

Fuß Breite gebaut. — Die gleichförmige Gestalt der Häuser, das ungefärbte Holz ihrer Wände, das dunkelbraune Dachstroh geben der Stadt im Ganzen ein düsteres Ansehen. — Nur wenig Bäume, einer Feigenart zugehörig, zeigen sich in den oberen Theilen der Stadt, und bringen, obwohl sie von Sonne und Staub ziemlich vergilbt sind, wenigstens etwas Abwechslung in die Einförmigkeit. —

Die Rückkehr der Königin nach ihrer Residenz war hauptsächlich aus dem Grunde erfolgt, weil ein Abgesandter der englischen Regierung auf Madagascar erschienen war, um mit diesem Lande die Wiederaufnahme der Handelsverbindungen anzubahnen.

Unter ehrenvoller Begleitung von drei Offizieren der Madagascar'schen Armee hielt Sir Tompson, so hieß der englische Gesandte, seinen Einzug in die Hauptstadt, wo ihm die Königin ein ganz comfortabel eingerichtetes Haus zur freiesten Verfügung stellte. Das Volk begrüßte freundlich den fremden Mann; die Beamten und Vornehmen, die ihn besuchten, zeigten sich sehr höflich und begierig, ihre Kenntnisse von der übrigen Welt zu erweitern. Viele konnten sogar ganz leidlich im Englischen die Unterhaltung führen.

Sir Tompson unternahm mit dem Thronerben einen Ausflug in die Umgegend der Stadt; man kam dabei über zwei steinerne Brücken, deren zweite sich in mehreren Bögen über den Fluß Andranomiery wölbte und erst seit drei Jahren von Eingeborenen vollendet war; die Steinblöcke waren ohne Mörtel zusammengesetzt. Von dieser Brücke gelangte man in westlicher Richtung durch verschiedene Oerter und mehrere ansehnliche Reisfelder, die gerade brach lagen; der Boden bestand aus lockerem rothem Sand, untermengt mit zähem grauem Lehm; der Ackergrund war gut bearbeitet und die Spatenschollen waren, gleich Lehmziegeln in einer Brennerei, aufgespeichert damit Luft und Sonne sie recht durchdringen und pulverisiren möge, bevor das Wasser darüber gelassen ward. Zum dritten Male gelangte man an eine steinerne, gleichfalls ohne Mörtel aufgeführte Brücke. Auf der Westseite derselben liegt das große Dorf Ambaniana, und da eben Markttag war, kehrte viel Volk über die Brücke zurück. Der Prinz und sein Begleiter waren während des Rittes überaus mittheilsam. Auf dem Wege begegnete die Schaar unter Anderen auch einem Manne, der einen ansehnlichen breitköpfigen Silberspeer trug.

Die Madagassen, der Prinz nicht ausgenommen, stiegen vom Pferde und begrüßten diesen Speer mit großer Achtung, ja

Verehrung. Der Prinz klärte sodann Sir Tompson auf, daß dieser Speer Isitialaïnga (Hasser der Lügen) sei und als ein Wahrzeichen der Regierungsgewalt auf Madagascar gelte. Der Beamte, welcher ihn trägt, ist ein Herold der Königin für die Entscheidungen des Gerichtes. Ist Jemand eines Verbrechens angeklagt, so wird der Isitialaïnga vor dem Thorwege des Hauses, wo der vermeintliche Uebelthäter wohnt, aufgepflanzt, und Niemand darf, bei Todesstrafe, einen solchen vervehmten Ort verlassen, bis der fatale Speer nicht wieder weggenommen ist.

Ein Paar Tage später ließ die Königin dem Engländer bedeuten, daß sie bereit sei, ihm eine Audienz zu gewähren.

Sir Tompson putzte sich bestens heraus und bestieg den Palankin, welchen ihm die Königin zur Verfügung gestellt hatte. Große neugierige Volkshaufen bildeten zu beiden Seiten des Weges Spaliere. — Sobald der englische Gesandte den ersten Posten der außerhalb der Umzäunung des Palastes aufgestellten Garden erreicht hatte, machten die Palankinträger Halt und ein Ordonnanz-Officier der Königin meldete dieser die Ankunft des Audienzbewerbers.

Nach wenigen Minuten kam der Befehl zurück, Sir Tompson vorzuführen, der nun seinen Palankin verließ, und, nachdem er durch einen hübschen steinernen Thorweg geschritten war, den Hut zog. Eine vier Mann hoch aufgestellte Truppe, an deren einem Flügel eine Musikbande stand, bildete eine vier Klafter breite Straße in dem freien Raume unmittelbar vor dem Palaste.

Die Soldaten trugen um den Leib ein weißes Tuch, über der Schulter kreuzweise das Wehrgehänge und waren durchwegs wohlgewachsene, athletisch aussehende Männer. Der commandirende Officier, über das mittlere Alter zwar schon hinaus, aber noch sehr kräftig und rührig, trug einen seidenen Shawl gleich einem Turban um den Kopf gebunden, ein fein geblümtes Hemd, eine hübsche seidene Lamba oder Schärpe, deren gefranste Enden bis an die Knöchel reichten, und in seiner Hand hielt er einen glänzenden, prächtig verzierten türkischen Säbel.

Dieser Commandant ließ beim Anblicke des englischen Gesandten seine Mannschaft das Gewehr präsentiren, was mit Präcision geschah. Hierauf ging Sir Tompson auf die lange weite Veranda zu, auf welcher die Königin sammt ihrem Hofstaate versammelt war. —

Der Hofceremonier, der an des Gesandten Seite einherschritt,

verneigte sich gegen die Königin und rief wiederholt: Tsara, tsara tom poko! (So ist es recht, o Herrscherin!) — Hierauf verneigte sich der Mann nach Osten, wo das Grab Radama's in einem kleinen steinernen Gebäude sich befindet und wies hierauf endlich Sir Tompson den für ihn bestimmten Platz an; zur Rechten und Linken des Gesandten postirte sich je ein Dolmetsch.

Sir Tompson begann nun eine zierliche wohlgesetzte Rede, wie sie für den Ort und die Person, auf welche sie ihre Wirkung ausüben sollte, passend schien.

Zuerst dankte er der Königin, daß sie ihn zu ihrer Aufwartung eingeladen habe und sprach die Hoffnung aus, daß sie und die Ihrigen sich wohlbefinden. Als dies verdolmetscht war, sprach die Königin zu einem greisen Häuptling, dem Redner des Hofstaates, der zwischen ihr und dem ersten Minister stand. Der „Hofredner" erwiderte nun, daß die Königin wohl sei und alle ihre Angehörigen gleichfalls und frug, wie Sir Tompson die Reise bekommen habe und ob er nicht vom Fieber ergriffen worden sei.

Der Gesandte dankte der Königin, indem er sich tief verneigte, für ihre gütige Nachfrage, bemerkend, daß er zwar ein wenig unpäßlich gewesen sei, jetzt aber sich wieder wohl befinde. Dann fuhr er fort, daß er in seinem Vaterlande viel von Madagascar und Ihrer Majestät gehört, auch die Ehre gehabt, seiner eigenen Souveränin, der Königin Victoria, vorgestellt zu werden, vor ihr zu knieen und ihr die Hand zu küssen, und daß er vor Begierde brenne, auch der weisen und großmüthigen Beherrscherin von Madagascar eine gleiche Huldigung darzubringen. Schließlich bitte er seine mitgebrachten Gaben mit Nachsicht in Empfang zu nehmen.

Sir Tompson wies auf die zahlreichen und kostbaren Geschenke, welche mehrere Diener auf großen Platten, die bis dahin mit seidenen Decken verhüllt waren, ihm nachtrugen. Auf einen Wink wurden die Hüllen weggezogen. Die Augen der Königin funkelten vor Vergnügen, als sie die reiche Gabe erblickte; es war ein kleiner, mit allem, was nur ein Frauenherz erfreuen konnte, ebenso geschmackvoll als vollständig ausgestatteter Bazar von Toilettengegenständen und Schmucksachen.

Der Gesandte fuhr fort: „Schon lange haben die Engländer gegen die Madagassen freundschaftliche Gesinnungen gehegt. Schon vor vierzig Jahren wünschte Georg IV., König von England, ein

Freund des Königs Radama zu werden, und er habe einige Beamte abgesendet, um einen Freundschaftsvertrag mit ihm abzuschließen und ihn zu vermögen, keine Sklaven aus seinem Lande auszuführen. Radama habe diesen Vertrag treulich gehalten und auch Ihre Majestät sei nicht von diesem Wege Radama's abgewichen und gestatte gleichfalls keine Sklavenausfuhr aus ihrem Lande. England — schloß Sir Tompson seine Rede — habe seine Freundschaft für Madagascar nicht geändert; König Wilhelm IV., der Nachfolger Georg IV., sei gleicher Gesinnung gewesen, wie Ihrer Majestät Gesandte, die England vor mehreren Jahren besucht hatten, bezeugen könnten; und Königin Victoria, die gegenwärtige Regentin von England, hege die gleiche unveränderliche Gesinnung und sei Ihrer Majestät Freundin, Freundin der Regierung und des Volkes von Madagascar."

Als dies in einzelnen Absätzen verdolmetscht war, sprach die Königin zu ihrem Redner, welcher dann erwiderte: „Ihre Majestät wisse wohl, daß die Engländer nicht veränderlich seien und auch nicht unzuverlässig in ihrer Freundschaft, und daß sie, die Königin von Madagascar, gleichfalls fest bleibe in ihrer Freundschaft und das freundschaftliche Verhältniß zu England, zur englischen Regierung und Königin Victoria hochschätze, und daß sie immer darnach handeln würde." —

Hierauf wurden noch einige Artigkeitsphrasen gewechselt, worauf sich die Königin zurückzog, und zwar in etwas etikettewidriger Eile, um die inzwischen in den Palast übertragenen Geschenke in der Nähe und genauer zu besichtigen.

Die Musikbande spielte, als die Königin sich erhoben hatte und Sir Tompson schließlich den Palast verließ, die madagaskische Volkshymne, eine einfache, klangreiche Melodie, recht präcis.

Als Sir Tompson nach seinem Hause zurückgekehrt war und bei einem ganz schmackhaften Diner aus der Hofküche sich von der Ermüdung der langen Audienz erholt hatte, wurde er durch ein Billetdoux überrascht, welches in englischer Sprache von einer Frauenhand geschrieben war. Es lautete:

„Sehr ehrenwerther Sir!

„Ich habe heute im Gefolge der Königin Ihrem Empfange bei Hof beigewohnt, von Ihnen gewiß unbemerkt, nachdem ich mich dicht verschleiert im Hintergrunde der Veranda hielt. — Vor Allem die

Erklärung, daß ich eine Unterthanin des großen britischen Reiches bin und mich an Sie, nicht blos als Engländer und Edelmann, sondern vielmehr als Abgesandten und Vertreter unserer Königin, wende. Mit Einbruch der Nacht werde ich Sie in der Nähe des königlichen Palastes, und zwar auf der Ostseite, wo der Garten durch Latten eingezäunt ist, erwarten.

Durga."

„Durga?!" wiederholte Sir Tompson kopfschüttelnd, „das ist wohl kein englischer Name, aber dessen Trägerin schreibt ganz correct und fließend unsere Sprache. Goddam! Wenn sie selbst nur halb so hübsch ist, wie ihre zierliche, charakterfeste Schrift da, muß die geheimnißvolle Unbekannte ein ganz reizendes Wesen sein!"

Sir Tompson, obwohl ein Mann von fast fünfzig Jahren, fühlte sich sehr seltsam bewegt. Da er sich's bereits ganz bequem gemacht hatte, kleidete er sich neuerdings mit großer Sorgfalt an, und kaum vermochte er den Untergang der Sonne zu erwarten, um sich zu dem jedenfalls so oder so pikanten Rendezvous zu begeben.

Die Sonne war hinter den Bergkuppen noch nicht völlig verschwunden, als Sir Tompson sich anschickte, der an ihn ergangenen Einladung Folge zu leisten. Um für alle Fälle gerüstet zu sein, nahm er ein Paar Taschenpistolen und einen Stockdegen mit sich. — Die von der ihm unbekannten Dame bezeichnete Gegend war bald gefunden, und er spähte längs des ganzen Gartens nach einer Thüre, die sich ihm öffnen würde.

Die Erwartung, in den Garten Einlaß zu erlangen, sollte aber gründlich getäuscht werden, sowie alle Hoffnungen, die er an ein interessantes tête-à-tête knüpfte.

Als er einigemale auf- und abgegangen war, ohne irgend etwas wahrzunehmen, was mit dem Stelldichein hätte in Verbindung stehen können, hörte er plötzlich ganz in der Nähe von einer weiblichen Stimme seinen Namen rufen. — Er eilte rasch dem Klange dieser überaus melodischen und sanften Stimme nach und sah hinter dem Gartenzaune ein wunderliebliches weibliches Wesen stehen, welches die dichten Zweige des Gesträuches so weit mit beiden Händen auseinander hielt, um ihren ganzen Oberleib sichtbar zu machen.

Sir Tompson war ganz entzückt, ja verwirrt über die reizende Erscheinung, die sich ihm darbot. — Durga erröthete tief und erwiderte Tompson's artige Verbeugung mit einem außerordentlich

verlegenen kurzen Knixe. Diese Verlegenheit erhöhte aber ungemein den natürlichen Liebreiz Durga's, die sich gewiß nur schwer entschlossen hatte, den Beistand eines fremden Mannes anzurufen.

„Ich danke Ihnen, Sir!" begann endlich das schöne Mädchen aus beklommener Brust, „ich danke Ihnen vielmals, daß Sie sich gewürdigt haben, meiner Bitte zu willfahren. Meine ganze, meine einzige Hoffnung beruht auf Ihrer Bereitwilligkeit, mich aus einer entsetzlichen Lage zu retten."

„Ich verpfände Ihnen mein Wort, schöne Miß," entgegnete Sir Tompson galant, „mein Wort als Cavalier, daß ich nichts unterlassen will, um Ihren Wünschen und Hoffnungen zu entsprechen, aber," setzte er hastig bei, „aber können wir unsere Unterredung nicht in einer für mich mehr gedeckten Stellung fortsetzen?"

„Sie meinen, Sir?" erwiderte Durga in ihrer Herzensunschuld ganz unbefangen, „Sie meinen, Sir, daß ich Sie in den Garten einlassen möge?"

„So ist es, edle Miß!"

„Dies steht leider nicht in meiner Macht, Sir! Diesen Garten hier darf bei schwerer Strafe keines Mannes Fuß betreten, und selbst mein Hiersein, meine bloße Unterredung mit Ihnen, Sir, würde bereits der Königin in hohem Grade mißfallen, wenn sie darum erführe. — Vielleicht," setzte Durga abermals tief erröthend bei, „vielleicht würde auch noch eine zweite Person, die Ihnen, Sir, sehr wohl will, darob in großen Zorn gerathen!"

„Ei!" rief Sir Tompson, wie aus den Wolken gefallen, „sind Sie die fremde Schiffbrüchige, welcher, wie ich bereits vernommen, die Ehre zugedacht ist, Madagascar's künftige Königin zu werden? Goddam! Ich gratulire mir und Ihnen zu diesem Glücke! Welch' unerwartete Verbündete wird uns in Ihrer Person für die schönen Pläne meines Cabinets auf Madagascar! Wenn wirklich ein Tropfen englischen Blutes in Ihren Adern rollt, werden, ja müssen Sie mit Begierde die Gelegenheit ergreifen, Ihrem Vaterlande als Gemalin des künftigen Beherrschers dieses schönen und großen, für uns überaus wichtigen Reiches wesentliche Dienste zu leisten. Vor Allem, theuere Miß, wird es Ihre Aufgabe sein, den Einfluß jener französischen Abenteurer, die sich hier aufhalten und das Vertrauen der Königin erschlichen haben, zu brechen und durch unseren zu ersetzen."

In Sir Tompson war der diplomatische Agent mit aller Macht lebendig geworden, und seine früheren verliebten Illusionen traten jetzt völlig in den Hintergrund. — Durga ernüchterte jedoch seinen Eifer gewaltig, indem sie sagte:

„Verlieren wir nicht unsere kostbare Zeit mit solchen Dingen, die mich ganz und gar nicht interessiren. Ich will den Prinzen nicht heiraten; eher, Gott ist mein Zeuge, schreite ich zum Selbstmord; ich werde nie, nie meinem Geliebten untreu werden!" —

Das Mädchen sprach letztere Worte mit solcher Ueberzeugungstreue und tiefinniger Wärme, daß Sir Tompson mit verlängertem Gesichte und ziemlich kalt erwiderte:

„Ich vermag durchaus nicht zu begreifen, in welcher Weise ich Ihnen unter solchen Umständen dienstbar sein könnte. Es ist wohl am naturgemäßesten, Ihren Geliebten nicht der Gelegenheit zu berauben, sich Ihrer in so eclatanter Weise ausgesprochenen Zuneigung würdig zu erweisen!" —

Das arme Mädchen begann laut zu weinen. Sie fühlte den kalten Spott, den fröstelnden Egoismus, der in den Worten des aalglatten, in seinen Erwartungen völlig getäuschten Diplomaten lag.

„Ach, mein Henry, mein Henry!" schluchzte Durga, „wo magst Du weilen? Du würdest an der Stelle dieses herzlosen Menschen da gewiß ein Mittel finden, mich aus meinen goldenen Ketten zu befreien."

„Henry heißt der Glückliche?" bemerkte Sir Tompson ziemlich trocken, und auf einen Vorwand sinnend, die Unterredung auf schickliche Art recht bald abzubrechen; denn ein echter Diplomat wird nie unhöflich oder gar unartig sein, wenn er auch sonst mit ruhigem Gewissen eine Handlung zu begehen im Stande ist, die vielleicht Noth und Elend, Jammer und Verzweiflung für ganze Völker im Gefolge hat.

„Mein Henry," antwortete Durga mit großem Selbstgefühle, „mein Henry ist ein armer, familienloser Mann, ohne Namen, ohne Vermögen, aber mir doch theurer als alle Fürsten der Welt, denn er ist der Abgott meines Herzens. — Jener schlichte Name, den er nach seinen Ziehältern führt, er klingt in meinen Ohren erhabener, als jeder andere, und ich kenne keinen sehnlicheren Wunsch, als den, mich eines Tages Mistreß Burton nennen zu dürfen."

Sir Tompson fuhr zusammen und rief: „Burton, Henry

Burton heißt ihr Geliebter? Hat er nicht zu Sidney in Australien seine Jugendjahre verbracht, kam er von dort nicht nach Ostindien, und zwar nach Delhi?"

„So ist es, Sir!" erwiderte Durga ganz erstaunt.

„Mein Fräulein!" sagte der Diplomat, mit einemmale völlig umgewandelt, „gestatten Sie mir, daß ich Sie fortan als meine „Schwester" betrachte und Sie auch so nenne. Fragen Sie mich nicht nach dem Warum oder andern näheren Umständen. — Betrachten Sie sich für gerettet und Ihrem Geliebten wiedergegeben, insofern dies überhaupt und irgendwie dem vollen Aufgebote meiner geistigen und physischen Mittel möglich sein wird."

„Sie kennen meinen Henry?!" lachte Durga, ganz außer sich, unter Thränen.

„Er ist mein Bruder!" entgegnete Sir Tompson kurz.

„Ihr Bruder? Meines Wissens hat Henry keinen Bruder, oder sollte er seine Angehörigen endlich gefunden haben?"

„Oh, Henry Burton's Brüder zählen nach Tausenden und aber Tausenden," sagte Tompson, etwas sonderbar seinen Mund verziehend, doch setzte er sogleich ernst hinzu: „Setzen Sie in die Aufrichtigkeit meiner Worte keinen Zweifel, liebe Schwester. Vor Allem Eines — kann ich Sie morgen wieder hier sprechen? Ich werde bis dahin vielleicht schon einen Plan ausgebrütet haben; indeß dürften wir schon heute als gewiß annehmen, daß wir mit Gewalt hier nichts auszurichten vermögen, sondern nur List und Schlauheit zum Ziele führen können!"

„Ich werde Sie morgen um dieselbe Stunde hier erwarten, Sir," entgegnete Durga erleichterten Herzens.

„Gute Nacht, auf Wiedersehen, Schwester!" sprach Tompson und drückte mit Wärme, aber ungeheuchelter Achtung die zarte, weiche Hand, welche ihm Durga durch das Gitter hindurch zum Abschiede gereicht hatte.

Sinnend und sehr ernst gestimmt begab sich Sir Tompson nach seiner Behausung zurück. Er brütete die ganze Nacht, wie er wohl am Besten im Stande sein werde, sein im Namen des Weltbundes, dem er, gleich Henry Burton, angehörte, feierlich verpfändetes Wort: dem Bruder die Schwester zu retten, auf die durch die Umstände gebotene rasche Art ehrenvoll einzulösen. — — —

Dreizehntes Capitel.

Ein schändliches Complot.

Als der Earl Sir Baldwin of Dundonald in überstürzter Eile Rom verließ, angeblich, um in England wichtige Geschäfte abzuschließen, verfolgte seine Reisekutsche — Rom selbst besaß damals noch keine Eisenbahn — nur zwei Stationen weit die Richtung nach der Grenze von Toscana.

Rastlos und ohne Rücksicht auf Mühen und Gefahren schlug er sodann quer über die Apenninen den nächsten Weg nach dem im Neapolitanischen an der Westküste des adriatischen Meeres gelegenen Städtchen Pescara ein. — Weder die schlechten Straßen dieser Route, welche zu Wagen an vielen Stellen gar nicht passirbar sind, noch das räuberische Gesindel, das sich von jeher zahlreich in den Grenzgebirgen des Kirchenstaates und des daran grenzenden Königreiches Neapel herumtrieb und jeden Reisenden als gute Prise ansah, schienen bei dem sonst doch so bequemen und vorsichtigen Sir Baldwin in Betracht zu kommen.

Auch in Pescara, das der Earl schon am dritten Tage nach der Abreise aus Rom erreicht hatte, gönnte er sich nicht Rast und Ruhe, bis er nicht ein nettes und seetüchtiges Trabacolo (ein Einmaster, der zumeist nur zur Küstenschifffahrt benutzt wird) aufgetrieben hatte, in welchem er, Simson und die beiden anderen von Rom mitgenommenen Diener noch zur selben Stunde in die See stachen.

Jetzt erst gönnte sich der Earl, der sich sehr ermüdet und angegriffen fühlte, einige Rast, so weit eben selbe bei seiner großen inneren Aufregung überhaupt möglich sein konnte.

In der That wachte er schon nach wenigen Stunden wieder auf und kroch durch die Lucke auf's Verdeck, um Wind und Wetter mit sachkundigem Auge zu prüfen und sich zu überzeugen, ob das Trabacolo rasch in der gewünschten Richtung die See durchmaß. — Er schien im Ganzen befriedigt und sagte zu dem Padrone (Eigenthümer) des Schiffleins:

„Nun, Signor, glaubt Ihr, daß dieser Scirocco lang genug anhält, um noch heute Abends die Küste von Dalmatien zu erreichen?"

„Dieser Scirocco, Eccellenza!" entgegnete der erfahrene Seemann, „dieser Scirocco wird durch dreimal vierundzwanzig Stunden blasen und morgen in einen kleinen Sturm ausarten. Da sehen Sie nur, Eccellenza, wie tiefblau der Himmel noch nach Norden zu ist, und wie immer wässeriger er aber gegen Süden mit dem Meere verschwimmt."

„Eine Bora oder ein starker Levante käme uns nicht sehr gelegen," bemerkte der Earl mit besorgter Miene.

„Nessuna paura, Eccellenza!" lachte der Schiffspadrone, „ich garantire den Scirocco für drei Tage. Indessen," bemerkte der Mann sehr ernst, „indessen, um vollkommen sicher zu sein, wäre es immerhin gut, dem heiligen Januarius und der Madonna unserer Pfarrkirche zu Pescara je eine schöne Kerze zu weihen."

Sir Baldwin sah sich rasch nach dem Padrone um, der aufmerksam das Steuerruder handhabte, während der Earl am Maste stand und mit seinem Fernrohre einen wahrscheinlich von Corfu nach Triest gehenden Dampfer fixirte, der etwa auf zwei Seemeilen an dem Trabacolo vorbeikommen mußte. —

Der Earl hatte geglaubt, der Schiffspadrone wolle ihn zum Besten halten, denn das Mittel, den Scirocco durch geweihte Kerzen stetig zu erhalten, schien ihm doch etwas allzu originell. Der gläubige Italiener hatte aber, wie seine Miene bewies, nur aus vollster Ueberzeugung gesprochen, und Sir Baldwin befand sich durchaus nicht bei Laune, sich in Controversen einzulassen; um jedoch den Padrone in guter Stimmung zu erhalten, sagte er kurz:

„Gut, Signore, Sie sollen außer dem bedungenen Fahrgelde noch zehn Ducati für ihren Januarius und ihre Madonna erhalten."

„Zehn Ducati?!" rief der Padrone freudig erstaunt und zog seine Mütze bis auf's Verdeck herab, „und das ganze Geld soll für

Kerzen bestimmt sein?“ setzte der Mann bei, in dessen ausdrucksvollem Antlitze Bigotterie und Habsucht einen gar merkwürdigen Kampf kämpften.

„Machen Sie dies ganz und gar mit Ihrem Gewissen ab!“ erwiderte der Earl kurz und begab sich wieder unter das Verdeck.

„Zehn Ducati!“ wiederholte der Padrone einigemale bei sich, „zehn Ducati — das wäre zu viel für einmal; bin ein armer Teufel; würde mir den heiligen Januarius und die Madonna ganz verwöhnen. Möchten es vielleicht dann immer so haben, und ich wäre ein ruinirter Mann. — Vorläufig wollen wir blos zwei Ducati opfern und die übrigen recht hübsch langsam ein andermal, ein andermal.“

Der heilige Januarius und die Madonna schienen sich mit diesem Ausgleichsverfahren zufrieden gegeben zu haben, denn mit Einbruch der Abenddämmerung kam die dalmatinische Insel Brazza in Sicht, und kurz vor Mitternacht ging das Trabacolo in dem Hafen des kleinen Städtchens Milnà vor Anker.

Der Earl schenkte in seiner Freude, daß die Fahrt so glücklich von statten gegangen war, noch zehn Ducati, denn es traf sich gerade, daß am folgenden Morgen der Lateral-Dampfer, welcher wöchentlich einmal von Triest bis Corfu hinab alle Hafenplätze der Küste von Dalmatien und Albanien in Verbindung bringt, von Spalatro kommend, in Milnà anlegte.

Die Reise längs der dalmatinischen und albanesischen Küste bietet wenig Bemerkenswerthes. Erst Corfu ist geeignet, halbwegs unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. — Ferne im Westen erheben sich die Gargano'schen Berge, der eigentliche Sporn des italienischen Stiefels. — Bald entschwinden auch sie, und man schwebt auf der nach allen Seiten unbegrenzten lautlosen Fläche zwischen Himmel und Meer.

Angesichts des Cap Laghetto, das mit Cap Otranto die nur zehn Meilen weite Pforte des adriatischen Meeres bildet, herrscht eine ewig unruhige See. Der Anblick der albanesischen Küste mahnt sogleich an eine neue südliche Natur, in welcher die Sonne mehr versengend als belebend wirkt. — Unwirthliche graue Steinabhänge steigen in wiederholten Stufen vom Meere bis zu 3000 Fuß hohen, zackigen Kämmen empor; nirgends ein grüner Fleck, nirgends ein Baum, auf denen das Auge ruhen könnte. — An den Bergwänden

verfolgt man, einem Astwerke gleich, den Lauf der weißen Wasserrinnen, von ihren zahllosen obersten Zweigen an bis hinab zu ihrem Stamme, der als tiefe Felsschlucht in die schäumende See mündet. Acht Monate des Jahres sind diese Rinnen trocken und leer, um während der übrigen vier, reißenden Bergströmen zum Bette zu dienen. — Hin und wieder in einer Falte des Abhanges entdeckt man eine Oase von Olivenbäumen, mit einem Neste zusammengedrängter Steinhütten in ihrer Mitte, den Wohnsitzen einer vormals verwegenen und gefürchteten und selbst jetzt noch kühnen und kräftigen Bevölkerung.

Allmälig steigt Corfu's Hauptgebirge, der St. Salvador, vor unseren Blicken immer höher am Horizonte herauf. Man läßt die kleinen Vorboten der jonischen Inseln: Fano, Merlera, Samotraki zur Rechten liegen und fährt, nach einer von felsigen Vorgebirgen gebildeten Enge, in das stille weite Becken, das die Insel von dem epirotischen Festlande trennt. Dort im Süden des Beckens, wo der Abfall des Hügellandes weit in die See vorspringt und mit zwei aufeinanderfolgenden hohen und steilen Felskuppen endet, liegt Corfu. — Die beiden Felsen, von Mauern und Festungswerken gekrönt und umgürtet, sind die alte und neue Citadelle, auf deren Werken noch zur Zeit, als der Earl sie auf seiner fluchtähnlichen Reise in Sicht bekam, als Herrin die englische Flagge flatterte. Zwischen beiden lagert sich, wie eine Gefangene, die Stadt und hat nur einen engen Raum, um, gleichsam Luft suchend, mit ihrem Häusergewirre zum Meere hinabzusteigen. Vor ihr breitet sich die sehr sichere, von großen und kleinen Fahrzeugen bedeckte Rhede aus, deren Zugänge einerseits durch die Kanonen der beiden Citadellen, anderseits durch die Werke der gleichfalls zur Festung umgewandelten Vorinsel Vido bestrichen werden.

Corfu oder Corfi, wie der Jonier sagt, zählt gegen 20.000 Einwohner, davon sind $^1/_6$ Juden, $^1/_6$ Italiener und Malteser, $^1/_8$ Engländer, $^1/_8$ wahre Griechen, der übrige Theil urwüchsige Jonier. Corfu hat 37 griechische, 5 katholische Kirchen, 1 protestantischen Betsaal und 3 Synagogen.

Corfu hat eine gewisse aus langer Zeit herstammende Bedeutung, die sie vorzüglich ihrer natürlichen Lage verdankt. Sie dient einerseits allen vom mittelländischen nach dem adriatischen Meere und im umgekehrten Sinne fahrenden Schiffen zum willkom-

menen und sicheren Ruhepunkt, und bildet anderseits den Haupt-Geschäfts- und Stapelplatz für die Producte der sieben Inseln und eines Theiles der albanischen und griechischen Küste.

Ungeachtet dieser maritimen Bedeutung trägt Corfu keineswegs ein kosmopolitisches oder modern-europäisches, sondern dem äußeren Ansehen, wie dem inneren Leben nach, ein ganz corfiotisches Gepräge. Das Labyrinth enger, winkeliger, auf- und absteigender Straßen will sich nirgends zu einer geraden Linie oder einem regelmäßigen Platze ordnen. Ebenso ungleich an Höhe, an Stellung und Bauart sind die dichtgedrängten Häuser, deren unterer Theil oft auf einer dünnsäuligen Arkade ruht, wo dunkle Handwerksbuden, Kaufläden und Matrosenkneipen sich öffnen. — Auch die thurmlosen Kirchen stehen in der Reihe der Häuser nur dadurch ausgezeichnet, daß sie breiter und, statt vom Staub der Jahre, mit Sorgfalt weiß getüncht sind.

An einer Stelle steigt eine riesenhafte Rebe an einem Hause empor und läuft in die Höhe des zweiten und dritten Stockes, zehn- bis fünfzehnmal die Straßen überspringend, lange Strecken an denselben hin. Hin und wieder sieht man, aus Stein gehauen, unförmliche Thiere, die nichts Anderes sind als arme venezianische Löwen, denen die kurze französische Herrschaft Flügel, Zähne und Krallen gekostet hat. Diesem flüchtigen Bilde der Stadt dienen die Natur des Pflasters, die Straßenreinlichkeit und Beleuchtung, die Gassenpolizei u. s. w. zur keineswegs vortheilhaften Folie.

Hat der an's Land gestiegene Reisende die Formalitäten der Sanität und der Dogana (Mauth) erfüllt, so tritt er in ein buntes Gewühl von Menschen, die, geschäftig oder müßig, auf dem zum Strande gehörigen Platze hin- und herwogen. Man wird kaum anderswo eine größere Mannigfaltigkeit von Figuren und Trachten vereinigt finden.

Keuchende Lastträger, nacktbeinige Fischer, Matrosen aller Nationen, die Einen im theerigen Alltagsschmutz, die Anderen im netten Sonntagskostüme, schachernde Juden, Corfioten in dunklem Wammse und blauen, kurzen Sackhosen, flinke Griechen, schöne Albanesen, bis zu den Zähnen bewaffnete Montenegriner und, neben ihnen, bedächtig dahinschreitende Türken. — Alles wimmelt bunt durcheinander. Dazwischen bewegen sich, anscheinend als Zuschauer, zahl-

reiche Geistliche, vom eitlen schwarzlockigen Seminaristen bis zu dem mit langem Talare und hoher Mütze ausgestatteten stolzen Popen.

Längs der Häuser laufen Buden hin, mit einer Schaustellung von Broten, von Obst aller Art, von kleinen Ziegenkäsen, von Fischen und Krebsen, von Schweinsgerichten, und vor jeder steht der Verkäufer, durch Stimme und Geberde seine Waare preisend. Den Lärm vermehrt noch das Geklingel der verschiedenen Geldsorten an den im Freien stehenden Tischen der jüdischen Wechsler, das Zischen und Schmorren der im stinkenden Oelbade bratenden Fische und Sepien, der heisere Matrosengesang, der als Frucht eines mehrtägigen Rausches aus einer dunklen Spelunke hallt. Man hat wirklich Mühe, mit ganzen Sinnen hindurchzukommen. — Was immerhin, im Gegensatze namentlich zu den italienischen Städten, auffällt, ist die völlige Abwesenheit aller Weiber. Daß der Mann das freiere Leben und den öffentlichen Verkehr ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, die Frau aber mit Spindel und Kindern in die ärmliche Hütte bannt, ist eben ein Vorgeschmack orientalischer Sitte. —

Gegen die obere Stadt hin verläuft sich das Gedränge und reinigt sich der Inhalt der Buden. Man gelangt zuletzt zu einer Reihe recht hübscher Häuser, von regelmäßigen Arkaden und mehreren englischen Magazinen geziert und befindet sich auf der weichen Grasfläche der Esplanade. So heißt man den von Baumalleen und mannshohen Geraniumbüschen eingefaßten Plan, welcher die Stadt von dem tiefen Graben trennt, über den eine Zugbrücke zu der felsigen alten Citadelle führt. Die Esplanade ist die schönste Stelle der ganzen Stadt; sie bietet eine unvergleichliche Aussicht nach Norden und Osten, auf die Rhede, auf die Küsten von Sayades und Butrinto und auf das dazwischen liegende, von Schiffen belebte Meer. Sie ist deshalb auch der Corso der nicht zahlreichen corfiotischen Equipagen, und bei abendlicher Kühle der Sammelplatz der eleganten Welt, wohin die graciösen Uebertreibungen der Pariser Mode ebenso leicht und schnell gelangen, als die wichtigsten politischen Ereignisse. — —

Corfu war indessen nicht das Reiseziel Sir Baldwin's, der mit dem nächsten nach Athen bestimmten Dampfer wieder aufbrach. — Am zweiten Tage befand sich das Schiff auf der Höhe der phalerischen Bucht, in der Nähe des Piräus, dem Seehafen von Athen — Hier bietet sich ein Anblick dar, den man wohl nie vergißt! Zur Seite liegen die weltberühmten Inseln Aegina und Salamis

und drüben auf dem Festlande steigt der mächtige Pentelikon auf, seine Arme weit über das Thal ausbreitend, gleichsam als wolle er es unter seinen Schutz nehmen; und an diesen schließt sich der langgestreckte Hymettus und der einsame fein gezeichnete Bergkegel des Lykabettus; endlich, für den ungeduldigen Reisenden fast allzuspät, tritt immer deutlicher und deutlicher auch der Hügel Akropolis hervor mit den weithin schimmernden Säulen des Parthenon der Propyläen und des Niketempels.

Der Dampfer landete in Piräus. Es gibt wohl nicht bald ein so günstiges, von allen Seiten umschlossenes Hafenbassin, als dieses. Der alte Themistokles, der die Seemacht der Athener begründete, wußte sehr wohl, was er that, als er den Athenern anrieth, ihre hauptsächlichste Stärke in Piräus zu suchen. —

Während das Schiff landet, wollen wir uns einen Augenblick an den malerischen Gruppen von Griechen und Griechinen ergötzen, die wir am Ufer gewahren. Welch' prächtige Gestalten, diese Männer! Das schwarzgelockte Haar ist mit einem knapp anschließenden rothen Fez bedeckt. Stechende Augen, schwarzbrauner Teint, die Nase lang, aber sanft gebogen, das Kinn spitz, aber kräftig hervortretend, der Nacken ist frei. Nur ein schmaler weißer Kragen legt sich über das rothe oder blaue Kamisol, dessen freischwebende Aermel die zierliche Bewegung der Arme begleiten. — Auf der Brust liegt das weiße, feingeglättete Hemd. Von den Hüften schwebt, durch einen farbigen Gürtel zusammengehalten, bis zur Knie die weiße faltenreiche Fustanella, ein hemdartiger Ueberrock, der der ganzen Gestalt eine feine, wenn auch zuweilen fast weibische Zierlichkeit gibt. Unter den Knieen sind die Beine in knappe, scharlachrothe oder blaue mit blauen Quasten und Stickereien verzierte Gamaschen geknöpft und die Füße sind mit zierlichen Schnabelschuhen oder Sandalen bekleidet. Ein Mantel von zottigem Ziegenfell mit freischwebenden Aermeln oder bei Vornehmen ein blauer Paletot mit rothem Kragen dient in der strengeren Jahreszeit als Ueberwurf.

Mögen nun diese Neugriechen die wahren Abkömmlinge der Altgriechen sein, mag noch so viel slavisches Blut in ihren Adern fließen, diese Männer wissen sich mit einem Adel und mit einem Schwunge zu tragen und zu bewegen, daß uns die ganze Plastik der alten Kunst aus diesen Gestalten lebendig zur Seele spricht. Sie gemahnen uns wie verkommene Nachkömmlinge alter Königs-

geschlechter, die selbst im Bettlermantel noch immer die alte Würde zu wahren wissen. —

Das kleine Städtchen im Piräus, flach und in der Ebene gelegen, ist ganz modern gebaut, mit modernen Kaffeehäusern und Kaufmannsspeichern. Obgleich es seit einigen Jahren an Ausdehnung sehr zugenommen hat, so hat es doch noch lange nicht den Umfang der alten Hafenstadt. Das obere Ende der Bucht, wo die Sage die Gebeine des Themistokles ruhen läßt, ist sumpfig und fieberhaft.

Wir halten uns jedoch nicht lange in Piräus auf; es drängt uns nach Athen. Wir fahren vorüber an der Ueberresten der „langen Mauer," wir fahren über den Kephissos durch die letzten Ausläufer des heiligen Olivenhaines. Die Straße ist so angelegt, daß man fortwährend die Akropolis von Athen im Angesicht hat. Diese Fahrt dauert etwa eine Stnnde. Endlich sind wir in der Nähe der Stadt. Zur Rechten, zwischen dem Hügel der Akropolis und der Straße, auf der wir uns befinden, liegt der alte Theseus-Tempel mit seinen goldbraunen Säulen und Wänden, uns in der leuchtenden Morgen-Sonne wie zum Gruße entgegenstrahlend.

Das neue Athen hat keine Ringmauern, keine Thore. Man fährt durch die Hauptstraße, die Straße des Hermes. Der erste Eindruck der Stadt wirkt sehr verstimmend und ist wohl geeignet, alle träumerischen Illusionen von einem raschen Aufblühen des neuen Griechenland total zu zerstören. — Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Theil ohne Fenster; hölzerne Läden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Oeffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraße, sind ungepflastert und ganz entsetzlich schmutzig. Es befällt uns in Athen eine namenlose Trauer; man denkt unwillkürlich an Rom. — Auch Rom ist nicht mehr so groß wie seine Vergangenheit, aber es hat ein glanzvolles Mittelalter und steht auch jetzt im Wesentlichen mit der ganzen europäischen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! Griechenland nahm einen ruhmvollen Aufschwung zur Zeit seines Befreiungskrieges, aber die ganze Bewegung ist eingeschrumpft, der Enthusiasmus von damals heute vollständig verpufft. — Das ganze Land ist zu arm und dabei zu schlecht regiert, als daß es sich durch sich selbst erhalten, geschweige denn aufblühen könnte.

Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grund des alten.

Es ist wohl hauptsächlich vom König Ludwig ausgegangen, daß gerade Athen wieder die Hauptstadt des neuen Königreiches wurde. — Diese sentimentale Romantik war aber ganz entschieden ein politischer Mißgriff. Das alte Athen wurde hier gebaut, weil alle ältesten griechischen Städte aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber sich in einiger Entfernung vom Lande einwärts auf steilen Anhöhen ansiedelten. Heute fällt diese Ursache weg. Griechenland ist wesentlich auf die See angewiesen. Die natürliche, das heißt durch die Zeitverhältnisse und durch die billige Rücksicht auf Griechenlands Handel und Weltverkehr geforderte Lage der neuen Hauptstadt war nur der Piräus, den als die eigentliche Stadt zu betrachten schon Themistokles rieth. Vielleicht war aber Attika überhaupt für eine Stadtgründung, die der natürliche Mittel- und Schwerpunkt eines einheitlichen Königreiches sein soll, in einer zu entfernten Landecke gelegen. Es zeigte von der hohen Weisheit Capodistria's und der Venezianer, daß sie zunächst Nauplia, das schöne, mit einem herrlichen Hafen versehene, zu ihrem Regierungssitze wählten. — Bekanntlich ging man einmal sogar mit dem Plane um, die Hauptstadt an den korynthischen Isthmus zu legen, und zwar auf die schmalste Stelle desselben; sie beherrschte dann beide Meere.

Nichtsdestoweniger ist das neue Athen bis jetzt rasch aufgeblüht. Es zählt einige 20.000 Einwohner und nimmt einen großen Flächenraum ein. Zwei Hauptstraßen, die sich in ihrer Mitte rechtwinklig durchschneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt. — Vor dem königlichen Palaste befindet sich eine schöne Gartenanlage. Die große Mehrzahl der in diesen beiden Straßen gebauten Häuser ist zweistöckig, zuweilen recht elegant und sauber. Hier gibt es Glasfenster und zweiflügelige Hausthüren, oft auch Altane.

Die Häuser der fremden Gesandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Ministerien, die Bank, die Universität liegen vom städtischen Verkehr entfernter, auf freien, zum Theil noch nicht ganz ausgebauten Plätzen, die sich vom nördlichen Ende der Aeolusstraße bis zum königlichen Schlosse hinziehen. Dies ist das fashionable Westende des neuen Athen.

Was sich an diese Stadttheile anlegt, ist blos ein wüster Knäuel von kurzen, krummen und engen Gassen, durch den man sich schwer hindurchwindet.

Am südlichen Ende der Stadt, etwa 350 Fuß hoch, erhebt

sich der Hügel der Akropolis. In der ältesten Zeit war er die Stadt selbst; erst unter Theseus breiteten sich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das spätere Athen auch die Stadt des Theseus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite steigt er mit steilen, unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Westen entbehrt er dieser natürlichen Befestigung, daher diese Seite auch stets der Aufgang zur Akropolis gewesen ist. Jetzt ist der Eingang mit mittelalterlichen und türkischen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innere des Allerheiligsten. Hat man diese Pforte hinter sich, so steht man vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben die Propyläen als ihr natürlicher Abschluß entgegentreten, jenes festliche Eingangsthor, das die Griechen des goldenen Perikleischen Zeitalters zur Betrachtung der Akropolis ladete. Diese Propyläen, in der Mitte das große Thor, von welchem das Brandenburger Thor in Berlin nur ein schwaches Abbild gibt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künstlerischen und militärischen Doppelbestimmung der Akropolis entsprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere eine Pinakothek (Gemäldegalerie) war, gehören zu den vollendetsten Bauten der vollendetsten Kunstblüte.

Aber die Säulen sind verstümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher, mittelalterlicher Festungsthurm stört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen sind in vereinzelte Bruchstücke auseinander geschleudert, und der von Roß und Schaubart aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Tempel der Siegesgöttin, der vor den Propyläen steht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt architektonischer Schönheit und Vollendung uns für immer verloren gegangen ist.

Durch die Propyläen hindurch geht es nun an regellos aufeinander geschichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem schönsten und größten Tempel des Alterthums. Mit Bewunderung erfüllen uns diese hochaufstrebenden Säulen und die Gesimse des Daches und der Decke durch ihre schönen Formen und Verhältnisse. Mit bewegtem Gemüth geht man hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion, dem Doppeltempel der Athener Polias und des Poseidon. Die jonischen Säulen dieses einst so prachtvollen Tempels sind höchst anmuthig und leicht, das Ganze ist so schlank und zierlich, in allen Einzelnheiten so durchgebildet und feingegliedert. — Aber

unschwer ist es, auch diese Ruinen vor dem inneren Seelenauge zum schönen Ganzen, zum lebendigen Bilde der untergegangenen Herrlichkeit zusammenzufügen. Sie sind das Einzige, was an dieser Stätte wirklichen Genuß bietet; mittelalterliche Kunst und Bildung ist in Griechenland nicht zu finden, und die Gegenwart ist auch nicht vielmehr, als der Anblick einer Ruine. — — —

Der Earl of Dundonald, der schon öfters in Griechenland gewesen und auch zur Zeit des griechischen Befreiungskrieges ein englisches Geschwader im griechischen Archipel durch längere Zeit befehligt hatte, verlor bei seiner jetzigen Anwesenheit auf hellenischem Boden keine Minute Zeit mit classischen Betrachtungen. Er behielt vielmehr nur den prosaischen Zweck, der ihn zur so schleunigen und geheimnißvollen Abreise von Rom bewogen hatte, strenge im Auge.

In seines unentbehrlichen Simson Begleitung verfügte sich Sir Baldwin aus dem Hotel royal, woselbst er in Athen abgestiegen war, schnurgerade nach dem neuen Hospital, um — einen Kranken zu besuchen. — Daß er diesen Weg nicht aus samaritanischer Barmherzigkeit, sondern aus ganz entgegengesetzten Beweggründen unternahm, erhellt wohl am Besten aus dem Umstande, daß, als die von ihm sogleich beim Eintritte in die Hauskanzlei mit erwartungsvoller Miene gestellte Frage nach dem Befinden eines hier seit Wochen untergebrachten schwerverwundeten Patienten, welchem eben seine weite und beschwerliche Reise galt, mit der Versicherung erwidert wurde: „die Krisis wäre schon seit acht Tagen glücklich überstanden", sein Antlitz Aerger und Besorgniß in gleichem Maße verrieth. Er bemeisterte sich jedoch schnell und heuchelte große Freude über die ihm gewordene Kunde.

„Es ist auch wirklich nur ein Wunder, daß der junge Riese mit den goldblonden Haaren seinen Wunden nicht schon in den ersten vierundzwanzig Stunden erlag," bemerkte der Primar-Arzt, der hinzugekommen war; „sieben Stiche in die Brust, zwei in den Unterleib, eine Contusion am Kopfe und zahllose kleinere Verletzungen am ganzen übrigen Körper — das ist kein Spaß, und dabei der beinahe totale Blutverlust. Von Tausend wäre kaum Einer davongekommen. Wir haben aber auch das Aeußerste gethan, um ihn durchzubringen," schloß der Aesculap, nicht ohne Selbstgefühl.

„Es wird mir auch zur besonderen Genugthuung gereichen," erwiderte der Earl anscheinend freudig bewegt, dem Arzte mit Wärme

die Hände drückend, „Ihre Bemühungen reichlich zu vergelten. Vor Allem werden Sie mich aber sehr verbinden, wenn Sie mir umständlich mittheilen, was Ihnen über meinen Schützling und das Malheur, das ihn betraf, nur irgendwie bekannt ist."

„Sehr gerne, sehr gerne," entgegnete der Arzt, ein geborener Grieche, der seine wissenschaftliche Ausbildung zu Paris erlangt hatte; „wenn es Eurer Herrlichkeit genehm ist, will ich Ihnen meinen Bericht auf einem Spaziergange durch unseren Hausgarten erstatten."

Der Earl beeilte sich, dieser Einladung zu folgen, denn man brachte soeben mehrere mit ansteckenden Krankheiten behaftete Individuen in die Aufnahmskanzlei, wo ein Unter-Arzt das Amt handelte, das heißt die Abtheilungen bestimmte, auf welchen die Patienten untergebracht werden sollten.

Cholera und schwarze Blattern wütheten eben in Athen, wohin sie vom Piräus aus durch Schiffe aus der Levante eingeschleppt worden waren.

Als Sir Baldwin mit dem Primarius den Hof betrat, um nach dem etwas entlegenen Garten zu wandern, wurden soeben ein Dutzend Särge, schwarz angestrichen, zum Zeichen, daß die darin liegenden Leichen den genannten Seuchen erlegen waren, aus dem Hospital geschafft. Dem Earl und seinem nichtswürdigen Simson lief es bei diesem Anblicke eiskalt über den Rücken. — Beide athmeten erst wieder leicht auf, als sie sich in dem recht nett und freundlich angelegten Garten befanden, wo die drei Männer: der Earl, sein Kammerdiener und der Primarius, in einem kleinen Kioske mit der Aussicht auf die herrliche Akropolis Platz nahmen.

Der Arzt bot seinen Gästen ein kleines Frühstück an. Der Earl erbat sich jedoch blos ein gutes Glas Malaga und behändigte dem Primarius ein grünseidenes Beutelchen voll Guineen mit dem Bemerken, daß dies als kleiner Beitrag für die von ihm in Anspruch genommene Vorrathskammer des Hospitals angesehen werden möge.

Der Primarius verstand als pfiffiger Grieche die delicate Form, in welcher ihm das Geschenk angeboten wurde und sprach seinen besten Dank aus im Namen der Anstalt, welcher jedoch selbstverständlich keine Drachme von den vielen schönen Goldfüchsen zu Gute kam.

Als ein Diener des Hauses eine Flasche des verlangten goldenen Rebensaftes nebst einigem Backwerk servirt hatte, begann der Primarius, wie folgt:

„Es mag ungefähr ein Monat sein — aus dem Protokolle können wir später den Tag, ja selbst die Stunde ersehen — wurde gegen Mitternacht ein jämmerlich zugerichteter junger Mann von auffallend athletischen Körperformen in leblosem Zustande hierher überbracht. — Offenbar war er das Opfer eines meuchlerischen Raubanfalles geworden. Obwohl gut, ja fein gekleidet, besaß der Verwundete weder Baarschaft, noch Uhr, noch Ringe. — Aller Wahrscheinlichkeit nach war der erste Schlag heimtückisch mit einem Beile nach seinem Hinterhaupte geführt worden; ein gewöhnlicher Schädel hätte müssen dabei in Stücke gehen; wahrscheinlich hat aber auch der üppige Haarwuchs des jungen Mannes die Kraft des Schlages wesentlich abgeschwächt. — Jedenfalls muß der Angefallene bewußtlos zu Boden gestürzt sein, worauf erst die feigen Strolche ihn mit ihren Messern durchlöcherten. — Der Patient, obwohl zur Stunde bereits außer aller Gefahr, ist jedoch noch viel zu schwach, um selbst Näheres angeben zu können."

„Dann ist es wohl auch nicht möglich, mit ihm zu sprechen?" warf der Earl ziemlich hastig hin. Seine katzengrauen Augen funkelten vor Freude.

„Es wäre völlig resultatlos, schon jetzt von ihm nähere Aufschlüsse zu erwarten. Wir wissen noch nicht einmal seinen Namen. In zwei bis drei Wochen aber werden die Folgen seiner Gehirnerschütterung bereits behoben sein, darauf wette ich."

„Also selbst der Name ihres Patienten ist unbekannt?" rief Sir Baldwin mit schlecht verhehltem Vergnügen, „ich muß mich jedenfalls durch eigenen Anblick überzeugen, ob dieser mysteriöse junge Mann wirklich dieselbe Person sei, derentwillen ich hierher gekommen bin. — Noch eines — sind die Gerichte bereits eingeschritten?"

Der Primarius zuckte die Achseln und sagte:

„Die Sbirren, welche den Schwerverwundeten bei ihrem nächtlichen Rundgange von der Straße auflasen und hierher brachten, werden wohl am anderen Tage darüber Bericht erstattet haben, denn man ließ von Seite des Criminalgerichtes einmal nachfragen, ob der Beschädigte zu einer Einvernehmung geeignet sei oder nicht. Meine Antwort fiel natürlich unbedingt verneinend aus, und seitdem kümmerte sich Niemand mehr um diesen Vorfall; das ist hier schon so Landessitte. Wozu sollte auch eine Untersuchung nützen; die Meuchelmörder kennt der Verwundete gewiß nicht näher, und ich

wette Hundert gegen Eins, schon zur Stunde denkt bei unseren Behörden Niemand mehr an eine Affaire, die hierlands zu den alltäglichen Ereignissen zählt. — Ein gutes Drittel aller unserer Kranken laborirt an den Folgen von Raufhändeln oder Mordanfällen, und eine vielleicht noch bedeutendere Anzahl von dergleichen Beschädigten läßt sich zu Hause kuriren."

„Eine recht schöne Gegend das!" bemerkte der Earl kopfschüttelnd, „das befreite Hellas scheint von seiner wiedergewonnenen Freiheit einen sehr honneten Gebrauch zu machen — doch gehen wir, Herr Director, wenn es Ihnen genehm. Ich möchte den gewissen Mann agnosciren, in welchem ich, der Beschreibung nach, einen nahen Verwandten vermuthe. — Mir wurde nämlich zufällig nach Rom geschrieben, daß ein Neffe von mir, aller Mittel entblößt, hier in Athen im Hospital hoffnungslos krank darniederliege. Ich bin hierher geeilt, um meine Pflicht als Mensch und als Oheim gewissenhaft zu erfüllen. — Es steigen mir aber immer mehr und mehr Zweifel auf, ob ich mich nicht eines Unrechten wegen hierher bemüht habe, denn erst vor vier Wochen schrieb mir mein Neffe aus New-York, daß er sich dort wohlauf befinde, und Nichts ließ in seinem Briefe die Absicht vermuthen, nach Europa zurückzukehren. Vederemo!"

Sir Baldwin warf seinem Helfershelfer Simson einen Seitenblick zu, den der abgefeimte Schurke sogleich verstand.

„Ich könnte vielleicht Eurer Herrlichkeit den eben nicht angenehmen Besuch der Krankensäle ersparen?" sagte Simson, „ich kenne ja die junge Lordschaft ganz wohl."

„Ein vortrefflicher Einfall, mein lieber Secretär," entgegnete der Earl, gnädig mit dem Kopfe nickend; „begleiten Sie den Herrn Director; ich werde hier in unserer Equipage Ihren Bericht erwarten."

Nach diesen Worten stieg der Earl in den Miethwagen, welcher ihn und Simson hierhergebracht hatte und im großen Hof des Hospitals wartete.

Simson kehrte in wenigen Minuten an der Seite des Primarius zurück.

„Die Vermuthung Eurer Herrlichkeit," rief der Bursche schon von Weiten, „ist vollkommen begründet; wir sind auf eine ganz irrthümliche Nachricht hin von Rom nach Athen genarrt worden. Der junge Mann, von welchem der Herr Director sprach, ist eine für uns wildfremde Person, das heißt, für Eure Herrlichkeit, denn ich,

für meine Person, kenne ihn zufällig als einen Ober-Bootsmann der englischen Marine!“

Sir Baldwin blickte etwas verwundert bei Simson's letzten Worten darein; er begnügte sich jedoch, ganz gelassen die Frage zu stellen, ob Simson sich wirklich nicht geirrt habe.

Simson blinzelte seinen Herrn auf eine gewisse Art an und sagte:

„Es ist so, wie ich behauptet habe; übrigens wird sich die Sache von selbst sehr bald bestätigen, daß heißt, der arme Teufel da oben wird, sobald er wieder gesund ist, in eine recht unangenehme Lage gerathen.“

„Wie meinen Sie dies, Herr Secretär?“ entgegnete der Earl zurückhaltenden Tones, denn es war ihm noch nicht klar, wohin sein schurkischer Kammerdiener eigentlich hinauswolle.

„Je nun,“ erwiderte Simson mitleidsvollen Antlitzes, „der Verwundete heißt von Haus aus John Talbot und ist vor zwei Jahren, als er in Westindien stationirt war, aus der Flotte ausgerissen. Seit dieser Zeit nennt er sich Robert Westenholz und gibt sich für einen Helgoländer aus. Brrr! Wird ihm übel genug ergehen, wenn man ihn früher oder später als Deserteur einfängt!“

Simson betonte das Wort Deserteur besonders und blickte dabei seinen Herrn bedeutungsvoll an. Des Earl Mundwinkel verzogen sich zu einem wahrhaft diabolischen Lächeln, das aber der seitwärts stehende Primarius nicht bemerken konnte.

Sir Baldwin befahl Simson in den Wagen zu steigen. Der Kutscher erhielt Befehl nach dem Hotel zurückzufahren. Von dem Primarius, dem kein Wort von Simson's Bericht entgangen war, nahm der Earl ziemlich kühlen Abschied.

„Canaille!“ rief Sir Baldwin in lautes Gelächter ausbrechend, als die Kutsche das Hospital hinter sich hatte und klopfte seinen momentan zum Secretär erhobenen Kammerdiener vertraulich auf die Schulter. „Canaille! da hast Du wieder einmal einen Geniestreich gemacht, auf den ich wahrlich nie verfallen wäre.“

„Es freut mich, daß Eure Herrlichkeit sich herablassen, meinem geringen Talente zur Intrigue derart überschwengliche Anerkennung zu zollen,“ entgegnete Simson, sich tief verbeugend, mit meisterhaft erheuchelter Bescheidenheit in Ton und Miene, „mein guter Einfall

erfordert aber rasche und consequente Durchführung. Zu diesem Behufe möchte ich die ergebenste Bitte stellen, daß sich Euere Herrlichkeit noch heute nach dem Piräus verfügen, sobald ich unter vier Augen meinen Plan vollends dargelegt haben werde."

„Gut," erwiderte der Earl, „wir wollen, wenn es Noth thut, ohne Verzug nach dem Piräus fahren; am liebsten wäre es mir, wenn ich dieses höllische Land recht bald wieder im Rücken hätte."

„Wenn letzteres der Fall," sagte Simson lächelnd, „so können wir sogleich packen und Athen auf Nimmerwiedersehen verlassen. Der Schwerpunkt unserer Action liegt im Piräus.

„Mache, was Du willst!" antwortete Sir Baldwin, „ich verlasse mich ganz auf Dein Arrangement."

„Nun gut, dann werde ich sogleich unser geringes Gepäcke in Ordnung bringen und sodann den Capitän der englischen Corvette, welche im Piräus vor Anker liegt, von der Anwesenheit Eurer Herrlichkeit avisiren."

„Ich verstehe," nickte der Earl, „doch noch Eines; hast Du keine Nachricht von Master Hemsen? Dieser Mann scheint nicht viel zu taugen; er machte bisher Deiner Empfehlung keine besondere Ehre. — Einmal ließ er die seiner Obhut anvertraute Devadasi entschlüpfen, und nun war er nicht einmal im Stande, die Affaire mit jenem mir so unbequemen Robert Westenholz zu einem definitiven Abschlusse zu bringen. — So kommt es stets, wenn man solchen Leuten unbedingte Vollmacht ertheilt."

„Mein alter Bekannter dürfte am Ende doch durch den Drang der Umstände zu entschuldigen sein," bemerkte Simson unterwürfig, wie immer, „namentlich, was unseren ungeschlachteten Riesen betrifft, der, wie wir erfahren hatten, uns schon von Schanghai aus verfolgt und jedenfalls etwas Schlimmes im Schilde führte. Es handelte sich, um jeden Preis zu verhindern, daß er nicht mit Sir Henry und dessen Gemalin zusammentraf. In Egypten hatte Westenholz, als wir abreisten, durch längere Zeit unsere Spur verloren, endlich aber doch erfahren, daß wir nach Italien gingen. Hemsen, der zu seiner geheimen Ueberwachung zurückblieb, wußte es recht geschickt einzuleiten, unseren Feind von der directen Reise nach Rom abzubringen, indem er ihm durch dritte Hand vorspiegeln ließ, wir wären eben im Aufbruche nach Griechenland begriffen. — Westenholz beschloß daher, uns hier auf hellenischem Boden abzupassen und

durch gewisse Enthüllungen, in deren Besitz er, weiß Gott wie, gelangt ist, Eurer Herrlichkeit Autorität dem gewissenhaften und sittenstrengen jungen Ehepaare gegenüber total zu ruiniren. — Der alte Hemsen, der den Auftrag hatte, um keinen Preis die Abreise des Robert Westenholz nach Italien zuzulassen, griff also zu einem sogenannten drastischen Mittel, dessen Fehlschlagen er uns aber glücklicher Weise noch rechtzeitig durch einen eigenen Courier nach Rom meldete, so daß wir vor der Genesung des Verwundeten noch hinlänglich Zeit und freien Spielraum besitzen, um jedes Unheil abzuwehren.“

„Nun sage mir aber, Spitzbube!“ bemerkte der Earl etwas ärgerlich, „warum bist Du nicht schon während der Reise auf Dein jetziges Auskunftsmittel verfallen, um uns Robert Westenholz auf eine, ich möchte beinahe sagen, legale Art vom Halse zu schaffen? Warum ließest Du mich die ganze Zeit hindurch in Furcht und Bangen schweben? Simson! Mich will fast bedünken, daß Du eine geheime Freude daran hattest, mich zwischen Furcht und Hoffnung zappeln zu lassen!“

„Mit nichten!“ erwiderte Simson rasch, „mit nichten! Mein Plan, welchen der wunderbare Scharfsinn Euerer Herrlichkeit auf eine bloße Andeutung hin zu erfassen geruhten, hat erst Sinn, seit wir erfuhren, daß der Verwundete noch nicht zur vollen Besinnung gelangt ist, und seit wir mit Bestimmtheit wissen, daß er kein Stückchen Papier besitzt, welches unseren Angaben widersprechen könnte.“

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Der Earl stieg gar nicht aus, sondern blieb nachdenklich das ganze Viertelstündchen hindurch, welches Simson benöthigte, um Gepäcke und Rechnung in Ordnung zu bringen, in der Kutsche sitzen.

Zwei Stunden später überraschte Sir Baldwin den Capitän der Corvette „Cambridge“ mit seinem hohen Besuche. — — —

Vierzehntes Capitel.

Die Entehrung.

Der Earl of Dundonald verbat sich alle üblichen Ehren, welche seinem hohen Range in der britischen Marine zukamen; er bedeutete vielmehr dem Capitän, daß er als bloßer Privatmann an Bord gekommen sei, und auch nur als solcher gelten wolle.

Der Capitän, ein ehrgeiziger und strebsamer junger Mann, kannte Sir Baldwin persönlich und wußte, daß dieser mächtige Lord zur Förderung seiner Zukunft sehr viel beitragen könnte. — Er bot daher Alles auf, um dem Earl die Anwesenheit an Bord so angenehm als möglich zu machen und offerirte ihm auch seine eigene Cajüte, falls der hohe Gast aus Anlaß der im Piräus eben herrschenden Epidemien den Aufenthalt auf dem Lande nicht für rathsam finden sollte.

Der Earl nahm dieses Anerbieten dankbarst an, und auf seine Frage, wie lange der „Cambridge" wohl noch im Piräus verbleiben werde, erhielt er die ihn sehr befriedigende Antwort, daß dieses Schiff, sobald die binnen acht Tagen von Smyrna zur Ablösung erwartete Fregatte eintreffen werde, unverzüglich nach Malta abzugehen habe.

Sir Baldwin erklärte, daß er, wozu ihm als Ober-Offizier das volle Recht zustand, diese Fahrt mitmachen werde, um sodann von Malta aus mit irgend einer Gelegenheit nach dem nahen Sicilien weiter zu reisen.

Zwei Tage später, als der Earl auf dem „Cambridge" sich einquartiert hatte, meldete sich ein alter, vierschrötiger „Seehund"

bei dem Capitän der Corvette, um, wie er dem eben wachehabenden zweiten Lieutenant mittheilte, eine wichtige Deserteur-Anzeige zu erstatten. — Dieser Denunciant war niemand Anderer, als der geheime Agent Hemsen, welchen wir als Entführer und Wächter der schönen Durga bereits flüchtig kennen gelernt haben. — Wie wir ferner den Aeußerungen des schurkischen Simson entnahmen, war der alte Trunkenbold offenbar der Anstifter des Mordanfalles, bei welchem der arme Bruder Amalien's nur durch ein halbes Wunder mit dem nackten Leben davonkam.

Als Hemsen auf dem Verdecke seinen Spießgesellen Simson begegnete, verrieth keiner durch eine einzige Miene, daß diese beiden ehrenwerthen Männer alte Bekannte seien.

Mit fester Stimme und unter Angabe zahlreicher Details erstattete Hemsen dem Capitän, der durch einen seiner Offiziere ein förmliches Protokoll aufnehmen ließ, die Anzeige, daß zu Athen im Hospitale ein der englischen Flotte in Westindien entsprungener Oberbootsmann, Namens John Talbot, der sich aber fälschlich für einen Helgoländer ausgebe und Robert Westenholz heißen wolle, an mehreren Wunden darniederliege, in einigen Tagen aber insoweit hergestellt sein dürfte, um durch die Entfernung aus Athen sich der weiteren Verfolgung zu entziehen.

Hemsen erbot sich, seine Aussage zu beschwören und noch zwei Zeugen zu stellen. — Der königliche Capitän der Corvette mußte in diesem Falle nach dem Gesetze handeln. — Er verhörte auch die zwei Matrosen, welche Hemsen namhaft gemacht hatte, und als er sodann an der Wahrheit dessen, was diese drei Männer vollkommen übereinstimmend ausgesagt hatten, nicht mehr zweifeln konnte, ja nicht zweifeln durfte, leitete er sofort durch den englischen Consul im Piräus die Auslieferung des angeblichen Deserteurs ein. Die Regierung in Athen erhob dagegen gar keinen Einwand; man war vielmehr froh, daß jetzt die Bezahlung der Kurkosten von Seite der requirirenden englischen Behörde erfolgte, während sonst, aller Wahrscheinlichkeit nach, bei der Mittellosigkeit des Patienten, dieselben vom Krankenhausfonde getragen werden mußten.

Am nämlichen Tage, wo die Corvette „Cambrigde“ nach Malta in die See stechen sollte, ward der Robert Westenholz von Athen nach dem Piräus transportirt. Der arme junge Mann hatte gar keine Ahnung, warum dies geschah. Er war vielmehr froh, als

er sich aus dem Krankenhause endlich erlöst sah und meinte, daß man ihn nur aus humanitären Rücksichten englischerseits übernommen hätte.

Die frische Seeluft und die gute, nahrhafte Kost, welche er während der Ueberfahrt nach Malta genoß, stärkten ganz wundersam seine tief herabgekommenen Kräfte. Schon nach mehreren Tagen vermochte er auf dem Verdecke einige Stunden zu verweilen und ohne fremde Hilfe hin- und herzuwandeln.

Der Capitän der Corvette fühlte im Stillen reges Mitleiden mit dem schönen prächtigen Jungen, der einer entsetzlichen Strafe entgegenging, denn die Entweichung, die ihm zur Last gelegt wurde, mußte ihm, da er eine Offiziersstelle bekleidet hatte, sehr schwer angerechnet werden. — Dieses Mitleiden bestimmte auch den Capitän, mit Robert über den Grund, warum er eigentlich am Bord des „Cambrigde“ sich befand, kein Wort zu sprechen; er wollte die innere Qual und Unruhe, von der er seinen Arrestanten eingenommen wähnte, nicht durch ein offenes Gespräch noch mehr steigern, zumal der Arrestant auf Malta ohnehin dem ordnungsmäßigen Seekriegsgerichte zur weiteren Behandlung abgegeben wurde.

Der Earl und Simson wußten jede Begegnung mit Robert am Bord des „Cambrigde“ zu vermeiden, was übrigens nicht schwer war. Robert durfte nämlich nur zu gewissen Stunden das Verdeck betreten. — Sein Verkehr mit der Bemannung des Schiffes war übrigens äußerst gering. Alles zog sich vor ihm mit einer gewissen Scheu und Aengstlichkeit zurück, die ihm selbst ganz unerklärlich dünkte. Ein Jeder richtete sich nach dem Beispiele des Capitäns, der, wie wir wissen, Robert gegenüber sich sehr reservirt, aber artig und human benahm.

Im Piräus waren einige Mann des „Cambrigde“ von der Cholera hinweggerafft worden, darunter auch ein Steuermann und ein Oberbootsmann. Die kleine Cajüte des Letzteren war unserem Westenholz angewiesen worden, der sich sehr glücklich fühlte, daß er auf diese Weise völlig ungestört mit seinen Gedanken bleiben konnte. Aber gewohnt, stets auf irgend eine Weise thätig zu sein, suchte er die Langweile, die ihn zu beschleichen drohte, durch Schreiben zu vertreiben, da ihm keine Bücher zu Gebote standen, wohl aber Papier, Tinte und Feder, die er in einem Tischchen seiner kleinen Cajüte als einzigen Nachlaß seines Vorgängers antraf.

Robert Westenholz war ein echter Deutscher, ihm daher auch der Drang angeboren, zu philosophiren, wenn er sonst gerade nichts Klügeres zu thun hatte. Er setzte sich also hin und brachte einige Reflexionen zu Papier, welche vielleicht einigermaßen nicht nur von allgemeinem Interesse sein dürften, sondern auch von der gediegenen Bildung, die der junge Mann genossen hatte und seinen schönen Fähigkeiten Zeugniß ablegen. Da Robert in unserer Geschichte seine Hauptrolle erst zu spielen beginnt, ist es auch jetzt an der Zeit, uns mit seiner Individualität gelegentlich näher zu befassen.

Wie haben — beginnen unseres Freundes rapsodische Aufzeichnungen — wie haben die Entdeckungen und Arbeiten der letzten Jahrzehnte den Charakter unseres Zeitalters verändert! Die Unterschiede von Raum und Zeit gleichen sich heute durch das Spiel des Telegraphen aus, der von einem Pole unseres Planeten zum andern zuckt; blitzschnell, auf den Flügeln des Dampfes, eilt das Hochland zu der Tiefebene; rastlos pulsirt der Weltverkehr durch das eiserne Geräder, das sein Netz um Land und Volk, um Meer und Ocean spinnt; mit der Schnelle des Gedankens vermittelt sich hier in die weiteste Ferne, vom Ufer des sonnigen Tajo nach der eisumstarrten Newa, ja sogar über das Meer, der Austausch des Gedankens, der Sitte, der Mode, der Empfindung; es gibt kein Eiland, auf dem ein abenteuerlicher Symplicissimus sich verbergen könnte; die Erde will sich zu einem einzigen Culturorganismus umwandeln und mit dem Fallen der Schranken, dem Verblassen und Verschwinden der bisher unterscheidenden Merkmale vollzieht sich in Wirklichkeit, was heiße Dichterphantasie geträumt: „Seid umschlungen, Millionen!“ —

Man pflegt wohl, wenn die angedeuteten Züge unserer Gegenwart constatirt werden, auf die Höhe der technischen Cultur, zumal auf die Ausnützung der Dampfkraft, auf denjenigen Factor hinzuweisen, dem die Metamorphose hauptsächlich zuzuschreiben sei. — In der That wird kein verständiges Urtheil die Einwirkung eben dieses Factors auf die Gestaltung, welche die modernen Culturverhältnisse genommen haben, bestreiten; seine Einwirkung ist eine so vollendete Thatsache, wie sie nur je in diplomatischen und staatsmännischen Depeschen figurirt hat. Aber man sollte anderseits auch nicht den Antheil unterschätzen oder ganz vergessen, den die Wissenschaft auf die Entwickelung der heutigen Culturzustände auszuüben berufen gewesen ist. — Erinnert man an diesen zweiten Factor, so wird wohl

zugegeben, daß allerdings den Naturwissenschaften hier ein schwerwiegendes Verdienst gebühre, aber an diejenige Wissenschaft, welche denn doch bei Discussion der angeregten Frage in den Vordergrund gestellt sein will, an die Resultate der geographischen Forschung wird insgemein selten gedacht. Und doch kann es bei einer unbefangenen Betrachtung der Dinge nicht entgehen, daß die Entdeckungen und Arbeiten, welche gerade in der neuesten Zeit dieser Wissenschaft zu verdanken sind, unendlich viel dazu beigetragen haben, dem heutigen Weltverkehr, dem Wimmelleben der Arbeitenden und Strebenden die charakteristische Physiognomie aufzuprägen.

Wie die großartigen Bewegungen, welche im jüngsten Menschenalter von den Naturwissenschaften ausgegangen sind, an den Namen eines Mannes, an den Namen Alexander von Humboldt sich knüpfen, so knüpft sich eine in ihrer Tragweite und ihren Ergebnissen kaum minder großartige und bedeutsame Bewegung auf dem Gebiete der geographischen Forschung ebenfalls an den Namen eines der lorbeerbekränzten Heroen, welche in den verflossenen Decennien die Schlachten der geistigen Entwickelung schlugen, und an deren Ruhmessonne wir Deutsche uns mit Stolz zu wärmen berechtigt sind. Was Alexander von Humboldt für die Naturwissenschaft, das ist sein treuester Freund und berühmtester Schüler, Karl Ritter, für die Geographie gewesen.

Ritter geht von dem Gedanken aus, daß, wie jeder einzelne Mensch mit einem besonderen Charakter und mit besonderen Fähigkeiten eine besondere Aufgabe von der Vorsehung zugewiesen erhalten, so auch ähnlich die verschiedenen Völker und Länder. Eben so wenig wie die einzelnen Menschen, eben so wenig geben sich die Völker ihren Charakter und ihre Eigenthümlichkeit. Die Wissenschaft hat sich dieser Eigenthümlichkeit bewußt zu werden, sie deutlich und klar zu erklären. Die Eigenthümlichkeit des Volkes aber kann nur aus seinem Wesen erkannt werden, aus seinem Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Gliedern, zu seinen Umgebungen, aus seinem Verhältniß zu beiden und aus dem Verhältniß von beiden zu Nachbarländern und Nachbarstaaten. Damit ist auf den Einfluß hingewiesen, den die Natur mit stiller aber unwiderstehlicher Gewalt auf das Volk ausübt; Natur und Geschichte stehen in beständiger Wechselwirkung, nicht die Geschichte außerhalb oder neben der Natur; die Erde ist das Erziehungshaus der Menschheit und die Geschichte

der Bericht von dem Verlauf und Ergebniß der Erziehung.

Und so wie die Geschichte nicht etwas Willkürliches, sondern ein Ganzes, so wie ihre Begebenheiten sich nicht gleichgiltig zu einander verhalten, sondern nothwendig zusammenhängen, so ist auch die Erdoberfläche in ihrer Formation nicht etwas Willkürliches, sondern die verschiedenen Länder stehen in einer nothwendigen Beziehung zu einander, und bilden, wie die Ereignisse der Geschichte, in ihren Wechselbeziehungen ein organisches Ganze, einen Kosmos, an dessen Spitze der „lebendige Gott" die natürliche und sittliche Welt erhält und regiert. Die religiöse Idealität dieser Anschauungsweise, mit der jede materialistische Auffassung unverträglich ist, zieht sich als der eigentliche rothe Faden durch alle Forschungen Ritter's.

So sehr aber sonst das Hervorheben des religiösen Momentes innerhalb der wissenschaftlichen Forschung heutzutage nicht beliebt ist, und mit Recht, weil die Gegner von der keineswegs ungerechtfertigten Besorgniß ausgehen, daß die Integrität der wissenschaftlichen Forschung, deren Ernst und Reinheit durch das Hereinziehen jenes Momentes leiden könne, so findet aber dennoch bei Ritter diese Befürchtung, mag er auch noch so oft und entschieden den religiösen Standpunkt betonen, keinen Anhalt. — Mit der religiösen Idealität seiner Anschauungsweise verbindet sich in glücklicher Harmonie die genialste Tiefe der Forschung und des Urtheils, die umfassendste und klarste Weite des Blickes.

Wie gediegen und geistvoll sind z. B. die Auseinandersetzungen, in denen Ritter sein allgemeines Princip, daß der Erdplanet ein organischer Kosmos sei, im Besondern durchzuführen weiß! Drei große Gegensätze sind es, welche nach seiner Auffassungsweise sofort auch bei einer flüchtigen Betrachtung der Erdoberfläche in das Auge springen. — Der erste ergibt sich aus der verschiedenen Vertheilung von Land und Wasser. — Legen wir einen größten Kreis um die Erdkugel, der durch die Westküste Peru's und die Halbinsel Malacca längs der Südgrenze China's seinen zusammenhängenden Weg nimmt, so erhalten wir eine nordöstliche Halbkugel, die vorzugsweise continental, und eine südwestliche, die vorzugsweise oceanisch ist. Dort nimmt England die Mitte ein, hier Neu-Seeland. Das continentale Klima ist excessiv, das oceanische feucht. Dieses begünstigt die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, und der Einfluß

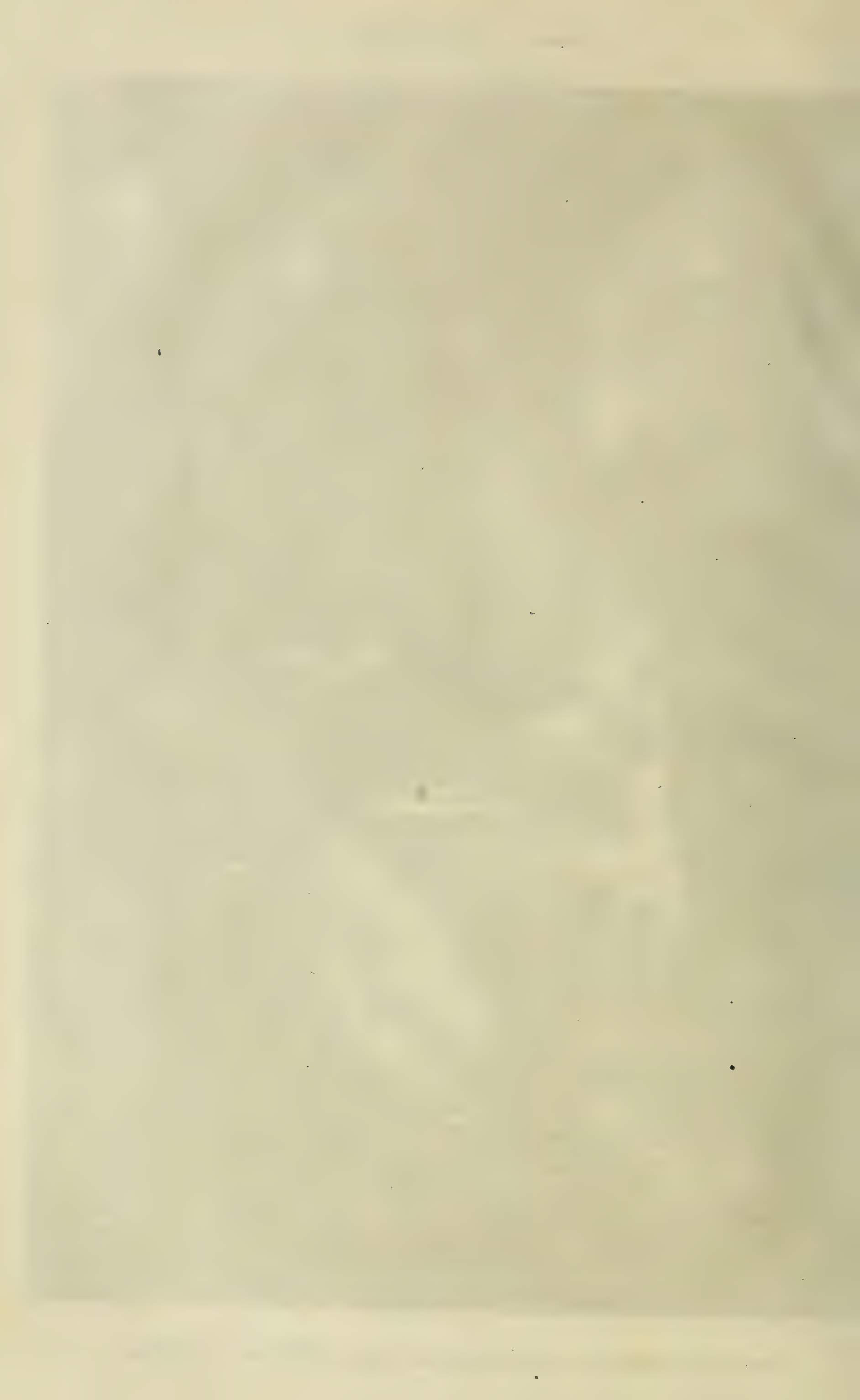
auf den Menschen macht sich darin geltend, daß er das Elastische verliert; jenes gibt zwar der Vegetation nicht die Ueppigkeit, aber eine größere Mannigfaltigkeit der Species, und der Mensch und mit ihm die Thiere sind muthiger und feuriger.

Den zweiten Gegensatz bildet der Unterschied der alten und der neuen Welt, oder der östlichen und der westlichen Halbkugel. Hier ist die alte Welt die continentale, die neue die oceanische. Der klimatische Unterschied ist im Allgemeinen der nämliche, wie bei der Wasser- und Landhalbkugel. Dazu gesellt sich ein Gegensatz in der Hauptrichtung der Erdtheile. Die alte Welt, fast ganz der gemäßigten Zone angehörend, dehnt sich aus in der Richtung von Osten nach Westen; die Richtung der neuen Welt hingegen läuft von Norden nach Süden und mit dieser Richtung ist ein häufiger Wechsel des Clima's verbunden. Ein dritter Gegensatz ergibt sich endlich aus dem Gegensatze der südlichen und der nördlichen Halbkugel; auf dieser, der continentalen, verhält sich das Land zum Meere wie 1 zu $1\frac{1}{2}$ auf jener, der oceanischen, wie 1 zu 5. Aber alle diese Gegensätze lösen sich auf in eine höhere Einheit, in den Gesammtorganismus unseres Planeten, und der bisherige Gang der Geschichte läßt ahnen, welche besondere Aufgabe den besonderen Länderindividuen zugetheilt ist. — Und dies lehrt uns die Culturgeographie, diese neue von Ritter begründete Wissenschaft.

Nicht die politische Action ist das wahre Leben der Staaten und Völker, ihr wahres Leben liegt vielmehr in der Entwicklung der geistigen und socialen Cultur. — Die Wissenschaft und die Technik haben sich in unserer Aera die Hand gereicht, um dieser Einsicht Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Sucht immerhin die ausgelebten Schranken festzuhalten, errichtet künstlich neue Dämme und Hemmnisse gegen das vordringende Wogengebraus der Zeitströmung; die Schranken und Dämme brechen doch, denn der Dampf im Dienste des Geistes nivellirt und über den höchsten Firn des Gebirges klettern die Telegraphenstangen. — Die Culturgeographie, wie sie uns Ritter lehrt, hat nichts mehr mit vereinzelten Lehrsätzen aus fremden Wissenschaften zu thun, mit statistischen Details, mit historischen und antiquarischen Notizen, mit Berichten aus topographischen Bureaux und der Copie meteorologischer Beobachtungen, mit der Berechnung der Steuerquote und des Militärbudgets, mit der Anzahl der Quadratmeilen und der Einwohner, der Festungen und



Die Räuber begannen eifrig um das schöne Mädchen zu loosen.



Forts, der Häfen und Arsenale, der Regierungsbezirke und der Landdrosteien — all' dergleichen vereinzelter Kram hilft dem hungrigen und durstigen Geiste so gut wie nichts. Die Culturgeographie erfaßt vielmehr den Erdplaneten in und nach seinen gesammten Beziehungen zur Natur, zur Geschichte und zum Menschengeschlechte als einen einheitlichen, organischen Kosmos; sie stellt sich die Aufgabe, das Leben des Erdorganismus hauptsächlich und schließlich in seinen Functionen zum Menschengeschlechte nachzuweisen. In diesem Sinne fällt der Begriff die Culturgeographie wesentlich mit dem Begriffe Ethnographie zusammen. Nichts ist der Culturgeographie vereinzelt oder zufällig, Nichts unbedeutend oder gleichgiltig. Sie greift auch gerne nach der Vergangenheit zurück. Ganz derselbe eigenthümliche Zug der Geschichtsschreibung unserer Tage kennzeichnet auch sie: die Neigung, solche Processe, welche die Richter längst entschieden und darum die Acten in die Registraturen zurückgelegt hatten, noch einmal mit der bestimmten Absicht vor das Forum der Untersuchung zu ziehen, um durch die Revision zu einem Resultate zu gelangen, welches dem ursprünglichen völlig entgegengesetzt ist.

In dem Bestreben, durchaus neue und andere Ergebnisse, als die bisher für giltig anerkannten, zu gewinnen, mag mitunter gefehlt, mögen einzelne Mißgriffe begangen werden; im Großen und Ganzen aber können die angedeuteten Revisionsarbeiten der Wissenschaft nur gewinnbringend und willkommen sein. Wie die Rechtspflege aller Zeiten ihre Justizmorde auf dem Gewissen hat, so hat auch die Geschichte ähnliche moralische Morde zu verantworten, und wenn diejenigen sich ein Verdienst erwarben, welche das Andenken der Opfer von Justizmorden restituiren, so wird das Verdienst von Forschungen und Mühen sicher nicht in Abrede gestellt werden können, welche dem nämlichen edlen und humanen Interesse auf dem Gebiete der Geschichte dienen. — — —

Die Corvette „Cambridge" war ein Segelschiff, und die Fahrt vom Piräus nach Malta dauerte bedeutend länger, als zu erwarten stand. Heftige Winde aus Nordost machten den geraden Cours völlig unmöglich. Die genannte Corvette mußte bis an die afrikanische Küste bei Tripolis hin laviren, um sodann in nordwestlicher Richtung endlich auf ihr Ziel lossteuern zu können. — Auf diese Weise bekam der „Cambridge" erst nach zwölf Tagen Malta

in Sicht, während bei halbwegs günstiger Witterung kaum der dritte Theil dieser Zeit erforderlich gewesen wäre.

Nachdem die Corvette in Malta vor Anker gegangen war, wollte Robert sich an's Land begeben; zu seinem nicht geringen Erstaunen wurde ihm jedoch vom dienstthuenden Officier die kurze Weisung, daß er an Bord zu verbleiben habe.

Obwohl diese Maßregel unseren Riesen einigermaßen verblüffte, unterließ er jedoch jede weitere Frage und fügte sich dem Befehle. An strenge Seemanns-Disciplin gewohnt, wußte er wohl, daß der Officier nur nach dem Befehle des Commandanten, der zum Hafen-Admiral sich begeben hatte, gehandelt haben werde.

Indessen sprach sich Robert selbst den Trost zu, daß der Capitän vorerst hinsichtlich seiner Person bei der Hafenbehörde weitere Weisungen einholen werde, weil er ohne alle Papiere und gänzlich mittellos dastand.

Als der Abend hereinbrach und Robert eben in seine Hängematte kriechen wollte, betrat ein Unteroffizier von der Garnison in Malta seine kleine Cabine und forderte ihn mit dürren Worten auf, mitzugehen. — Westenholz, mit dem trockenen, unfreundlichen Wesen der Engländer, namentlich jener in der Soldatenjacke, längst vertraut, ahnte auch jetzt noch kein Unheil. — An Effecten besaß er nichts, als was er am Leibe trug; als er die von ihm während seiner Einschiffung auf dem „Cambridge" mit verschiedenen naturwissenschaftlichen und philosophischen Reflexionen beschriebenen Bogen in seine Brusttasche geschoben hatte, konnte er mit dem alten Weltweisen Bias ausrufen: „Omnia mea mecum porto."

Als Robert das Verdeck betrat, staunte er, daß dort auf den Unteroffizier drei Soldaten harrten, welche ihn, Westenholz, wie einen Arrestanten in die Mitte nahmen. Da er aber nicht einmal des geringfügigsten Vergehens sich bewußt war, so fand er diese Form, einen Ausweislosen vor das Hafenamt zu stellen, zwar etwas sonderbar, aber keineswegs für ihn beunruhigend.

Unweit vom Hafen begegnete dem kleinen Zuge der Capitän des „Cambridge"; derselbe blieb stehen und sah Westenholz mit einem so ernsten, ja traurigen Blicke an, daß unserem jungen Riesen endlich bange zu werden begann. — Robert wollte stehen bleiben und an den Capitän eine Frage richten; aber nicht nur, daß dieser

ihm mit der Hand winkte, seinen Weg weiter fortzusetzen, gestattete auch die Escorte nicht, daß er im Gehen inne halte.

Robert befand sich das erstemal auf Malta. Nichtsdestoweniger erkannte er, daß man ihn nicht auf das Hafenamt, das der Natur der Sache nach in der Nähe des Strandes liegen mußte, bringe, sondern nach der Citadelle.

Jetzt tauchte in ihm die Gewißheit auf, daß er von schlimmen, ihm unbekannten Gefahren bedroht sei. Vergebens zerbrach er sich jedoch den Kopf, warum man gegen ihn derart verfahre. — In der Citadelle angelangt, sperrte man ihn allein in ein enges, halbdunkles Gemach ein, dessen hochgelegene und kleine Fenster mit doppelten, massiven Eisenstäben versichert waren. Ein schweigsamer, alter Knasterbart erschien mit einem Kruge Wasser und einem Stück Brot. Beide Gegenstände übergab der sauertöpfische Kerl mit einem verächtlichen Lächeln an Robert, als dieser auf die Frage, ob er Geld besitze, um „Besseres" zu bezahlen, natürlich entschieden verneinen mußte.

Unter gewiß nicht angenehmen Betrachtungen verlebte der Riese die ganze Nacht, ohne ein Auge zu schließen. Man hatte ihm kein Licht gegeben, weßhalb ihm die Stunden bis zum Anbruche des Tages eine Ewigkeit dünkten.

Nur zu bald sollte ihm aber über das entsetzliche Schicksal, das ihm bevorstand, Gewißheit werden. Schon um neun Uhr Früh des nächsten Tages wurde er von einer, abermals aus vier Soldaten bestehenden Escorte nach einem großen Saale in einem der oberen Stockwerke der Citadelle geführt, wo er einen glänzenden Kreis englischer Land- und Seeoffiziere versammelt sah. Kein Zweifel — er stand vor einem Kriegsgerichte! Was konnte aber nur ein solches mit ihm zu schaffen haben? Darüber wurde ihm aber alsbald eine Aufklärung, die er gewiß nicht erwartet hatte.

Der Vorsitzende des Gerichtes ertheilte einem der Auditore das Wort, und dieser entwickelte nun umständlich die Anklage gegen den Oberbootsmann John Talbot aus Lincolnshire, fälschlich Robert Westenholz aus Helgoland, wegen entehrender Desertion, begangen zu Jamaika in Westindien am 12. Juli 1848 an Bord Ihrer Majestät Linienschiff „Albert". — Als besonders erschwerend wurde hervorgehoben, daß jener John Talbot vier andere Matrosen zur Mitdesertion verleitet habe, während auch verschiedene Milderungsgründe geltend gemacht wurden, darunter namentlich die Jugend des

Verbrechers, die vom Inculpaten erwiesenermaßen erlittene, ebenso ungerechte als harte, ja grausame Behandlung von Seite des inzwischen im Disciplinarwege cassirten Commandanten, endlich des Angeschuldigten sonstige völlig tadellose Haltung und seine, in mehreren Affairen an den Tag gelegte große Tapferkeit und seltene Kaltblütigkeit. — Der Auditor empfahl den Deserteur der Milde des Gerichtshofes und namentlich dessen Verschonung mit der entehrenden Peitschenstrafe, welche dem Gesetze nach eigentlich über ihn verhängt werden sollte.

Ein an diesem Orte seltener Geist von Milde und Humanität durchwehte nicht nur die Anklage, sondern auch die Richter. Die englischen Strafgesetze für Flotte und Armee sind nämlich unstreitig die härtesten, ja die barbarischesten der ganzen Welt, und die, wenigstens zu jener Zeit, noch so sehr beliebte Züchtigung der englischen Vaterlandsvertheidiger zu Wasser und zu Land mit der berüchtigten neunschwänzigen Katze steht wohl an Grausamkeit der mit Recht verlästerten Knute des heiligen Czarenreiches in gar Nichts nach.

Robert wurde aufgefordert, sich über die Anklage zu verantworten. Es machte sichtlich auf den Gerichtshof einen sehr ungünstigen Eindruck, daß Robert es geradezu als einen Unsinn bezeichnete, ihn für einen Deserteur zu halten. Er schilderte in Kürze seinen ganzen Lebenslauf und verlangte, daß man, sei es in Helgoland, sei es zu Hamburg, die Verificirung seiner Angaben veranlasse.

Darauf ging jedoch der Gerichtshof nicht ein, sondern hielt sich an die drei beschwornen Zeugenaussagen, welche der Capitän der Corvette „Cambridge" im Piräus aufgenommen hatte. Zum Ueberflusse war noch der elende Hemsen persönlich auf Malta erschienen, um hier mit seltener Frechheit dem Angeklagten seine falschen Angaben in's Gesicht zu schleudern.

Der arme Robert verlor dieser himmelschreienden Niederträchtigkeit gegenüber die Fassung; er stand auf dem Punkte loszubrechen, aber überzeugt, daß er dadurch völlig verloren wäre, bemeisterte er seine ungeheure Aufregung glücklicherweise noch rechtzeitig.

Die in seinen Mienen sichtbare Bestürzung und das convulsivische Zucken aller seiner Gesichtsmuskeln wurde jedoch von dem Gerichtshofe nur als ein schlagender Schuldbeweis angesehen. Zudem paßte die in den gedruckten Deserteurs-Anzeigen enthaltene Persons-Beschreibung des flüchtigen John Talbot auf ein Haar auf den un-

glücklichen Westenholz. Auch Talbot war der deutschen Sprache vollkommen mächtig und von selten großer Statur, wenn auch nicht von den wahrhaft riesigen Proportionen Roberts. — Uebrigens hatte ja Hemsen, der durch dritte Hand dem Gerichtshofe als ein Ehrenmann ersten Ranges geschildert worden war, behauptet, diesen Menschen vorhin als John Talbot persönlich gekannt zu haben!

Der Ausspruch des Kriegsgerichtes konnte unter diesen Umständen nicht zweifelhaft sein. — Robert wurde der Desertion für überwiesen erklärt und zur Degradirung zum gemeinen Matrosen für Lebenszeit verurtheilt, ihm jedoch nicht nur die als Verschärfung verdiente körperliche Züchtigung nachgesehen, sondern auch nach zehnjähriger tadelloser Dienstzeit die Wiederbefähigung zum Avancement in Aussicht gestellt.

Robert war über den ganzen Vorgang so betäubt, daß er, als an ihn schließlich die Frage gestellt wurde, ob er gegen dieses Urtheil die Berufung an die Admiralität zu London ergreifen oder sich damit zufrieden stellen wolle, nur mit einem gurgelnden Laute zu erwidern vermochte. Erst nach einigen Minuten war er im Stande, gegen das Urtheil Einsprache zu erheben und seine Unschuld mit feuchten Augen zu betheuern.

Der Präsident des Kriegsgerichtes nahm zwar die Recurs-Anmeldung Roberts entgegen, bemerkte jedoch, daß eine Aufschiebung des Urtheiles selbst dadurch nicht stattfinde; John Talbot sei vielmehr auf der vor Malta ankernden, nach der Ostküste von Afrika bestimmten Fregatte „Dublin“ sofort einzuschiffen.

In Folge des letztern Erkenntnisses wurde Robert aus dem Gerichtssaale directe nach dem Hafen escortirt und an Bord der genannten Fregatte abgegeben.

Robert begriff, daß offener Widerstand oder Desertion in seiner jetzigen Lage zu keinem Resultate führen könnte. Andererseits hoffte er, Sir Edward oder sonst einen seiner Freunde von dem ihn betroffenen Unglücke verständigen zu können und die Annullirung seines Processes zu erwirken. Vielleicht gelang es ihm, noch von Malta aus sein Befreiungswerk in erlaubter Weise in Vollzug zu setzen. — Er meldete sich beim Commandanten der Fregatte „Dublin“ zum Rapport und wurde vorgelassen.

Dieser Commandant, Namens Patrik Barnett, war ein Gentleman durch und durch und dabei von einer wohlwollenden, echt

humanen Gesinnung, wie sie unter den Offizieren der englischen Flotte eben nicht allgemein anzutreffen ist. Sir Barnett hatte ausdrücklich bei der Admiralität in London zu erwirken gesucht, daß gerade sein Schiff für die Ostküste von Afrika bestimmt wurde, um dort dem seit einiger Zeit wieder stark überhand genommenen Sklavenhandel und Seeräuberthum Einhalt zu thun. Nach seiner Ansicht war dies eine weit schönere Aufgabe im Dienste der Menschheit, als Städte zu bombardiren, friedliche Handelsfahrzeuge zu kapern und die arbeitsame Bevölkerung culturvermittelnder Küsten zu brandschatzen und zu ruiniren.

Der Fregatten-Capitän kam Robert bei dieser ersten Begegnung mit zuvorkommender Artigkeit entgegen, ohne sich jedoch, wie es auch mit seiner Stellung unverträglich gewesen wäre, in eine Kritik des Urtheilsspruches von gestern einzulassen. Die edle Haltung, das freie, offene Benehmen Roberts gefiel ihm sehr wohl, und bei sich selbst mochte er wohl den schlichten, von dem überzeugenden Charakter der Wahrheit getragenen Worten des Riesen mehr Glauben schenken, als dem apodiktischen Ausspruche des Kriegsgerichtes.

„Mein lieber Freund,“ sagte Sir Barnett ausweichend, als er mit großer Geduld und ohne alle Unterbrechung Robert bis zu Ende angehört hatte, „mein lieber Freund — Alles, was ich für Sie thun kann, besteht darin, daß ich, sobald wir auf hoher See sind, und dies wird in längstens acht Tagen der Fall sein, ihre Lage verbessere, so weit es eben in meinen Kräften steht. — Sie sollen nicht als gemeiner Matrose Dienste leisten; ich werde Sie schon heute den Steuerleuten als Gehilfe zuweisen; Sie werden mit denselben an einem Tische speisen und die Lagerstätte theilen. Ebenso reflectire ich darauf, Sie für meinen Privatdienst zu verwenden. Ich schriftstellere gerne in meiner freien Zeit und Sie werden mir wohl den Gefallen erweisen, meine Concepte zu copiren und zu corrigiren, meine Rechnungen zu revidiren u. s. w. — Dafür gebe ich Ihnen schon von heute zwei Pfund per Monat. — Uebrigens hoffe ich, daß Sie an der Küste von Afrika bald Gelegenheit bekommen werden, sich hervorzuthun, und ich Sie in Folge dessen auch vor dem vom Kriegsgerichte ausgesprochenen Decennium zur Beförderung vorschlagen, oder, noch besser, selbe unter besonderen Umständen auf eigene Faust vornehmen kann. — Fassen sie also Muth, mein junger Freund; mag das Kriegsgericht Recht haben oder Sie — in keinem Falle steht es um Ihre

Zukunft gar so trübe, wenn Sie selbst nicht den Muth sinken lassen."

Robert war tief gerührt von den herzlichen Worten des ihm so unvermuthet gewordenen väterlichen Freundes. Wie gerne hätte er dem wackeren Manne, dessen Haare bereits einzelne Silberfäden durchwirkten, mit Inbrunst die Hand geküßt, wenn eine solche Vertraulichkeit nicht mit der eisernen Disciplin völlig unvereinbarlich gewesen wäre. — Robert salutirte, um sich zu entfernen, da Sir Barnett Miene machte, bei seinem Schreibtische Platz zu nehmen.

„Noch Eines, mein Lieber," setzte der Fregatten-Capitän bei, indem er die Feder ergriff, „ich will Ihnen einen weiteren Beweis meines Zutrauens geben. Sie sollen von heute an die Erlaubniß haben, in Ihrer dienstfreien Zeit sich nach Belieben an's Land zu begeben; hier ist der Ermächtigungsschein. Ich bin sonst sehr sparsam mit solchen Begünstigungen, aber ich halte Sie für einen Ehrenmann, der mir keine Schande machen wird."

„Gewiß nicht, so wahr mir Gott helfe!" preßte Robert aus übervoller Brust und nahm den Freipaß an sich; dann machte er auf einen Wink des edlen Sir Barnett, der sich in einen höheren Calcul zu vertiefen begann, reglementsmäßig rechts um, und entfernte sich.

Robert glaubte von dieser ihm gewordenen Freiheit keinen besseren Gebrauch machen zu können, als indem er sich sofort an's Land begab und in dem ersten besten Kramladen von dem Matrosen-Solde, der ihm gleich nach seiner Einrollirung auf der Fregatte „Dublin" auf die Hand bezahlt worden war, Schreibmaterialien anschaffte. Sodann verfügte er sich in das nächste Café, um ohne Verzug mehrere Briefe aufzusetzen, von deren Adressaten er seine Erlösung aus dem Kriegsdienste Ihrer Majestät Königin Victoria hoffen durfte.

Auf diese Weise verstrich ihm die Zeit sehr schnell; Stunde um Stunde entschwand, und plötzlich überraschte ihn der Hafenschuß, vor welchem er schon längst wieder hätte am Bord des „Dublin" sein sollen. Er packte also hastig seine Briefe zusammen, um nach dem übrigens nur wenige Schritte entfernten Hafen zu eilen. Was mochte der gute Barnett denken, wenn er am folgenden Tage aus dem Frührapporte erfuhr, daß sein Günstling schon am ersten Tage mit seiner Güte Mißbrauch getrieben habe! — Robert war entschlossen, nöthigenfalls zum „Dublin" hinzuschwimmen, falls er kein Boot mehr am Ufer treffen würde.

Hafen inne. Ungeachtet der Abenddämmerung hatte sein scharfes Auge dennoch eine Person erkannt, deren Anblick ihm das Blut in den Adern stocken machte. Kein Zweifel — es war Simson, jener nichtswürdige Schurke, jener erbärmliche Intriguant, der ihn zum Rachemord an Sir Edward verleiten gewollt. — Und jener hochgewachsene ältliche Herr mit dem echt aristokratischen Air, der an seiner rechten Seite geht und mit ihm so eifrig spricht, wer kann es anders sein als der Earl of Dundonald?

Westenholz vergaß über diesen Anblick alles Uebrige. Wuth und Haß bemächtigten sich seiner und er fühlte sich versucht, sofort über diese beiden Elenden herzufallen und den Einen mit der rechten, den Andern mit der linken seiner Riesenfäuste zu erwürgen. Ganz von dieser Absicht auch erfüllt, nahte er von rückwärts den beiden Männern, die vor ihm hergingen. Robert vernahm folgendes Zwiegespräch, welches sein Blut nur noch mehr erregen und seine bisherigen Vermuthungen, daß er dem Earl all' sein früheres und jetziges Ungemach zu verdanken habe, zu voller Gewißheit steigern mußte.

Der Earl war einen Augenblick stehen geblieben und blickte nach der Fregatte „Dublin", deren stattlicher Körper sich im Wiederscheine des sehr schön aufgegangenen Vollmondes ganz prächtig ausnahm.

„Nun, unseres gefährlichen Recken sind wir wohl für immer ledig; ich habe, so weit es in meiner Macht stand, die Abfahrt des „Dublin" beschleunigt; er wird schon in vier Tagen in die See stechen. Glückliche Reise!"

„Dieser Robert Westenholz muß ein Leben besitzen, zäher als eine Katze," bemerkte Simson, „wie gut der Kerl wieder aussieht; gerade so, als ob ihm unser Hemsen zu Athen nur ein Dutzend Nadelstiche procurirt hätte."

„Ha, also auch dieses habe ich Euch zu danken!" murmelte Robert, der den Sprechenden vorsichtig ganz nahe geschlichen war. — Die ganze höllische Intrigue der wider ihn erhobenen Anklage als Deserteur wurde ihm jetzt mit einem Male klar; er hatte es sich bis nun nicht träumen lassen, daß Hemsen ein Werkzeug des Earl sei.

Die Fassung des heißblütigen, und wie wir ohnehin wissen zum Jähzorn leicht gereizten Riesen war zu Ende. Mit einem Satze

stand er zwischen Sir Baldwin und Simson, Beide mit nerviger Faust an den Gurgeln packend. — Simson entriß sich unter Zurücklassung des Halstuches und eines Theiles seiner Weste, die in Roberts Faust verblieben. Der Earl aber fiel auf dem Rücken zu Boden und war durch den unerwarteten Ueberfall so überrascht und betäubt, daß er keinen Laut hervorzubringen vermochte.

Simson hingegen schrie aus Leibeskräften um Hilfe und stellte sich muthig zwischen den Riesen und seinen Herrn. — Ein einziger Faustschlag, wohl hinlänglich stark, um einen Stier niederzuwerfen, machte aber den Kammerdiener bald verstummen. Er fiel wie ein Stück Holz um und rührte kein Glied mehr. Die ganze entfesselte wilde Wuth Roberts kehrte sich nun gegen den Earl, der Miene machte, sich vom Boden zu erheben. — Robert entriß aber dem Earl das spanische Rohr, das derselbe noch fest in der Hand hielt, um sich darauf emporzuhelfen. — Sir Baldwin erlitt nun eine fürchterliche Mißhandlung mit seinem eigenen Stocke. — Er jammerte, schrie, tobte, ächzte, fluchte, heulte, drohte, flehte — Alles vergeblich. — Der Riese hieb fort und fort auf ihn ein, wohin er ihn gerade traf, und der Earl wäre gewiß den zahllosen Streichen, die auf ihn niederregneten, schließlich erlegen, wenn nicht noch rechtzeitig eine Patrouille zur Stelle erschien; Robert, der in seiner blinden Wuth weder sah noch hörte, wurde durch fünf Mann von rückwärts gepackt, niedergeworfen und gebunden.

Eine Stunde später befand sich Robert wieder in der Citadelle, um am nächsten Morgen abermals vor das Kriegsgericht gebracht zu werden.

Die Verhandlung dauerte keine Viertelstunde. Robert konnte und wollte auf die Frage, ob er gewußt habe, daß der von ihm meuchlings angefallene Earl Baldwin of Dundonald ein Mitglied der hohen Admiralität sei, nicht mit Ausflüchten antworten; er bejahte, kurzweg. Dies war der Schwerpunkt des ihm heute zur Last gelegten Verbrechens — nämlich eines Subordinations-Verbrechens des höchsten Grades. — Alles Uebrige schien dem Gerichtshofe ganz nebensächlich und als Robert die Motive seiner Handlungsweise darlegen wollte, schloß man ihm mit der barschen Bemerkung, daß man nicht Zeit und Lust habe, seinen lächerlichen romanhaften Erfindungen Gehör zu schenken, sogleich den Mund und schritt zur Verkündigung des Urtheils, das auf hundert Hiebe mit der Peitsche lautete.

Gegen diesen Ausspruch gab es nach Reglement keinen Recurs und sollte die Strafe am dritten Tage auf der Fregatte „Dublin“ in Vollzug gesetzt werden. Der Earl hatte nämlich dem Gerichtshofe unter der Hand den Wunsch kundgegeben, daß er der Züchtigung persönlich beiwohnen wolle, und der Wunsch eines Mannes wie Sir Baldwin, war an dieser Stelle Befehl.

In der That ließ sich der Earl, obwohl er in Folge der erlittenen zahllosen Schläge kaum gehen konnte, am dritten Tage nach der Urtheilsschöpfung an Bord der Fregatte „Dublin“ schaffen, und er traf dort noch um eine Stunde früher ein als der Delinquent, der bis dahin in der Citadelle gefangen saß.

Todenbleich betrat Robert das Verdeck. Er wußte, daß er keine Gnade zu hoffen hatte; selbst Sir Barnett hätte ihn nicht von dem entsetzlichen Schicksale, das ihm bevorstand, retten können, und wäre er sein leiblicher Bruder gewesen. Indessen blieb der Capitän des „Dublin“ ganz unsichtbar; er hatte sich krank gemeldet und hielt sich schon seit gestern in seiner Cajütte in strengster Zurückgezogenheit verborgen.

Durch die Anwesenheit des Earl, in dessen Antlitz eine wahrhaft satanische Freude lag und der nach dem Beginn der Execution ordentlich zu lechzen schien, wurde die unbeschreibliche Seelenqual des unglücklichen Westenholz bis zum Wahnwitz gesteigert.

Ein Profoß commandirte die Execution. Der Delinquent wurde an den Fockmast mit beiden Armen, die Brust an den Mast gedrückt, in aufrechter Haltung festgebunden, so, daß er sich keinen Zoll breit nach auf- oder abwärts, nach rechts oder links zu bewegen vermocht hätte.

Zwei Matrosen traten, jeder eine neunschwänzige Katze in der Hand, zur Rechten und Linken des Delinquenten. Robert neigte mit einem unsäglichen Blicke des Hasses den Kopf nach Sir Baldwin zurück, der seinerseits ihm eine höhnische, grinsende Fratze schnitt und dem Profoß durch eine gebieterische Geberde bedeutete, das Amt zu handeln. — Die entehrende Züchtigung nahm ihren Anfang.

„Hoch — auf!“ commandirte jetzt der Profoß. Die beiden Matrosen schwangen ihre Peitschen empor.

„Rechts — links!“ rief der Profoß drei Secunden später, und — klitsch, klatsch — zuerst der Matrose zur Rechten, dann jener zur

Linken ließen mit aller Wucht ihrer nervigen Arme die neunfachen Riemen auf den nackten Rücken Roberts niedersausen.

Wir wollen den Leser mit der weiteren Schilderung dieser empörenden Scene verschonen. — Der Earl wachte darüber, daß dem Delinquenten kein Streich verloren ging. Schon beim zwanzigsten Schlage rieselte dem Gemarterten das Blut herab, aber nichts desto weniger wurde ihm das volle Hundert aufgemessen, im wahren Sinne des Wortes: Auf Leben und Tod, wie es in dem Urtheile selbst hieß.

Im ohnmächtigen Zustande ward Robert von dem Fockmaste losgebunden und der Behandlung des Schiffs-Arztes übergeben. — Eine Stunde später lichtete die Fregatte „Dublin" die Anker, um ohne jeden frühern Aufenthalt als in der Capstadt, an ihren Bestimmungsort, die Ostküste von Afrika, abzusegeln.

Der Earl aber hinkte befriedigt nach dem Passagier-Dampfer, der fast zur selben Zeit nach Palermo abfuhr.

Fünfzehntes Capitel.

In schlimmer Gesellschaft.

Sir Tompson hatte, als er der schönen Durga die Befreiung aus den ihr von der Königin Rovalo geschmiedeten goldenen Banden versprach, sich eine Aufgabe gestellt, hinsichtlich deren Lösung er im ersten Augenblicke des Enthusiasmus jedenfalls mehr seinen guten Willen, als seine Mittel und Kräfte in Betracht gezogen.

Gewalt nützte hier offenbar nichts; nur Klugheit und List vermochten zum Ziele zu führen. — Vor Allem handelte es sich hier darum, Durga auf gute Art nach der See zu schaffen, und zwar noch dazu mit der ausdrücklichen Bewilligung der Königin; die Flucht aus der Hauptstadt nach der Küste, wo eine englische Fregatte der Rückkehr Tompson's harrte, wäre ein wahrhaft thörichtes Unterfangen gewesen; schon am zweiten Tage würde Durga eingeholt und dann gewiß in engem Gewahrsam gehalten und vielleicht auch ihre Vermälung mit dem Kronprinzen sehr beschleunigt worden sein. Außerdem wäre der ganze schöne Erfolg, welchen der gewandte Diplomat am Hofe der Königin Rovalo erzielt hatte, gründlich in Frage gestellt gewesen. Ein Weib, namentlich eine Königin, ob schwarz, ob weiß von Hautfarbe, wird nie die Vereitlung eines Lieblingsplanes verzeihen, und Rovalo, die überhaupt keinen Widerspruch duldete, selbst wenn sie mitunter die größten Ungerechtigkeiten und Thorheiten beging (wozu wäre sie denn auch Königin gewesen), hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ihre Enkel und Enkelinen von lichterer Hautfarbe sein sollten, und der Herrscher-Familie von

Madagascar auf diese Weise ein neuer, besonders charakteristischer Stempel aufgedrückt werde.

Sir Tompson bereuete fast, auf so leichtsinnige Art sein Wort verpfändet zu haben; jedenfalls sah er keine Möglichkeit, dasselbe schon in den nächsten Tagen einzulösen, und nach dem Grundsatze: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen", machte er sich demnach krank, um die Verschiebung seiner Abreise plausibel erscheinen zu lassen.

Der gute Mann entwarf nun einen Plan nach dem andern, aber keiner wollte ihm recht taugen. Da kam ihm ein Umstand sehr gelegen. Der englische Gouverneur von Mauritius hatte für Sir Tompson sehr wichtige Depeschen aus London empfangen. Da diese Aufträge sich unmittelbar auf die gegenwärtige Mission unseres Diplomaten bezogen, so wurde unverzüglich eine Corvette eigens von Mauritius nach Madagascar entsendet, um Sir Tompson jene Schriftstücke zu überbringen, welche die Verhandlungen mit der Königin Rovalo in ein für England noch günstigeres Stadium bringen mußten. Diese Schriftstücke enthielten nämlich unter Anderem auch die unwiderlegbaren Beweise, daß die französische Clique, welche sich am Hofe zu Antanariva eingenistet und das Vertrauen der Königin in hohem Grade erschlichen hatte, nichts weniger beabsichtige, als Madagascar zu einer französischen Colonie zu machen, und vielleicht schon binnen Jahresfrist zu diesem Behufe eine imposante Flotte aus Brest und Toulon mit nicht weniger als 30.000 Mann Landungstruppen auslaufen sollte. — Andererseits wurde aus den von den Engländern aufgefangenen Correspondenzen der geheimen Agenten zu Antanariva mit der Regierung in Paris, ausdrücklich zugegeben, daß die Engländer betreffs Madagascar keine Eroberungspläne hegten, sondern blos commercielle Vortheile erreichen wollten.

Sir Tomson machte einen Rundsprung vor Freude, als er diese Papiere empfing. Er pries sich jetzt glücklich, daß er Krankheit fingirt und seine Abreise aufgeschoben hatte; jedenfalls hätte er stante pede nach Antanariva zurückkehren müssen. — Gleichzeitig fuhr ihm eine gute Idee durch den Kopf, um an die unerwartete Ankunft der in Rede stehenden englischen Corvette auch einen Plan zur Befreiung Durga's zu knüpfen. — Er ließ durch seinen Secretär mit verstellter Schrift geschickt einen Brief schreiben, worin der Brahmine Ganesas, von welchem Durga sowohl ihm als

auch der Königin schon so viel erzählt hatte, seine Ankunft auf Madagascar mit der Corvette aus Mauritius anzeigt und das Mädchen beschwört, ihn an der Küste zu besuchen um wichtige Mittheilungen über ihre hohe Abkunft entgegenzunehmen und ihn, den mehr als achtzigjährigen Greis, der seine letzte Stunde rasch nahen fühle, noch einmal zu umarmen. Er, Ganesas, hieß es ausdrücklich in dem Briefe, sei zu schwach und hinfällig, um die beschwerliche Reise nach Antanariva unternehmen zu können, ja er sei nicht einmal im Stande, seine Hängematte zu verlassen.

Der Diplomat hatte bisher mit Durga jeden zweiten oder dritten Tag regelmäßig eine Unterredung gepflogen, wenn auch stets getrennt durch den Gartenzaun, der ihm bei dem ersten Stelldichein so unliebsam im Wege stand. — Er verständigte noch am selben Abend das reizende Kind von der List, welche ihre Erlösung von Madagascar bewirken sollte. Durga weinte vor Freude wie ein Kind, und wäre nicht das neidische Gitter im Wege gestanden, sie hätte Sir Tompson gewiß umhalst und geküßt, natürlich Alles in Ehren. — Sir Tompson rieth dem Mädchen zur Klugheit, nämlich ja nichts von dem fingirten Briefe der Königin oder sonst Jemanden zu verrathen bis nicht er selbst ihn förmlich überreicht und für Durga die Bewilligung zur Reise nach der Küste erbeten haben würde.

Durga begriff die Nothwendigkeit dieser Vorsicht und gelobte, darnach entsprechend zu handeln. Alles kam so, wie der schlaue Diplomat es eingeleitet und erwartet hatte. Die Königin Rovalo war wüthend über die französischen Verräther zu Antanariva, die sie gleich Schlangen im Busen genährt hatte. Die Beweise, welche Sir Tompson beibrachte, waren so schlagend, so klar, daß eine Mystification nicht angenommen werden konnte. Es lagen mehrere eigenhändige Briefe der französischen Günstlinge Rovalo's vor, in denen der ganze in Paris ausgebrütete schändliche Anschlag wider Madagascar detaillirt beschrieben war.

Die Königin schwur Haß und Rache den falschen Franken; in demselben Maße stieg aber ihre Hochachtung und Zuneigung für die Engländer, welche, wie sie jetzt begriff, ihr nie gefährlich werden konnten, da deren Absichten beziehungsweise ihrem Lande nur von Nutzen waren. Sir Tompson hatte von jetzt ab leichtes Spiel. Mehrere Verträge, deren Ratificirung bisher von der französischen

Gegenpartei zu Antanariva verzögert worden war, unterfertigte jetzt Rovalo in einem Zuge, und als schließlich der geriebene Unterhändler auch den bewußten Brief des Brahminen Ganesas unterbreitete, wartete die Königin gar nicht seine feierliche Bitte um Gewährung ab, sondern ertheilte sogleich aus eigenem Antriebe den Befehl, daß Durga auf der Stelle, selbstverständlich mit großer Escorte und königlichem Pompe, wie es der Braut des künftigen Beherrschers von Madagascar geziemte, die Reise nach der Küste antrete.

Um jeden Verdacht zu vermeiden, blieb Sir Tompson noch einige Tage in der Hauptstadt. Durga aber hatte, als sie Antanariva verließ, bereits die erforderlichen Briefe für den Capitän der Corvette in der Tasche, auf daß sie dieser nach Mauritius mitnehme und von dort aus für ihre Weiterreise nach Bombay oder sonst einem passenden Hafenplatze Ostindiens sorge.

Der Plan ging auch ganz nach Wunsch in Erfüllung. Durga erreichte ohne Unfall die Küste und die englische Corvette, welche eben nur Sir Tompsons Antwort-Depeschen abwartete, um sofort wieder in die See zu stechen und nach Mauritius zurückzukehren, welches von der Ostküste Madagascars nicht ganz zehn Grade entfernt liegt.

Vom Bord der Corvette richtete Durga ein sehr höfliches Schreiben an die Königin Rovalo, worin sie Ihrer schwarzen Majestät verbindlichst für die gewährte Gastfreundschaft dankte, zugleich aber auch die ihr zugedachte Ehre u. s. w. ganz entschieden ablehnte. Diesen Brief übergab sie am Bord der Corvette dem Führer der Escorte, die sie von der Hauptstadt bis an's Meer geleitet hatte. Der arme Teufel stand betroffen da, wie ein begossener Pudel; an die Möglichkeit, daß die Braut des Kronprinzen sich seiner Obhut entziehen und dem höchsten Glücke, das einer Sterblichen nach seiner Ansicht begegnen konnte, entsagen würde, ging eben über seinen madagassischen Unterthanenverstand. Am Lande würde er ohne Bedenken Gewalt angewendet haben, um das weiße Mädchen nach Antanariva zurückzubringen. Hier aber, am Bord eines englischen Kriegsschiffes, war er völlig machtlos. Er ließ sich jedoch von dem Commandanten die Bescheinigung ausstellen, daß er gegen die Abreise der königlichen Braut feierlich Protest erhoben habe.

Die Corvette, ein Schraubendampfer, legte, vom Wetter sehr begünstigt, den Weg nach St. Mauritius in nicht ganz dreimal vier-

undzwanzig Stunden zurück. — Die Empfehlungsbriefe, welche Durga von Sir Tompson an den Gouverneur der Insel mitbekommen hatte, verschafften ihr in dessen Hause die freundlichste Aufnahme. Sie genoß jedoch diese Gastfreundschaft nur wenige Tage, weil ein Passagierschiff auf Mauritius anlief, das mit dem kleinen Umwege über Ceylon nach Madras bestimmt war, von wo aus eine regelmäßige Dampfschiff-Verbindung nach allen Haupthäfen Vorder- und Hinterindiens der lieblichen Durga es möglich machte, binnen wenigen Wochen über Calcutta oder Bombay endlich wieder in ihre geliebte Heimat Delhi zu gelangen.

Der Gouverneur von Mauritius versah den schönen Schützling seines Freundes Tompson mit allem Nöthigen an Geld, Kleidungen und Empfehlungen, und so verließ denn Durga frohen und dankbaren Gemüthes die kleine Insel. Sie traf auf dem Passagierschiffe recht angenehme und passende Gesellschaft, nämlich zwei junge Fräulein, welche von England nach Ceylon reisten, wo man auch nach einer fast fünfwöchentlichen Fahrt glücklich anlangte.

Auf Ceylon mußte Durga einige Tage verbringen. Nach einer so langen Seefahrt, wie von Mauritius nach Ceylon, bringt der Reisende gerne durch einen kleinen Ausflug neues Leben in die erschlafften Glieder; so auch Durga und ihre bisherigen Reisegefährten. Es wurden mehrere kleine Excursionen unternommen, um Land und Leute wenigstens oberflächlich kennen zu lernen. Die Witterung erwies sich aber nicht sehr günstig. Da Ceylon in der heißen Zone liegt, so kennt man hier weder Winter, noch einen Wechsel der Jahreszeiten. Der ewig dort herrschende Sommer theilt sich nur in trockene und nasse Witterung. Die Monsume wehen hier, wie in Indien mit größter Regelmäßigkeit vom Ende des März bis Ende October aus Südwest, in der übrigen Zeit aus Nordost.

Davon hängen die periodischen Regen ab. So strömen dieselben im Norden beim Beginne der Nordost-Monsume beinahe zwei Monate lang fort; in den übrigen zehn Monaten ist der Himmel fast beständig heiter.

Eines glücklicheren Wechsels dagegen erfreut sich die Westküste, wo nicht leicht ein Monat ohne Regengüsse vergeht; daher der frische und liebliche Anblick der dortigen Vegetation.

Die periodischen Regengüsse treffen stets pünktlich ein; doch pflegt der folgende immer eine halbe oder eine ganze Stunde später

oder früher anzufangen, als der des vorhergehenden Tages und stufenweise an Heftigkeit zu oder abnehmen. Donnerwetter kommen häufig, Orkane höchst selten vor.

Im Zenith des Himmelsgewölbes betrachtet man zuweilen um Mittag bei vollkommen heiterer Luft ein Meteor, ähnlich unserem Nordlicht; auch sieht man oft an der Stelle des Sonnenunterganges die mächtigen Strahlen eines gelblichen Lichtes nach dem Zenith hin aufschießen.

Das Klima von Ceylon ist im Ganzen gesund, namentlich gilt dies von den höheren Gebirgsgegenden und von der Südwestküste, wo meistentheils erfrischende See-Winde wehen.

Die Fauna entspricht der von Ostindien, nur daß mehrere der dortigen Säugethiere auf der Insel fehlen, als: der Königstieger, der Wolf und verschiedene Arten von Antilopen. Man hat daraus folgern wollen, daß Ceylon nie mit dem Festland zusammengehangen habe, obgleich die Beschaffenheit der für die Schifffahrt so gefahrvollen Palks-Straße das Gegentheil zu beweisen scheint.

Ceylon wimmelt von Schlangen; die meisten Arten derselben sind aber nicht giftig. Zu diesen zählt auch die Pythonschlange, welche siebzehn bis dreißig Fuß lang werden und die Dicke eines Mannes erreichen. Ihre Farbe ist eine Mischung von Braun, der Rachen sehr weit und mit langen scharfen Zahnen besetzt. Die außerordentliche Muskelkraft dieses Ungethüms macht wohl glaublich, daß es Rothwild überwältigt und verschlingt.

Gefährlich ist die Brillenschlange. Sie wird nur zwei bis sechs Fuß lang, ist grau oder bräunlich gelb, mit einer röthlich braunen Brille am Halse und zeichnet sich aus durch schöne lebhafte Farben, durch ungeheuere Giftzähne, vorzüglich aber durch lange Halsrippen, welche sie im Zustande der Gereiztheit vorwärts zieht, wodurch der Hals hinter dem klein scheinenden, vorwärts gerichteten Kopfe sehr breit wird und die Form eines Hutes annimmt, daher der portugiesische Name Cobra de capello (Hutschlange).

Gaukler richten diese Schlangen zum Tanz ab, indem sie das Thier, dem natürlich die so gefährlichen Giftzähne früher ausgebrochen werden, durch Schläge und drohende Bewegungen der Hand zuerst reizen, dann es wieder beruhigen durch Locktöne und sanftes Streicheln, bis es den Kreisbewegungen der Hand folgt.

Die Eingebornen tödten die Brillenschlange nie. Sie halten

sie nämlich für heilig und glauben, daß sie ein höheres, göttliches Wesen sei, welches eigentlich einer anderen Welt angehöre, und nur zum Besuch vom Himmel auf die Erde kam.

Auf Ceylon, wie auf der benachbarten malabarischen Küste wird die Brillenschlange deshalb sehr hoch verehrt. Man bringt ihr Opfer und verziert mit ihrem Bildnisse die Pagoden. Hat sie sich in ein Haus geschlichen, so bittet der Hausherr den vornehmen Gast höflichst hinauszugehen; beliebt ihm dies nicht, sucht er sie durch Milch fortzulocken; thut auch dies keine Wirkung, so wird ein Brahmine gerufen, der ihr mit vieler Beredsamkeit vorstellt, wie groß die Hochachtung der Bewohner des Landes gegen sie sei, und daß sie daher die Familie mit ihrer Heimsuchung verschonen möge. Doch zur Sache.

Schon im Angesichte ihrer heimatlichen Halbinsel, Vorder-Indien, sollte nämlich die arme, doch schon so vielgeprüfte Durga neuerdings die Unbeständigkeit des Glückes, das ihr seit Wochen wieder so freundlich gelächelt hatte, auf das Bitterste empfinden. In ihrer Ungeduld, nach Delhi zu gelangen, wollte sie nicht den Postdampfer Calcutta, der in Ceylon anlegt, sondern lieber eine andere Fahrgelegenheit nach Bombay benützen, weil sie von dort aus weit schneller Delhi erreichen konnte, als von der Mündung des Ganges aus. Sie ließ sich also von einem geschäftseifrigen Schiffsmäkler unschwer bestimmen, einen nach Bombay bestimmten Klipper zu besteigen, da man ihr einredete, daß dieses Schiff mindestens ebenso schnell gehe, als der beste Dampfer, was bei gutem Wind und Wetter auch richtig war. Der Klipper war übrigens sehr gut und comfortabel eingerichtet, und wenn der Himmel halbwegs günstig blieb, konnte Durga wenigstens um acht Tage früher an's Land steigen, als der erst bedeutend später von Ceylon abgehende Postdampfer. Zwei Tage lang ging auch die Reise mit dem in Rede stehenden Klipper ganz vortrefflich von Statten. In jener Nacht aber, wo der Klipper die äußerste Spitze des Cap Comorino der Küste von Malabar umschiffte, entstand plötzlich auf dem Verdecke ein furchtbares Getümmel und Waffengeklirr, untermischt mit wildem Gebrüll und dem Aechzen von Verwundeten und Sterbenden. —

Das Schiff war von Seeräubern überfallen und genommen worden; jedenfalls mag eine grobe Nachlässigkeit des Schiffspersonales den Piraten ihre Absicht erleichtert haben, denn der Capitän, der Steuermann und die wachhabenden Matrosen am Bugspriet waren

schon im ersten Augenblicke des Ueberfalles getödtet, also wahrscheinlich im Schlafe überrumpelt worden.

Die Passagiere des Klippers fuhren erschreckt aus ihren Träumen empor. — Nur zu bald sollte ihnen die Gewißheit ihres entsetzlichen Schicksales werden. — Einige wild aussehende Kerle, den verschiedensten Nationen und Himmelsgegenden angehörig, stürmten, bis an die Zähne bewaffnet, unter Deck und bedrohten mit lauter Stimme Jeden, der Widerstand leisten und nicht sogleich alle Habseligkeiten ausliefern würde, mit dem Tode.

Natürlich dachte von dem Dutzend Passagiere, darunter die Hälfte Frauenzimmer, Niemand an Gegenwehr, und Alle beeilten sich, Geld, Pretiosen und Kleider in die große Cajüte, wo die eingedrungenen Räuber argwöhnisch Posto gefaßt hatten, zusammenzuschleppen.

Die Strolche schienen mit dem Resultate sehr befriedigt, und in ihrer verhältnißmäßig guten Laune unterließen sie, da vor der Hand die Habsucht und Beutegier sie am meisten beherrschte, jede Mißhandlung ihrer Opfer, deren Schicksal jedoch keineswegs noch als gesichert zu betrachten war. — Dieser Ueberfall darf uns jedoch in jenem Meere durchaus nicht Wunder nehmen, wie wir aus Nachfolgendem ersehen werden.

Einen großartigen Umfang hat die Seeräuberei im indischen Archipel gewonnen; sie ist dort mit dem gesellschaftlichen und staatlichen Leben vieler Stämme innig verwachsen und in ein regelrechtes System gebracht worden. Die Piraten durchschwärmen alle Meerestheile, von Sumatra's Nordspitze bis über Neu-Guinea hinaus, und von Timor, das unter dem 10. Grade südlicher Breite liegt, bis zu den Babuyanen und den Baschi-Inseln, nördlich von den Philippinen.

Der weitausgedehnte Schauplatz ihrer verderblichen Thätigkeit erstreckt sich also über fünfzig Längen- und dreißig Breitegrade. Er ist mit tausenden von größeren und kleineren Inseln übersäet, die Heimat werthvoller Erzeugnisse, welche seit langer Zeit im großen Handel eine hervorragende Bedeutung haben. — Gewürze kommen von den Molukken; Perlen, Ebenholz und kostbare Federn aus Neu-Guinea; Borneo liefert Kampher, Gold und Diamanten; Java und Sumatra sind reich an Pfeffer und Reis; Kaffee und Zucker, Indigo und Tabak werden auch von den Philippinen

verschifft. Wachs, eßbare Vogelnester, Tripang und Harze von fast allen anderen Inseln.

Diese Eilandfluren haben Regionen mit wunderbar lieblichen oder großartigen Landschaftsbildern, üppiger Fruchtbarkeit und zumeist gesunder Luft; sie sind von rührigen, tapferen Menschen bewohnt, welche einen regsamen Handelsverkehr mit einander unterhalten. Auch liegt diese weit ausgedehnte Haselung mitten in der ungemein belebten oceanischen Fahrbahn nach Australien, China, Japan und dem nördlichen Theile des stillen Weltmeeres; Tausende von europäischen Segeln durchkreuzen alljährlich dieselbe in allen Richtungen. Dazu kommen die vielen chinesischen Dschonken und die unzählige Menge von Prahus, welche mit Malayen und Bugis, Javanesen, Badschaus und Papuas bemannt sind und den Austausch zwischen den verschiedenen Gegenden vermitteln.

Dieser großartige Handel erlitt bisher ganz ungeheure Verluste durch die Piraten. In früheren Jahrhunderten war derselbe verhältnißmäßig von geringem Belang; einzelne Corsaren trieben ihn auf eigene Faust, oder verbanden sich zu Genossenschaften, ähnlich wie einst die Boucanier in den westindischen Gewässern; der Staat und die Gesellschaft blieben jedoch dem Raubgewerbe fern. Aber zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschienen die Portugiesen im Archipelagus, drangen rasch bis zu den Gewürzinseln vor, bauten auf den Molukken feste Burgen, raubten im Großen, verübten Grausamkeiten aller Art und machten den europäischen Namen verhaßt. — Die Spanier eigneten sich die Philippinen an, und 1596 wehte zum erstenmale die Flagge Hollands in diesen östlichen Meeren. Ein Menschenalter nachher wurde dann ein fester Grund zu dem niederländischen Colonialreiche gelegt; die Portugiesen mußten weichen, den Spaniern blieben nur im Norden Besitzungen, und die Holländer erwarben das Monopol des Gewürzhandels. Sie waren Herren im Archipelagus und gründeten eine große Anzahl von Factorien auf verschiedenen Inseln.

Durch diese Ansiedlungen wurde die Macht vieler einheimischer Fürsten vermindert oder völlig gebrochen. Diese hatten bisher den Seeraub einigermaßen in Schranken gehalten. Nun aber schlossen Manche von ihnen Bündnisse mit den Seeräubern oder wurden selbst Piraten, um den europäischen Eroberern Schrecken zu bereiten oder Rache an ihnen zu nehmen. So wurde der Seeraub in diesem Theile

der Erde gleichsam ein patriotisches Gewerbe; er erschien als eine Pflicht; man wollte sich durch ihn der Fremden entledigen, von denen man sich bedrückt glaubte, und welche jedenfalls geringe Schonung gegen die Besiegten übten.

Seeraub galt daher fortan nicht mehr für ein Verbrechen, sondern ward für löblich und ehrenvoll gehalten, in ähnlicher Weise, wie bei den Malteser-Rittern oder beiden mohammedanischen Barbaresken in Nordafrika, die es für erlaubt hielten, Ungläubige auszuplündern und Alle, welche Gegenwehr leisteten, über die Klinge springen zu lassen. — Als vor etwa dreißig Jahren die englischen Behörden in Singapur mehrere, auf frischer That gefangene, des Seeraubes klar überwiesene Malayen zum Tode verurtheilten, legten diese nachdrückliche Verwahrung gegen eine so schreiende Ungerechtigkeit ein und beriefen sich darauf, daß sie lediglich den Befehlen ihrer Herrscher gehorsam gewesen seien und nur gethan hätten, was in ihrem Lande herkömmlich und erlaubt wäre!

Die Holländer nehmen an, daß noch jetzt mehr als hunderttausend Männer im Archipelagus den Seeraub gewerbmäßig betreiben. In der That ist keine andere Gegend auf Erden so völlig geschaffen und so günstig zurecht gemacht für Piraten. Die Tausende von Eilanden werden oft nur durch schmale und sehr verwickelte Straßen von einander geschieden; eine sichere Bucht liegt neben der anderen; die Küsten sind vielfach von Sandbänken und Riffen umgeben, und Fahrzeuge mit einigermaßen beträchtlichem Tiefgang vermögen den leichten Prahus in diese gefährlichen Schlupfwinkel nicht zu folgen. Erst seitdem kleine Kriegsdampfer in Thätigkeit sind, gelingt es, manche dieser Piraten-Nester zu zerstören, aber noch heute ist diese schwierige Arbeit nicht zur Hälfte gethan. — Diese Aufgabe erscheint auch als eine neue Herkulesthat, weil die Hydra mehr als hundert Köpfe hat, und für jeden, welchen man abhaut, ein anderer nachwächst.

Von Sumatra im Westen bis nach Neu-Guinea im Osten, von Java, Bali, Lombok und Flores im Süden bis nach Magindanao und Palawan im Norden senden fast alle Inseln in jedem Jahre Schiffe auf Seeraub aus. Der Pirat dieser Gewässer treibt sein Gewerbe im Allgemeinen nur während gewisser Monate im Jahre; in der übrigen Zeit ist er friedlicher Fischer, bestellt seinen Acker oder ist Handelsmann. Er bewohnt ein reizendes Dorf in herrlicher Lage, am liebsten an einem Bache, der eine Strecke weiter

abwärts in die See mündet. Seine Häuser stehen auf Pfählen; die Bewohner sind freundlich und fleißig; der Hausvater empfängt den Fremden zuvorkommend und betet täglich zu Allah. Aber der freundliche Landmann ist ein Seeräuber, und in seinem Gemache hängen als Siegeszeichen aufgereihte Schädel über einer Drehbasse, über Luntengewehren, Spießen, Pfeil und Bogen, und über einer noch verderblicheren Waffe, dem Sampitan, einem Blasrohr, aus welchem man vergiftete Pfeile schießt.

Diese Seeräuber ziehen in Geschwadern und ganzen Flotten aus. Jene der See-Dayaks auf Borneo bestehen aus kunstlos gezimmerten kleinen Booten, die sehr leicht und zumeist nur für die Fahrt längs der Küste bestimmt sind. Ihre Bemannung plündert nur kleine Fahrzeuge der Eingeborenen oder überfällt Dörfer, um Menschen zu rauben.

Stattlich dagegen sind die großen Flotten der Illanos auf Magindanao und der Balanini, welche weite und langwährende Raubzüge unternehmen. Oft sind hundert der größten Prahus mit doppeltem Deck, jede mit mehr als fünfzig Ruderern bemannt, beisammen. Die Krieger kleiden sich in Scharlachtuch, die blanken Kanonen sind stets geladen, vom hohen Maste wehen bunte Wimpel und das Schiff, dessen breite Segel den Wind auffangen, durchschneidet leicht und rasch die Wellen. Man hat diese Piratengeschwader mit jenen der nordeuropäischen Wikinger und die Malayenfürsten mit den normanischen Seekönigen verglichen. In vielen Beziehungen ist dies auch richtig. Auch jene haben Städte und Länder erobert, und ihre unverzagte Tapferkeit, ihr Todesmuth stehen hinter denen der nordischen Seerecken in keiner Weise zurück.

Im indischen Archipelagus herrscht auf weite Räume und an vielen Küsten gar keine Sicherheit; Menschen und Schiffe müssen stets eines Ueberfalles gewärtig sein. Manche Piratengeschwader bleiben volle zwei Jahre lang unterwegs und durchschwärmen alle Gegenden der großen Eilandsflur. — Aus dem Kaufmann und Schiffer wird in jenen Gegenden leicht ein Seeräuber; er will lieber Hammer als Ambos sein.

Neben den Illanos trieben bis vor wenigen Jahren die Unterthanen des Sultans von Sulu, dessen Inseln zwischen Magindanao und Borneo liegen, den Seeraub in großartigster Weise. — Die Holländer hüteten sich stets, mit diesem Seekönig in offene Feindschaft

zu gerathen. — Die Flotte des Herrschers von Sulu stach gewöhnlich im April, 300 Schiffe stark, in See, und theilte sich dann, um in zwei Abtheilungen Borneo zu umsegeln. Verwüstung bezeichnete ihren Weg; überall wurden Menschen geraubt. Beide Abtheilungen stießen an der Sunda-Straße zusammen, fuhren nach Osten an der Küste von Java hin, plünderten, nahmen sehr oft Holländer und besonders deren Frauen mit sich fort und verkauften sie. Nachdem sie holländische Ortschaften gebrandschatzt hatten, steuerten sie nach Norden hin bis zu den Molukken und kehrten, reich beladen mit Zeugen, Juwelen, Sklaven und Gewürzen, nach ihren Inseln zurück, um sich bis zum nächsten großen Zuge friedlichen Beschäftigungen zu widmen.

Diese Sulu-Piraten waren und sind noch um so gefährlicher, da sie auch europäische Fahrzeuge angreifen, obwohl sie zu wiederholtenmalen durch spanische und englische Kriegsschiffe hart gezüchtigt wurden.

Ein Seemann, welcher 1860 Monate lang auf Sulu Gefangener war, sah ein spanisches Schiff in den Hafen bringen; einige Tage später brachten die Piraten einundzwanzig beladene Handelsprahus; einige Zeit nachher eine holländische und bald auch eine englische Brigg. Die Mannschaft der letzteren war ermordet worden. Die Balanini hatten einst einen ihrer Schlupfwinkel mit mehr als hundert Kanonen bespickt und leisteten den Spaniern hartnäckigen Widerstand. Die Piraten kaufen ihr Pulver von Franzosen, Nordamerikanern und Chinesen ein; die holländische Regierung hat natürlich einen solchen Handel streng verboten.

Bisher sind alle Bemühungen der Europäer, die Seeräuberei im asiatischen Archipel auszurotten, nur theilweise von Erfolg gewesen, und es wird auch kaum jemals möglich sein, ihn völlig lahm zu legen. Er ist durch die örtlichen, geographischen Verhältnisse, die gesellschaftlichen Einrichtungen und den Geist der Malayen allzusehr begünstigt. Der Seeräuber sucht das Frachtschiff auf und benützt, gleich diesem, die Jahrzeitenwinde. — In den Monaten vom October bis Jänner kreuzt er in der Gegend der Malakastraße, in den drei nächsten Monaten pflegt er in seiner Heimat der Ruhe, während der Sommerzeit schwärmt er bis in den Meerbusen von Siam und südlich bis Banka und Billiton.

Als Regel gilt, daß europäische Schiffe in voller Fahrt nicht

angegriffen werden; der Pirat erspäht und überfällt am liebsten solche, welche in der Nähe der Küste beigelegt haben. — Schon oft sind selbst englische Fahrzeuge und Frachtprahus sogar in der Nähe von Singapur genommen worden; die Seeräuber luden die erbeuteten Waaren in unverdächtige Fahrzeuge über, brachte sie unter der Maske friedlicher und ehrbarer Kaufleute unter den Augen der britischen Behörden auf den Markt, kauften für den Erlös Pulver und Blei und kehrten dann unerkannt und unbelästigt heim.

Indessen hat Sir James Brooke, der Statthalter von Sarawek, diesem Gesindel an der Nordwestküste von Borneo einen harten Schlag versetzt. — James Brooke ist ohne Frage einer der ausgezeichnetsten Männer unsers Jahrhunderts; ein großer, kräftiger Charakter! Das alte Griechenland würde ihn zweifelsohne unter die Heroen versetzt haben. — Die einfältigen „christlichen Menschenfreunde", welche in der Exeter-Halle zu London ihren pseudo-philantropischen Unfug treiben und mit bloßen Bibelsprüchen die Welt zu regeneriren hoffen, haben ihn freilich als einen blutgierigen Barbaren bezeichnet, weil er hunderten malayischen Raubmördern mit Pulver und Blei das verderbliche Handwerk legte.

Auch an den Küsten des chinesischen Reiches dauert die Seeräuberei fort; selbst auf der Flußstrecke von Canton bis hinab nach Macao und Honkong vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht die Piraten Beute machten. Der Unfug hat zuweilen schreckenerregenden Umfang genommen und die Kaiser des „himmlischen Reiches" mit ernsten Besorgnissen erfüllt.

Im sechzehnten Jahrhundert war ein chinesischer Seeräuber nahe daran, die große, jetzt spanische Insel Luzon, auf welcher Manila liegt, zu erobern; ein Anderer vertrieb späterhin die Holländer von der Insel Formosa.

Im Jahre 1808 hatte ein in Ungnade gefallener Mandarin hohen Ranges nicht weniger als achthundert Kriegsdschonken und nahm an 70.000 Bewaffnete unter seine Befehle. Er plünderte die Küsten, erhob überall Brandschatzungen und zwang die Kaufleute zur Erlegung von Jahrgeldern. Die Meisten verstanden sich zu einem solchen Tribut und erhielten dann Freipässe für ihre Frachtdschonken. Andere dagegen mietheten portugiesische Kriegsschiffe, welche jedem Dschonken-Convoy als Bedeckung beigegeben wurden.

Die chinesische Regierung wurde der Piraten erst dann wieder

einigermaßen Herr, als sie einen Theil derselben durch Bestechung zum Abfall verleitete, Andere begnadigte und in kaiserliche Dienste anstellte; der Rest trieb nach wie vor Seeraub. Er wurde mittelbar aufgemuntert durch die Erklärung der Engländer, daß diese nicht einschreiten würden, so lange die britische Flagge unbehelligt bliebe.

Die zerstreuten Geschwader der chinesischen Piraten sammelten sich unter einem kühnen Führer, Schap-nang-tsai, im Golfe von Hainan und an den westlichen Küsten der Provinz Canton. Der Vice-König bot diesem Piraten, welcher mehr als hundert große Dschonken befehligte, im Namen des Kaisers, Admiralsrang und allen Seeräubern beträchtlichen Lohn, wenn sie in die Dienste der Regierung treten würden.

Während der Unterhandlungen nahmen jedoch die übermüthigen Seeräuber eine englische Brigg aus Singapur, und jetzt hatte die bisher sehr zweideutige Haltung der britischen Behörden zu Hongkong ein Ende. — Ein Kriegsdampfer bohrte schon in den nächsten Tagen fünf Dschonken in den Grund. — Im October 1849 ereilte ein englisches Geschwader das Gros der Seeräuberflotte, welche durch die Paixhansmörser in einer Stunde total vernichtet wurde. Der kühne Piratenführer rettete sich jedoch mit sechs Fahrzeugen, alle anderen waren ihm verloren gegangen. — — —

Als die Piraten die in der großen Cajüte aufgehäufte Beute schließlich auf das Verdeck des Klippers geschafft hatten, wurde daselbst sofort die Theilung unter dem Vorsitz des Capitäns der Strolche vorgenommen und dann Rath gehalten, was mit dem eroberten Schiffe selbst anzufangen sei.

Alle waren einstimmig dafür, den Klipper, der sich durch seine solide Bauart und Segeltüchtigkeit ganz vortrefflich für die Zwecke der Piraten eignete, nicht zu zerstören, sondern in ein Kaperschiff umzugestalten. — Der Klipper war zudem mit vielen kostbaren Waaren befrachtet, zu deren Bergung die Räume des Piratenschiffes nicht ausreichten.

Da in der Nähe der Küste von Malabar mehrere englische Kriegsschiffe kreuzten, sahen sich die Piraten zur Eile genöthigt, das heißt, sie mußten mit Tagesanbruch wieder die hohe See gewonnen haben. Der Capitän der Corsaren suchte unter seinen Leuten ein Dutzend aus, welche ein halbwegs anständiges Aeußere besaßen und nicht schon auf den ersten Blick die Verkommenheit des Seeräubers

von Profession zur Schau trugen. Es handelte sich nämlich darum, daß der Klipper, falls er von einem Schiffe gepreit (angerufen) wurde, die Rolle eines Handelsfahrzeuges fortspielen konnte, bis er in den Schlupfwinkel der Piraten auf Sumatra eingelaufen sein würde, wo dann seine kriegstüchtige Ausrüstung mit Mannschaft und Kanonen erfolgen sollte.

Nachdem die Leichen der gräßlich massakrirten englischen Bemannung des Klippers über Bord geworfen waren, trennte sich der Pirat von dem erbeuteten Schiffe, um das Weite zu suchen und einem neuen Fang, der etwa in der nächsten Nacht überfallen werden konnte, aufzulauern.

Der Klipper hingegen schlug den nächsten Weg nach Sumatra ein. Die von dem Freibeuter abgegebenen zwölf Mann, einschließlich des Befehlshabers und der Steuerleute reichten gerade zur Noth hin, um das Schiff zu bedienen. Die See gab sich fortwährend sehr unruhig, ja mitunter sogar stürmisch, so daß die in Rede stehende geringe Besatzung in der That bei Tag und Nacht alle Hände vollauf zu thun hatte, um des Klippers Herr zu bleiben. Diesem Umstande verdankten die gefangenen Passagiere, daß man sich während der ganzen Dauer der Fahrt von der Küste Malabar's bis nach Sumatra um sie gar nicht kümmerte; man überließ ihnen die Sorge um ihre Verproviantirung aus den reichgefüllten Vorrathskammern gänzlich; nur war es ihnen verboten, das Verdeck zu betreten, wozu die Armen ohnehin keine Lust verspürten. Auf diese Weise verstrichen volle drei Wochen, bis die Küste von Sumatra in Sicht kam; welch' furchtbare Zeit des Bangens für die unglücklichen Gefangenen! Welch' herzzerreißende Scenen spielten sich täglich, ja stündlich ab in ihrem kleinen, zu Tod betrübten Kreise!

Die Ehre der Frauen und Töchter war erbarmungslos den Unholden preisgegeben, sobald diese nur einmal ihren schweren Sorgen und Mühen um die Bergung des kostbaren Schiffes sich enthoben sahen. — So traurig der Aufenthalt der Gefangenen in dem engen Cajütenraume war, so heiß, ja erstickend unter des Aequators glühender Sonne auch die Atmosphäre hier sein mochte, so sehnte sich doch keine einzige der eingeschlossenen Personen nach dem Augenblicke, wo man sie an's Land schleppen würde, denn dann hatte für Alle die entsetzliche Stunde der Schande, der Entehrung und Mißhandlung geschlagen.

Sei es, daß die jetzige Mannschaft des Klippers wirklich durch die bisherigen Anstrengungen bereits zu Tode ermattet war, oder daß sie sich, als sie das erwünschte Ziel schon so nahe vor sich sah, einem vorzeitigen Gefühle der Sicherheit hingab — sie verrichtete ihren Dienst nicht mehr mit der früheren Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit. Zudem war die See ruhiger geworden und der Wind blies aus Nordwest so stetig und günstig, daß die Segel schon seit drei Tagen gar nicht mehr gestellt zu werden brauchten, und auch der Steuermann sein Ruder oft stundenlang „gebunden" lassen konnte.

Von den Zwölfen der Piratenmannschaft waren jetzt in der Regel oft nicht Zwei munter oder nüchtern und wenn die fünf männlichen Passagiere um diesen Sachverhalt gewußt hätten und verzweifelt entschlossene Männer gewesen wären, stand es wahrlich bei ihnen, die Piraten in geeigneter Stunde, namentlich gegen Mittag, wo die brennende Glut der Sonne auf dem Verdecke kaum zu athmen gestattete und alle Glieder und Muskeln schlaff machte, durch einen kühnen Handstreich sammt und sonders zu vertilgen.

Die gefangenen Passagiere waren aber durchgehends friedliche Kaufleute und Keiner von ihnen hätte verstanden, den wiedereroberten Klipper zu steuern und zu bedienen. Nichtsdestoweniger war das Schicksal der zwölf Piraten, der gegenwärtigen Herren des Klippers, bereits besiegelt.

Inmitten der vielen Inseln, welche Sumatra's südliche Küste umsäumen, und als der erbeutete Klipper bereits am folgenden Tage den für ihn bestimmten Schlupfwinkel erreichen sollte, vernahmen die Gefangenen plötzlich auf dem Verdecke ein furchtbares Getümmel, das aber nicht lange währte. Der Klipper war von einer anderen Piratenbande, die ihn offenbar für ein friedliches Handelsfahrzeug hielt, mit stürmender Hand genommen worden. In wenigen Minuten war die Besitzveränderung nach Corsarenmanier gründlich vorgenommen worden. Die frühere Besatzung wanderte, bis auf den letzten Mann, gräßlich massakrirt, über Bord, den zahlreichen Haifischen dieser Gegend zur willkommenen Speise dienend.

Zwei Stunden später, als eben der Tag graute, ging der Klipper in einer von hohen und steilen Felsen rings umsäumten vortrefflichen Bucht, die gegen Wind und Wellen den besten Schutz bot, vor Anker.

Eine große Höhle in der Nähe des Strandes schien das Haupt-

quartier der Piraten zu sein, in deren Händen die erbarmungswürdigen Reisenden sich nunmehr befanden.

Die Seeräuber schienen beinahe toll vor Freude über den gelungenen Handstreich, den sie nur in mehreren Booten ausgeführt hatten, weil ihr eigenes Schiff aus einer ihrer letzten Affairen ganz leck und zerschossen hervorging und jetzt zu weiteren Unternehmungen völlig untauglich als Wrack am Strande lag. Dieser Wrack war auch bereits völlig desarmirt, wie die an der Küste postirten Schiffskanonen und zahlreich aufgestapelten Ballen, Kisten, Fässer und sonstigen Einrichtungsgegenstände eines solchen Fahrzeuges bewiesen.

Die Piraten dachten aber in dem ersten Freudenrausche nicht daran, sofort an die Ausrüstung des erbeuteten Klippers Hand zu legen, sondern wollten sich vorerst ein paar Tage gütlich thun. An dieser Sorglosigkeit dürfte wohl hauptsächlich der Mangel eines eigentlichen Oberbefehlshabers die Ursache gewesen sein, denn wir bemerken unter der etwa dreißig Köpfe zählenden wilden Schaar keinen einzigen Mann, der über die Andern eine gewisse Autorität ausgeübt hätte.

In der That befand sich der Capitän dieser Piratenbande mit einer fast ebenso starken Abtheilung, als hier das Wrack und dessen gelichteten Inhalt bewachte, schon seit mehreren Tagen auf einer Streifung im Innern der Insel, um frisches Fleisch durch eine große Treibjagd zu erlangen, denn die Mundvorräthe waren auf die Neige gegangen. — Indessen erwartete man stündlich die Rückkehr dieser Kameraden.

Die Zwischenzeit begannen nun die müßigen Corsaren nach gewohnter Weise zu benutzen. Ein Fäßchen Rum und eine Tonne Pökelfleisch wurden von dem gekaperten Klipper, der mit diesen beiden Gegenständen reichlich ausgestattet war, herbeigeschafft, denn die Kerle litten wie schon bemerkt, bereits seit einer Woche ziemlich Noth an Nahrungsmitteln.

Die Gefangenen schloß man einstweilen, bis man über ihr Schicksal entschieden haben würde, sammt und sonders in eine tiefer gelegene Höhle ein. Vor Allem wollten die Räuber die schreienden Bedürfnisse ihrer ausgehungerten Mägen befriedigen, und dieses thaten sie in den nächsten Stunden wahrlich zur Genüge. — Dann wurde das Rumfäßchen angezapft, und bald griff eine tolle, wahrhaft bestialische Stimmung unter diesen Verworfenen um sich, welche aus dem Abschaume aller Zonen und Nationen bestanden, und einestheils

nur durch die gemeinschaftliche Habsucht und den gemeinschaftlichen Hang zum Verbrechen, anderntheils blos durch die eiserne Gewalt ihrer freiwillig anerkannten Disciplinargesetze, zusammengehalten werden konnten, ohne daß es stündlich unter ihnen selbst Raub, Mord und Todtschlag absetzte.

Als der Alkohol die Köpfe immer mehr und mehr zu erhitzen begann, erwachten in diesen Scheusalen auch andere thierische Gelüste und Leidenschaften. Die Bemerkung eines dieser Strolche, daß man sich doch etwas näher die gefangenen Frauenzimmer betrachten möge, wurde mit wildem Halloh und Zustimmungsrufen aufgenommen. Eine Minute später zerrte man Durga und ihre weiblichen Leidensgenossen in die Mitte der großen Höhle. — Welch' entsetzlich frechen Blicken und Reden sahen sich hier die unglücklichen Wesen ausgesetzt! — Nur der Umstand, daß sie zu wenig waren, um auf einmal die Begierden aller dieser entmenschten Unholde zu befriedigen, verdankten sie, daß sie nicht sogleich der brutalsten Behandlung ausgesetzt wurden. Es entstand unter den Seeräubern ein hitziger Streit um den Vorrang; blanke Messer und Pistolen mit gespanntem Hahne kamen zum Vorscheine, und ein fürchterliches Gemetzel drohte unter den wilden, von Rum und Wollust trunkenen Bestien in der nächsten Secunde auszubrechen.

„Männer, Waffengenossen, Kameraden!" rief der Aelteste unter den Corsaren, indem er mitten unter die Streitenden trat, „die Waffen versorgt und hört mich ruhig an! — Während der Abwesenheit unseres tapferen Capitäns ist mir von ihm der Befehl über Euch anvertraut und ich glaube, wie der genommene Klipper da draußen beweist, kein schlechter Stellvertreter unseres Seehelden gewesen zu sein. — Ich erkenne vor Allem an, daß Ihr Alle auf dieses Weibsvolk da Anspruch habet, und um Euch meine volle Unparteilichkeit darzuthun, verzichte ich, was meine Person betrifft, auf den mir nach unserem Recht und Gesetz zustehenden Vorrang bei der Auswahl dieser menschlichen Beute. Damit aber auch Ihr Andren in Frieden Euch darüber benehmen möget und Keiner über Willkür klage, soll der Zufall entscheiden. — Eure Würfel und Karten zur Hand. Ich werde die Gewinnste der Reihe nach bestimmen; wir wollen mit der Schönsten unten den gefangenen Frauenzimmern beginnen; da ist sie, und nun versucht Euer Glück."

Die Piraten johlten im Chorus ihre Zustimmung und langten

haftig nach Karten und Würfeln, wie sie solche eben bei sich trugen während der Antragsteller die zitternde und schluchzende Durga mit roher Faust in den Vordergrund schleppte.

„Nr. 1 — Haupttreffer!“ höhnte der alte graubärtige Schurke und zog sich dann in die Ecke zurück, wo das Rum-Fäßchen stand, um für seinen gelungenen Vermittlungsversuch, seine ewig durstige Kehle zu belohnen.

Die Corsaren begannen nun eifrig um den schönen Gewinnst zu losen.

Fortuna entschied gewohntermaßen auch diesesmal sehr launenhaft. Der häßlichste und widrigste unter allen diesen abschreckenden Gestalten, ein schon bejahrter Grieche mit graugrünen Triefaugen, dünnen Sichelbeinen, einer, von einer ekelhaften Krankheit angefressenen Nase und einem überdieß von Pockennarben arg zerdroschenem Gesichte, ging aus dem Wettkampfe als der Glücksgöttin Günstling hervor.

Der Elende stieß ein heiseres Jubelgeschrei aus und sprang auf die arme Durga los, um selbe in seine Arme zu schließen und mit sich fortzuschleppen. Die Unglückliche sank halbohnmächtig zu Boden; ihr schwindendes Bewußtsein concentrirte sich jetzt nur in dem heißen Wunsche, daß Gott der Allmächtige, der Allbarmherzige, ihr den Tod geben möge, bevor sie der schimpflichen Entehrung zum Opfer fiel. —

Der Vater im Himmel hatte es aber anders beschlossen. Sie sollte weder dem Leben, noch ihrem Henry Burton verloren gehen. Er ließ in diesem entsetzlichen Momente, wo keine Hilfe und keine Rettung möglich schien, dennoch ihr Vertrauen auf ihn nicht zu Schanden werden!

„Was geht hier vor?!“ donnerte plötzlich eine markige Stimme, und eine riesige Gestalt, deren Titanenhaupt dichtes goldblondes Haar von seltener Fülle umwallte, erschien am Eingange der Hölle. —

„Der Capitän, der Capitän!“ murmelten die überraschten Räuber untereinander, und suchten ihren arg angetrunkenen Zustand, so gut es eben ging, zu verbergen, indem sie sich in strammer Haltung in Reih und Glied aufstellten.

„Wer wagt es, ohne mein Wissen über irgend eine Beute zu entscheiden?“ fuhr der Capitän drohenden Tones fort, „wer war der Freche, der meine Rechte als Euer Capitän verletzte?“

Niemand wagte zu antworten. Der gestrenge Mann fuhr fort:

„Ich werde morgen fürchterlich' Gericht über Euch halten! Bis dahin nehme ich alle Gefangenen unter meinen Schutz. Marsch, entfernt Euch, nachdem Ihr Alle Euere Waffen hier auf dem Boden niedergelegt habt. Keiner wage ein Wort mit dem Andern zu sprechen, bis ich es gestatte; gehorcht — bei Todesstrafe!"

Als die Seeräuber ohne Verzug alle ihre Waffen auf den Boden der Höhle niedergelegt und sich in das Freie begeben hatten, trat der Riese auf Durga zu, löste deren Fesseln und sagte: „Seien Sie getrost, mein Kind; kein Haar soll Ihnen gekrümmt werden. Trösten Sie auch Ihre Leidensgenossen dort. Allen wird Leben und Ehre gewahrt bleiben. Ich will einmal auch eine gute That thun, zum Angedenken an meine arme Schwester Amalie, die heute ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiern würde, wenn — sie noch am Leben wäre."

„Edler Mann!" rief Durga, die kaum an den raschen Wechsel der Dinge zu glauben vermochte, „edler Mann, wer sind Sie, den Gott gesendet, um mir mehr als mein Leben — meine Ehre zu retten?!"

„Ein Entehrter!" erwiderte der Riese kurz mit dumpfer Stimme und knirschenden Zähnen. Dann ließ er sich brütend und in finstere Gedanken versunken am Eingange der Höhle nieder, um die ganze Nacht über persönlich zu wachen, auf daß seinen Schützlingen kein Leid widerfahre. —

Ende des II. Bandes.

Wien. Druck von Carl Fromme.

Inhalts-Verzeichniß

des II. Bandes.

Zu
Wasser und zu Land.

Roman

von

Arthur Storch.

Illustrirt.

Zweite Auflage.

Dritter Band.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1872.

Erstes Capitel.

Im hohen Norden.

Auf öden Klippen, der letzte Stapelplatz des Handels und des europäischen Lebens, kaum zehn Meilen von der äußersten nördlichen Spitze Europa's, liegt Hammerfest, ein kleines, kaum 600 Einwohner zählendes Städtchen Norwegens. Eine einzige Häuserreihe, hinter der sich eine Mauer zertrümmerter Felsen erhebt, bildet diesen trostlosen Ort. Nichts als kahles Gestein ringsum, kaum daß in den Spalten Birken-Gebüsch nothdürftig aufwuchert. — Kein einziger Gasthof in dem ganzen Städtchen! Zum Glücke sind aber die Bewohner sehr freundlich und wohlwollend gegen Fremde.

Letzterem Umstande hatte auch eine Person, welche der Leser hier zu treffen kaum erwarten dürfte, eine ganz anständige Unterkunft zu verdanken. — Comfort in der Wohnungs- und Lebensweise müssen aber in Hammerfest namentlich zur Saison, wo wir diesem Endpunkte des civilisirten Lebens einen Besuch abstatten, um so wünschenswerther und wohlthuender erscheinen, denn wir befinden uns im Spätherbste. — Die ganze Gegend liegt bereits im Winterschlafe und gar bald, nämlich von Mitte Dezember bis Mitte Januar, herrscht hier tiefe, ununterbrochene Finsterniß, wo beständig Licht gebrannt werden muß, während die Sonne schon jetzt durch volle acht Wochen unter den Horizont geht.

Nebel hüllen Land und Meer ein; das Klima ist äußerst veränderlich, aber nicht so kalt, wie man denken sollte, denn das Quecksilber fällt selten zwölf Grade unter Null. — Dagegen wechseln

Fröste, Regen und heftiger Schneefall, fortwährend mit einander ab.

Mit dem Einbruche der langen Winternacht wird das Wasser öde; keine Segel besucht mehr Hammerfest, die Fischer werfen keine Netze mehr aus, denn sie liegen in Erdhütten am qualmigen Feuer und warten dort im trägen Winterschlafe, bis der neue Tag erscheint. — Die Kaufleute dagegen bringen ihre Bücher in Ordnung, sitzen am Spieltische, halten Bälle und Schmausereien, ja führen sogar in kleinen Privattheatern Komödien auf und sehnen sich endlich unruhig nach der Zeit, wo wieder der Lichtstreif im Osten hervorbricht.

Von allen diesen Lustbarkeiten hielt sich jedoch der Fremde, welcher in dem Hause des Kaufmannes Uxküll wohnte, völlig fern. — Er brachte seine ganze Zeit mit Studien und Schreibereien hin. Nur selten verließ er das Zimmer. Die Gesichtsfarbe des jungen Mannes ist auch in der That stark angekränkelt, sowie überhaupt ein großes Seelenleiden sein Gemüth zu beschweren scheint. — Niemand würde wohl in dieser abgehärmten Gestalt mit den ernst-melancholischen Zügen den einst so lebensfrohen und leichtsinnigen Sir Edward of Dundonald wieder erkannt haben.

Wir haben den jungen Marine-Offizier zuletzt in Schanghai verlassen, als er mit dem Diener des sogenannten „Narrendoctor von Pecking" sich in ein abgelegenes Stadtviertel begab, um nach der auf so räthselhafte Weise verschwundenen Amalie Westenholz bei den geheimen Agenten des chinesischen Anatoms Nachforschungen zu pflegen.

Ein Schreiben, welches Sir Edward soeben beendet hat und in einigen Tagen mit der nächsten Rennthierpost von Hammerfest nach Tornea abgehen soll, von wo ab das ganze Jahr hindurch eine regelmäßige Postverbindung stattfindet, gibt uns vielleicht den besten Aufschluß über die seitherigen Erlebnisse des jungen Mannes, und die Motive, welche ihn bestimmt haben mochten, hier im Norden seinen Aufenthalt zu nehmen. Es lautet:

„Mein lieber theurer Robert!

„Deinen letzten Brief aus Cairo, wo Du die Spur meines nichtswürdigen Oheims verlorst, habe ich zu Stockholm vor zwei Monaten empfangen, und es beunruhigt mich sehr, von Dir seit dieser Zeit ohne alle weiteren Nachrichten zu sein. — Du sprachst die Absicht aus, nach Griechenland zu reisen und mir von dort unverweilt

zu schreiben. — Vor Allem, mein guter Robert, gestatte mir, meiner Freude Ausdruck zu geben, daß Du mir wegen Amaliens sonderbarem, noch immer nicht völlig aufgeklärtem Tode keinen Groll nachträgst, ja mir noch von ganzem Herzen verzeihst, daß ich zu Schanghai nicht den Muth besaß, Dir den eigentlichen Grund meines Zurückbleibens zu entdecken. „Du hast," schreibst Du mir, „redlich gethan, was Menschen möglich gewesen, um Deine Verirrung, Deinen Leichtsinn wieder gut zu machen; Du hast auf den Fidschi-Inseln schrecklich gebüßt, und ich würde vermessen der ewigen Vorsehung in die Arme greifen, wollte ich nicht Dir Deine Missethaten vergeben um Deiner Reue, Deiner Buße willen." — Ich habe, lieber Robert, auch Deinem Wunsche wegen der Ueberreste der armen Amalie nachzukommen gesucht. — Ihr Skelett ist mit allen christlichen Ehren in Schanghai zur Erde bestattet worden; der Pastor der evangelisch-deutschen Gemeinde daselbst, hat dabei eine wahrhaft rührende, tiefergreifende Grabrede gehalten, von welcher ich Dir eine Abschrift sammt dem Schädel der Unglücklichen bereits nach Cairo gesendet habe. Merkwürdiger Weise bestätigst Du mir den Empfang dieser Gegenstände in Deinem letzten Schreiben nicht. Ich übergab doch das Kistchen sicheren Händen zu San Francisco in Californien, wohin ich, ganz gebrochen an Geist und Gemüth, von Schanghai aus mich begeben hatte.

„Ich würde den Verlust dieser Sendung um so mehr beklagen, als derselben eine nicht unbedeutende Summe für Dich selbst beilag und Du derselben bereits bedürfen wirst. Ich schreibe deshalb sogleich an die Gebrüder Schwarzer in Cairo, mir darüber Aufschluß zu ertheilen und das Kistchen, an dessen Verlust ich nicht glauben kann und will, zu Deiner Verfügung bereit zu halten. Für alle Fälle schließe ich jedoch hier einen Wechsel auf 500 Pfund bei, damit Du ja in keine Verlegenheit geräthst oder gar Deine Verfolgung des elenden Carl aus Geldmangel einstellen mußt. Mehr denn je interessirt es mich jetzt zu erfahren, was es denn eigentlich mit jenem Henry Morgan für ein Bewandtniß haben möge, nachdem ich vernommen, daß Sir Baldwin bereits in London förmlich bei den Gerichten eingeschritten sein soll, damit ich als Bastard, jener Henry Morgan aber als legitimer Erbe des Titels und Vermögens der Dundonalds erklärt werde.

„Die Nachrichten, welche ich diesfalls empfing, lauten derart

positiv, daß ich es für gut befand, mich, bis ich in meiner innern Zerrissenheit endlich einen festen Entschluß gefaßt haben werde von der Welt ganz zurückzuziehen; ich will das Resultat in jener, völlig apathischen Stimmung, die mich jetzt beherrscht, geduldig abwarten. Einstweilen lebe ich schon seit Monaten unter fremdem Namen, das heißt unter dem Familiennamen meiner seligen Mutter, deren leidige Verirrungen schonungslos an den Pranger zu stellen der Earl of Dundonald, wenn ich recht unterrichtet bin, aus mir nicht näher bekannten Gründen, offenbar Willens ist.

„Von meiner sauberen Gemalin habe ich noch immer nichts Näheres vernommen; beinahe möchte ich wünschen, daß das Gerücht, sie sei sammt ihrem Galant, dem liederlichen Major Richardson, auf offener See zu Grunde gegangen, auf Wahrheit beruhe. — Glaube ja nicht, daß vielleicht schnöde Geldgier aus mir spricht. Dem Himmel Dank, besitze ich durch die Dir bekannten glücklichen Negociationen beim Verkaufe der Ländereien in Delhi weit mehr, als mein dermalen so anspruchsloses Leben erfordert; auch möchte ich fast als gewiß voraussetzen, daß Mary ihr Vermögen, hinsichtlich dessen ihr das freie Verfügungsrecht zusteht, seit sie großjährig geworden, gewiß nicht zu meinen Gunsten testirt haben wird. Seit ich die edle Amalie als todt betrauere, ist mir übrigens so ziemlich gleichgiltig, ob meine ehelichen Bande mit dieser nichtsnutzigen Person weiter fortdauern oder förmlich gelöst werden.

„Jetzt erst fühle ich, was ich an Deiner Schwester, mein Robert, verloren habe, und kein zweites weibliches Wesen wird je mehr mein Herz zu fesseln im Stande sein.

„Ich will standhaft das Mißgeschick ertragen, das ich selbst mir heraufbeschworen durch gewissenlose Frivolität. Die Wissenschaft allein vermag mich noch zu interessiren, und ihr sei der ganze Rest meines Lebens geweiht. Komme ich in ihrem Dienste um, so werde ich darin gewiß nur eine stille Befriedigung, eine wahre und letzte Sühne meiner Vergehungen finden.

„Die Vorbereitungen und Vorstudien für die arktische Reise, die ich im Frühjahre zu unternehmen gedenke, beschäftigen mich vollauf und gewähren mir, wenn ich mich so recht tief in meinen künftigen Beruf versenke, die einzige wahrhafte Erholung und Zerstreuung. — Doch ich darf nicht ungerecht sein, ich habe einen Freund gefunden, der es gewiß ebenso ehrlich mit mir meint, als Du. — Werde

nicht böse, lieber Robert! Dein Rivale ist nur ein — Hund, ein Pudel, aber ein Prachtkerl an Gestalt und Verstand, welch' letzteren ich meinem Caro, mag darin eine Beleidigung für die sehr ehrenwerthe Menschheit als solche liegen oder nicht, unbedingt zuerkenne. — Gescheidter und gelehriger ist er jedenfalls, als die schmutzigen Lappen, die ich bei meinen letzten Excursionen, bevor die „lange Nacht" hereinbrach, kennen gelernt habe! Täglich widme ich eine oder zwei Stunden der Erziehung des klugen Thieres, dessen Instinkt wirklich an das Wunderbare grenzt. Caro ist erst etwas über ein Jahr alt; er lief mir in San Francisco als ganz kleines Hündchen zu; er mochte damals kaum zehn Wochen zählen; ich zog ihn nicht ohne Mühe auf, denn das arme Thier war ganz verkümmert, krank und elend. Nun aber steht er da als ein wahres Prachtexemplar, groß und flink wie eine Dogge, stark und muthig wie ein Buldogg. — Vor drei Wochen hat er zum ersten Male seine Kraft siegreich an einem riesigen Wolfe erprobt, der mir bei einem Ausfluge in das Innere der Insel Qualöe, auf welcher sich Hammerfest befindet, in den Weg kam und, da ich nur mit einem Stocke bewaffnet war, ohne Caro's tapfere Intervention, mich vielleicht zerfleischt haben würde.

„Ich weiß, daß Du diese Lobrede auf meinen Caro nicht belächeln wirst, denn Du selbst bist ein großer Freund dieser treuen Thiere und vergönnst mir gewiß recht die Freude, die ich an diesem wackeren und klugen Gefährten habe. — Es ist wohl selbstverständlich, daß mich der Pudel auf dem Ausfluge nach dem Nordpol, den ich vorhabe, begleiten wird. Wenn ihm nur dabei kein Unglück zustößt; ich würde ganz untröstlich sein! Gibt es wohl einen schlagenderen Beweis meines traurigen, vereinsamten Zustandes, als den mir unwillkürlich entschlüpften Erguß vorgreifender Besorgnisse um das Wohlergehen eines Hundes? —

„Da ich nun einmal mir vorgenommen habe, Deine Geduld recht zu ermüden, mußt Du auch eine kurze Beschreibung meiner Reise von Drontheim nach Hammerfest mit in den Kauf nehmen. — Bis Drontheim war, von Kopenhagen aus, per Dampfschiff, die Reise ganz ohne Anstand vor sich gegangen. Von da ab mußte ich mich aber eines kleinen Segelschiffes bedienen, und, obwohl ein gewiegter Seemann und mit den Stürmen aller Meere bekannt, werde ich doch diese Fahrt mein ganzes Leben lang nicht vergessen.

Im Meere von Loppe, genau unter dem 70. Grad, sieht man die nördlichsten Gletscher der bekannten Erde, welche sich in Jöckelfjord und Oxfjord bis an den großen Stjernösund hinziehen. Loppe ist eine Felseninsel in den äußersten Scheeren. Hier war das Wetter so bös, daß wir jeden Augenblick den Untergang unseres Schiffes befürchteten. Schon in Tromsöe stürzten unaufhörliche Regengüsse; hier vereinte sich ein gewaltiger Sturm mit ihnen und warf uns auf den hohen Wogen des Oceans wild umher. Die gewaltigen Wogen des nördlichen Oceans haben nichts gemein mit dem kurzen Wellenschlag der Binnenmeere; sie heben und senken sich mit einer Majestät, welche Ehrfurcht abnöthigt. Das sind keine Wellen, es sind Wasserberge, die schaumgekrönt in langen, unabsehbaren Reihen heranziehen. Wenn das Schiff zwischen ihnen in die Tiefe sank, war nur der Himmel darüber sichtbar. Von allen Seiten umringten es, hoch über Bord und Gestänge, die grünglänzenden Ungeheuer und drohten es zu verschlingen. In dem Augenblicke jedoch, wo sie darüber herfallen wollten, schleuderte eine unsichtbare Macht das Schiff auf den Gipfel und stürzte es im nächsten von Neuem in den Abgrund. An einer mehr als fünfzig Fuß hohen Klippe brach sich das wüthende Element mit solcher Gewalt, daß die Wellen bis an seine Spitze emporschlugen und die Brandung darüber hinwegflog. Ich erhielt hiermit eine Probe von dem, was diese Meere in den Herbst- und Winterstürmen leisten. Abends kamen wir nach Loppe und fanden hinter den Felsen einigen Schutz. Der Sturm hielt die Nacht über an und warf das Schiff an den offenen Stellen noch arg umher, bis wir den Stjernöfjord passirt hatten. Als wir am Morgen aufwachten, glänzten die hohen Felsen des Altenfjord von frisch gefallenem Schnee. — Hier ist der letzte äußerste Punkt Europa's, wo es der Zähigkeit des menschlichen Willens und Fleißes möglich wird, dem Boden eine, wenngleich noch so dürftige und spärliche Ernte abzupressen.

„Dennoch hat diese Bucht einen Grad von Wohnbarkeit aufzuweisen, wie keine der südlicheren; seitdem eine Gesellschaft von Engländern in Kaafjord, einem Seitenarm des Altenfjord, ein Kupferbergwerk begründete. — Die Gesellschaft gibt vielen hunderten armen Menschen Nahrung und Kleidung; sie hat auf ihre Kosten zwei Schulen angelegt; sie besoldet die Lehrer, die Aerzte und Beamten; sie hat eine Kirche erbaut, und so findet man mitten in die-

ser Einöde ein merkwürdiges Culturleben. Niedliche Häuschen liegen zerstreut an den Berglehnen und geebnete Wege führen nach den übrigens nicht sehr ergiebigen Gruben, welche bis 600 Fuß tief in den Berg gehen. Auch dem Fremden tritt Alles tüchtig und wohlgeordnet entgegen. Es fehlt nicht an einem Salon mit allen Genüssen englischer Gastlichkeit; man findet hier eine Bibliothek, ein Fortepiano und sogar ein Billard. Die Winter sind hier in der Regel nicht streng, aber die eisigen Winde, welche alle Fugen und Ritzen durchziehen, sind hier wie in Hammerfest eine große Plage. An den Gebirgen des Altenfjord hat wenigstens die Birke noch Kraft zum Wachsen. Auch die Fichte bildet starke Stämme, aber sie kann keine Aeste mehr treiben; schwarz und traurig läßt sie die Nadeln sinken und sieht wie verbrannt aus.

„Auf einem Spaziergange, den Fjord hinunter, hatte ich Gelegenheit, ein lappländisches Abendbrot zu sehen. Drei Lappen mit einigen Hunden lagen um ein Feuer am Strande; mehreren Rennthiere weideten in den Büschen. Auf dem Feuer brodelte Wasser in einem Topfe; eben wurde dieser abgehoben und zeigte einen halb gargekochten Fisch. Die Lappen faßten herzhaft mit den Fingern zu und rissen ihn in Stücke. Hierauf zog einer aus der Brust eine große hölzerne Tabaksdose; in diese goß er aus einer Flasche etwas Thran und tauchte die Fischstücke mit großem Behagen ein. Einer seiner Gefährten nahm ein Stück Kautabak. Aus diesem preßte er den braunen Saft zwischen seinen Zähnen aus und ließ ihn auf seinen Antheil am Abendbrot träufeln. Ich hatte daran genug gesehen. Uebrigens treiben die Lappen gerne ihre Heerden nach den Inseln herüber, auch wenn diese vom Festlande durch halbmeilenbreite Sunde getrennt sind. Die Familie setzt sich in ein Boot, an welches einige Leitthiere, die Schlinge um ihre Hörner, befestigt sind, und die ganze Heerde folgt schwimmend diesen Führern — ein ebenso wunderbarer als merkwürdiger Anblick.

„Von Kaafjord aufwärts bis Hammerfest ist es nicht einen vollen Breitegrad, aber er reicht hin, um den letzten Rest des Pflanzenwuchses zu zerstören. Wir fuhren durch den Wolfssund, und hier, wie schon früher in Stjernösund und an anderen Orten, waren an den langen Felsenwänden auffallend deutlich die Linien alter Wassermarken zu sehen, nach welchen der Wasserstand einmal dreißig bis vierzig Fuß höher gewesen sein muß als jetzt. — Diese

Erscheinung erklärt sich aus einer fortgehenden Hebung der Küste durch langsam aber stetig wirkende vulkanische Kräfte.

„Daß Hammerfest nichts Bemerkenswerthes bietet, darf ich Dich, mein lieber Robert, wohl kaum erst ausdrücklich versichern. Ich habe auch meinen Aufenthalt hier zuvörderst aus denselben Gründen gewählt, aus welchen unsere Regierung die für Ostindien oder die anderen heißen Colonien bestimmten Truppen zuerst ein Jährchen in Gibraltar oder Malta stationiren läßt. Ich will mich hier für meine Reise nach dem Nordpol acclimatisiren.

„Die Vorrathshäuser der Kaufleute stehen in Hammerfest alle am Wasser hin. Pelze, Decken, grobes Wollenzeug, Branntwein, Mehl, Stricke, Eisenwerk und Alles, was die Bewohner dieser trostlosen Gegenden sonst bedürfen, findet sich stets auf dem Lager. Die Kaufleute von Hammerfest machen übrigens sehr bedeutende Geschäfte nach Deutschland und Rußland und befrachten ganze Schiffe mit Fellen, dem fast einzigen Producte des Landes.

„Der eigentliche Hafen von Hammerfest ist klein, die Rhede dagegen den Weststürmen preisgegeben. Ein hoher Felsblock, Triefjeld genannt, steigt an ihrem äußersten Lande aus den Fluthen; an seiner jähen, schwarzen Seite zersplittern die Wellen, welche von Soröe herüberkommen.

„Nun will ich Dir noch in Kürze die Umgebung von Hammerfest schildern. Ueber der Stadt liegt der Tyvefjeld — steile, nackte und zertrümmerte Felsen von 1200 Fuß Höhe, welche nach dem östlichen Theil der Insel noch weiter emporziehen. Steigt man vom Strande über einen Wall oder Eick, durch welchen ein Bach, der unten eine Mühle treibt, sich brausend seinen Weg gegraben, so liegt ein See vor uns, rings von Sümpfen eingeschlossen. An diesem See liegt eine Ziegelei, und dahin führt ein Weg, der einzige auf dieser Insel; sonst liegt Alles wüst und braun, und nur die röthlichen Blätter des Moltebeerkrautes zeigen an, daß diese nützliche Pflanze auch hier wächst. Von der Höhe des Tyvefjeld sieht man in Thäler hinab, wo Birkenbüsche wuchern, die sich nicht mehr zum Baum erheben können, und zwischen den Sumpfgräsern bilden die Moose kleine Eilande, auf welchen man vorsichtig, wie auf schwankenden Brücken, weiter schreitet. Und Nichts als diese unwirthliche Oede, Nichts als zahllose kleine Thäler erblickt man. Sümpfe, Felsenmassen und die schneebedeckten Gipfel von Fjeldland, deren

frischblendendes Weiß die fürchterliche Nähe des Winters ankündet, — das ist der Gesichtskreis. — Nichts ist mir in meinem Leben so traurig und entsetzlich vorgekommen, wie diese Insel! Und doch lieben die Eingebornen von Qualöe diese ihre Einöde ebenso sehnsüchtig, wie der Lappe seine Rennthieralpen, oder der Grönländer seine Eisbuchten! Man erzählte mir von der Tochter eines reichen Handelsherrn, welche einen Beamten geheiratet hat, der im Süden, in der schönsten Gegend des Landes, wohnt; sie aber sehnt sich unaufhörlich nach Hammerfest zurück. So kehren auch Die wieder, welche Reisen nach Frankreich und Italien machten, und wenn man sie hört, sollte man meinen, nirgends in der Welt sei es besser als hier.

„Zum Schlusse muß ich Dir noch meinen, nach lappländischer Art unternommenen Ausflug nach Kautokaino, das etwa siebenzig englische Meilen von hier, an der Straße nach Tornea, im finnischen Meerbusen liegt, schildern. — Es war der erste, frisch gefallene Schnee des Spätherbstes, und mich plagte die Neugierde, die erste Rennthierpost, welche nach Einstellung der Schifffahrt in Hammerfest abging, mitzumachen. — Eine ganze Karawane von Schlitten brach von hier auf, geführt von Lappen, welche sich auf der unermeßlichen, ewig gleichen weißen Fläche, in der nicht das geringste Merkmal ist, so genau zurecht zu finden wissen, als gehe eine Heerstraße mitten durch. Jeder Reisende sitzt in einem Schlitten, der wie ein kleines Boot aussieht und auf lappisch Pulk heißt. — Unter der vorne geschlossenen Hälfte des Schlittens hält man die Füße vor sich hingestreckt, eingehüllt in doppelte Rennthierpelze; Pelzstiefel umschließen die Füße und eine lappische Pelzmütze den ganzen Kopf. Das Rennthier ist vorn an die Spitze des Schlittens mit einem Zugstrange befestigt, der ihm zwischen den Füßen durchgeht und am Halse sich mit der Halfter vereinigt. Von diesem geht das Lenkseil aus, dessen Ende der Reisende um seinen rechten Arm schlingt. Die Lenkung ist sehr einfach und besteht nur darin, daß das Thier, wenn die Leine rechts herübergeworfen wird, zu laufen beginnt; auf die linke Seite geworfen, steht es still. — Durch Schläge mit dem Lenkseil kann man das Rennthier antreiben, aber man muß sich hüten, es zu erzürnen. — Es dreht sich nämlich, wenn es böse wird, kurz um, hebt sich auf den Hinterfüßen empor und hämmert mit seinen Vorderhufen auf den Insassen des Schlittens los, der natürlich dabei

in den Schnee geschleudert wird. Das Beste ist dann, es so zu machen, wie die Lappen, welche in diesem Falle ruhig bleiben und so lange auf sich losschlagen lassen, bis das Rennthier müde wird. Bei den dicken Pelzen, welche man trägt, fühlt man die Hiebe gar nicht, und erst wenn der gehörnte Gaul seinen Zorn erschöpft hat, muß man aufstehen und ihn durch Streicheln und gute Worte wieder in Gang bringen. Solche Auftritte wiederholen sich sehr oft, doch man muß mit dem Rennthiere Geduld haben, denn dieses allein kann uns aus dieser Schneewüste bringen; würde man es verletzen oder gar tödten, man wäre verloren. Wie leicht könnte es von der Bahn abweichen und sich mit dem Schlitten in ein jähes Felsthal stürzen; denn der Boden, über den man fährt, ist ein wildes, ununterbrochenes Gemisch von steilen Abhängen und hohen Felswänden. Oft stürzt der Schlitten um, aber das Rennthier hört darum nicht auf, zu laufen. Der Reisende sitzt in dem kleinen Boote dicht auf dem Schnee; er wird auf diesem fortgeschleift und muß den linken Arm immer benutzen, um das Gleichgewicht zu halten. Hinausgeworfen kann er aus seinem Korbe so leicht nicht werden. Wird er geschleift, so muß er sich und sein Fahrzeug im vollen Laufe wieder aufzurichten versuchen, was in der Regel erst nach einer Weile möglich ist. Im äußersten Nothfall ruft er die Hilfe seiner Gefährten an, denn man reist aus vielen, leicht begreiflichen Gründen nie allein. Ein Lappe im Rennthierschlitten eröffnet den Zug, ein anderer schließt ihn, und Beide führen das Gepäck und die Post. Sind Wetter und Thier gut, so kann man wohl zwanzig Meilen in einem Tage machen. Das Rennthier läuft in kurzem Trab oder in Sprüngen galoppirend; wo es aber steil hinabgeht, schießt es blitzschnell in die Tiefe, ihm nach der Schlitten, daß dem darin Sitzenden schier das Hören und Sehen vergeht.

„So lange der Himmel klar ist und in der Winternacht die Sterne scheinen, weiß der Lappe den Weg immer zu finden. Wenn aber Schneestürme eintreten oder dichter Nebel und massenhafter Schnee kommt, so bleibt nichts übrig, als Löcher in den Schnee zu graben und dort geduldig zu warten, bis es besser wird. Das kann freilich, wie es uns auf der Rückfahrt traf, volle sechsunddreißig Stunden anhalten, aber außer der Langweile eines solchen Schneegrabes empfindet der Reisende kein weiteres Unbehagen. Er ist bald zugeweht in dem weißen, feinen Bett und liegt in seinen Pelzen warm

und gut. Die einzige Sorge ist, daß die Rennthiere nicht entlaufen, aber dafür wissen die Lappen der Begleitung schon zu sorgen.

„Doch halt — wohin gerathe ich mit der weitschweifigen Behäbigkeit bei Erzählung meiner geringfügigen Erfahrungen, die ich mir bisher hier „im hohen Norden" gesammelt. Sind sie doch nur sozusagen eine ungenügende Propädeutik zur Lösung der schwierigen Aufgabe, die ich mir gestellt, um mir ein nützliches Lebensziel zu stecken, dem ich nöthigenfalls selbst mein erbärmliches, völlig hoffnungsloses Dasein gerne opfern will. Kann ich vielleicht zugleich der Wissenschaft einen Dienst erweisen, um so besser.

„Und nun zum Schlusse. Lasse bald etwas von Dir hören. Während der Dauer des Winters adressire Deine Briefe nach Tornea, von wo ich sie dann durch die Dir in Kürze geschilderte famose Rennthierpost bekommen werde. Von April an, wo die Schifffahrt nach Hammerfest wieder offen ist, richte Deine Sendungen nach Drontheim. Zu Mitte Mai gedenke ich dann nach Spitzbergen aufzubrechen.

Es grüßt und küßt Dich herzlichst Dein treuer Freund

Edward m. p.

Hammerfest in Norwegen, am 23. October 1850."

Sir Edward ahnte wohl nicht, welch' schimpfliches Loos inzwischen den Bruder Amaliens betroffen hatte und in welch' entsetzlichen, tief bejammernswerthen Conflict der unglückliche, einst so hoffnungsvolle Robert mit der menschlichen Gesellschaft gerathen war — wohl für immer! — — —

Zweites Capitel.

Aus alten Zeiten.

Noch mehr als ein halbes Jahr hatte Sir Edward in seinem freiwilligen Exile zu Hammerfest zu verbringen, bevor er daran denken durfte, seine beschwerliche und gefährliche Reise nach dem Nordpole, diesen so wenig durchforschten Eilanden des hohen Nordens, im Interesse der Wissenschaft anzutreten. — Indessen rüstete er sich mit Eifer und Ernst zu seinem Vorhaben. Kein einziges Fachwerk, welches ihm dabei von Nutzen sein konnte, entging seiner Aufmerksamkeit.

Zur Erholung von den vielen abstracten Studien, denen er rastlos oblag, machte er sich nebenbei an eine Zusammenstellung der interessantesten Sagen des Nordens über die Entstehung der Welt, welche auch in der Götterlehre der alten Deutschen ihren Widerhall finden, und darum auf allgemeines Interesse Anspruch machen, zumal die Kenntniß dieses culturhistorischen Momentes eben so wichtig, als leider, selbst in den sogenannten gebildeten Kreisen, nur wenig und noch dazu mangelhaft verbreitet ist.

Wir werden daher kaum einen Fehltritt thun, wenn wir Sir Edwards Aufzeichnungen: „Aus alten Zeiten“ unserem Publicum mittheilen.

„Wie überall — beginnt Sir Edward — wie überall, so hüllt sich auch bei den alten Skandinaviern die Religion in das Gewand der Poesie. Das Erzeugniß des Nachdenkens über die Entstehung der Welt und das Reich des Unsichtbaren gestaltete sich unter

der Einwirkung der zum Ungeheuerlichen hinneigenden Phantasie des Nordländers zu einem wunderbaren Riesenbaum, der Himmel und Erde umfaßt, und dessen Aeste und Zweige sinnig mit seltsamen Blumengewinden geschmückt sind. — Ursprünglich, sagt die Schöpfungs-Theorie der Skandinavier, war nicht unten die Erde, nicht oben der Himmel; nur Abgrund war und Nebelwelt, worin der Alles verschlingende Brunnen floß. Zwölf Flüsse gingen von diesem aus, und als diese sich so weit von ihrem Quell entfernt, daß ihr Wasser zu Reif gefror, da wuchs ein Reif über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, der davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagswärts von der Nebelwelt war die Licht- und Feuerwelt. Aus jener kam Alles dunkel und kalt, aus dieser Alles hell und heiß. Da nun die heißen Lichtstrahlen der Feuerwelt sich mit der Kälte aus der Nebelwelt begegneten, so schmolz der Reif, und die Tropfen wurden durch die Kraft Dessen, der das Licht gesendet, lebendig. Daraus entstand Ymer, der Urvater des Eises. Ihm wuchs unter seinem linken Arme ein Männchen und ein Weibchen hervor; so entstanden die Eisriesen. Aus der Vermischung der Hitze und Kälte entstand aber auch die Kuh Audumbla. Ihrem Euter entflossen vier Milchströme, wovon Ymer sich nährte. Die Kuh nährte sich vom Belecken der salzigen Reifsteine. Als sie dies eines Tages that, siehe, da wuchsen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tage ein Menschenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nannte. Dessen Sprößling war Bör, der mit einer Riesentochter drei Söhne zeugte: Odin, Wile und Ve, welche die Beherrscher des Himmels und der Erde wurden. Diese drei Söhne waren gut, die Kinder Ymer's böse. Beide waren in ewigem Kampfe gegen einander begriffen. Endlich tödteten die Söhne Bör's den Riesen des Eises, zogen seine Leiche in den Abgrund und schufen daraus die Welt und aus seinem Blute Meer und Flüsse, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Haare Gras und Bäume, Felsen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerschlagenen Kiefern. Aus seinem Kopfe aber machten sie den Himmel, den vier Zwerge: Ost, Süd, West und Nord tragen mußten. Ymer's Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Die aus der Feuerwelt herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben an den Himmel, damit sie der Erde leuchten sollten.

„Einst wandelten die Söhne Bör's am Meeresstrande, wo sie

zwei Blöcke fanden. Diese hoben sie auf und schufen daraus zwei Menschen. Der Eine gab ihnen Leben und Seele, der Zweite Bewegung und Vernunft, der Dritte das Antlitz mit Sprache, Gehör und Gesicht. —

„Fragen wir nach der tieferen Bedeutung dieser Dichtungen, so ergibt sich schon von selbst, daß die Lehre von der Entstehung der Welt hervorgegangen ist aus der Betrachtung der Natur-Erscheinungen. Die Riesen, die um den Abgrund der Zeit lagern, sind die schaffenden Kräfte des Himmels und der Erde. Der Anfang der Welt ist an die Beobachtung eines Frühlingstages geknüpft. Der Riese des Eises ist der Winter, aus dessen Tode das Leben hervorgeht; bös aber muß er und seine Kinder sein, weil durch den Winter die Entwickelung alles Schönen gehemmt wird.

Die Entstehung des Lichtwechsels wird ferner so erklärt: Der Riese Finster hatte eine schwarze Tochter Nott, d. i. die Nacht. Diese vermälte sich dreimal und zeugte mit Nagelfari, d. i. Aether, einen Sohn Audur, d. i. Stoff; mit Anar, d. i. Bildungstrieb, die Erde; endlich mit Dellingur, d. i. Dämmerung, den Dagur, d. i. Tag, der licht und glänzend war. — Allvater nahm hierauf Nott und Dagur zu sich und gab ihnen Roß und Wagen, um jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Rosse Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaum seines Gebisses bethaute; Dagur's Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit seiner Mähne Luft und Erde.

„Zwei schöne Kinder hatte Mundilfari, d. i. Achsebeweger, welche Sool und Maan heißen, Sonne und Mond. — Der Vater, stolz auf die Schönheit seiner Tochter, vermälte sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt über diese Anmaßung, versetzten beide Kinder an den Himmel. Sool mußte die Rosse des Sonnenwagens lenken, Maan die Rosse des Mondwagens und über die Ab- und Zunahme des Mondlichtes wachen. —

„Später mischt sich in die Naturpoesie geschichtlicher Stoff, und so bildet sich die neue Götterlehre aus. Odin ist Mittelpunkt derselben. An der Spitze der Asen (Asiaten) kam er als gewaltiger Held von Osten hergezogen, unterwarf sich den ganzen skandinavischen Norden und machte Sigtuna in Schweden zu seinem Herrschersitze. Hier begründete er eine neue Gesetzgebung und einen neuen Gottesdienst. Er selbst war das Haupt von zwölf Priesterfürsten,

XII.

A. Storch. Zu Wasser und zu Land.



„Nein Caro! bevor ich dich tödte, wollen wir lieber mit einander verhungern."

welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrsagten. Außerdem war er Schöpfer der Kriegskunst und des Gesanges, war Erfinder der Runenschrift und machte sich als Zauberer gefürchtet.

„Auf dieser geschichtlichen Unterlage wurde nun der neue Himmel der Skalden aufgebaut. Odin (Vodan oder Guodan, d. i. Gote, Gute) ist der Gott des Göttergeschlechts oder der Asen, der erste und älteste von Allen, der immerdar lebt, der Urquell des Lichtes. Er sitzt auf einem erhabenen Throne, wo er Alles in der Welt sieht, allein mit sich, sich selbst beschauend, neben sich den Speer der Gewalt; Sleipner heißt sein flüchtiges Roß. Er hat den Vorsitz im Rathe der Asen, zu dem nur die zwölf obersten Götter kommen. Seine Gemalin, Frigga, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande sehen kann. — Frigga ist die Vorsehung, denn aller Menschen Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. Von Beiden stammt das Göttergeschlecht, und Odin heißt deshalb auch Alfadur, Allvater. Ihr erstgeborner Sohn ist Thor, der Gott des Donners, das Bild der Naturkraft, aller Götter und Menschen stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer (der Blitz) auch das Stärkste zermalmt. Ihm zur Seite steht Balder, der jugendlich schöne Gott der Beredsamkeit und Unschuld, der das Recht entscheidet, und der im Glanze der Lilie einherwandelt, dem zu Ehren auch die weißeste Blume Baldrian genannt ist. — Niord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, daß Alles erbebt, ist der Gott der Winde, des Seewesens, des Handels und des Reichthums. Seine Kinder sind Freyr und Freya. — Freyr, der einherschwebt im Lichtkleid des Sommers, ist Beherrscher der Sonne; Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theuerung hängen von ihm ab; statt eines Rosses reitet er auf einem Eber mit goldenen Borsten. — Freya ist die Göttin der Liebe; ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wange Licht; sie freut sich des süßen Gesanges und erhört gern, als die sanfteste und gütigste aller Götter, die Bitten der Menschen; ihre Botschafterin ist Gna. — Tyr, ein Sohn Odin's, der muthige Gott, im Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Tanne und schwingt den Blitz der Schlachten. Sein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunst, erscheint mit goldener Leyer. Seine Gemalin Iduna bewahrt die Aepfel der Unsterblichkeit, welche allein

der Götter ewige Jugend erhalten; sie reicht dieselben in goldenen Schalen den Helden beim Eintritt in die Walhalla.

„Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von schöner Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schlittschuhlaufen; ein silberner Reif umfließt die Blume seines Kinns. — Lyna, die Sanfte, die dem Freunde im Unglück die Thräne aufküßt, ist die Göttin der Freundschaft und Huld. Von sehr geheimnißvollem Wesen ist Hoder, der starke, aber blinde Gott des Reichthums, der in der Unterwelt wohnt und den Balder tödtet; seinen Namen mögen die Götter nicht aussprechen hören. Der Wächter des Himmels an der Himmelsbrücke, Bifrost (Regenbogen), ist Heimdal. Sein Auge sieht bei Nacht, wie bei Tage, sein Ohr hört das Gras wachsen auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer; er erscheint mit tiefer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt.

„Eine große Esche gibt es: das ist der Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei Wurzel, die sich weit ausdehnen: bis zur Wohnung der Götter, zur Wohnung der Riesen und bis zur Unterwelt. An der mittleren Wurzel ist der Brunnen Mimers, das ist der Weisheit; an der Wurzel, welche bis zu den Asen reicht, ist die heilige Quelle, wo die Götter zur Berathung sich versammeln. — Immerdar steigen aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, die Nornen, genannt Urd (Vergangenheit), Varande (Gegenwart) und Skuld (Zukunft). Sie sind es, die den Rath der Götter, sowie der Menschen Schicksal und Leben bestimmen.

„Oben auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher blickt, unten an der Wurzel nagt eine Schlange Fäulniß an den Seiten des Baumes; aber immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen, daß er nicht dorre. Ueber dem Brunnen singen zwei Schwäne; das Laub der Esche thaut süßen Thau, die Speise der Bienen. — Die Walkyrien sind furchtbar schöne Wesen, Odin's Jungfrauen. Mit Helm und Panzer sitzen sie auf flüchtigen Rossen und laden ein nach Walhalla; die von ihren Reizen bezauberten Helden schmachten nach ihrer Ankunft.

„Die Wohnung der Götter war Asgard, die Götterburg, von wo die Brücke Bifrost (Regenbogen) zur Erde niederstieg. Asgard umschloß die Paläste der Götter. — Da stand Odin's silberner

Palast; im rothgoldenen Saale desselben ist der Thron, von welchem Allvater die ganze Welt übersieht. — Mitten in Asgard liegt das Thal Ida, wo Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Tempel der Freundschaft und Liebe, Glasor, der Hain von goldenen Bäumen.

„Ein eigener Palast mit Hainen und schönen Umgebungen war Walhalla, die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. — Auch hier ist das selige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und schwelgenden Schmaus; alle Wunden des Kampfes aber sind geheilt, sobald das Horn des Gastmahls ertönt. — Die Zahl der Helden ist unaussprechlich groß und wird sich in's Unzählbare vermehren; doch die Götter werden wünschen, daß sie noch größer sein möchte, wenn einst der Wolf Fenris kommt. Dieser Wolf ist der Sohn des argen Loke; seine Geschwister sind Hela, die häßliche Göttin der Unterwelt, und die ungeheuere midgardische Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt. Loke ist der Gott des Feuers, der sich am Bösen erfreut; Hela herrscht in Niflheim (im Nebelreich); ihr Saal heißt Schmerz, ihr Bett Krankheit, ihr Tisch Hunger, ihre Diener Säumniß und Langsamkeit. Alle, die an Alter und Krankheit sterben, wandern hinab in ihre düstere Behausung.

„Aus der Betrachtung, daß die Vernichtung endlich über alles Daseiende siegen werde, entstand die Sage vom Untergange der Welt. Eine Reihe von schrecklichen Wintern wird aufeinander folgen, mit unendlichem Schnee, strenger Kälte und furchtbaren Stürmen, wo die Sonne verborgen bleibt und alle Welt in blutigen Kriegen entflammt ist; dies sind die Zeichen, daß der Bau der Erde zusammenstürzen und die große „Götterdämmerung“ (so heißt allgemein der Weltuntergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem Unterkiefer an den Abgrund stößt, verschlingt dann die Welt, während die Bewohner von Mispelheim einen Angriff auf Asgard machen. Der Himmel wird von den Riesen erstürmt und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deshalb ist Heimdal als Wächter dahingestellt, und deshalb erfreuen sich die Götter der zahllosen Mitkämpfer. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr — die Götter kommen um; selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor. Doch aus dem Meere

steigt von Neuem ein lieblich grünendes Erdreich auf. Eine Sonne leuchtet der Erde, und ein errettetes Menschenpaar, vom Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zum Lohn und zur Strafe. — Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden den Himmel bewohnen; Mode (Geisteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, gestorben ist; Widar aber reißt dem Wolf den Rachen entzwei. Dies letztere, wie auch andere Züge deuten schon auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. — —

„Außer den Riesen spielen die Zwerge und Elfen eine Hauptrolle in den nordischen Sagen. Die Zwerge wurden nach der Götter Willen unter der Erdrinde belebt, wie Maden im Fleische, nahmen Theil am menschlichen Verstande und sehen aus wie Menschen; sie heißen auch Trolle. — Sie leben im Innern der Berge, Felsen und Hügel, haben kurze Beine und lange Arme, große Höcker und lange, krumme Nasen mit einem alten, häßlichen Gesicht, tragen graue oder schwarze Jacken und rothe, spitze Mützen, werden für sehr reich gehalten, und wenn sie in der Johannisnacht, wo alle Unterirdischen ihr Hauptfest feiern, ihre Hügel und Berge auf rothen Pfeilern erhöht haben, dann sehen Sonntagskinder dort Alles von wunderbarem Glanze blitzen und schimmern. Sie sind geschickte und erfahrene Arbeiter in Gold, Silber, Eisen und anderen Metallen. Sie machen wundervolle und außerordentliche Sachen, für die Asen, sowie für sterbliche Helden. —

In der Edda, wie das Stammbuch aller im Jahre 1123 zum erstenmale gesammelten nordischen Sagen heißt, findet sich unter Anderem auch folgende anmuthige Erzählung:

Loke hatte einst aus Bosheit der Göttin Siff alles Haar abgeschnitten. Als Thor dies gewahr wurde, packte er den schwarzzottigen Loke und würde ihm jeden Knochen im Leibe zerbrochen haben, hätte dieser nicht geschworen, die Zwerge dahin zu bringen, für Siff goldenes Haar zu verfertigen, welches wie anderes Haar wachsen würde. Loke ging nun zu den Zwergen. Diese brachten auch wirklich das Haar zu Stande, welches, sobald es auf den Kopf gebracht wurde, wie wirkliches Haar wuchs. Außerdem verfertigten sie einen Speer, der in der Schlacht immer traf, und dann ein Schiff, das, wohin es auch segelte, immer guten Wind hatte; auch

ließ es sich ausdehnen und einziehen; man konnte es auseinander nehmen und in einen Beutel stecken. Loke verwettete seinen Kopf gegen den Zwerg Brock, daß dessen Bruder Citri nicht drei so vortreffliche Sachen schmieden könne. Sie gingen zu der Schmiede. Citri setzte die Blasbälge an das Feuer, hieß seinen Bruder Brock blasen und schärfte ihm ein, nicht eher damit aufzuhören, als bis er selbst wiedergekommen wäre und die hineingelegten Dinge aus dem Feuer genommen hätte. Als nun Brock in der Schmiede die Blasebälge trieb, kam eine große Fliege, setzte sich auf seine Hand und stach ihn; er hörte aber nicht auf mit dem Blasen, bis sein Bruder Citri das Werk aus dem Feuer nahm; es war ein Eber mit goldenen Borsten. — Darauf that er Gold in das Feuer. Der Schmied verließ wieder die Werkstätte. Da kam die Fliege, setzte sich auf Brock's Nacken und stach ihn heftiger als zuvor; er blies aber fort, bis der Meister zurückkam und aus dem Feuer den Goldreif Drupner, d. i. Tröpfler, herausnahm. Darauf that Citri Eisen in's Feuer, hieß ihn Blasen und sagte ihm, daß alle Mühe verloren sei, wenn er vor der Zeit damit aufhöre. Die Fliege setzte sich jetzt dem Brock zwischen die Augen und stach ihn so heftig, daß ihm das Blut in die Augen lief und er nicht sehen konnte. Als die Blasebälge nieder waren, fing er in aller Eile die Fliege und riß ihr die Flügel aus. In diesem Augenblicke kam Citri und sagte, daß alles im Feuer Befindliche auf ein Haar verdorben wäre. Nun nahm er aus dem Feuer den Hammer Miölner, d. h. Zerschmetterer, gab alle geschmiedeten Werke seinem Bruder Brock und befahl ihm, damit nach Asgard zu gehen, um die Wette zu lösen. — Loke nahm nun auch sein Kleinod und Beide wählten Odin, Thor und Freyr zu Richtern. Darauf gab Loke dem Odin den Speer, dem Thor das goldene Haar und dem Freyr das Schiff, indem er die Vorzüge dieser Dinge erklärte. — Brock aber gab dem Odin den Goldreif und sagte, daß dieser in jeder neunten Nacht acht andere ebenso kostbare Ringe von sich träufeln werde. Dem Freyr gab er den Eber und berichtete, daß derselbe schneller als das beste Roß bei Tag und Nacht durch Wasser und Feuer laufe, und daß keine Nacht so dunkel sein könne, die er nicht durch seine Borsten erleuchte. Den Hammer bekam Thor, und Brock sagte, daß derselbe niemals fehlwerfen würde, wohin man ihn auch schleudere, daß er selbst aus der weitesten Ferne doch immer in Thor's Hand

zurückkehre, und daß er, sobald er es wünsche, sich zum Einstecken in die Tasche verkleinern würde. Nur einen Fehler hatte der Hammer — der Griff war zu kurz. Das Urtheil fiel indessen doch dahin aus, daß der Hammer das Beste sei und der Zwerg die Wette gewonnen habe.

Da bat nun Loke sehr, daß er nicht den Kopf verlöre; aber der Zwerg antwortete, daß er auf seinem Rechte bestehe.

„So fange mich," höhnte Loke, und als Brock sich dazu anschickte, war der Böse schon weit weg, denn er hatte Schuhe an, mit denen er durch die Luft und über das Wasser laufen konnte. Da bat der Zwerg den Thor, den Wortbrüchigen zu haschen, und Thor that es. Jetzt wollte der Zwerg dem Loke den Kopf am Nacken abschneiden, aber Loke sagte, ihm käme nur der Kopf, aber nicht der Nacken zu. Da nahm der Zwerg ein Messer und einen Riemen und wollte ihm wenigstens den Mund zunähen; aber das Messer taugte nichts. Der Zwerg wünschte seines Bruders Ahle herbei und sein Wunsch ging in Erfüllung; jetzt nähte er dem bösen Loke die Lippen zusammen, der von da ab nur mehr brummen, aber nicht mehr deutlich reden konnte. —

Mit den Zwergen nahe verwandt sind in dem skandinavischen Volksglauben die Elfen. Man unterscheidet gute und böse Elfen. Die guten oder die hellen sind, wie es in der Edda heißt, glänzender als die Sonne anzusehen, die bösen oder die schwarzen hingegen schwärzer als Pech. Sie werden als unterirdisches Volk beschrieben, das den Menschen oft Schmach und Krankheit zufügt. Die hellen Elfen schweben in der Luft, tanzen auf dem Rasen oder sitzen im Moorgras und im Laube. Das Elfenmännlein erscheint stets als Greis mit einem glatten Hut auf dem Kopfe; die Elfenfrau dagegen ist stets jung und hold anzuschauen, aber hinten hohl, wie eine Gipsfigur; überdies führt sie stets ein mit Saiten überzogenes Instrument bei sich, das, wenn sie darauf spielt, alle Herzen bezaubert. Sie lassen sich meist nur im Mondenscheine sehen. Dann tanzen sie gerne auf den Wiesen, wo sie Kreise von hellerem Grün machen, die nach ihnen Elfdans, Elfentanz, genannt werden. — Noch heut zu Tage läßt es sich der norwegische Bauer, wenn er des Morgens Streifen auf dem bethauten Grase der Wiese oder des Waldes wahrnimmt, nicht nehmen, daß da Elfen getanzt haben.

Man glaubt, daß die Elfen Könige und Königinnen haben, auch ihre Hochzeiten und Gelage ebenso abhalten wie die Menschen. —

Noch charakteristischer ist der eingewurzelte Aberglaube, daß es eine Elfen-Königs-Weise gebe, die zu spielen man aber ja nicht wagen dürfe; denn sobald sie beginnt, werden Jung und Alt, ja sogar Todte (!) gezwungen zu tanzen und der Spieler kann nicht aufhören, bis er im Stande ist, die Arie rückwärts zu spielen oder bis Jemand hinter ihn tritt, und die Saiten des Instruments durchschneidet. — — —

Zum Schlusse stehe hier noch ein niedliches, vielleicht wenig gekanntes nordisches Märchen, betitelt:

Der Schmaus der Zwerge.

In der Gegend von Drontheim lebte ein Mann, der mit jeglichem Gute gar reich gesegnet war. Er besaß viele Ländereien; schöne Herden weideten auf seinen Triften, und eine große Dienerschaft tummelte sich in seinem Hause. Aber sein kostbarstes Kleinod war eine einzige Tochter, Names Aslof; der Ruf ihrer Schönheit und Tugend war weit umher verbreitet. — Die stattlichsten Freier umschwärten sie, gleich Schmetterlingen, die von dem Glanze einer einsam stehenden Blume herbeigelockt werden.

Indeß blieben alle Bewerbungen ohne Erfolg. Wer voll süßer Hoffnung gekommen war, ritt traurig wieder von dannen. Auch die Edelsten und Reichsten versuchten umsonst ihr Glück. Da wurde der Vater zornig und sagte zu ihr: „Ich lasse dir Zeit bis zum nächsten Weihnachtsfeste. Wähle bis dahin oder mache dich gefaßt, Den zu nehmen, den ich für dich bestimme."

Aslof liebte einen edlen und hübschen Jüngling, Namens Orm, und wollte lieber sterben, als ihre Hand einem Anderen geben. Aber Orm war arm und diente im Hause ihres Vaters, dessen Stolz nie in eine solche Verbindung eingewilligt hätte. — Als die Tochter seine zornige Rede hörte und das finstere Ungewitter auf seiner Stirne sah, da wurde sie bleich wie der Tod und zog sich zurück in ihr stilles Kämmerlein; sie kannte des Vaters Gemüthsart und wußte wohl, daß sein eiserner Wille die Drohung auch ausführen würde.

Schnell wechselten die Monde; das Fest nahte, und immer mehr wuchs die Angst der beiden Liebenden. Zuletzt entschlossen sie sich zur Flucht.

„Ich weiß einen sicheren Ort," sagt Orm, „wo wir unentdeckt bleiben können, bis wir Gelegenheit finden, das Land zu verlassen."

Um Mitternacht, wo Alles schlief, nahmen sie Kleider und Felle. Damit eilten sie über Eis- und Schneegefilde den Bergen zu. Die funkelnden Sterne der Nacht leuchteten ihnen. Mühsam stiegen sie nach der Höhe des Gebirges hinauf, bis sie einen von Felsen umschlossenen, einsamen Platz erreichten.

Hier brachte Orm die ermattete Aslof in eine Höhle, deren dunkler und schmaler Eingang kaum sichtbar war; bald erweiterte er sich aber zu einer großen Wölbung, die weit in den Felsen hineinging.

Orm zündete ein Feuer an, und so saßen sie bei demselben, auf den Fellen ausruhend, in tiefer Abgeschiedenheit von der Welt. Orm war der Erste, der diese Höhle entdeckte, und da sonst Niemand etwas davon wußte, so glaubte er, sicher vor jeder Verfolgung zu sein. Er ging täglich auf die Jagd; Aslof blieb in der Höhle, gab auf das Feuer acht und bereitete die nöthige Nahrung. Oft erkletterte sie die Spitzen der Felsen, aber ringsumher erblickte sie nur flimmernde Schneefelder.

Der Frühling kam; die Wälder wurden grün; die Wiesen schmückten sich mit bunten Farben. Aslof konnte jetzt nur selten und mit großer Vorsicht die Höhle verlassen.

Da kehrte Orm eines Abends heim mit der Nachricht, daß er in der Entfernung ihres Vaters Leute gesehen hätte und gewiß auch von ihnen erkannt wäre.

„Sie werden diesen Platz umringen," fügte er hinzu, „und nicht eher ruhen, bis sie uns gefunden haben. Wir müssen sogleich fort."

Eilends stiegen sie von der anderen Seite des Gebirges hinab und erreichten den Strand, wo sie glücklicherweise ein Boot fanden. Orm stieß ab, und das Boot trieb in die offene See; denn sie durften nicht wagen, an der Küste entlang zu rudern, die Aslof's Vater gehörte. — Daher blieb ihnen nichts übrig, als das Fahrzeug den Wogen und Winden zu überlassen. — Sie trieben die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen leuchtete, war die Küste verschwunden, und sie sahen nur Himmel und Wasser. Sie hatten wenig Nahrungsmittel mitgenommen. Hunger und Durst fingen an sie zu quälen; schon waren ihre Kräfte erschöpft, und sie ergaben sich in ihren gewissen Tod.

Endlich, am Abend des dritten Tages, entdeckten sie eine Insel von ziemlicher Größe, welche von einer Menge kleinerer Eilande umgeben war. Orm steuerte sogleich darauf zu. Als er sich der Küste näherte,

scholl ein dumpfes Geheul aus den Lüften, und ein Sturmwind thürmte gar gewaltig die Wogen.

Er wandte das Boot, in der Hoffnung, auf einer anderen Stelle landen zu können, aber überall wurde er von einer unsichtbaren Macht zurückgetrieben.

„Gott!“ rief er verzweiflungsvoll aus und segnete sich mit einem Blicke auf die arme Aslof, welche vor Ermattung zu sterben schien.

Kaum war dieser Ausruf über seine Lippen gegangen, so schwieg der Sturm, und die zornigen Wogen ebneten sich zu einer sanften Strömung, von welcher das Schifflein an's Ufer getragen ward! — Orm sprang heraus; einige Muscheln, die er am Strande fand, gaben der halb ohnmächtigen Aslof neue Lebenskraft, und auch sie stieg an's Land.

Die Insel schien Anfangs wüst. Weißgraue Steinblöcke lagen in kolossalen Maßen übereinander gethürmt; nur hier und da standen auf der Haide einige kümmerliche Zwergbirken. Mehr nach innen zu wurde die Gegend reizend und fruchtbar. Smaragdgrüne Auen, von silberklaren Bächen durchrieselt, wechselten mit schattigen Hainen; aus den Zweigen erschallte ein lieblicher Gesang von goldgefiederten Vögeln, und schwellendes Moos lud zur erquickenden Ruhe.

Endlich trat man in einen Garten, der auf's Herrlichste mit dem Farbenschmelze der Beete, mit Früchten und blühenden Gesträuchen prangte. Durch das sanft zitternde Laub der Bäume säuselte es, wie von Aeolsharfen; wunderbar klingende Glockenblumen läuteten harmonisch unter den Büschen; Nachtigallen flöteten aus duftigen Lauben; Springbrunnen spielten mit melodischem Rauschen, und Wasserfälle brausten in tiefen Orgeltönen; das Ganze gab ein bezauberndes Concert.

In der Mitte des Gartens erhob sich ein mit verschiedenem Gehölz bewachsener Berg. Auf dem Gipfel desselben war ein weiter Schlund mit schroffen Felswänden, großen Klüften und Spalten, ähnlich dem Krater eines Vulkans. Aus diesem Krater stieg ein kegelförmiger Hügel empor, gekrönt von der schieferbedeckten Kuppel eines Hauses, welches halb über, halb unter der Erde gebaut zu sein schien.

Vergeblich spähten Orm und Aslof, ob nicht Menschen daraus zum Vorschein kämen. Sie gingen rings herum und betrachteten Alles mit gespannter Aufmerksamkeit. Da entdeckten sie einen schmalen Fußpfad, der sich in mancherlei Windungen niederschlängelte, — Orm schritt voran; schüchtern und zaghaft folgte Aslof. — Der Pfad

wurde allmälig breiter und bequemer. Er führte an schauerlichen Abgründen vorbei und durch Höhlen von seltsamer Bildung bis zu einem hochgewölbten Bogengang, der von schwarzen Basaltsäulen getragen wurde und in einer finsteren Grotte endete.

Als sie hier zweifelhaft stille standen, schoß blitzschnell eine hellgrüne glänzende Schlange aus der Tiefe der Grotte hervor und verschwand sogleich wieder. Erschrocken fuhren Orm und seine schöne Begleiterin zusammen; doch wurde ihnen bei dem Glanze, den die Schlange um sich wie einen Lichtstreif verbreitet hatte, eine Pforte mit zwei Flügelthüren sichtbar.

Orm ging beherzt darauf zu und klopfte an; er lauschte mit angehaltenem Athem. Kein Geräusch, keine Stimme ließ sich hören. Er faßte sich ein Herz, öffnete und trat mit seiner Geliebten ein.

Sie befanden sich auf einer geräumigen Hausflur, wo viele kleine Lichter schimmerten. Zur Seite entdeckten sie reichgefüllte Vorrathskammern, und auf dem Küchenherde brannte lustig ein hellloderndes Feuer. Eiserne Töpfe standen umher, und eine große schwarze Katze verrichtete emsig die Geschäfte einer Köchin, ohne sich durch die Gegenwart der neuen Gäste stören zu lassen. — Eine breite Marmortreppe führte hinauf nach einem Saale, der mit spitzbögigen Fenstern geziert war. Durch die bunt gemalten Scheiben fiel ein magisches Dämmerlicht, das im lieblichsten Farbenwechsel spielte.

Von da stiegen Orm und Aslof höher und fanden verschiedene Gemächer, ausgerüstet mit Allem, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört. Hier standen seidene Betten, dort Schränke mit Kleidungsstücken, dort allerlei kostbares Hausgeräthe.

Als sie in den Saal zurückkehrten, fanden sie einen Tisch mit würzigen Speisen besetzt. — Sie zauderten, davon zu essen; aber der Hunger trieb sie an, und also ließen sie sich es wohl schmecken. Darauf erschien die Katze und deckte ab.

Sie fing an, einige Sprünge zu machen — sogleich spielte eine prächtige Wanduhr, wie mit Geigen und Flöten, einen Hopser auf, während die Katze sich trotz der besten Ballettänzerin mit der ihr eigenthümlichen Geschwindigkeit herumdrehte und ihre beiden Zuschauer durch die wunderlichsten Capriolen ergötzte.

Die Uhr schwieg und die Katze setzte sich nun gravitätisch auf

einen Stuhl. Orm und Aslof begannen unwillkürlich einen Schleifer, den die Uhr sogleich mit einer passenden Melodie begleitete.

So nahte der Abend; ermüdet legten sie sich in die seidenen Betten und schlummerten süß, bis der Morgenstrahl sie weckte. Als sie aufgestanden waren, traten sie auf einen von alabasternen Säulen getragenen Balkon hinaus. Hier genoß man eine entzückende Aussicht.

Die Insel erschien wie ein kesselförmiges Thal, mit dem Berge, worauf das Haus stand, in der Mitte; der Fuß des Berges war mit blumigem Gürtel umzogen; um denselben legte sich in helleren und dunkleren Schattirungen ein grüner Kranz von üppigem Gras- und Baumwuchs; den gehobenen braunen Rand der Insel umstarrten weiße Klippen, gleich Pfeilern, auf denen der Kessel ruhte. Ringsum schäumten kochend und brandend die Wogen wie durch unterirdisches Feuer; fernhin einte sich das Meer dem Horizonte.

Nach dem Frühstücke stieg das Liebespaar den Berg hinunter, lustwandelte durch den Garten, durch die Haine und Auen und ergötzte sich an den Farben und Tönen; dann kehrten Orm und Aslof wieder in die wunderbare Behausung zurück. — Die Katze verrichtete ihnen alle Dienste; die Uhr spielte, so oft sie tanzten; die Früchte des Gartens erquickten sie auf ihren Spaziergängen. — So verlebten sie den Sommer in ungestörtem Glücke.

Als die Blätter der Bäume anfingen sich gelb zu färben, sah Aslof auf ihrem Schoße einen holdselig lächelnden Knaben. Die Freude der Eltern war grenzenlos. Da wurden sie durch eine seltsame Erscheinung überrascht. Die Thür öffnete sich und eine riesenhafte Frau trat ein. Um ihr erdfarbenes Antlitz flatterten silberne Locken; ihre Züge verriethen eine tiefe Schwermuth. Sie war von einem schönen, himmelblauen Gewande umflossen, und in ihrem Wesen lag etwas Majestätisches.

„Erschreckt nicht über mein plötzliches Erscheinen," begann sie mit starker, klangreicher Stimme, „ich bin die Eigenthümerin dieses Hauses. Gern wäre ich früher gekommen; aber ich konnte nicht eher, als bis der kleine Patron da sich eingestellt hatte. Nun habe ich freien Zutritt. Holt indeß nur ja keinen Priester vom festen Lande her zur Taufe, sonst muß ich wieder fort. Wenn ihr diesen meinen Wunsch erfüllt, so könnt Ihr hier bleiben, und Glück soll Euch immerdar umblühen. Erfüllt Ihr diese Bedingung nicht, so wird mein Zorn Euch und selbst das Kind mit Mißgeschick und Plagen heimsuchen.

Was Ihr braucht, wird die Katze Euch herbeischaffen. Wenn Ihr in Gefahr seid, braucht Ihr nur dreimal meinen Namen zu rufen; ich werde im Augenblicke erscheinen und Euch Beistand leisten. Ich bin vom Geschlechte der alten Riesen und heiße Guru. Doch hüthet Euch, in meiner Gegenwart den Namen Dessen auszusprechen, der jeden Riesen mit Entsetzen erfüllt; auch machet nie das Zeichen des Kreuzes. Ihr könnt hier das ganze Jahr wohnen; nur am Weihnachtsabende, wenn die Sonne am niedrigsten steht, müßt Ihr mir das Haus überlassen. Da feiern wir ein großes Fest, wo es uns allein erlaubt ist, fröhlich zu sein. Wollt Ihr während des Festes nicht gern aus dem Hause gehen, so haltet Euch möglichst ruhig in den oberen Gemächern und guckt, wenn Euch das Leben lieb ist, vor Mitternacht nicht in den Saal. Nachher könnt Ihr wieder Alles in Besitz nehmen."

Mit diesen Worten verschwand die Riesin.

Als der Weihnachtsabend kam, verhielten sich Orm und Aslof, der erhaltenen Weisung gemäß, ganz still in den oberen Gemächern. — Die Dunkelheit brach ein, und sie hörten in der Luft ein Rauschen, wie von dicht geschaarten Zugvögeln.

Orm stieg auf den Balkon. Welch' ein wunderbares Schauspiel zeigte sich da! Die kleinen Eilande umher flimmmerten von zahllosen bläulichen Lichtern, die beständig auf- und niederhüpften und sich endlich im Kreise um einen großen Stein sammelten, der am Ufer der Insel stand, auf welcher Orm und Aslof wohnten.

Er konnte jetzt deutlich unterscheiden, daß die bläulichen Lichter von Zwergen getragen wurden, welche allerhand possirliche Sprünge machten. Einige hatten lange rothe Nasen, Andere glühende Eulen-Augen, Andere Krallen und Vogelschnäbel — Alle waren mißgestaltet und bleich im Gesicht.

Auf einmal verwandelte sich der Stein in eine riesige Menschengestalt. Der Kreis öffnete sich; die Kleinen zogen sich auf jeder Seite zurück; Guru trat heran und umarmte die Gestalt, welche sogleich Leben und Bewegung erhielt. — Nun machten die Zwerge einen Lärm und Geschrei, daß die ganze Insel davon widerhallte. — Orm kehrte daher zu der zitternden Aslof zurück.

Die Procession rückte näher. Jetzt zogen Alle in den Saal ein; die Riesen, dumpf und schwer niedertretend, die Zwerge trippelnd und krabbelnd, wie ein Heer von hunderttausend Mäusen.

Orm und Aslof vernahmen ein zischelndes Geschwirr und

ein Gewirr von feinen Stimmen, dazwischen tiefe Baßtöne; sie hörten das Klappern der Schüsseln, das Klingen der Becher und gellenden Freudenruf. Als Mitternacht vorüber war, begann der Tanz, und die Uhr machte lustige Musik dazu. Während der Pausen ertönten Harfenklänge, begleitet von einer starken weiblichen Stimme in so bezaubernder Weise, daß Aslof von süßer, unbeschreiblicher Sehnsucht ergriffen wurde. — Orm war nicht im Stande, sie zurückzuhalten.

„Lass' mich näher hinzutreten,“ rief sie aus, „oder mir bricht das Herz!“

Sie nahm ihr Kind und stellte sich dicht an die Treppe, wo sie, ohne bemerkt zu werden, lauschen und auch den Tanz mit ansehen konnte. — Lange ergötzte sie sich an dem Gesange und an den Sprüngen der kleinen munteren Geschöpfe, die in der Luft zu schweben und den Boden gar nicht zu berühren schienen.

Ihre ganze Seele war versunken in ein Wonnemeer. Inzwischen wurde das Kind auf ihrem Arme schläfrig und athmete schwer. — Unwillkürlich schlug sie ein Kreuz über den Säugling und sagte: „Christus der Herr segne Dich, mein Kind!“

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen, so fing der Berg an zu donnern und zu krachen. Das Haus wurde wie von einem Erdbeben erschüttert; die Wände, Pfosten und Säulen wankten und dröhnten. Die Geister erhoben ein fürchterliches Geheul, taumelten in wirrem Gedränge aus dem Saale und stürzten über Hals und Kopf die Treppe hinunter. Die Lichter erloschen im Nu, und in wenig Augenblicken war das ganze Haus finster und öde.

Orm und Aslof standen lange wie betäubt und wagten sich nicht zu rühren. Sie verbargen sich in einen abgelegenen Winkel, und erst als die Nacht vorübergegangen war und die Sonne wieder schien, faßten sie den Muth, in den Saal hinabzusteigen.

Der Tisch war noch gedeckt, wie die Unterirdischen ihn verlassen hatten, mit allem köstlichen, wundervoll aus Silber gearbeiteten Geschirr. In der Mitte stand ein großer, halb mit süßem Meth gefüllter, kupferner Kessel, und ihm zur Seite lag ein Trinkhorn von reinem Golde. In einer Ecke lag ein Saiten-Instrument.

Als sie sich umwandten, erschracken sie sehr; denn noch saß jene ungeheure Gestalt am Tische — der Riese, den Guru hierhergeführt und der jetzt wieder in einen kalten, harten Stein verwandelt war.

Während sie ihn anstarrten, erschien Guru selbst. Thränen rollten ihr von den Wangen; vor Schluchzen konnte sie kaum ein Wort hervorbringen. Endlich schien sie wieder der Sprache mächtig zu werden.

„Grenzenlosen Schmerz," sagte sie, „habt Ihr über mich gebracht; denn ich muß von nun an mein Lebelang weinen. Aber da ich weiß, daß Ihr es nicht aus böser Absicht gethan, so vergebe ich Euch, obwohl es mir ein Leichtes wäre, Euch das Haus über dem Kopfe wie eine Eierschale zusammen zu drücken."

„Ach!" fuhr sie weheklagend nach einer kurzen Pause fort, „ach! da sitzt mein Gatte, den ich mehr liebte, als mich selbst, für immer versteinert, und nie wieder wird er die Augen öffnen! Dreihundert Jahre lebte ich bei meinem Vater in einem fernen Lande glücklich, in jugendlicher Unschuld, die schönste der Riesenjungfrauen. Mächtige Helden kämpften um meine Hand. — Anfind gewann den Sieg und zog mit mir nach dieser Insel, die wir mit vielen Herrlichkeiten schmückten und wo wir lange in ungestörtem Frieden lebten. Da segelte Oluf von Britannien ab. Sie nannten ihn den Heiligen, und Anfind entdeckte sogleich, daß seine Reise den Riesen verderblich sein werde. Als er Oluf's Schiff erblickte, ging er an den Strand und blies mit aller Macht dagegen an. Die Wogen schwollen zu Bergen. Aber Oluf war mächtiger; er flog ungehindert und schnell, wie der Pfeil vom Bogen, durch die Fluthen, indem er gerade auf unsere Insel lossteuerte. Als das Fahrzeug ganz nahe war, streckte Anfind den Arm aus, packte das Vordertheil desselben und wollte es in die Tiefe versenken. Aber der schreckliche Oluf kreuzte die Hände und rief mit lauter Stimme: „„Stehe da als Stein bis zum letzten Tage!"" Seitdem ist all' mein Glück vernichtet, einsam und traurig habe ich mein Dasein fortgekümmert. Nur an Weihnachts-Abenden können versteinerte Riesen ihr Leben auf sieben Stunden wieder erhalten, wenn Einer von ihrem Stamme sie umarmt und dafür hundert Jahre von seinem eigenen Leben opfert. Selten thut ein Riese das. Ich aber liebte meinen Gatten zu zärtlich und zählte nie, wie oft ich es gethan, damit ich nicht wüßte, wann die Zeit erfüllet wäre, wo ich sein Schicksal theilen und im Augenblicke der Umarmung mit ihm zu Stein werden sollte. Ach! nun ist mir auch dieser letzte Trost genommen, und er wird nicht eher wieder in's Leben zurückkehren, als bis die Morgendämmerung des jüngsten

Tages anbricht. Ich scheide jetzt von Euch, um Euch nie wieder zu sehen und schenke Euch dieses Haus. Laßt es indessen Niemanden wagen, sich auf den umliegenden Eilanden anzusiedeln. Dort hausen die unterirdischen Zwerge, die ihr beim Feste gesehen und die ich beschützen will, so lange ich noch lebe."

Nach dieser Rede nahm die Riesin Guru das Saiten=Instrument, das in der Ecke stand, und entfernte sich. Seitdem verstummte die Uhr, und auch die Katze kam nicht wieder zum Vorschein. Aus dem Garten waren die wunderbaren Stimmen der Blumen und Wässer, aus den Hainen die goldgefiederten Vögel verschwunden.

Im nächsten Frühjahr brachte Orm das goldene Trinkhorn nebst dem kostbaren Silbergeräthe nach Norwegen. Der Erlös daraus machte ihn zum reichen Manne. — Er besuchte Aslof's Vater, und dieser versöhnte sich nun gerne mit ihm. Dann kehrte er, wohl versehen mit Allem, was er sich wünschte, nach der Insel zurück, wo seine Nachkommenschaft noch bis auf den heutigen Tag in Glück und Wohlstand lebt.

Das steinerne Riesenbild blieb im Saale sitzen; denn da die ungemein harte Masse jedem Eindruck von Hammer, Axt oder Meißel widerstand, so konnte es nicht fortgeschafft werden, bis endlich ein heiliger Mann kam, der es mit einem einzigen Worte auf seine alte Stelle zurückbrachte, wo es sich noch jetzt befindet und den Fremden als besondere Merkwürdigkeit gezeigt wird. — — —

Wie wir sehen, durchweht auch dieses Märchen der Kampf der alten Urreligion mit der Christuslehre, sowie der endliche Sieg und die Allmacht der letzteren als leitender Grundgedanke. Und wie anmuthig ist zugleich in der Riesin Guru die Resignation, der freiwillige Abschluß mit einer unwiederbringlich verlorenen Vergangenheit, ja selbst eine gewisse Versöhnung mit der Zukunft allegorisch dargestellt! —

Drittes Capitel.

Im Dienste der Wissenschaft.

Während des langen Winters hatte Edward Gelegenheit, die Nordlichter fast in jeder hellen Nacht zu beobachten.

Zuweilen schossen sie in lauter geraden Linien vorwärts und stellten dem Auge einen unermeßlichen, unbeweglichen Lichtstrom dar; aber weit gewöhnlicher hüpften sie zuckend und zitternd am Horizont entlang, indem sie bei ihrem Vorrücken die schönsten kreisförmigen Figuren bildeten.

Wenn sie sich an gewissen Punkten des Horizontes gesammelt hatten, so theilten sie sich wieder in zahllose Zweige und schossen über den Scheitelpunkt hinaus bis zu den größten Entfernungen auseinander, aber immer so, daß die ganze Erscheinung eine eiförmige Gestalt beibehielt, bis sie sich endlich in einen schwachen Lichtstrom verlor.

Die Farbe war meist bräunlich-gelb und weiß, nahm aber oft die Mischung von Roth und Grün an. — Wenn die Nordlichter besonders schnell und lebhaft sind, so hört man ein knisterndes Geräusch, wie von den Funken einer Elektrisir-Maschine; dieses Knistern scheint jedoch nur eine secundäre Folge zu sein, nämlich durch das Zusammenziehen des Eises oder der Schneekruste bei plötzlicher Erkaltung bewirkt zu werden.

Das Nordlicht zeigt sich am häufigsten bei stillem Wetter; fast immer kommt es von Nordost her und verschwindet im Südost. Seine Erscheinung ist keineswegs auf einen wolkenlosen Himmel beschränkt.

Einmal zeigte sich — lesen wir in Sir Edward's Aufzeichnungen — auch eine dunkelgelbe Flamme, welche hinter einer schwarzen Wolke unten im Nordwesten langsam emporzukommen und eine oder zwei Minuten still zu stehen schien, als wenn sie von einem größeren Lichte der Widerschein wäre. Als ich nach dem Zenith aufschaute, nahm ich einen kleinen, matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblicke nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade so, als ob die Sonne mit einemmale aus einer dichten Wolke hervorträte. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. — Gegen Ende des Novembers ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer und das von der „nordischen Morgenröthe" herkommende Licht bisweilen so stark, daß ich bei demselben im Stande gewesen bin, etwas groß Gedrucktes zu lesen und eine Nadel auf dem Boden zu finden.

Es ist schwer, einen bestimmten Grund jener Erscheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umstand, daß es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendsten ist, führt allerdings zu der Vermuthung, welche die allgemeinste zu sein scheint, daß es auf elektrischen Ursachen beruhe. Eine Meinung, welche unter dem ganzen finnländischen Volke verbreitet ist, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Diese Leute nehmen an, das Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Häringen in dem Polarmeere verursacht, welche, sobald sie von großen Fischen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Wassers und der Häringe rufe ein phosphorisches Licht hervor, welches blos vom Himmel widerscheine! —

Die Lappländer, welche sehr abergläubisch sind, bilden sich ein, es seien die Geister ihrer abgeschiedenen Verwandten, die herumtanzen, und da das Nordlicht unaufhörlich seine Gestalt verändert, so rufen sie öfters aus: „Da ist mein Vater, da meine Mutter!" u. s. w., je nachdem ihnen die Phantasie eine Aehnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei anderen Gelegenheiten glauben sie auch den Teufel mit der Sippschaft seiner bösen Geister darin zu sehen. — Es ist jedenfalls sonderbar, daß die amerikanischen Indianer denselben Glauben haben. Diese erblicken in den Lichtwolken die Geister ihrer verstorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber besonders glänzend ist, zu welcher Zeit es an Farbe, Form und Lage stets am meisten wechselt, so sagen sie: „Unsere Freunde sind sehr fröhlich!"

Außer dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es sie in den Stand setzt, den Wind und das Wetter aus seiner Erscheinung im Voraus zu bestimmen. Die Erfahrung hat diesfalls gewisse Regeln festgestellt. Ist das Nordlicht gleichmäßig über dem Himmel verbreitet, ohne sich lange am Horizont zu zeigen, ist seine Farbe blaß und seine Bewegung nicht geschwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und schön ist, so wird dieses auch noch ferner so bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichsten Gegenden des Himmels gesehen, nimmt es eine bestimmte Form an, fährt oder fliegt es mit besonderer Schnelligkeit dahin, oder bildet es einen schmalen Strom, oder zieht die Flamme quer über den Himmel, so hat man wildes und stürmisches Wetter zu erwarten; dasselbe ist der Fall, wenn das Nordlicht mannigfaltig wechselnde Farben annimmt. — Wenn es auf die südliche und südöstliche Himmelsgegend beschränkt ist, so pflegen die Einwohner einen Landwind zu erwarten.

Man hat verschiedene Erklärungen des Nordlichtes versucht; möge eine poetische hier ihren Platz finden.

Was leuchtet so herrlich von Mitternacht
Mit fliegenden Streifen und Farben?
Was schimmert in lichter, purpurner Pracht
Und schießt in feurigen Garben?
Was deutet dies Flimmern, dies knisternde Sprühen,
Dies wunderlich spielende Glänzen und Glühen? —

Schwimmt etwa im wogenden Aethermeer,
Das Hesper durchflammt und Aurora,
Von himmlischen Geistern ein jubelndes Heer?
Ist etwa die leuchtende Flora
Erblüht an der Sonne Lichtborn Helle,
Wie wilde Rosen am Rande der Quelle? —

Zog etwa bei Nacht von Afrika
Und aus Arabien's Wüsten
Die zauberische Fata Morgana
Nach Grönland's eisigen Küsten
Und sendet nun sehnend die weißen und rothen
Gebilde nach Süden als Liebesboten? —

Zum Nordpol schiffe, wer also fragt,
Da steht ein Bergesriese,
Der hoch in die Lüfte ragt.
Wie über dem Nebel der Wiese

Ein Eichbaum mit majestätischer Krone,
So hebet er sich über der Wolkenzone.

Im innersten Bauche des Berges kocht's;
Man hört es heulen und zischen.
Wie von zehntausend Hämmern pocht's,
Und langsam im Tacte dazwischen
Dröhnt immer ein Schlag, furchtbar vor allen,
Daß zittern und beben des Berges Hallen.

Vom Krater des Gipfels schießen mit Macht
Empor wohl hundert Meilen
In purpurner, weißer, grünlicher Pracht
Hellglänzende Feuersäulen.
Bald zuckt es, bald wirbelt's in Funken-Heeren,
Als sähe man dort die Hölle gähren.

Schmied Wieland mit seinen Gesellen haust
In dem Berg, um Waffen zu schmieden;
Er selber schlägt mit gewaltiger Faust
Den Ambos ohn' Ermüden,
Und viel pausbackige, rußige Bläser
Sind hier des Blasebalg's Verweser.

Allmorgendlich aus Walhalla's Thor
Zieh'n berserkerwüthige Helden;
Sie zieh'n mit Wehr und Waffen hervor,
Wie alte Sagen melden,
Und hau'n sich in Stücke nach Herzenslüsten,
Bis sie sich am Abend zur Heimkehr rüsten.

Flugs heil ist die Haut, flugs wachsen an
Die Glieder, die gingen verloren,
Und zu Walhalla's Freuden ist dann
Ein Jeder neu geboren.
Das Rüstzeug und die zerbrochenen Waffen
Muß Wieland, der Schmied, von Neuem schaffen.

Von Eisen strotzt der Berg; es zeigt
Dahin der Boussole Spitze;
Doch wenn aus der Esse die Lohe steigt
Hoch auf zum Sternensitze,
Und die leuchtenden Streifen nach Süden ziehen:
Dann sprechen wir vom Nordlichts-Glühen.

Da wir uns nun einmal mit den Eigenthümlichkeiten des hohen Norden zu befassen anfingen und in dieser Beziehung dem Leser ein recht lebhaftes und klares Bild vor Augen führen wollen, so können wir

füglich nicht umhin, auch der in diesen Meeren heimischen Häringe zu gedenken.

Es gibt auch in der That kaum ein wunderbareres Geschöpf, als der Häring. Unter allen kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seinige unstreitig das zahlreichste; wer zählt die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen und Vögeln erliegen, und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen.

Der Häring erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Als Anführer und Herzoge der ungeheuren Heereszüge ziehen ihnen in glänzenden Rüstungen die Häringskönige voran. Das sind die sogenannten Sensenfische, welche zehn Fuß lang werden. — Im Frühjahre schwimmt das unermeßliche Hauptheer in verschiedenen Abtheilungen an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dies Geschäft beendet ist; aber auch im Sommer und Herbst erscheinen andere Schaaren, entweder von solchen, welche nicht Milch noch Rogen enthalten, oder Schwärme junger Mannschaft.

Zu allen Zeiten ziehen aber einzelne große Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten bald in die Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch den Kattegat und Sund.

Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche auch darin Ordnung und Gesetz. Zuweilen verlassen sie aus unbekannten Ursachen auf eine Zeitlang oder für immer, oft ganz plötzlich, die bisher stark besuchten Küsten und erscheinen nicht wieder. So ist es mit Gothenburg gegangen, wo der Häring früher in zahlloser Menge sich zeigte und jetzt seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gesehen wird.

Dagegen hat der Andrang dieser Thiere zur norwegischen Küste außerordentlich zugenommen. Er erscheint dort jährlich dreimal, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, welcher Vaarfild, Frühlingshäring, genannt wird.

Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger. Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens zweitausend Boote mit einer Bemannung von zwölftausend Köpfen mit Häringsfischerei beschäftigt.

Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Plätze und Hütten, empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten und erwarten dann die Häringsschwärme, denen sie mit Ungeduld täglich weit hinaus in's Meer entgegenfahren, um den lang ersehnten silbergrauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Anzug der großen Schaaren. Einzelne Wallfische streichen als Herolde an den Küsten und werden mit lautem Jubel begrüßt. — Er ist der sichere Verkündiger des Härings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, auf daß sie sich zum Angriff bereit machen mögen.

Sein Schnauben, seine wunderbaren Springbrunnen sind seine Sprache: „Gebt Acht! wir liefern sie Euch, seid bereit und fertig!"

Hat der Wallfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Häring rascher gegen die Küste treiben, wo dieser sich in die Scheeren zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um den grimmigen Feinden draußen zu entkommen, anderen, noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden aneinander geknüpft, und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten.

Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Häring steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang halbwegs gut ist, in jeder Masche des Netzes ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll hoch aus dem Wasser gehoben werden.

Sind die Boote mit Fischen fast bis an den Rand gefüllt, dann rücken die Fischer zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden die Häringe gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, welche die Waare eiligst aufnehmen und nach Stavanger oder Bergen auf den Markt eilen.

Dort beginnt nun ein neues Schauspiel. Arbeiter karren die Häringe aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen,

größtentheils alte Frauen, die, mit dem Messer in der Hand, das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie bald in Fischbergen vergraben sind; sie ergreifen einen Fisch nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem einzigen, kunstgemäßen Zug Gedärme und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tonnen und verfahren dabei mit solcher Gewandtheit, daß durch ein einziges Paar Hände täglich Tausende von Häringen gehen.

Sobald die Tonnen gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in kleinere Fässer gepackt, mit der Salzlacke begossen, vom Böttcher geschlossen und nun in den Magazinen aufgestapelt, wo sie zur Ausfuhr bereitstehen. Wenn man bedenkt, daß von Bergen allein jährlich beinahe 300.000 Tonnen Häringe ausgeführt werden, so kann man sich wohl einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieses Handels machen.

Vier Wochen hindurch und länger geht der Häringsfang vor sich. Wie viel Fische auch täglich in dieser ungeheuren Anzahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der Uebrigbleibenden scheint dadurch nicht vermindert. — Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf an die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren, oft mitten zwischen den Fischerbooten, liegen die Wale, wie abgerichtete Schäferhunde, auf der Lauer und scheuchen die furchtsame Heerde zurück, wenn sie Miene macht, sich entfernen zu wollen. Mensch und Wallfisch haben einen Bund zu ihrer Vernichtung geschlossen.

Hunderte von Walen haben den Zug herangetrieben, ihn täglich angefallen, ihren gierigen Hunger gestillt, und jetzt liegen sie, riesenhaften Baumstämmen gleich, bewegungslos, dicht vor dem Fischwalle, der nicht mehr entgehen kann, und ihre weit geöffneten Rachen ziehen hier mit jedem Athemzuge, wie ein Strudel, eine Anzahl lebendiger Geschöpfe hinab, deren Blut und Fleischstücke, mit grünlichem, übelriechenden Wasser vermischt, ihre Nasenlöcher in hohen Springbrunnen wieder ausspritzen.

Der Wallfisch schwimmt in seinem Elemente mit der Geschwindigkeit eines Vogels. Jetzt ruhet er hier auf der Oberfläche des Meeres — im Nu ist er verschwunden; jetzt sieht man seine hohen Rückenflosse weit davon wieder emportauchen und wie ein Pfeil durch's Wasser rauschen, immer beschäftigt, den Raub zu verschlingen,

der ihm aufstößt. Wie viele Tonnen Häringe täglich von diesen Ungeheuern verbraucht werden, die Fischer machen sie ihnen nicht streitig. — Der Wallfisch ist im Gegentheil Gegenstand ihrer Sorge. Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Platze treiben; er ist ihr Gefährte, ihr Freund, ihr Diener, den sie lieben, und der Riesenfisch scheint dies auch zu wissen; denn so scheu und empfindlich er auch sonst ist, ruhig liegt er hier zwischen den Barken und verspeist, ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil an der gemeinsamen Beute.

Die Fischer sind darüber einig, daß der Wal ein so kluges und verständiges Geschöpf sei, wie irgend eines auf Erden, und man erzählt viele Beispiele, welche davon wirklich Zeugniß geben.

Ein Fischer war bei Skudesnaes mit dem Fange beschäftigt; rund umher lagen mehr als hundert Boote in gleicher Arbeit; dicht neben dem seinen ruhte ein ungeheurer Wal, der sich nicht im Geringsten genirte und beim Heraufziehen der Netze kein Haar breit aus dem Wege ging. Er vertilgte seine Häringe zum Frühstücke in völliger Gemüthsruhe, schüttete seinen übelriechenden Springbrunnen in das Boot aus und kehrte sich nicht einmal daran, daß die Ränder desselben seinen Rücken streiften.

Der Fischer, als ein erfahrener Mann, ließ sich dies von dem unhöflichen Thiere in Betracht des Bündnisses und der sonstigen guten Dienste gefallen; sein Knabe aber fürchtete sich, die Hände in's Wasser zu stecken und das Netz dicht am weit aufgesperrten Schlunde des Ungeheuers emporzuziehen. Er nahm daher hinter dem Rücken des Vaters einen Bootshaken und gab der schwarz aufragenden Insel eine hinterlistige Erinnerung, zu verschwinden.

Das wirkte auch wie ein Zauberschlag; mit Blitzesschnelle schoß das Thier etwa dreihundert Klafter weit, mitten durch den Fischplatz, zwischen Booten und anderen Walen dahin. Plötzlich aber kehrte der Wal um, nahm denselben Weg zurück, und, als wisse er genau, wo und an wem er die Beleidigung zu rächen habe, suchte und fand er das Boot mit dem verrätherischen Knaben und zerschmetterte es mit einem Schlage des Schwanzes.

Der Wal ist es nicht allein, der die Häringsbeute mit dem Menschen theilt. Delphine, Kabeljaue, Schellfische und Haie umschwärmen sie und machen wüthende Angriffe auf sie; aus der Luft stürzen sich unzählige Schaaren wildschreiender Möven, Seeraben,

Skarfe und Fischadler auf sie herab; alle Klippen und Felsen sind davon bedeckt.

Ein besonderes glückliches Ereigniß ist es für die Fischer, wenn der Häring auf der Flucht vor seinen Feinden in die Buchten der Küsten tritt. Dann wird die Bucht sogleich durch große Netze abgesperrt, und auf diese Weise hat man schon acht- bis zehntausend Tonnen an einer Stelle gewonnen.

Man kann annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegen's, England's, Holland's und in der Ostsee weit über tausend Millionen Häringe gefangen und wohl eine noch weit größere Anzahl von den Raubthieren verschlungen werden.

Im März senken sich die Schaaren mehr und mehr in die Tiefe, und mit dem Ende dieses Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Der Sommerhäring ist der kleine, kaum größer als fingerlänge, die junge Brut, welche, ehe sie nach Norden schwimmt und in unermeßliche Tiefen versinkt, sich einige Wochen lang an den Felsen sammelt.

Die Norweger sind gewaltige Häringesser; da ist kaum Einer, der nicht den Sild (Häring) für eine leckere Speise hielte. Auch sind die Häringe, wie alle Meerspeisen, dort unglaublich billig; das Pfund Lachse kauft man für einen Groschen, Hummern sind nicht viel theurer, und für hundert Stück Austern zahlt man etwa neun Silbergroschen. Und so haben denn die Fischer an dieser langen, zahllos gezackten Küste stets zu thun, um die verschiedenen Thiere des Meeres zu überlisten und in ihre Gewalt zu bringen.

Wenn man durch diese Fjorde und Sunde fährt, hinauf bis Hammerfest und an's äußerste Cap Europa's, überall findet man die leichten Boote wieder, überall diese unermüdlichen Männer beschäftigt, den Sild, den Uer, den Schellfisch, den Sei, den Kabeljau, den Lachs, den Krebs, die Auster, sowie den Hai und die Riesenscholle zu fangen. Es herrscht hier ein ewiger Krieg der Menschen gegen alle Bewohner der Tiefe. Beute suchend fahren sie umher, alle Gefahren verachtend. Die langen Angeln schwenken sie an den Schnüren, die Harpune blitzt in ihrer Hand, und selbst des Nachts, wenn Alles ruht, wenn Winterdunkelheit und Eis die Erde bedeckt, ist für sie keine Ruhe. Die Boote fahren dann leise über Flüsse, Seen und Buchten; an ihrer Spitze brennt auf eisernem Rost ein Feuer, neben ihm steht der Fischer, den Speer mit doppelter Spitze in der Hand,

und dieser senkt sich sicher treffend pfeilschnell und gewaltig in die Tiefe und durchbohrt den armen bethörten Meeresbewohner, der das verrätherische Licht für das Licht der Sonne hielt und sorglos nahte.

Und all' dieses Morden, all' dies ruhelose, oft so gefahrvolle, Jagen vollbringt der Mensch, um zu leben, und wie zu leben! Bei aller Anstrengung gelangt der größte Theil kaum dahin, satt zu werden. Wohl könnten diese armen Fischer ein besseres Los aus der Bebauung des Landes gewinnen, denn die Küste, welche sie bewohnen, ist keineswegs unfruchtbar, aber sie lassen sich lieber in ihren Nußschalen von dünnem Fichtenholz auf stürmischen Wogen wiegen, als daß sie den Pflug treiben oder die Grabscheid rühren. Des Mannes Muth nach Glück und Gewinn treibt sie, aber auch die Noth, der Hunger, das blasse Elend. Und wahrlich, unter allen Beschwerden ist keine so furchtbar, wie die des Fischfanges an diesen Küsten. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, diese Schneestürme, dieses nordische Meer am Ende des Januarmonates, von Orkanen zerpeitscht, die mit rasender Wuth über nackte Klippen jagen! —

Kein Wunder, wenn jährlich eine bedeutende Anzahl rüstiger Männer umkommen. Entweder verschlingt sie die wüthende See, oder jähe Krankheiten machen ihrem Leben ein Ende. — Frauen, welche drei oder vier Männer gehabt haben, sind an dieser gefährlichen Küste nichts Seltenes. Ueberdieß ist mit dem Fischerleben an der Westküste Norwegen's eine Krankheit verbunden, die zu den entsetzlichsten gehört, von denen der Mensch heimgesucht werden kann. Es ist dies die Elephantiasis orientalis, der Aussatz der alten Welt, der noch an den Küsten des Mittelmeeres, auf Sicilien, in Griechenland und in der Levante vorkommt, in Norwegen aber leider seit Jahrhunderten förmlich einheimisch geworden ist und auch hier, wie im Oriente, Lepra genannt wird.

An der ganzen Küste hinauf bis Hammerfest kommen einzelne Fälle dieser Krankheit vor, auffallend häufig jedoch im Bergenstift; wahrscheinlich wirken hier die Nahrung, welche fast ganz aus Fischen besteht, so wie die ungeheueren Anstrengungen während der Winterfischerei zusammen. Harte, braue Flecken zeigen sich zumeist im Gesicht, am Halse, an den Händen und Füßen, mitunter auch am Rücken; dann überzieht ein blutiger Grind die leidenden Stellen, und endlich ergreift die Fäulniß die tieferen Theile und das Knochen-

gebäude. — Ganze Glieder, besonders die Finger, brechen ab, das Gesicht verliert alle menschliche Form, Auswüchse bilden sich und wuchern entsetzlich empor, bis endlich der Tod dem furchtbaren Leiden des Unglücklichen ein Ziel setzt. Diese schauderhafte Krankheit ist nicht ansteckend, aber erblich. Nicht Alter, nicht Geschlecht bleibt davon verschont. — Ist die Lepra noch nicht förmlich ausgebrochen, so kann man noch auf Heilung hoffen, doch kehrt die Krankheit fast immer wieder, sobald die davon Ergriffenen wieder zu ihrer Lebensart und zu ihrer Fischnahrung zurückkehren. — — —

Sir Edward suchte den ganzen Winter hindurch vergeblich nach einem Dutzend entschlossener Männer, welche geneigt gewesen wären, ihn nach Spitzbergen zu begleiten und dort mit ihm bis zum nächsten Frühjahre auszuharren, obwohl er bedeutende Gratifikationen jedem Einzelnen auszusetzen versprach.

Spitzbergen steht in zu schlimmem Rufe, als daß die erforderliche Anzahl von Abenteurern aufgetrieben werden konnte. Nur fünf Männer hatten sich in Hammerfest bei Sir Edward gemeldet, und selbst von diesen waren drei theils wegen vorgerückten Alters, theils als bekannte Trunkenbolde und Zänker offenbar zu einem Unternehmen untauglich, das nur bei dem innigsten Zusammenhalten und der größten, sowohl physischen als moralischen Ausdauer, dem „Dienste der Wissenschaft" ersprießlich sein konnte.

Sir Edward beschloß daher, Island und Grönland zum Gegenstande seiner Forschungen zu machen, und als er bereits im Geiste völlig darauf verzichtet hatte, Spitzbergen je zu Gesicht zu bekommen, bot sich ihm unvermuthet eine Gelegenheit dar, die fürchterliche Insel wenigstens ganz vorübergehend kennen zu lernen.

Mehrere Kaufleute in Hammerfest hatten plötzlich den Entschluß gefaßt, mit Anfang Mai drei Schiffe nach Spitzbergen auf Wallroßfang zu senden. Die ganze Expedition sollte höchstens drei Wochen dauern, und Sir Edward schloß sich ihr ohne Bedenken an. — Wir finden in seinen Aufzeichnungen hierüber Folgendes:

Als wir den Nordcap erreichten, schreibt der junge Gelehrte, war es Mitternacht, eine Nacht ohne Nacht. Hier ging die Sonne nicht mehr unter. Sie beleuchtete den Tafelberg, der, 900 Fuß über das Meer sich erhebend, Europa's letzte Grenzsäule bildet. Es war windstill, keine Woge rührte sich. Ich fuhr zu dem Felsen und pflückte um Mitternacht beim Sonnenschein das nördliche Vergiß-

meinnicht; auch die Zwergmaulbeere wächst hier. — Als das Nordcap aber unserem Blicke entschwand, seufzte einer der Matrosen: „Wir sind nicht mehr in Lappland, es fängt an, kalt zu werden.“

Auf der Hälfte des Weges nach Spitzbergen stieg das Bären-Eiland aus dem Meere, doch bald hüllte es sich in sein gewohntes Nebelkleid. Die Annäherung ward nun gefährlich; denn die Insel ist von Klippen umgeben und ohne Hafen. Am folgenden Tage sprang ich jedoch in ein Boot und landete bei dem auf der Nordseite gelegenen Hause, das vor vielen Jahren von Wallfischfängern erbaut wurde und noch jetzt in einem ziemlich wohnlichen Zustande erhalten dasteht.

Ein seltamer Anblick dies Gasthaus des Eismeeres, mit faulen Wallroßhäuten behangen, von tausend Todtenköpfen umlagert! Das Innere war reinlich. Ein Zimmer und ein Schuppen bilden den ganzen Raum. Im ersten standen vier Bettstellen, ein Tisch und zwei Bänke. Auch fanden sich mehrere Säcke Mehl, ein Faß mit gesalzenen Fischen, eine Säge und ein Beil.

Das Meer ist gewöhnlich drei Monate lang vom Bären-Eiland bis Spitzbergen gefroren. Sobald das Eis aufbricht, folgt ihm das Wallroß gegen Norden. Es ist ein eigentliches Eisthier; nur zwischen Schollen zeugt es seine häßlichen Kinder.

Es war gegen Ende Mai, als die Küste des Spitzbergischen Karlsland uns wie brennende Funken entgegenglühte; mehr und mehr erhob sich im Glanze der Sonne das weiße Gebirge über die dunkle Fluth. Wir versuchten eine Landung im Eisfjord, am festen Lande von Spitzbergen, aber dort, so wie in den südlicher gelegenen Glockensund und Horasund blieb unser Streben vergeblich. Wunderbar schön war der Anblick dieser theils himmelblauen, theils weißen, theils maigrünen, theils röthlichen Schollen, die in tausendfachen Gebilden als Tempel, Altäre, Felsen, Pilze, Molche und Drachen auf langen dunklen Wogen einherschwebten. Wir fuhren immer, so nahe wir konnten, an's Eis. Nach mancherlei Kampf mit Stürmen, die stets Schneegestöber brachten, beschlossen wir endlich die Rückfahrt.

Da kamen wir dicht vor den sogenannten Wallfischkopf. Es war windstill. Auf Schollen sanft gewiegt, schlummerte ein ganzes Heer von Wallrossen. Solcher Ueberfluß an diesen Seeungeheuern, wie hier, dürfte wohl in keinem Theile der arktischen Gegen-

den zu finden sein. — Es wurden sofort am Bord aller drei Schiffe die Anstalten zu einer großen Jagd gemacht, welche zuerst einem Hengste und einer Stute galt, welche zusammen auf einer Scholle lagen. Zwei Boote nahten sich der kleinen schwimmenden Krystall-Insel. In einem dieser beiden Boote saß ich mit einem Ruderer, im anderen vier Lanzer mit einem Harpunier. — Wir näherten uns. Der Harpunier stand vorn mit gehobener Waffe. Er warf zwei Harpunen hintereinander in die außer dem Wasser so schwerfälligen Thiere. Sie richteten sich auf, brüllten laut und wälzten sich von der Scholle. Sie waren jetzt in ihrem eigentlichen Elemente. Ihre Natur schien verändert. Mit ungeheurer Kraft rissen sie das Boot hinter sich her, brüllend und die glühenden Augen nach dem Feinde zurückgewandt. Es war ein schauderhaft schönes Gespann. Das Blut sprang in dicken Strahlen, die See ward roth. Erst nach oft wiederholten Stichen sanken die wüthenden Thiere. Nach Erlegung der ersten fünf bis sechs Stück schien ein allgemeiner Aufruhr das sonst so phlegmatische Volk zu beleben. Sie versammelten sich haufenweise, zu zwanzig bis dreißig. Ein furchtbares Gebrüll ertönte von Nah' und Fern. — Mehrere Boote werden von ihren Hörnern durchstoßen und leider bei solcher Gelegenheit auch ein Matrose von ihnen getödtet. Das Wallroß äußert bei seinen Angriffen stets Muth und Wuth und würde allerdings sehr gefährlich sein, wenn es seine Kräfte außer dem Wasser besser zu gebrauchen verstünde.

Spitzbergen ist ungefähr zweimal so groß wie die Schweiz. Genau läßt sich jedoch sein Flächenraum nicht bestimmen, weil es von so vielen bisher noch unbefahrenen Buchten und Sunden durchschnitten wird. Schnee fällt auf Spitzbergen auffallend wenig, weil die Insel fast immer von starken Winden heimgesucht ist. Dagegen keimt hier noch manches Blümchen, z. B. ein weißes Cerastium, das Wollgras unserer Sümpfe, Eriophoron und besonders viele Saxifragen. Auch findet man eine Baumart, die kleinste von allen, die sogenannte Krautweide, deren Gipfel kaum aus dem Moose hervorragt.

Unsere drei glücklichen Schiffe waren viel zu klein, um die große Beute aufzunehmen. Wir mußten einhundertachtundsechzig Wallrosse liegen lassen, deren Fleisch nun eine Beute der weißen Bären wurde. Eine zweite Reise von Hammerfest nach Spitzbergen zu wagen, lohnte sich schon deßhalb nicht, weil inzwischen

die gefräßigen Polar-Bären die ganze reiche Beute gewiß bis auf den letzten Knochen abgenagt hätten.

Als eine Seltenheit brachten wir einen jungen weißen Bären mit, ein wildes, grimmiges Thier, das, obwohl es noch viel kleiner war, als mein Caro, in die Eisenstäbe biß, die man ihm vorhielt. — — —

Sir Edward hatte beschlossen, nach dem kurzen Ausfluge nach Spitzbergen auf der Insel Island und dann auch auf Grönland durch längere Zeit zu verweilen. Dieser sein Plan sollte jedoch nicht zur Ausführung kommen. Er hatte, als er nach Hammerfest zurückgekehrt war und bereits seine Vorbereitungen traf, um nach dem Westen aufzubrechen, die Bekanntschaft eines jungen russischen Naturforschers gemacht, der im Auftrage seiner Regierung die nördlichsten Gegenden Asiens bereisen sollte.

Dieser junge Russe war eigentlich ein Deutscher aus den Ostsee-Provinzen, wie schon sein Name Hackendorf bewies. Sir Edward fand an dem liebenswürdigen, sehr unterrichteten und bescheidenen Manne besonderes Gefallen und ließ sich in Folge dessen leicht bestimmen, Hackendorf auf seinen Wanderungen durch das nördliche Sibirien zu begleiten.

Kurz vor Ende Mai verließen beide junge Gelehrte Hammerfest, um sich über Archangel ihrem weitausgedehnten Forschungsgebiete zu nähern.

Viertes Capitel.

Jammer und Noth.

Durch den ganzen Norden Asiens streckt sich von dem vielverzweigten Altai, dem Baikal-Gebirge und den daurischen Alpen bis zu der unter dem ewigen Winter erstarrten Küste des Eismeeres, und von dem Ural-Gebirge bis zu dem großen Ocean, zwischen Europa und dem nordwestlichen Amerika, ein ungeheueres Land, das wir mit dem Namen Sibirien bezeichnen. Seine Ausdehnung beträgt von Osten nach Westen 600 und von Norden nach Süden 200 Meilen; sein Flächenraum umfaßt beinahe den vierten Theil des Festlandes von Asien.

Mächtige Ströme mit ausgedehnten Wassergebieten, der Ob mit dem Irtysch, der Jenissei und die Lena entspringen auf den genannten südlichen Gebirgen und münden, den größten Theil ihres langen Laufes mit Eis bedeckt, in das Eismeer.

Unter einem südlicheren Himmelsstriche würde Sibirien eines der reichsten und gesegnetsten Länder sein; so aber, hoch im Norden, zwischen dem 50. und 77. Breitegrade gelegen, bildet der bei weitem größte Theil desselben eine unermeßliche, von Frost erstarrte Wüste, die kaum auf zwei Monate ein flüchtiger Sommer begrüßt. — Während im Südwesten desselben noch eine kräftige Pflanzenwelt und selbst Getreide gedeiht, und die Mitte ein dichter Gürtel von Nadelwaldungen bedeckt, werden diese in dem höheren Norden immer kümmerlicher und zwerghafter und verschwinden endlich ganz in den ungeheueren Einöden, in denen ein fast ununterbrochener

Winter beinahe alles Leben ertödtet hat. Aber nicht nur nach Norden, sondern auch nach Osten zu steigert sich die Rauheit des Clima's, so daß weiter östlich unter demselben Breitengrade schon eine auffallend empfindlichere Kälte herrscht.

Und so sehen wir an der Küste des nördlichen Eismeeres eine Schnee- und Eiswüste mit spärlichen Flüssen und Bächen, zahlreichen Seen und Tümpeln, mit einem Boden, der aus Schichten gefrorener Erde und nie thauenden Eises besteht, der unzählige Reste riesenhafter vorsündfluthlicher Thiere und unermeßliche Lager begrabener Wälder umschließt. — Im Sommer, wenn die Oberfläche aufthaut, verwandelt sich Alles in einen undurchdringlichen Morast.

In einem solchen Lande ist natürlich die Größe seiner Bevölkerung außer Verhältniß mit der Zahl seiner Quadrat-Meilen, und man nimmt an, daß noch nicht volle drei Millionen dasselbe bewohnen. — In dem höheren Norden findet sich oft viele Tagreisen keine menschliche Wohnung, und die hier zerstreut lebenden Stiefkinder der Natur sind größtentheils einem ununterbrochenen Kampfe gegen den äußersten Mangel und dem nagendsten Hunger preisgegeben. — Diese schwache Bevölkerung ist aber aus den verschiedenartigsten Völkerschaften zusammengesetzt, von denen Manche jedoch nur die dürftigen Ueberreste und Trümmer größerer, durch Kriege, Hunger und Seuchen fast ausgestorbener Volksstämme sind und Einige nur noch in wenigen Familien fortleben. Die Hauptstämme sind unter zahlreichen Verzweigungen und Namen: Tartaren, Türken, Mongolen, Finnen, Samojeden, Tungusen, Jakuten, Kamtschadalen u. s. w., sowie europäische Einwanderer, zumeist Russen.

Das Königreich Sibirien ist eine russische Provinz, und alle diese Völkerschaften sind dem Scepter des Kaisers von Rußland unterworfen; nur die Tschuktschen, im äußersten Nord-Osten, haben bis jetzt noch in ihren Einöden ihre Unabhängigkeit bewahrt. Alle einzelnen Gouverneure der Hauptprovinzen stehen unter dem General-Gouverneur von Tobolsk.

Sibirien besitzt unerschöpfliche Schätze aus dem Steinreiche, deren Ausbeutung erst begonnen hat. Außerdem liefert es vornehmlich Pelzwerk, Leder, Thran, Talg, Mammuts- und Wallroß-Zähne. Besonders dient es dem europäischen Rußland als Vermittlerin des Handels mit dem nord-westlichen Amerika und mit China, sowie als ungeheures Strafgefängniß für seine Verbrecher. Die Zahl der

jährlich hierher Verbannten wird auf 10.000 angegeben, unter denen die zu den Bergwerken Verurtheilten das härteste Los zu erdulden haben.

Vor dem sechzehnten Jahrhundert war Sibirien kaum dem Namen nach bekannt, und von seiner früheren Geschichte sind nur höchst dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Diese beschränken sich im Wesentlichen darauf, daß schon in alter Zeit längs dem südlichen Gebirgsgürtel des Landes von Osten nach Westen die Tungusen, Mongolen, Samojeden und Ost-Finnen ihre Wohnsitze hatten, daß diese Völkerschaften zum Theil auch an den Bewegungen der Völkerwanderung Theil nahmen, daß, nachdem der mongolische Eroberer Dschingis-Khan auch Sibirien bezwungen, von Abkömmlingen desselben im 13. Jahrhunderte ein eigenes Reich, das Khanat Turan, gestiftet wurde, deren späterer Herrschersitz Sibir in der Nähe des heutigen Tobolsk war, wovon in der Folge das ganze Land seinen Namen erhielt.

Eine wichtige Umgestaltung der Verhältnisse bewirkte ein Anführer der Donischen Kosaken, Jermak Timofej, der, von den Russen gedrängt, mit einer Schaar von 6000 Mann im Jahre 1578 zuerst in die unermeßlichen Wüsten Sibiriens eindrang, Kutschum, den letzten Khan von Turan, der sich durch seine gewaltsamen Versuche, den Islam einzuführen, beim Volke verhaßt gemacht hatte, stürzte und nach schweren Kämpfen ein neues Reich gründete. Um aber dasselbe behaupten zu können, machte er sich seinem alten Oberherrn, dem Czar von Rußland, zinspflichtig. Nach seinem Tode nahm die russische Regierung von seiner Eroberung Besitz, die im Laufe des 17. Jahrhunderts fast über das ganze Festland des bewohnten Sibiriens ohne großen Widerstand ausgedehnt wurde. Zuletzt wurde auch die erst 1690 entdeckte Halbinsel Kamtschatka durch Wladimir Atlasow 1703 der russischen Herrschaft unterworfen.

Den äußersten Norden kannte man aber noch sehr wenig, und theils um neue Entdeckungen zu machen, theils um die schon bekannten Gegenden genauer kennen zu lernen, wurden in der Folge von der russischen Regierung zahlreiche Expeditionen veranstaltet. Schon im Jahre 1648 vollbrachte der Kosak Deshnew mit einem kleinen Geschwader die Seefahrt aus der Mündung der Kolyma bis zu der Bucht des Anadyr; ihm gebührt also die Ehre, zuerst um die

Nordostküste Sibiriens und durch die Asien von Amerika trennende Meerenge geschifft zu sein. Erst unter Katharina I. fand diese Entdeckung ihre Bestätigung durch Behring, der 1728 von Ochotsk aus ebenfalls durch jene nach ihm benannte Wasserstraße segelte. Auch entdeckte er die Aleutischen Inseln und kam bei einer späteren Fahrt auf einer derselben, der Behrings-Insel, 1741 mit neunundzwanzig seiner Gefährten um. Die späteren Seereisen Cook's, Kotzebue's und Parri's erwiesen vollständig, daß auch weiter nördlich das Eismeer die beiden Erdtheile trenne.

In den Jahren 1734 bis 1743 wurde auf Befehl der russischen Regierung eine Reihe von Expeditionen, meist zu Schiff, zur Aufnahme der Küste des Eismeeres und der in dasselbe mündenden Flüsse östlich von der Obischen Bucht, unter unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten ausgeführt. Die östlichste derselben war die des Lieutenant Laptew, der eine der Bären-Inseln entdeckte und bis zum großen Baranow-Felsen vordrang. Alle diese Unternehmungen lieferten jedoch theils wegen der unüberwindlichen Naturhindernisse, theils auch wegen der damals noch unvollkommenen Instrumente nur ungenügende Ergebnisse.

Nun ruhten alle Entdeckungs-Versuche bis zum Jahre 1768, wo der Jakutskische Kaufmann Schalaurow, um den Ruhm zu erlangen, die nordöstliche Küste Asien's bis zum großen Ocean umschifft zu haben, auf eigene Kosten aus der Jana die Fahrt längs der östlichen Küste unternahm. Er gelangte bis zu Kolyma, wo er überwinterte, erreichte im folgenden Jahre die von ihm zuerst besuchte und aufgenommene Tschaumbucht und die Inseln Arautan und Sabadej und mußte dann wieder zu seiner Winterwohnung an der Kolyma zurückkehren. Im darauffolgenden Frühjahre weigerte sich seine Mannschaft, ihm weiter zu folgen, doch unternahm er 1765 eine zweite Seereise nach dem Kap Schelagskoj, von welcher er aber nicht zurückkehrte. Dieser kühne, uneigennützige Seefahrer hatte dort ein trauriges Ende gefunden.

Auch Hockendorf's nächste Aufgabe bestand in der genaueren Erfassung jener Gegenden, welche dem edlen Schalaurow Gut und Leben gekostet hatten. — Hockendorf und Sir Edward reisten so schnell als es nur ging von Archangel nach der unteren Gegend der Kolyma, welche unter dem 61. Breitegrade in dem Gebirge

Stanowoj Chrobet entspringt und einen Lauf von 1500 Wersten, das ist 215 geografische Meilen, hat.

Das Land hier, das Eismeer im Norden, eine unabsehbare nackte Haide, Tundre, im Osten ist ganz der Gewalt der rauhen Winde blosgestellt und bei Nis'hee-Kolymsk friert der Strom schon in den ersten Tagen des September zu, bei seiner Mündung oft selbst schon um den 20. August. Obwohl während zweiundfünfzig Tagen, nämlich vom 15. Mai bis 6. Juli, die Sonne hier nicht untergeht, so scheinen doch ihre matten, schrägen Strahlen alle Wärmekraft verloren zu haben. Es gibt hier in Wahrheit nur zwei Jahreszeiten, Winter und Sommer, und der Letztere ist nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichten. Ende Mai zeigt sich einiges kümmerliche Grün und im Juni entfalten sich sogar einige Blumen und Blüthen. Im Juli, der heiter und mild zu sein pflegt, stellen sich aber ungeheure Züge von Mücken ein, gegen welche Menschen und Thiere nur in dem dicken, bitteren Rauche der Dymokurty — große Haufen von Blättern, Moos und feuchtem Holze — einigen Schutz finden.

Und doch leisten in dem weisen Haushalt der Natur selbst diese Plagegeister dem Menschen einen wesentlichen Dienst. Vor ihnen flüchten sich nämlich die Rennthiere in Zügen von vielen Hunderten aus den Wäldern nach dem Meere und werden, namentlich wenn sie über die Flüsse und Landseen setzen, in großer Anzahl erlegt.

Der Winter dauert volle neun Monate und steigt im Januar bis zu einer Kälte von 43 Graden. Dann wird das Athmen schwer, das Rennthier steht unbeweglich, wie leblos, in dem tiefsten Dickicht der Wälder und selbst der Schnee dampft! Mit dem 22. November tritt eine oft einunddreißigtägige Nacht ein, nach der erst am 28. December eine blasse Morgenröthe erscheint, die selbst um Mittag die Sterne nicht zu verdunkeln vermag. In dieser schauderhaften, wahrhaft trostlosen Jahreszeit deckt fast beständig ein dichter Nebel (Morók) die weiten Schneegefilde. Eine merkwürdige Naturerscheinung, namentlich in den Thälern des Aniuj, ist der „warme Wind,“ der, von Ost-Süd-Ost wehend, im raschen Wechsel eine Kälte von 35 Grad in $1\frac{1}{2}$ Grad Wärme verwandelt.

In diesem Klima und Boden kann natürlich nur eine dürftige Pflanzenwelt kümmerlich ihr Leben fristen. Verkrüppelte Lärchenbäumchen und Weidengesträuch, Riedgras, Thymian, selbst die milde Rose und Vergißmeinnicht, ferner Johannis-, Rausch-, Preisel- und

Moltebeeren, sowie die duftreiche Mamura kommen noch, namentlich am rechten Ufer der Kolyma, vor, werden aber näher dem Meere immer seltener und hören endlich ganz auf. — Keineswegs arm dagegen sind diese Wildnisse an vierfüßigen Thieren und Geflügel. Von dem ersteren ist zu erwähnen das Rennthier und Elennthier, der schwarze Bär, der Wolf, der Fuchs, der Zobel und andere Pelzthiere; von den Flügelthieren gibt es hier ungeheure Züge von Schwänen, Gänsen und Enten, ferner Adler, Eulen und Möven, weiße Schneehühner, Schnepfen und Krähen, ja um die Frühlingszeit hört man vereinzelt sogar den fröhlichen Finkenschlag und im Herbste das Zwitschern der kleinen Meise.

Aus welchem Lande die Vorfahren der jetzt hier lebenden Völkerschaften eingewandert sind, und was sie bewog oder vielmehr nöthigte, ihre wahrscheinlich freundlicheren Wohnsitze mit diesen unwirthbaren Einöden zu vertauschen, meldet uns kein Denkmal, hat uns keine Ueberlieferung aufbewahrt. Nur eine dunkle Sage geht unter dem Volke: „Es seien ehemals an den Ufern der Kolyma mehr Feuerstätten der Omoki gewesen, als Sterne am klaren Himmel."

Dieser Volksstamm ist gänzlich verschwunden und ein anderer, der der Tschukotsch oder Tschuktschen ist theils weiter nördlich gezogen, theils bildet er, mit späteren Einwanderern gemischt, die jetzige geringe Bevölkerung auf einem Bezirke, so groß als ganz Deutschland, mit nicht ganz 2500 Menschen männlichen Geschlechtes, darunter etwa 300 Russen, welch' Letztere zumeist Abkömmlinge von Verwiesenen sind und, obwohl sie sich zum Theil mit den Eingeborenen vermischt und viel von ihnen angenommen haben, doch an dem höheren und kräftigeren Wuchse, der weißeren Hautfarbe und meist auch an den helleren Haaren kenntlich sind.

Die Aufgabe, welche dem jungen Gelehrten Hockendorf von der russischen Regierung gestellt worden war, bestand zuvörderst in der Fortsetzung der Erforschungen des muthigen Kaufmannes Schalaurow, dessen wir bereits Erwähnung gethan.

Hockendorf und sein neuer Freund Sir Edward fanden, als sie endlich an den Ufern der Kolyma anlangten, daß ihrem Unternehmen weit größere Schwierigkeiten entgegenstanden und viel mehr Vorbereitungen für die auszurüstende Expedition nothwendig waren, als sie bisher geahnt hatten. — Keinenfalls durften sie hoffen, noch

vor Einbruch des langen Winters einen bedeutenden Ausflug in nordwestlicher Richtung, dem Ziele ihrer Forschungen, zu unternehmen.

Sie richteten sich daher im Herbste, dessen klimatischer Beginn an der Nordküste Sibiriens schon in die Mitte August fällt, an der Mündung der Kolyma so gut wohnlich ein, als es eben anging. Sie ließen sich von den Eingeborenen eine landesübliche Winterwohnung aufführen, das heißt eine Hütte, achtzehn Fuß im Geviert und neun Fuß hoch, die Wände aufgezimmert aus Treibholz, das die Frühlings-Ueberschwemmungen an's Land geworfen, mit Moos und Lehm verwahrt und außen mit einem hohen Erdwall beschüttet. — Auch das flache Dach wurde mehrere Fuß hoch mit Erde bedeckt. Zwei, je einen Quadratschuh große Fensterchen, an denen eine Fischblase die Stelle des Glases versah, ließen nur einen Schimmer des Tageslichtes hineinfallen. Im Winter werden diese Fischblasen von außen mit Wasser begossen, bis sich eine sechs Zoll dicke Eisplatte bildet.

In einer Ecke des Gemaches befindet sich ein Tschuwal, das ist der Herd und Ofen in Einem; um die Wände laufen breite mit Rennthierfellen bedeckte Bänke und zwei niedrige Abtheilungen sondern die Schlafstätten von einander ab. An die Hütte schlossen sich ein Vorhaus, eine Vorrathskammer, ein Hundestall und Gerüste zum Trocknen der Fische an.

So sah die Behausung aus, in welcher Hockendorf und Sir Edward, mit wissenschaftlichen Arbeiten aller Art beschäftigt, dem bevorstehenden furchtbaren Winter und der damit verbundenen entsetzlichen Langweile zu trotzen gedachten.

Sie bezogen jedoch ihr Haus, dessen völlige Herstellung kaum acht Tage erfordert hatte, nicht früher, als bis der Eintritt der schlimmen Witterung sie dazu kategorisch nöthigte. Sie bewohnten während des Herbstrestes eine Balanga oder Sommerhütte, wie selbe die Eingeborenen dicht an dem Ufer des Flusses aufzuschlagen pflegen, um ihrer Hauptbeschäftigung, dem Fischfange, obzuliegen.

Wehe den Armen, wenn sie die Paar Monate hindurch, als hier der Strom offen ist, nicht einen ansehnlichen Wintervorrath an Fischen zusammenzubringen vermögen!

Im Frühling, wo die Wintervorräthe stets völlig aufgezehrt sind, die Fische sich vor der Kälte noch immer in den Tiefen der Seen und Flüsse versteckt halten und die ausgehungerten Hunde zur

Jagd untauglich sind, pflegt sich der Hunger in seiner furchtbarsten Gestalt einzustellen. Blaß und kraftlos, gleich Gespenstern, kommen schaarenweise die Tungusen und Jakuhiren zu den russischen Niederlassungen, deren Bewohner in der Regel zuletzt selbst genöthigt sind, sich von den Ueberresten der für die Hunde bestimmten Vorräthe zu nähren, und stürzen gierig über jeden Abfall von geschlachteten oder gefallenen Rennthieren, über Knochen, Felle, ja selbst über Riemen her.

Die Regierung hat zwar ein Vorraths-Magazin errichtet, allein wegen der ungeheueren Entfernung und der Beschwerden der Zufuhr wird das Pud (gleich 40 Pfund) Roggenmehl mit zwanzig Rubel verkauft, so daß diese Einrichtung nur den Wohlhabenden zu Statten kommt.

Doch, wenn die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten. Plötzlich zeigen sich als Frühlingsboten große Schwärme von Zugvögeln; Alt und Jung eilt mit Flinten und Bogen, um sie zu erlegen, herbei. Noch aber ist die Nahrung kärglich und die Natur scheint, wie ein erfahrener Arzt, die Ausgehungerten erst allmälig wieder an Speise gewöhnen zu wollen.

Im Juni endlich gehen die Flüsse auf, aber, o neues Ungemach, die ungeheuren Eismassen stemmen sich an vielen Stellen und verursachen dadurch große Ueberschwemmungen, die plötzlich die Gegend in einen weiten See verwandeln, aus denen nur die Dächer der Hütten wie Inselchen hervorragen.

Unter allen im hohen Norden einheimischen Thieren ist der Hund eines der unentbehrlichsten und hat für die ansäßigen Bewohner dieser Gegenden dieselbe Bedeutung, wie für die nomadisirenden das Rennthier. Er hat hier viel Aehnlichkeit mit dem Wolfe, eine lange spitz auslaufende Schnauze, spitzige, aufrecht stehende Ohren und einen langen, buschigen Schwanz. Sein Haar ist mehr glatt als kraus und von Farbe schwarz, rothbraun oder gefleckt. Sein Bellen kommt dem Wolfsgeheul sehr nahe. Ein guter Schlittenhund darf nicht unter zwei Fuß acht Zoll hoch und drei Fuß zwei Zoll lang sein. Im Sommer graben sie sich Gruben in die Erde oder legen sich in's Wasser, um sich der Mücken zu erwehren, im Winter scharren sie sich tiefe Löcher in den Schnee. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die Abrichtung der Leithunde verwendet.

Gemeiniglich stürzt das ganze, gewöhnlich aus zwölf Hunden

bestehende Gespann, wenn es ein Wild wittert, demselben unaufhaltsam nach. Ein guter Leithund aber sucht mit bewunderungswürdiger Klugheit und List die anderen Hunde von der Verfolgung der Wildspur abzubringen. Er ist auch häufig auf Reisen über die endlose Schneefläche, in dunklen Nächten und dichtem Schneegestöber der Retter seines Herrn.

Wenn das kluge Thier nur einmal mit ihm die Gegend betreten und in der schützenden Powarnä (Schneehütte) war, so bringt es ihn sicher zu der Stelle, wo die Hütte tief unter dem Schnee vergraben liegt und zeigt durch sein freundliches Wedeln an, daß man hier nur nachzugraben brauche, um das gesuchte Nachtlager zu finden.

Im Sommer müssen diese armen Thiere die Boote stromaufwärts ziehen. Wenn das eine Ufer Hindernisse darbietet, schwimmen sie neben dem Boote, die Zugleine nach sich schleppend, nach dem anderen Ufer und stellen sich dort wieder in gewohnter Ordnung auf, um auf einen zweiten Ruf das Fahrzeug weiter zu ziehen. In den Jahren 1821 bis 1823 raffte eine Seuche den größten Theil dieser nützlichen Thiere hinweg; eine allgemeine, furchtbare Hungersnoth war die Folge davon. Es wird erzählt, daß in dieser Zeit in einer unglücklichen Jukahiren-Familie, die von zwanzig Hunden nur noch zwei eben erst geworfene übrig behielt, die Frau, um den letzten Rest ihres einstigen Reichthums zu retten, die beiden Hündchen an ihrer Brust gemeinschaftlich mit ihrem eigenen Kinde säugte und so die Stammeltern eines neuen kräftigen Hunde-Geschlechts aufzog.

Unseren beiden Polar-Reisenden verstrich die lange Zeit vom September bis Ende Februar weit besser und schneller, als sie sich gedacht hatten. Sobald ihr Geist einzuschlafen drohte, trieben sie Mathematik um die Wette und hielten sich dadurch die gerade unter ihren Verhältnissen doppelt gefährliche Denkfaulheit glücklich vom Leibe. Zudem fehlte es ihnen, Dank den Mitteln, über die sie geboten, nicht an gewohnten Genüssen, die sie nur schwer entbehrt haben würden, den armen Eingeborenen dieser Gegend aber nur ausnahmsweise zu Gebote stehen.

So aßen sie trotz der erwähnten hohen Mehlpreise doch täglich frisch gebackenes Brot, wie sie überhaupt in dieser schrecklichen Einöde weit kostspieliger lebten, als in dem allertheuersten Hotel der Welt. So kostet z. B. an den Ufern der Kolyma ein Pfund Thee 10 bis

15 Rubel, ein Pfund Zucker 5 bis 6 Rubel und ein Maß Kornbranntwein 12 bis 16 Rubel.

Sir Edward's Tagebuch enthält über die erste Reise, welche er und Hockendorf mit dem Wiedereintritte der Tageshelle unternahmen, folgende interessante Stellen:

Wir hatten — schreibt Sir Edward — den Führern unserer Hundeschlitten (Narten) die Baranow-Felsen als das Ziel unserer Reise angegeben, weil die tief eingewurzelte Furcht vor den Tschuktschen sie abgehalten haben würde, uns zu begleiten. Auf der von der Kolyma bis an das Cap Schelagskoj ganz unbewohnten Küste wagen sich nämlich die Russen nicht weiter, als bis zu den genannten Felsen, die Tschuktschen hingegen überschreiten gleichfalls nie den großen Baranow-Fluß. Dazwischen liegt ein Landstrich von ungefähr achtzig Werst, den Beide nie betreten. Oestlich von diesem dehnen sich die weiten moosreichen Ebenen aus, auf denen die kriegerischen Tschuktschen, mit ihren zahllosen Rennthier-Heerden umherziehend, bis zur Stunde ihre Unabhängigkeit vom russischen Joche siegreich behauptet haben. Am dritten Tage erreichten wir nach einer Fahrt von hundertundzwanzig Werst Sucharnoje. Diesen Namen führen zwei Scheunen, die auf einer flachen, nackten Insel am Ausfluß der östlichen Kolyma von den Bewohnern von Kolymsk als Zufluchtsstätte erbaut sind.

Hierher hatten wir schon früher bedeutende Vorräthe an Fischen geschafft und die sechs mit Reisebedarf aller Art beladenen Narten vorausgeschickt, auch warteten unser daselbst drei kräftige Gespanne Hunde mit Führern zum Wechsel für die Weiterreise.

Schon fünfzig Werst vorher hörten selbst die elenden, krüpplichen Sträucher auf, und nichts unterbrach mehr die furchtbare Einförmigkeit der unabsehbaren Schneefläche. Der erste Eindruck, den dieses riesenhafte Leichentuch macht, ist durchaus mit Nichts zu vergleichen, und man freut sich der einbrechenden Nacht, die doch wenigstens eine Art von Abwechslung herbeiführt. Sie war schon eingetreten, ehe wir Sucharnoje erreichten; aufsteigende Funken verkündigten uns dessen Nähe. Bald hielten die ermüdeten Hunde auf einem Schneehügel, und während ich mich auf allen Seiten nach etwas einer Wohnung Aehnlichem umsah, krochen aus diesem Hügel unsere drei mit den Narten vorausgeschickten Kosaken hervor. Sie führten uns durch ein in den Schnee gegrabenes Loch zu einem kaum fünf Fuß hohen,

von einem lodernden Feuer erhellten Raum. Wir befanden uns in der ersten der beiden Scheunen, in welcher wir, nachdem wir uns durch Thee und Rennthierbraten gestärkt hatten, trotz dem qualmenden Rauche, die Nacht recht gut verbrachten.

Der ganze folgende Tag verging unter den Vorbereitungen zu unserer Fahrt. Wie viel Gepäck wir mit uns nahmen, läßt sich ermessen, wenn man erwägt, daß wir in dieser ungeheuren Eiswüste von dem Zelt und den Fellen, unter denen wir schliefen, bis zu der Eisenplatte, auf der wir unser Feuer anzündeten, alle unentbehrlichen Geräthschaften und Werkzeuge und außer den Mundvorräthen auf einen Monat für fünf Menschen auch noch das Futter für die Hunde im Betrage von 10,550 Häringen mit uns führen mußten. Ein Fahrhund bedarf nämlich zehn Stück Häringe per Tag.

Jede Narte trug etwa fünfundzwanzig Pud oder zehn Centner an Gepäck, welches mit einer großen ledernen Decke überdeckt und so fest mit Riemen angeschnürt war, daß Schlitten und Ladung auch bei dem so häufigen Umwerfen beisammen blieben. Dieses nur dem Norden von Sibirien eigenthümliche Fuhrwerk besteht aus einem flachen, aus Weidenzweigen dicht geflochtenen Obertheile und der sogenannten Sohle von Birkenholz, deren untere, von Zeit zu Zeit mit Wasser begossene Fläche eine etwa sechs Linien dicke Eiskruste bildet, die auf dem festgefrorenen Schnee so leicht hingleitet, daß man die schwerstbepackte Narte mit einer Hand fortschieben kann und die Hunde bei gutem Wege mit ihr zehn bis zwölf Werste in der Stunde zurücklegen. Die einzelnen Theile sind blos durch Riemen mit einander verbunden und erhalten dadurch etwas Elastisches, das sie bei Stößen vor dem Zerbrechen bewahrt. Bei geringerer Kälte, wo die Eisrinde sich an den Sohlen nicht mehr hält, befestigt man Wallfischrippen unter die letzteren.

Drei Tage später erreichten wir Nachmittags die am kleineren Baranow-Felsen befindliche Schneehütte; dieselbe war ganz mit Schnee und Eis gefüllt, das wir mit vereinten Kräften nach Verlauf einer Stunde daraus entfernten. Der enge Raum dieser Hütte konnte nur vier Menschen fassen, und wir hockten dem Feuer so nahe, daß die herumsprühenden Funken Pelze und Decken versengten, während von den Balkenwänden Ströme von aufthauendem Schnee und Eis herabrieselten.

Am folgenden Tage erreichten wir, längs dem flachen, dann

immer steiler werdenden Meeresufer hinfahrend, eine geräumigere, aber auch viel luftigere Schneehütte unweit des großen Baranow-Felsen. Das darauffolgende Nachtlager schlugen wir an der Mündung eines Flüßchens auf, dessen klares Eis uns schmackhaftes Wasser versprach.

Dies ist der fernste östliche Punkt, zu dem seit Schalaurow's Reise im Jahre 1765 ein Russe am Eismeere vorgedrungen ist. Aus dem Treibholze, das sich in großer Menge an der Küste vorfand, erbauten wir eine sogenannte Sajba, das ist ein auf vier neun Fuß hohen Pfosten ruhender, oben mit Balken und Schnee bedeckter Kasten. In diesem bargen wir alle unsere für die Rückfahrt nöthigen Vorräthe, um einen Theil der Schlitten wieder zurücksenden und auf diese Weise die Zahl der Esser verringern zu können.

Ueber sechs lange, in dem Schnee befestigte und an den oberen Enden zusammengebundene Stäbe wurde die aus leichten Rennthierfellen bestehende Zeltdecke ausgespreizt. Der innere, runde Raum hatte zehn Fuß Höhe und circa zwölf Fuß im Durchmesser. In der Mitte brannte auf einer eisernen Platte das Feuer, dessen Rauch uns die Augen beizte.

Bei dem hier gewöhnlichen stürmischen Wetter war unser luftiges Obdach in steter Bewegung und drohte mehr als einmal der Einsturz, bis wir ihm durch einen außen aufgehäuften Schneewall eine größere Festigkeit geben lernten. Nun war unser erstes Geschäft, den Theekessel mit Flußeis zu füllen, denn der Thee war uns immer das angenehmste und stärkendste Labsal, das bald wieder Leben und Munterkeit in die erstarrte Gesellschaft brachte.

Nachdem jeder von uns fünf Reisegefährten nicht weniger als zehn bis zwölf Tassen davon zu sich genommen hatte, beschäftigten Hockendorf und ich uns mit der Vergleichung unserer Beobachtungen und der Eintragung der im Laufe des Tages befahrenen Strecke auf unserer Karte, während unsere drei Führer die um das Zelt lagernden Hunde sorgfältig anbanden und fütterten.

Unterdessen war die Abendmahlzeit, eine Suppe aus Fisch und Fleisch, fertig, die für Alle gemeinschaftlich in einem Kessel gekocht und aus demselben verzehrt wurde. Dann streckten wir uns zur Ruhe nieder und schliefen, von des Tages Arbeit ermüdet, wie gewöhnlich recht fest und gut. So lange unsere Gesellschaft noch aus fünf Köpfen bestand, mußten wir aus Mangel an Raum, wie die

Speichen eines Rades, mit den Füßen gegen die Feuerstätte und mit den Köpfen nach der Zeltwand liegen.

Drei Tage später, nachdem wir rastlos wieder nach Nordosten vorgedrungen waren, nöthigte uns bei einer Kälte von 25 Graden ein schneidender Ostwind mit dichtem Schneegestöber, schon nach einer Fahrt von vierundzwanzig Werst an der flachen Küste Halt zu machen. Unser Zelt war am Morgen völlig im Schnee vergraben und wir hatten nicht wenig Mühe, dasselbe von der es umgebenden Eiskruste zu befreien.

Der Wind legte sich jedoch an diesem Tage und unsere Schlitten glitten auf den festen Schneeflächen des fest gefrorenen Meeres in einer Entfernung von 50 bis 300 Faden von der flachen Küste rasch dahin — die weite, öde, erstorbene Eiswelt mit ihrer tiefen Grabesruhe äußerte einen höchst niederschlagenden Eindruck auf uns.

In der folgenden Nacht gesellte sich zu einer Kälte von 31 Graden ein schneidender Südwestwind, der auch im Zelte so fühlbar war, daß wir mehrmals das wohl unterhaltene Feuer verlassen mußten, um im Freien durch Laufen und Springen den Körper etwas zu erwärmen.

Die immer steigende Kälte nöthigte unsere drei Führer, den Hunden eine Art Stiefel über die Füße zu ziehen und ihnen die empfindlichsten Theile des Leibes in Stücke Fell zu hüllen, um die armen Thiere vor dem Erfrieren zu bewahren. Auch mein guter Caro, bei welchem sein sonstiger toller Uebermuth einer etwas kleinmüthigen Stimmung immer mehr Platz zu machen begann, ließ sich, trotz seines fast schuhdicken zottigen Felles, eine Kleidung aus Rennthierhäuten sehr gern gefallen.

Der durch den Frost körnig gewordene Schnee hemmte den Lauf der Schlitten, so daß wir nur kleine Tagreisen machen konnten. Zudem erschwerte uns die große Kälte den Gebrauch der Beobachtungs-Instrumente. Das Messing an denselben mußten wir mit Leder umwickeln, weil sonst augenblicklich bei Berührung derselben die Haut an das Metall anfror; an der Oberfläche des Quecksilbers bildeten sich Krystalle; über die Gläser und Spiegel legte sich durch einen einzigen Hauch eine dünne Eiskruste und unsere Uhren stockten.

Immer der Küste entlang reisend, übernachteten wir am zwölften Tage nach unserem Aufbruche von den Ufern der Kolyma an der Mündung des großen Baranow-Flusses. Tags darauf entdeckten wir zu unserem nicht geringen Schrecken auch eine erst unlängst ver-

lassene Tschuktschen-Hütte, so daß wir es für gut fanden, fortan Nachts uns abwechselnd als Schildwachen auszustellen, um vor einem plötzlichen Ueberfall sicher zu sein.

Ein Paar Tage später glaubten wir, in der Ferne aus dem Meere ein großes Land auftauchen zu sehen, es zeigte sich aber bald, daß uns nur hohe Torossen getäuscht hatten, wie die großen unregelmäßigen Eismassen genannt werden, die sich im Eismeere gleich Felsen über das ebene Eis, zuweilen bis zu einer Höhe von hundert und mehr Fuß, aufthürmen und die Fahrt auf demselben sehr erschweren, oft auch ganz versperren.

Abends schlugen wir unser Nachtlager unter 79° 57′ nördlicher Breite und 168° 41′ westlicher Länge auf und erbauten hier wieder eine Sajba oder Vorraths-Kammer, die vierte auf unserem Wege, so daß wir nun alle Schlitten, bis auf zwei, zurücksenden konnten und nur mehr einen der Führer bei uns behielten.

Wir mußten hier den ermüdeten Hunden einen Rasttag geben, der uns selbst aber sehr beschwerlich wurde. Wir fanden nur so viel Treibholz, als zum Kochen unserer Speise nöthig war, und die übrige Zeit mußten wir bei 25 bis 29 Grad Kälte und scharfem Nordostwinde auf einer durch nichts geschützten Fläche, ohne Feuer, zubringen. Dazu beunruhigte uns die Ungewißheit über die wahre Lage des Kap Schelagskoj, des eigentlichen Zieles unserer Reise. Doch zu unserer Freude zeigten sich bei Sonnenuntergang am östlichen Himmel zwei bedeutende Hügel, in denen wir das ersehnte Kap zu erblicken hofften.

Unsere geringen Vorräthe erlaubten uns nicht, den zwar sicheren, aber viel weiteren Weg längs der Küste der Tschauebai zu wählen. Indeß ließ zu unserem Troste die Kälte bedeutend nach; das Thermometer zeigte nur $13\frac{1}{2}$ Grad. Die Temperatur kam uns jetzt verhältnißmäßig ganz lau vor. Wir fuhren in möglichst gerader Richtung auf dem festgefrorenen Schnee des Meereises auf die erwähnten Berge zu und verbrachten die Nacht zwischen hohen Torossen. Wir erkannten jetzt deutlich das Vorgebirge, auf welchem drei kegelförmige Berge standen und von dem längs der Küste eine steile Hügelreihe nach Süden lief. In den Felsbruchstücken, an deren Fuße, erblickte unsere von Besorgnissen beherrschte Einbildungskraft ein großes Lager wider uns gerüsteter Tschuktschen.

Von dem Gipfel eines hohen Eiswürfels glaubten wir in der

Ferne offenes Wasser zu sehen, welches aber in Wahrheit eine spiegelglatte Eisfläche war. Solche Täuschungen sind bei der gewaltigen Strahlenbrechung auf dem Eismeere sehr gewöhnlich und verleiten nur zu leicht die Reisenden zu irrigen Behauptungen. Es fehlte uns völlig an Holz, und wir mußten, um Suppe zu kochen, einige Zeltstangen und Schlittensohlen preisgeben.

Am folgenden Tage, nachdem wir zwischen haushohen Torossen gegen dreißig Werste zurückgelegt und uns mit der größten Anstrengung über einen langen Rücken spitziger Eisschollen hinüber gearbeitet hatten, befanden wir uns endlich der Nordwestspitze des ersehnten Kap Schelagskoj gegenüber. Unsere gefahrvolle Fahrt um dasselbe führte uns bald über neunzig Fuß hohe, jähe Eisberge, bald über große Strecken, auf denen wir bis über den Gürtel durch frisch angewehten Schnee waten mußten, bald über mit scharfem krystallisirtem Seesalze bedeckte Eisflächen, welche die Eissohlen der Schlitten wegschliffen und den Hunden das Ziehen so sehr erschwerten, daß wir uns selbst mit anspannen mußten.

Düster stieg über dem blendenden Weiß der ungeheuren Eismassen die Küste in schwarzen, senkrechten, regelmäßigen Säulen von dreihundert und mehr Fuß Höhe auf, über die der Hauptberg des Kap noch 3000 Fuß emporragte. In einer kleinen Bucht, die noch die deutlichen Spuren eines kürzlichen Besuches der Tschuktschen zeigte, brachten wir die Nacht recht behaglich zu. Obwohl unsere Vorräthe zu Ende gingen, drangen wir doch noch eine weite Strecke längs der Küste vor und überzeugten uns, daß sie noch wenigstens vierzig Meilen in südöstlicher Richtung fortläuft. An einem Vorgebirge, welches Kap Kosmin heißt, machten wir Halt und errichteten da auf dem östlichsten Punkte unserer mühevollen Eisfahrt aus großen Steinen eine Pyramide, welche unter dem 70° nördlicher Breite und 171° 47′ östlicher Länge liegt und von dem Ausgangspunkte unserer Expedition 538 Werste entfernt ist.

„Jammer und Noth“ hatten wir also nicht vergebens erlitten; wir konnten „im Dienste der Wissenschaft“ ein nicht unbedeutendes Resultat aufweisen und frohen Muthes dürfen wir an die Heimkehr nach den Ufern der Kolyma denken.

Soviel aus den Aufzeichnungen Sir Edwards, der den Tag zu früh, nämlich vor dem Abende, gelobt hatte, wie wir alsbald sehen werden.

Fünftes Capitel.

Vom Feinde gerettet.

Obwohl der Theevorrath bereits arg zusammengeschmolzen und nur noch eine einzige volle Flasche Rum vorhanden war, beschlossen dennoch Hockendorf und Sir Edward beide Rasttage, welche sie in einer Bucht nächst Kap Kosmin halten mußten, um ihren abgehetzten Hundegespannen einige Erholung zu gönnen, durch eine kleine Punschade zu feiern.

Das Wetter wurde auffallend milde, beinahe zu milde, denn die Kälte sank plötzlich auf blos vier Grade herab. — Tagsüber stellte sich sogar Thauwetter ein, zum großen Schrecken unserer Reisenden; denn, trat wirklich eine allgemeine Schneeschmelze ein, so waren sie mit ihren Schlitten nicht im Stande, nach Kolimsk zurückzukehren und es eröffnete sich ihnen die angenehme Aussicht, an 400 Werste, das heißt nahezu sechzig deutsche Meilen, durch Morast und weichen Schnee unter allen nur denkbaren Entbehrungen zurückzulegen.

Um das Unglück voll zu machen, desertirte der einzige Kosak, der bei Hockendorf und Sir Edward verblieben war, bei Nacht und Nebel mit dem besten Hundegespanne, welches den größten Theil des Proviantes führte. — Die Lage der beiden jungen Gelehrten wurde dadurch eine überaus kritische. — Sie besaßen für sich und ihre Hunde noch im Ganzen für höchstens acht Tage Nahrung, während sie, wenn es gut ging, bei dem eingetretenen milden Wetter vor zwei Wochen kaum wieder eine bewohnte Stätte zu erreichen ver=

mochten. — Auf die angelegten Vorraths-kammern durften sie wenig rechnen. — Der niederträchtige Ausreißer hatte gewiß selbe auf der Heimfahrt tüchtig geplündert, wenn nicht weiße Bären oder Wölfe ihm diesfalls schon zuvorgekommen waren.

Hockendorf und Sir Edward beschlossen also, so rasch als möglich auf dem kürzesten Wege südöstlich aufzubrechen, zu welchem Behufe sie quer die noch mit dichtem Eis bedeckte Bai des Baranow-Flusses überschreiten mußten.

Sir Edward zog dabei mit Caro stets etwa eine englische Meile weit als Wegweiser voraus. Seine Hauptaufgabe bestand weniger in der Ermittlung der einzuschlagenden Richtung, als in der Untersuchung der Tragfähigkeit des Eises, welches, weil eine bedeutende Schwellung der Fluthen unterhalb stattgefunden, häufig sehr bedenklich zu knistern und knacken anfing, als wolle es unter dem Drucke des nach aufwärts drängenden Wassers bersten.

Wie wir schon erwähnten, ist ein sibirischer Hundeschlitten mit circa zehn Zentner belastet, und so war es auch jener, dessen Lenkung Hockendorf übernommen hatte, um seinem Freunde und Leidensgefährten in der nächsten Entfernung nachzufolgen. — Kurz bevor die beiden jungen Männer das rechte Ufer der Baranow-Bai wieder erreichten, wurden sie von einem entsetzlichen Schicksale heimgesucht.

In den oberen südlicheren Gegenden des Flusses mußte das Thauwetter noch weit intensiver aufgetreten sein, als an der Mündung, denn plötzlich schoß mit großer Heftigkeit ein fast zwei Fuß hoher Wasserschwall über die Eisfläche des Flusses einher und ließ schon in den nächsten Minuten eine höchst gefahrvolle Katastrophe befürchten, die leider auch alsbald eintrat.

Sir Edward wollte Hockendorf zu Hilfe eilen, der den Schlitten für verloren gab, und um wenigstens die armen Zughunde vor dem sicheren Untergange zu retten, das ganze Gespann rasch seiner Geschirre entledigt hatte.

Die Zughunde, instinctiv die drohende Gefahr erkennend, schwammen und hüpften rasch dem Ufer zu, das sie auch alsbald glücklich erreichten, hinter ihnen Hockendorf, der sich in dem ihm bis an die Kniee reichenden Wasserschwalle nur mühsam aufrecht erhielt.

Auch der Pudel Caro stieß ein heiseres, angstvolles Gebelle aus und zerrte seinen Herrn am Gewande, als ob er ihn zur Eile

mahnen wollte. — Sir Edward begriff, daß er, nur wenn er unverzüglich seinem Freunde an's Ufer nachfolgte, dem sicheren Verderben zu entrinnen vermochte.

Es gelang ihm jedoch nicht mehr, sein Vorhaben auszuführen. Mit furchtbarem Donner, wie aus hundert mit einmal abgefeuerten schweren Geschützen, borst die ganze Eisdecke; Riesenschollen von hundert und mehr Quadratklaftern hoben sich plötzlich über das Wasser empor.

Auf einer solchen Scholle stand nun Sir Edward mit seinem getreuen Pudel und starrte mit der Resignation der Verzweiflung nach Hockendorf, der am Ufer, etwa zweihundert Klafter entfernt, dastand, die Hände ringend in seiner Ohnmacht, dem schwer bedrohten Freunde auch nur die mindeste Hilfe zu leisten.

Die Eisschollen begannen sich in Bewegung zu setzen und mit majestätischer Ruhe stromabwärts in die Baranow-Bai zu treiben, in welcher sich inzwischen viele eisfreie große Strecken gebildet hatten indem die antreibenden Eismassen die im ruhigeren Wasser gelegenen zu hohen Torossen aufeinanderschichteten.

„Lebe wohl, lebe wohl!" rief Sir Edward seinem Freunde in tiefernster aber ruhiger Haltung zu, als die schwankende Eisscholle, auf der er stand, langsam an dem Ufer vorübertrieb. — Sir Edward hatte jeden Versuch, sich zu retten, als offenbare Thorheit aufgegeben, und die Schollen trieben so wirr und dicht durcheinander, daß es das Klügste war, auf jener massiven Eisfläche, auf der er mit seinem Hunde stand, ruhig zu verbleiben, um bei den heftigen, Schwankungen und Stößen dieses Eiskolosses nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Ein heftiger Sturm erhob sich aus Südost und steigerte immer mehr die Schnelligkeit des Eisganges. Ehe eine Stunde verging war die Stelle des Ufers, wo Hockendorf noch immer in stummer Verzweiflung und vom Schreck an allen Gliedern gelähmt dastand, dem Sir Edward völlig aus dem Gesichte entschwunden, weil die Strömung um ein kleines Vorgebirge bog.

Sir Edward hoffte, daß an dieser Stelle, wo das Wasser beinahe völlig offen war, die Eisscholle, auf der er stand, stranden und ihm dadurch Gelegenheit geboten würde, sei es durch einen kühnen Sprung an's Land, sei es durch Schwimmen sich zu retten. — Aber auch diese Hoffnung, die letzte, die er hegen durfte, ging nicht in

Erfüllung. Der Zug des Wassers nahm, als er dem kleinen Kap schon ziemlich nahe war, plötzlich eine andere Richtung mitten in die Bai hinein, und zahllose nachfolgende Schollen, welche der seinigen immer näher an den Leib rückten, würden ihn gewiß zermalmt haben, wäre er jetzt in's Wasser gesprungen, um durch eine verzweifelte Schwimmprobe quer durch die eisigen Fluthen das Land zu erreichen. — Sir Edward zog es daher vor, mit Resignation das Ende des schrecklichen Naturdramas, dessen Held er geworden war, abzuwarten, konnte ja jeder Augenblick, nämlich der erste Zusammenstoß mit einer anderen Eisscholle, die Entscheidung herbeiführen.

Zwei volle Tage und Nächte blieb indessen die grauenvolle Situation, in der er sich befand, völlig unverändert. Der Wind blies mit unablässiger Heftigkeit und trieb sein krystallenes Floß mit bedeutender Schnelligkeit, etwa von sechs Seemeilen in der Stunde, immer weiter und weiter hinaus in die offene See, welche immer mehr eisfrei wurde, je mehr er vom Festlande sich entfernte, das schon längst seinen Blicken gänzlich entschwunden war. Hunger begann ihn und seinen vierfüßigen Begleiter entsetzlich zu quälen; den Durst vermochte er jedoch zu stillen, indem er von Zeit zu Zeit von der im süßen Wasser entstandenen Eisscholle kleine Stückchen kaute, und sein kluger Caro folgte diesem Beispiele. — Die Paar Reste von Schiffszwieback, die sich in seiner Tasche noch vorfanden, theilte er redlich mit dem Hunde. Caro schien zu begreifen, daß Heulen und Wehklagen hier zu Nichts helfe; das kluge Thier streckte sich also auf der Scholle aus, hielt aber den Blick fortwährend auf seinen Herrn geheftet.

Sir Edward hatte durch volle achtundvierzig Stunden kein Auge geschlossen. Endlich schwanden seine Kräfte. Er sank neben Caro auf das Eis nieder und legte sein müdes Haupt auf das weiße zottige Fell des Hundes, der ihm Hände und Gesicht leckte, als wolle er seinem geliebten Gebieter Trost und Muth einflößen.

Tiefer, todtenähnlicher Schlummer umfing endlich Sir Edward's Sinne. Er träumte von einem herrlichen Gastmahle aus frischem jungem Bärenbraten und Seehundkeulen; ein köstlicher Grog erwärmte sein erstarrtes Blut und schließlich sah er sagar eine ganze Batterie der verschiedensten Weine den Schmaus beenden, der ihm mundete, wie noch keiner in seinem ganzen Leben.



Noch eine Sekunde, und die Schlange versetzte der Dame den tödtlichen Biß.

Da wurde er plötzlich aus diesem schönen erquickenden Traum durch einen heftigen Stoß und eine prikelnde Kälte in den Füßen aufgescheucht. Er sah, daß er auf der steil aufgethürmten Eisscholle bis an deren Rand hinabgeglitten war und seine Füße bereits bis an die Kniee im Wasser hingen.

„Mein Caro, mein Caro, wo bist du?“ schrie er, mit der Kraft der Verzweiflung sich an die Scholle klammernd.

Der Pudel plätscherte im Wasser, dabei lustig bellend. — Sir Edward, der die Eigenheiten seines klugen Thieres wohl kannte, wagte neuen Muth zu fassen und warf vorsichtig einen Blick ringsum, ohne jedoch seine Lage zu verändern. Er gewahrte nun zu seiner großen Freude, daß der Pudel binnen wenigen Minuten nicht mehr schwamm, sondern nur im Wasser watete und alsbald auf festem Boden stand.

„Land, Land!“ jauchzte Sir Edward und ohne weiteres Bedenken, selbst auf seine Flinte und bisher trocken erhaltene Munition vergessend, ließ er sich in die eiskalten Fluthen hinabgleiten.

Das Wasser reichte ihm aber kaum bis an die Schenkel hinan, und bald befand er sich neben Caro, der ungeachtet seines Hungers und seiner Ermattung, einige Capriolen versuchte, um seine große Freude kundzugeben.

Einige Felsblöcke in der Nähe, etwas kümmerliches Moos, das zwischen dem Schnee hervorblickte, ließen keinen Zweifel aufkommen, daß seine Eisscholle wirklich auf festes Land und nicht etwa blos auf eine schwimmende Eisinsel geworfen worden war. — Zahlreiches Treibholz lag aufgeschichtet, ein Anblick, der den unglücklichen Abenteuerer mit wahrem Entzücken erfüllte.

Auch sonst hatte die gütige Vorsehung für seine dringendsten Bedürfnisse hier gesorgt. — Caro recognoscirte mit gewohnter Umsicht und Schnelligkeit das ganze Terrain der Umgegend. Das Freudengebell, welches er anschlug und die Hast, mit der er schweifwedelnd zu seinem Herrn zurückkehrte, bewies, daß er irgend eine wichtige und nützliche Entdeckung gemacht haben mußte.

Sir Edward folgte ihm auf dem Fuße nach hinter einen Felsen in der Nähe des Strandes. Welch' gottvoller Anblick für den halb zu Tod Gehungerten!

Ein prächtiges junges Wallroß lag hier verwundet da, offenbar von den Eisschollen, auf denen es sich befunden, arg zerquetscht und

ans Land geworfen. Es athmete noch. — Sir Edward, der seine geringe Munition schonen mußte, nahte sich behutsam dem jungen Seeriesen und machte mit einigen kräftigen Stichen seines Bownie-Messers den Leiden des Thieres ein Ende.

Mit Begierde tranken er und Caro das aus den Wunden des jungen Wallrosses hervorquellende warme Blut und ohne Verzug machte sich sodann Sir Edward daran, seine Beute förmlich zu zerlegen und in Sicherheit zu bringen. Es konnten in der Nähe Eisbären sich befinden, deren scharfe Nase gewiß alsbald diesen Ort ausfindig machte. Eine solche Nachbarschaft lud überhaupt zur größten Vorsicht ein und Sir Edward suchte jetzt emsig nach einem passenden Verstecke, in welchem er, Caro und das gewonnene Fleisch vor den Angriffen der Bären Schutz finden konnten.

Auch in dieser Beziehung war ihm das Glück hold. Er entdeckte ganz in der Nähe der Küste eine geräumige Felsenhöhle, deren schmaler Eingang mehrere Fuß über dem Boden lag und ohne Schwierigkeit mittelst des in Masse vorhandenen Treibholzes vortrefflich verbarrikadirt werden konnte.

Sir Edward machte sich auch ohne Verzug daran, Alles so einzurichten, wie es seine Sicherheit und Bequemlichkeit im ersten Augenblicke erheischten.

Vor Allem mußte er gewärtig sein, daß das eingetretene Thauwetter wieder in starken Frost umschlug, weil die Jahreszeit noch nicht hinlänglich vorgeschritten war. Er sammelte daher von dem Treibholze so viel er nur konnte in der Nähe seiner Höhle, vor welcher er aus größeren Steinen einen Herd errichtete, u. z. derart, daß, wenn die Flammen hoch emporschlugen, deren Hitze auch theilweise dem Inneren seiner kalten Behausung zu Gute kam. Dieses Feuer gewährte ihm zugleich einen guten Schutz gegen die gefährlichen Polar-Bären, auf deren Besuch er sich gefaßt machen mußte, sobald die Eisdecke des Meeres wieder fest zusammenfror.

Sir Edward's größte Sorge war, wie er sich wohl einen Kochtopf verschaffen könnte. Es gab in der Nähe seiner Höhle eine Menge genießbarer Moose, wie z. B. das Lychen islanticum, dessen Absud ihn vor der fürchterlichen Krankheit dieser nordischen Gegenden, dem Scorbut, bewahren konnte. Ein Paar halb ausgehöhlte Steine vertraten nur unvollkommen die Stelle von Töpfchen, zumal

diese Steine sehr porös waren und die hineingethane Flüssigkeit deshalb versickerte, bevor sie gehörig erhitzt werden konnte.

Der arme Einsiedler gab also die Hoffnung, seine Hausgeräthe durch einen Kochtopf bereichert zu sehen, nach einiger Zeit völlig auf. Er begnügte sich von da ab, das frisch ausgerissene Moos zwischen den Zähnen zu kauen, um seinem Organismus wenigstens auf diese Weise einen kümmerlichen Beitrag an vegetabilischer Nahrung zu liefern.

Dank dem guten Appetite, welchen er und sein getreuer Caro entwickelten, schwand das junge Wallroß, welches ihm die gütige Vorsehung gespendet, rasch dahin. Ehe zwei Monate vergingen, gewahrte Sir Edward zu seinem Entsetzen, daß die noch verhandenen Reste auf kaum mehr als zwei oder drei Wochen hinreichen würden, selbst wenn er sich und seinem treuen Begleiter eine Schmälerung der Rationen auferlegte.

Sir Edward hatte in der Zwischenzeit wiederholt das Terrain, auf dem er sich befand, zu recognosziren gesucht, war aber dabei immer auf große, unüberwindbare Hindernisse gestoßen, zumal jetzt das Sommer-Thauwetter begann und der ganze Boden sich in einen unabsehbaren tiefen Morast verwandelte.

Kein Seehund, kein Wallroß ließ sich in den Gewässern blicken, die sich immer mehr vom Eise befreiten. Sir Edward war durch seine Ausflüge zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich auf einer kleinen Insel befinde, welche nur wenige Meilen vom sibirischen Festlande entfernt sein mochte. Dieses zu erreichen schien ihm jedoch unmöglich, wenigstens insolange nicht wieder strengere Kälte eintrat und dadurch das dazwischen liegende Meer eine feste, ununterbrochene Eisdecke bildete. Selbst Seevögel ließen sich in der trostlosen Einöde, in welcher der Unglückliche sich befand, nur wenige blicken. Sir Edward erlegte zwar einige Stücke, aber sie waren das verschossene Pulver nicht werth; er besaß im Ganzen etliche zwanzig Schuß, und mußte damit gut haushalten, für den Fall, als sich größere jagdbare Thiere zeigen sollten.

Namentlich wünschte er jetzt selbst eine kleine Heerde Polarbären herbei. Zwei oder drei glückliche Treffer und er war nicht nur wieder für längere Zeit verproviantirt, sondern gelangte dadurch auch in den Besitz von Pelzen, deren er beinahe noch dringender bedurfte als des Fleisches, weil sein Gewand bereits sehr schadhaft geworden war und der nächste Winter ihm den Tod des Erfrierens

in sichere Aussicht stellte, wenn er in seiner Höhle sich nicht eines warmen Lagers erfreuen konnte.

So verstrichen dem bedauerungswürdigen jungen Manne die wenigen Sommermonate, deren Temperatur in jenen nordischen Gegenden unserem Märze zu vergleichen ist. Auch die Vegetation geht über dieses Verhältniß nicht hinaus. Der trostlose Einsiedler und sein Hund lebten jetzt fast ausschließlich von dem kärglichen Pflanzenwuchse, den die schwachen Sonnenstrahlen zwischen den Felsen und etwas höher gelegenen Moorgründen entwickelt hatten. Hier und da gelang es Sir Edward, einige kleinere Fische in einer oder der anderen seichten Bucht mit der Hand zu fangen, nachdem er die Zugänge mit einem nothdürftigen Damm aus Steinen abgesperrt hatte. Ein solcher Fang galt stets ihm und Caro als ein Festtag, denn durch die magere Kräuterkost kamen Herr und Hund immer mehr und mehr von Kräften, so daß Beide allmälig zu größeren Streifungen unfähig wurden.

Mit stummer Verzweiflung blickte Sir Edward seiner nahen Zukunft entgegen. Die Tage begannen mit reißender Schnelligkeit abzunehmen; die Luft wurde immer kälter und schneidender und er mußte Tag und Nacht das Feuer unterhalten, um nicht in seiner zerrissenen, mangelhaften Kleidung zu erfrieren.

Dazu stiegen die Nahrungssorgen von Stunde zu Stunde. Häufige Schneefälle bedeckten den Boden wieder mehrere Schuh hoch mit einer festen Hülle, unter welcher das jetzt eingeschrumpfte Moos nur mit großer Mühe aufgefunden werden konnte. — Die Fische zogen sich vollends in die Tiefe des Meeres zurück und schon seit Wochen war kein einziger Vogel mehr in der Luft zu erblicken.

Da gewahrte Sir Edward eines Tages in einiger Entfernung ein Schiff, das durch die von einem heftigen Sturmwind aufgebrochene noch dünne Eisdecke des Meeres dem Lande zutrieb und zwar gerade in die Bucht, wo seine Höhle sich befand.

Der bereits von Verzweiflung ergriffene Einsiedler stieß ein Jubelgeschrei aus; er hielt sich für gerettet! Aber seine Freude war verfrüht. Kein einziges menschliches Wesen ließ sich am Bord erblicken; bald trieb das Schiff mit furchtbarer Gewalt an den Strand, auf welchem es, in allen Fugen krachend und berstend, sitzen blieb.

Als Sir Edward ganz nahe kam, gewahrte er, daß das Fahr-

zeug, ein Wallfischfahrer, in der Mitte geborsten sei; er konnte bequem durch die auf diese Weise am Kiele entstandene Oeffnung in das Innere hineinkriechen, ohne erst das Verdeck erklimmen zu müssen.

Offenbar war dieses Schiff im vorigen oder auch schon in einem früheren Winter zwischen Eisberge gerathen, eingefroren und deshalb von den Bemannung verlassen worden. Die Räumung des Schiffes geschah handgreiflicher Weise in bester Ordnung und ohne Ueberstürzung, denn zu Sir Edward's Bedauern hatte man so ziemlich das ganze Mobilar und auch die Vorrathskammern geborgen.

Indessen dünkte sich unser Einsiedler dennoch ein Crösus bei dem Anblicke der Dinge, die noch übrig geblieben. Da fand er endlich ein Paar alte Kupfertöpfe, Schalen und selbst Gläser; die breiten Vorhänge in der Offiziers-Cajüte konnten in prächtige Hemden umgewandelt werden; ein eiserner Kochherd mit den langen, über das Verdeck weit hinausreichenden Röhren ermöglichte ihm die Beheizung seiner Höhle und die Bereitung der Nahrung in derem Innern. Fußteppiche und Ueberreste von Bettzeug sicherten ihm ein sybaritisches Lager im Vergleiche zu dem harten Steinboden, auf dem er seit Monaten in seiner zerrissenen Kleidung gelegen.

Die Durchsuchung der Vorrathskammern lieferte ein geringes Resultat. Ein Sack mit Bohnen, etwas stark verschimmeltes Mehl und eine einzige Tonne mit Häringen war Alles, was die Wallfischfahrer hier zurückgelassen, oder richtiger gesagt, vergessen hatten. Indessen dankte unser Einsiedler dennoch inbrünstig dem guten Gott für diesen unerwarteten Fund. Mit Heißhunger verzehrten er und der kluge Caro vor Allem ein Dutzend Häringe; dann machte er sich eifrig und neu belebt daran, seine Schätze ist Sicherheit zu bringen, nachdem das Schiff durch die an's flache Ufer spielenden Wogen fortwährend gehoben und gesenkt wurde, was binnen wenigen Stunden den gänzlichen Zerfall des Fahrzeuges mit sich bringen mußte.

Bei einer zweiten Durchsuchung fand Sir Edward noch viele andere brauchbare Kleinigkeiten, wie z. B. Messer, Aexte, Grabscheidte, Stricke, alte Theerdecken, leere Fässer und dergleichen vor, ebenso eine kleine Bibliothek, Papier, Feder, Tinte, ein Fernrohr, einen Sextanten, ja sogar ein Barometer und Thermometer, Alles in völlig gutem Zustande.

Sir Edward benöthigte mehrere Tage bis er alle diese

Schätze in seiner armseligen Höhle untergebracht und dieselbe endlich in einen ziemlich wohnlichen Zustand versetzt hatte, zu welch' letzterem Zwecke er auch fleißig Axt und Säge anwandte, um eine förmliche, gegen Wind und Kälte schützende Verschallung, sowie eine massive Eingangsthüre herzustellen, stark genug, um nöthigenfalls den Riesenpranken der Polarbären Widerstand zu leisten.

Indessen gingen die wenigen Eßvorräthe, welche das gestrandete Schiff geliefert hatte, staunend schnell zu Ende. Sir Edward und Caro thaten sich eben zu gütlich und Ersterer würde in der That der schweren Zimmermannsarbeit, der er sich unterziehen mußte, nicht gewachsen gewesen sein, wenn er nicht reichlich Nahrung zu sich genommen hätte.

Von der bevorstehenden Hungersnoth getrieben, unternahm unser Einsiedler größere Ausflüge, um Wild zu erlegen. Seine Bemühungen wurden aber von nur sehr geringem Erfolge gekrönt. Die Insel, auf der er sich befand, schien sowohl von den Bären, als auch Seehunden und Wallrossen völlig gemieden zu werden, woran der auffallende Fischmangel dieser Gewässer Schuld sein mochte.

Schon begann Sir Edward völlig an seinem Jagdglücke zu verzweifeln, als Caro eines Tages einen jungen Eisbären aufstöberte, welcher sich von seiner Schaar verirrt haben mochte. — Mit fieberhafter Aufregung schlug Sir Edward auf das etwa einen Zentner schwere Thier an, das ganz dummdreist vor dem Schützen stehen blieb, offenbar die Gefahr nicht ahnend, die ihm drohte.

Die Kugel drang dem jungen Petz mitten in den Kopf, so daß das Thier augenblicklich verendete — Unter unsäglicher Anstrengung schleppte unser Einsiedler, von neuem Muthe belebt, die Beute nach seiner Behausung. Er mußte sich wohl damit sputen, denn es stand zu erwarten, daß die übrigen Bären der Schaar, zu welcher das erlegte Thier gehörte, und namentlich dessen Mutter zurückkehren und den Vermißten emsig suchen würden. Bei der unglaublich feinen Nase, welche der Polarbär besitzt, mußte sich Sir Edward übrigens darauf gefaßt machen, daß die ganze ehrenwerthe Sippe die Spur bis zu seiner Höhle finden würde, und wehe ihm, wenn er sich im Freien von diesen ungebetenen Gästen überraschen ließ.

Sir Edward zählte, als er seine Beute in Sicherheit gebracht hatte, den geringen Vorrath seiner Patronen. Er besaß deren noch siebzehn. In seiner Höhle einmal in Sicherheit, wünschte er jetzt den

Besuch der Bärenfamilie, denn er hoffte, von seinem Verstecke aus ein Paar der groben Gesellen zu erlegen und auf diese Weise seine Wintervorräthe vollends sicher zu stellen.

Seine Erwartung ging auch, so weit sie den Besuch der Bären betraf, noch am nämlichen Tage in Erfüllung. Zwei riesige Exemplare, offenbar Vater und Mutter des erlegten Thieres, verkündeten ihr Nahen schon aus weiter Ferne durch ein entsetzliches Gebrumme. Die langen, spitzen Schnauzen auf dem Eise, schlich das grimme Paar langsam, aber mit staunenswerther Sicherheit die einmal gefundene Spur verfolgend, näher. Etwa dreißig Schritte von der Höhle entfernt, richteten sich beide Bären auf den Hintertatzen hoch empor und begannen nun ein fürchterliches Geheul; sie witterten offenbar den Cadaver ihres hoffnungsvollen Sprößlings. Mit bewunderungswürdiger Kühnheit drangen sie sodann auf den Eingang der Höhle los.

Sir Edward schoß. Er hatte die Bärin in die rechte Schulter getroffen, denn sie ließ nun die rechte Tatze herabhängen und zog sich, wild heulend, rasch hinter einen Felsen zurück. Der Bär, durch den Schaden seiner Gemalin klug gemacht, retirirte gleichfalls eilends, so daß er, bevor sein unsichtbarer Feind abermals geladen hatte, sich bereits außer der Schußlinie befand.

Sir Edward begriff, daß diese Doppelbeute wohl für ihn verloren sei. Die beiden Bären hatten heute offenbar das erstemal in ihrem Leben mit der gefährlichen Schußwaffe Bekanntschaft gemacht, und bei der diesen Thieren eigenthümlichen Schlauheit durfte nicht erwartet werden, daß sie ihren unvorsichtigen, nämlich ungedeckten Angriff sobald wiederholen würden.

Die beiden Bären beschränkten sich auch consequent auf eine beobachtende Haltung. Sie blieben durch volle drei Tage und Nächte hinter dem schützenden Felsen gekauert, nur zeitweise den Kopf hervorstreckend und nach der Höhle schielend. Sir Edward getraute sich diese ganze Zeit hindurch kein Auge zu schließen, denn der erste Anprall der beiden Ungeheuer hatte ihn belehrt, daß die Eingangsthüre der Höhle, so massiv er auch selbe hergestellt zu haben glaubte, der wahrhaft unglaublichen Muskelkraft, welche den Polarbären innewohnt, nicht lange widerstanden haben würde. Wiederholt drohte ihn der Schlaf zu überwältigen und er verzweifelte schon über die unglaubliche Hartnäckigkeit des zottigen Elternpaares. Endlich that aber der Hunger das Seinige. Die beiden Bären traten den Rückzug an.

Sir Edward verfiel nun in einen tiefen Schlaf, der an vierzig Stunden dauerte. Caro, der sich während der Belagerung gründlich ausgeruht hatte, übernahm nun das Wächteramt. Er steckte den Kopf durch die kleine, als Fenster dienende Oeffnung und hielt wacker auf seinem Posten aus, bis sein Herr wieder die Augen aufschlug und nun seine guten Dienste mit einem Stücke von dem Fleische des jungen Bären und einer Suppe aus dem halbverdorbenen Mehle belohnte.

Der arktische Winter mit seiner ewigen Nacht und allen seinen sonstigen Schrecken und Gefahren rückte immer näher. Die Sonne war gänzlich vom Horizonte verschwunden; die Kälte stieg von Tag zu Tag. Nach Sir Edward's Berechnung mochte das neue Jahr nahe sein, als in seiner Höhle, welche er nicht mehr zu verlassen wagte, laut Thermometer die Kälte etliche zwanzig Grad erreichte, obwohl er in dem eisernen, zugleich als Ofen hergerichteten Herde ein fortwährendes Feuer unterhielt.

Der Nahrungsmangel wurde immer fühlbarer, obgleich gerade die grimmige Temperatur jetzt den Genuß guter und kräftiger Speisen, namentlich von Fett, erfordert hätte.

Er durfte sich von den Bohnen per Tag nur mehr fünf bis sechs Stücke vergönnen, das Fleisch des erlegten jungen Bären war bereits bis auf wenige Ueberreste an den Knochen aufgezehrt. Die Häringtonne wies nur mehr ein Dutzend Fische auf. Der Pudel wurde mit einer Handvoll Mehl per Tag ranzionirt. Caro, sonst ein gewaltiger Fresser, ertrug sein Schicksal mit bewunderungswürdiger Ergebenheit; aber das arme Thier wurde allmälig so matt, daß es sich kaum mehr zehn Schritte zu schleppen vermochte. Derselbe Zustand von Schwäche stellte sich auch bei seinem Herrn ein. Sir Edward fühlte sich endlich nicht einmal mehr kräftig genug, um nach Moos zu graben, wie er es in der letzteren Zeit wiederholt versucht hatte, wenn auch mit kaum nennenswerthem Erfolge, denn der Boden war steinhart gefroren und setzte der Bearbeitung mit dem Grabscheit beinahe unüberwindliche Hindernisse entgegen. Bei einer Kälte von 28—30 Grad sprang übrigens das Eisen der Werkzeuge wie Glas in Splittern ab.

Das Elend unseres vielgeprüften Einsiedlers war auf's Höchste gestiegen, als das Sonnenlicht gegen Mitte Februar sich wieder zu zeigen begann. Die letzten Vorräthe waren aufgezehrt. Sir Ed-

ward machte einen Versuch, die Knochenreste des jungen Bären klein zu zerstoßen, selbe zu kochen und aus der Brühe einige Nahrung zu gewinnen. Dies half nothdürftig wieder ein Paar Wochen, um das Leben elendiglich durchzubringen. Endlich wurde er zu schwach, um die größeren Knochen zu zerschlagen und der Hungertod trat in seiner ganzen entsetzlichen Nacktheit an ihn und seinen getreuen Hund heran.

Da verfiel er in seinem an Delirium grenzenden Zustande auf den Gedanken, Caro zu tödten. So mager der Hund war, etwas warmes Blut mußte er doch besitzen, und seine Knochen und Sehnen ließen sich im Kochtopfe gewiß zu einem genießbaren Mahle an.

Mit schwerem Herzen, aber von dem Instinkte der Selbsterhaltung beherrscht, erhob sich also Sir Edward mühsam von seinem Lager und wankte in's Freie, den Hund zu sich rufend.

Matt und gesenkten Hauptes leistete das edle Thier willig Folge. Sir Edward zog ein Bownie-Messer, um es seinem getreuen Gefährten in die Brust zu stoßen. Caro blickte treuherzig zu seinem Herrn auf, von dem er sich nun und nimmer einer schechten Behandlung versah.

Das treue Auge, womit der arme Hund Sir Edward anblickte, entwaffnete diesen völlig.

„Nein, Caro!“ rief Sir Edward mit Festigkeit, „nein, Caro! bevor ich dich tödte, wollen wir lieber mit einander verhungern!“

Unwillig über sich selbst, warf er dann das Messer weit von sich und wankte nach der Höhle zurück, wo er auf sein Lager niedersank und bittere Thränen weinte. Der Hund brach an seiner Seite zusammen und leckte ihm mit matter Zunge die heißen Zähren von den Wangen.

Bald darauf verfielen Herr und Hund in einen Zustand tiefer Betäubung. Der Tod harrte Beider vor der Thüre. — Ein, höchstens zwei Tage, und Sir Edward hatte die Verirrungen seiner ersten Jugend furchtbar abgebüßt. — — —

Die gütige Vorsehung hatte jedoch Sir Edward's Rettung beschlossen. Nachem er der Auflösung schon ganz nahe war, erschien auf der Insel eine Schaar wilder Tschuktschen, welche mehrere ihnen ausgerissene Rennthiere vom Festlande über das gefrorene Meer bis hierher verfolgt und auch glücklich wieder eingefangen hatten.

Sechstes Capitel.

Diesseits und Jenseits.

Der Zustand unseres unglücklichen Abenteurers muß in der That ein herzzerreißender gewesen sein, weil selbst die rohen Tschuktschen sich von Mitleid ergriffen fühlten und sofort Hand anlegten, dem fremden Manne, den sie Anfangs für einen Russen, also für einen Feind hielten, Hilfe zu leisten.

Von den wieder erhaschten Rennthieren wurde eines, welches sich bei dem Sprunge über eine hohe Eisscholle ziemlich schwer beschädigt hatte, geschlachtet und das noch warme Blut dem Halbohnmächtigen eingeflößt. Ein Paar Stunden später reichte man Sir Edward auch etwas gebratenes Fleisch, von welchem der Gelabte gewissenhaft die Hälfte unbemerkt seinem getreuen Caro zuschob, der kaum mehr so viel Kraft besaß, diese wirklich zarten und schmackhaften Bissen zu kauen, und daher selbe gierig hinunterschlang.

Das Benehmen der rauhen Tschuktschen nahm sogar einen gewissen Grad von Wohlwollen an, als sie später aus einer mühsamen, beiderseits im gebrochenen Russisch geführten Unterredung vernahmen, daß ihr Schützling nicht dem von ihnen ebenso gehaßten als gefürchteten Volke der Russen angehöre, sondern ein „Inglisch“ sei. Englische Fabrikate und namentlich englischer Rum finden sogar bis an die äußerste Ostspitze Asiens ihren Weg und machen den Namen England selbst diesen Halbwilden geläufig.

Sir Edward betrachtete die Tschuktschen, die er vor sich sah, als wahre Sendboten des Himmels. Jetzt durfte er sich für ge-

rettet halten, wenn er auch noch nicht sobald Hoffnung hatte, wieder unter die civilisirte Menschheit zurückzukehren.

Wohlwissend, daß der Eigennutz das verläßlichste, oder besser gesagt, das allein verläßliche Mittel sei, um sich die Gunst und die Dienste der Menschen, von welch' immer einer Race und Zunge, zu sichern, rückte Sir Edward ohne Umstände mit einem bestimmten Angebote heraus.

Er verlangte, daß man ihn an die Ufer der Kolyma schaffe, wofür er einen für die Tschuktschen enormen Preis, nämlich tausend Pfund Tabak, dem unter diesem Volke üblichen Tauschmittel, zu leisten versprach. Als einstweilige Sicherstellung bot er seine kostbare goldene Uhr sammt Kette und Diamantringe an, die er noch besaß, aber schon längst als für ihn werthloses Zeug in einen Winkel der Höhle geworfen hatte. Alle diese Dinge, die zusammen mindestens tausend Pfund gekostet hatten, würde er in seiner letzten Noth gerne gegen ein Stück Brot umgetauscht haben.

Die Tschuktschen verstanden sich zwar nicht auf Prätiosen, aber immerhin gefielen ihnen die netten glitzernden Gegenstände, und da sie derlei schon bei Russen und Amerikanern gesehen, mit denen sie in Handelsangelegenheiten alljährlich zusammengetroffen waren, so maßen sie dem Golde und den Steinen immerhin einen Werth bei.

Der Handel ward also abgeschlossen. Die Tschuktschen versprachen, Sir Edward binnen einer Woche abzuholen. Sie hatten ihre Schlitten jenseits auf dem Festlande stehen gelassen, um auf die durch die Nachlässigkeit eines Wächters entlaufenen und wahrscheinlich von Wölfen versprengten Rennthiere zu fahnden. Zur Stunde wäre Sir Edward ohnehin nicht im Stande gewesen, die Strapazen einer langen Reise zur ertragen. Binnen einer Woche konnte er jedoch hierzu wieder hinlänglich gekräftigt sein, denn die Tschuktschen ließen ihm außer dem geschlachteten Rennthiere auch noch eine kleine Tonne mit Häringen zurück, so daß er und sein Caro im Vergleiche zu ihrer durch Monate ausgestandenen namenlosen Misere jetzt wahrhaft lucullische Mahlzeiten zu sich nehmen konnten.

Die Tschuktschen hielten pünktlich Wort. — Sir Edward mußte zwar etliche zwanzig Werste über das noch fest gefrorene Meer zu Fuß zurücklegen, und dieser Weg war sehr beschwerlich, weil die Eisschollen überall hoch aufgethürmt lagen und ein Eisdamm nach dem andern überklettert werden mußte.

Sir Edward gestand sich, daß er in diesem Labyrinthe, das fast alle hundert Schritte eine veränderte Marschrichtung erforderte, sich nun und nimmer allein zurecht gefunden haben würde, und er bewunderte bei sich den merkwürdigen Instinkt der Tschuktschen, welche dennoch in der möglichst kürzesten Linie ihr Ziel, nämlich das Lager, wo ihre Schlitten unter Bewachung zurückgeblieben waren, zu erreichen wußten.

Nun wurde unser vielgeprüfter Abenteurer wohl und warm in einen Schlitten gepackt, während Caro, welchem mit dem Fleische in den Magen auch der alte Uebermuth in die Beine gefahren war, lustig bellend daneben einherlief.

So ging die Reise zwei volle Wochen fort. Der Tag wurde rasch länger und die Kälte war verhältnißmäßig sehr erträglich, das heißt, sie stieg jetzt selten über zwölf Grade, eine wahre Frühlingstemperatur, wenn man, wie Sir Edward, Monate lang und noch dazu mit der Hungersnoth kämpfend, 24 bis 30 Grade aushalten mußte.

Die Tschuktschen halten consequent an dem Grundsatze fest, nie das russische Gebiet zu betreten, wogegen sie aber auch mit jedem Russen, der ohne besondere Erlaubniß ihr Land betritt, sehr kurzen Proceß zu machen pflegen. Es gibt in der That nicht bald ein Völkchen, welches auf seine Unabhängigkeit so stolz ist, wie die Tschuktschen. Der russischen Regierung würde es auch gewiß ganz unverhältnißmäßig große Opfer kosten, wollte es das armselige Ländchen unter seine Botmäßigkeit bringen; sie begnügt sich, mit diesen Nomaden ein freundschaftliches Verhältniß zu cultiviren und der übrigen Welt gegenüber sich den Anschein zu geben, als ob sie über die Tschuktschen eine Art Souveränität ausübe, — was aber in Wahrheit durchaus nicht der Fall ist, so daß die russischen Geographen factisch gar nicht das Recht haben, die äußerste Ostspitze des nördlichen Asiens auf dem Papiere dem Czarenreiche einzubeziehen.

Die Tschuktschen, welche, wie gesagt, an der äußersten Ostspitze Asiens ihre eigentliche Heimat haben, kommen weit bis über die Tschaunbucht hinaus, bis in die Nähe der Kolyma, alljährlich auf Rennthierschlitten mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen und Zelten wie eine kleine Völkerwanderung gezogen. Zu diesem Zuge brauchen sie, da sie viele Umwege machen und in einigen Gegenden längere Rast halten, fünf bis sechs Monate, so daß sie fast immer auf der Reise

sind. Eine solche Karawane ist gemeiniglich dreihundert Köpfe stark. In der Tschaunbucht vertauschen sie gewöhnlich bei den dort lebenden Tschuktschen ihre ermatteten Rennthiere mit frischen und holen auf der Rückreise dort die ihrigen wieder ab.

In dem Handel zwischen den Bewohnern der Nordwestküste von Amerika und den Russen sind sie eigentlich nur die Fuhrleute. Auf ledernen Böten über die Behringsstraße setzend, tauschen sie von den Ersteren Wallroßzähne und Pelzwerk gegen Tabak, Eisengeräthe, Glasperlen u. dgl. ein, die sie für jene Waaren von den Russen erhalten. Bei diesem Geschäfte gewinnen sie nicht weniger als 300 Procent, indem sie die Felle, die sie für ein halbes Pfund Blättertabak einkaufen, für zwei Pfund desselben Tabakes wieder verkaufen.

Die russische Regierung hat zu wiederholten Malen auch auf dem Wege der „Bekehrung" den Versuch gemacht, sich unter den Tschuktschen einen Anhang zu verschaffen. Viele von ihnen haben sich auch wirklich taufen lassen, aber sie sind streng genommen nur getaufte Heiden, da sie gar keinen Begriff von den Lehren und dem Geiste des Christenthums haben und zunächst nur das Versprechen eines Geschenkes sie zur Taufe bewegt.

Als Sir Edward in dem großen Tschuktschen-Lager ankam, wo er einstweilen verbleiben sollte, bis sein Lösegeld eingetroffen sein würde, hatte er gerade Gelegenheit, einer höchst widerlichen Taufscene anzuwohnen.

Ein fahrender Pope hatte einem jungen Tschuktschen einige Pfunde Tabak zugesichert, falls er sich der Taufhandlung unterzöge. — Der Neubekehrte stand ruhig und ziemlich anständig vor der zahlreichen Versammlung und ließ den Priester ruhig gewähren. Als er aber in den als Taufbecken dienenden großen, hölzernen Bottich steigen sollte, um nach dem Brauche der russischen Kirche dreimal unterzutauchen, wollte er gar nicht daran, schüttelte sehr ernsthaft mit dem Kopfe und brachte eine Menge Gegengründe vor, von denen Niemand etwas verstand.

Nach langem Zureden des Dolmetschers, wobei wahrscheinlich der Tabak wieder eine Hauptrolle spielte, entschloß er sich doch endlich dazu und sprang herzhaft in das kalte Wasser, aber auch gleich wieder heraus und rief, am ganzen Leibe vor Kälte zitternd: „Den Tabak her, meinen Tabak!"

Nichts vermochte ihn, zur Beendigung der Taufhandlung noch

einmal in den Kübel zu treten; zähneklappernd rannte er umher und schrie beständig: „Es ist schon genug, ich will Nichts mehr, gebt mir nun meinen Tabak!"

Endlich ließ er die ganze Versammlung im Stiche und rannte, um sich zu erwärmen, wie toll auf und ab. — Dergleichen Auftritte kamen, wie Sir Edward erfuhr, sehr häufig vor und lassen nicht nur das Werthlose, sondern auch das Unwürdige der russischen Proselytenmacherei ermessen, zumal den sogenannten Bekehrungen (?!) gar kein vorbereitender Unterricht vorausgeht. Die getauften Tschuktschen haben daher bis jetzt von der christlichen Religion nichts angenommen, als einige äußerliche Gebräuche, sofern sie ihnen nicht unbequem waren. — Dagegen ist unter ihnen die Vielweiberei noch allgemein, auch haben sie bis zum heutigen Tage die unmenschliche heidnische Sitte beibehalten, gebrechliche Kinder und die alten Leute, welche die Beschwerden des Nomadenlebens nicht zu ertragen vermögen, umzubringen.

Eine sehr wichtige Rolle spielen unter den Tschuktschen, sowie fast allen eingebornen sibirischen Volksstämmen die Schamanen. Jeder Stamm und jede Karawane hat deren Einen oder Mehrere bei sich, deren Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten von der größten Geltung ist. — Dieselben pflegen gewöhnlich als grobe, gemeine Betrüger dargestellt zu werden und ihre Verzuckungen als ein schnöden Gewinnes halber angestelltes Gaukelspiel. Das gilt allerdings von den unter dem Namen Schamanen im Lande herumziehenden Gauklern, nicht aber von den wahren Schamanen, welche bei ihren Verzuckungen, in die sie ihre auf's höchste gereizte Einbildungskraft versetzt, wohl schwerlich die Absicht zu täuschen haben. Sie bilden keine eigene Kaste und haben keine besonderen Lehrer, ja außer einigen märchenhaften Ueberlieferungen nicht einmal besondere Lehren, sondern jeder Einzelne kann durch feurige Einbildungskraft und reizbare Nerven bei dem herrschenden Glauben an Geister und Schamane zu einem solchen gleichsam von sich selbst werden, indem er sich seiner düstern Schwärmerei ganz preisgibt. Die sie umgebende große düstere Natur, Einsamkeit, Wachen, Fasten, erhitzende und betäubende Mittel thun das Uebrige, und bald sieht er nun selbst die Erscheinungen und Geister, von denen er in früher Jugend hörte. Zuletzt wird ihm unter gewissen Feierlichkeiten in der Stille der Nacht die Weihe ertheilt. So oft ich einen Schamanen in dem Zustande der Verzückung

sah, ließ er immer einen lange dauernden, düstern Eindruck in mir zurück. Der wilde Blick, die blutdürstigen Augen, die heisere Stimme, die sich aus der krampfhaft zusammengepreßten Brustgewaltsam einen Weg zu bahnen schien, die unnatürliche, krampfhafte Verzerrung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das emporgesträubte Haar, ja selbst der hohle Ton der Zaubertrommel — alles das hat etwas Grauenhaftes und Geheimvolles, das rohen Naturmenschen sehr begreiflicher Weise als das finstere Werk böser Geister erscheint.

Folgender schrecklicher Vorfall, der sich im Jahre 1814 auf dem Markte in Ostrownoje zutrug, bezeugt den großen Einfluß der Schamanen. Unter den dort versammlten Tschuktschen brach plötzlich eine Art Seuche aus, die, trotz der Beschwörungen der Schamanen immer weiter um sich greifend, viele Menschen und noch mehr Rennthiere wegraffte. Die Schamanen versammelten sich und beschlossen, daß Kotschen', einer der angesehensten Häuptlinge, den erzürnten Geistern geopfert werden müßte. Das Volk aber wollte den allgemein beliebten Führer nicht preisgeben. Als jedoch die Seuche nicht nachließ und die Schamanen weder durch Geschenke noch durch Drohungen und Mißhandlungen zur Abänderung ihres Ausspruches bewogen werden konnten, so erklärte endlich Kotschen', ein zweiter Curtius, selbst, er wolle zur Rettung seines Volkes sein Leben hingeben. Doch Keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich sein eigener Sohn, durch die Ermahnungen seines Vaters erweicht und durch Androhung seines Fluches erschüttert, ihm den Mordstahl in's Herz stieß und den Leichnam den Schamanen übergab.

Einen malerischen Anblick bieten die Lager der Tschuktschen dar. Ein jedes besteht aus zehn bis zwanzig Zelten, in deren Mitte sich das des Häuptlings, größer, höher und zierlicher, gewöhnlich neben einem Baume, erhebt. Dabei sind einige auserlesene Hausrennthiere angebunden, die vor den andern ein besseres Futter von feinem Moos erhalten. An den Zelten und Baumästen hängen in malerischer Unordnung Bogen, Pfeile, Köcher, Kleidungsstücke und Felle von allen Farben. Rauchsäulen steigen aus den Zelten, auch lodert hin und wieder im Freien ein Feuer und zwischen durch bewegen sich die vom Kopf bis zu den Füßen dick in Felle vermummten, über und über bereiften Menschenfiguren, die ungeachtet der 34 Grad Kälte so lustig ihr Wesen treiben, als wäre es Sommer. Die Reisezelte sind aus Rennthierfellen zusammengenäht und von einigen

Stangen gehalten. Unter diesen befindet sich ein Feuer mit einem eisernen Kessel und die eigentliche Wohnung, Polog; dies ist ein großer, aus den feinsten Fellen der Rennthierkälber doppelt zusammengenähter Sack, der durch Stäbe die Gestalt eines viereckigen Kastens erhält. Er hat durchaus keine Oeffnung für Luft und Licht und ist so niedrig, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß und darin nur sitzen, höchstens knieen kann. Zur Erleuchtung und Erwärmung steht in der Mitte ein großer irdener Topf, in welchem Wallfischthran und statt des Dochtes ein Büschel dürres Moos brennt. Dieses Feuer bringt in dem luftdicht verschlossenen Raume eine solche Hitze hervor, daß die Bewohner selbst bei dem stärksten Froste fast ganz nackt darin sitzen.

Auch Sir Edward mußte mit einer solchen Tschuktschen-Wohnung vorlieb nehmen und sich überhaupt in Geduld fassen, bis der Bote, den er an die Ufer der Kolyma entsendet, um dort nach Hockendorf zu forschen und den bedungenen Tabak herbeizuschaffen, zurückgekehrt sein würde.

Wenn es gut ging, konnte er binnen drei Monaten auf Erlösung aus der Gefangenschaft der Tschuktschen hoffen, welche ihn scharf und argwöhnisch bewachten. Er vertrieb sich die Zeit mit Jagd und Schriftstellerei, welch' letztere ihm nun einmal lieb und werth geworden war. Die Schamanen der Tschuktschen regten ihn an, den Glauben und Aberglauben der Völker über die Seele zum Vorwurf eines kleinen Aufsatzes zu machen, welchem wir, da er von nicht unbedeutender Gelehrsamkeit Zeugniß gibt und manches Neue enthält, hier eine Stelle gönnen wollen. —

Es ist kein Volk so roh und unentwickelt in seinem Denken, daß es nicht fähig wäre, Leib und Seele zu unterscheiden; ja es scheint dem sinnlichen Menschen viel leichter zu sein, sich eine Seele vorzustellen, welche den Körper wie eine unsichtbare Luft durchdringt, ihn belebt, indem sie in ihm wohnt, die ihn verläßt — entweder zeitweilig, wie im Schlafe, oder auf immer, wie im Tode — indem sie ihre Hülle abstreift, wie ein Schmetterling, der aus der Puppe schlüpft, die aber unter Umständen auch wieder zurückkehren kann und ruhelos umherschweift; dieß Alles scheint dem Menschen viel natürlicher, als Leib und Seele in ihrer Einheit und Unzertrennlichkeit zu denken. Da aber eine Seele ohne Körper nicht wohl existiren kann, da, wo nichts vorhanden ist, auch nichts beseelt werden kann,

jede Menschenseele auch einen Menschenleib, jede Thierseele auch einen Thierleib voraussetzt: so sieht sich dasselbe menschliche Denken doch wieder gezwungen, die Seele auch nach ihrem Tode ihres Leibes wieder als körperlich vorzustellen, sei es, daß sie allsogleich mit einem neuen Leibe sich umkleidet oder einen verklärten Leib erst nach einem traumähnlichen Zwischenzustande gewinnt.

Die Eskimo's machen in ihre Hütte eine besondere Oeffnung, aus welcher der Todte hinausgetragen wird, damit die Seele den Rückweg vergesse und nicht wieder einziehe. — In den Negerstaaten Westafrikas läßt der Sohn die Hütte des verstorbenen Vaters unberührt, weil die Seele dort noch haust; in Alt-Calabor rechnet man zwei Jahre, bis sich die Seele aus der Wohnung des Verstorbenen entfernt habe. Am Congo durfte im Hause des Verstorbenen nicht gekehrt und gefegt werden, damit der feine, zarte Seelenleib vom Staube nicht verunreinigt werde.

Die Vorstellung, daß die Seele mit dem letzten Athemzuge entweicht und in das Luftmeer emporsteigt, ist eine so natürliche, daß wir entsprechende Gebräuche fast bei allen Völkern finden. — Bei den Slaven und auch in vielen Gegenden Deutschlands wird ein Fenster geöffnet, damit die ausgehauchte Seele hinausziehe. Die arabische Legende erzählt, daß des Moses edle Seele durch die Nase gen Himmel fuhr, als dieser Gottesmann an einem Apfel des Paradieses roch. Die Odschibbewäh-Indianer schneiden in ihr Zeltdach ein kleines Loch, damit die Seele durch dasselbe sich zum Himmel emporschwinge!

W. Haine erzählt von dem Begräbniß eines jungen indianischen Mädchens: „Ein Bündelchen Raketen zischte in die Luft empor, das Aufschwingen der Seele zum Himmel andeutend".

Im indischen Heldengedichte Mahabharata erlegt Bhischma den Sweta:

wie der Glanz des Tags
die Sonne, wenn sie hinter die Berge
versinkt, mit sich von hinnen führt:
so führte des Bhischma zischender Pfeil,
als aus dem Leibe Sweta's er
zum Boden fuhr, das glänzende Leben
des Sohnes Wirata's mit sich fort.

In dem böhmischen Heldengedichte „Zaboj, Slavoj und Ludiek" (aus der Königinhofer Handschrift) heißt es:

Zaboj faßt die Streitaxt,
Ludiek springt zur Seite:
Zaboj schwingt dei Streitaxt hoch in Lüften,
Wirft sich nach dem Feinde:
Fleugt die Axt dem Feind nach,
Und der Schild zerspringet,
Hinter'm Schild auch zerspringet
Ludiek's Brust zerspringet.
Vor der wuchtigen Axt erschrickt die Seele;
Ja die Axt entrafft die Seele,
Trägt hinaus in's Heer sie wohl fünf Lachter.

Und im Gedichte „Tschestemir und Wlaslaw", derselben Sammlung, heißt es vom Tode des Wlaslaw also:

Furchtbar walzet Wlaslaw sich am Boden,
Seitwärts, rückwärts, kann sich auf nicht raffen;
Morena wirft ihn zur Nacht hinunter,
Blut entströmt dem heldenstarken Wlaslaw,
Ob dem grünen Rasen strömt es hin zu Boden.
Ha! ein Schrei entfleugt der Geist dem Munde,
Fleugt empor zum Baum, von Baum zu Baum,
Hierhin, dorthin, bis verbrannt der Todte.

Nach altslavischem Glauben flatterten die Seelen als Vögel umher (Vogel und Geist sind überhaupt im Alterthum verwandte Begriffe), bis der Leichnam bestattet war. Der Islam versetzt seine Märtyrer als grüne Vögel an die Quellen des Paradieses. Die Neger auf Hayti glauben, daß die Seelen der Verstorbenen öfters noch in der Gestalt eines weißen Schmetterlings umherflattern, der mit seinen Flügeln die Lippen desjenigen berühre, von welchem zu scheiden dem Todten am schmerzlichsten war. Ein Schrecken aber ergreift die Anwesenden, wenn sich ein solcher Schmetterling oder Nachtfalter an der Lampe verbrennt, denn damit gibt die Seele des Verstorbenen ein Zeichen, daß sie gekommen sei, eines der Familienglieder abzuholen. Hingegen gereicht es den Leidtragenden zu großem Stolz und Vergnügen, wenn es während der Trauerzeit regnet, da dieß nach ihrer Ansicht ein Beweis sei, daß der Himmel selber den Todesfall beweine.

Der Todesgott der Hindu's heißt Jama (Dschama), der die Seele aus ihrem Leibe reißt und in der Hölle unerbittlich strenges Gericht hält. Im Mahabharata wird er geschildert als angethan mit rothen Kleidern, feuerstrahlend, mit rothen Augen und schwarzgelbem Antlitz, so erscheint er am Lager des todtkranken Satjavan; in seiner

Hand hält er einen Strick, mit dem er die Seele fesselt. Die treue Gattin Savitri bietet alle ihre Beredsamkeit auf, ihrem kranken Gatten das Leben zu erhalten und unterhandelt förmlich mit dem furchtbaren Jama. Dieser aber ist unerbittlich und reißt den „daumengroßen Geist“ heraus aus Satjavan's Leibe.

Wenn in Macassar Einer in den letzten Zügen liegt, reibt ihm der Priester den Mittelfinger, weil man glaubt, daß die Seele dort ihren Ausgang habe.

Die Chinesen, obwohl sie als ausgemachte Materialisten sich sonst nicht viel um das Jenseits kümmern, glauben doch in der gefährlichen Krisis der Krankheit mit der Seele unterhandeln zu müssen und durch inständiges Bitten, oder, wofern das nichts hilft, durch kräftiges Schelten und Fluchen die fliehende Seele wieder zurückzubringen und damit dem Kranken das Leben retten zu können. — Da man nicht weiß, in welcher Richtung die Seele ausgezogen ist, vereinigen sich mehrere Personen, um ihr nach verschiedenen Seiten hin nachzulaufen, und gewöhnlich ist unter diesen Seelenjägern ein bevorzugtes Sonntagskind, welches der Fliehenden auf die Spur kommt und dann sogleich Lärm macht, um die Andern herbeizuholen. Alles eilt an die bezeichnete Stelle, und weil die Seele am liebsten in der Nacht ihre Flucht bewerkstelligt, so fehlt es nicht an farbigen Laternen, welche ihr den Rückweg erhellen, damit sie ihn sicher finden möge. Wird es mit dem Kranken nicht besser, ist er schon ganz bewußtlos und die Seele durchaus hartnäckig und widerspänstig, so brennt man auch wohl Schwärmer ab, macht einen schrecklichen Lärm, um sie einzuschüchtern, breitet die Arme aus, um ihr den Weg zu versperren, der von der Wohnung des Kranken wegführt, und nur der Tod macht diesem Seelenjagen, wie es ausdrücklich genannt wird, ein Ende.

Nach dem Glauben der Buräten sind es die bösen Geister, welche dem Menschen die Seele entreißen, um sie in das Gebiet ihres Oberherrn, des Satans, zu entführen. Dort werden die Seelen in Fesseln geschlagen, in's Gefängniß gesperrt und nicht eher wieder freigelassen, bis daß jene Geister durch Opfer und Beschwörungen wieder beschwichtigt worden sind. Oft gelingt es, dnrch Opfer und Beschwörung dem Kranken die Seele zu erhalten; unterläßt man sie, so muß er unfehlbar sterben.

Die tungusischen Golde (am rechten Ufer des Amur bis zu

seiner Mündung) versetzen die Unterwelt in's Innere der Erde, das (ganz so, wie sich's auch die classischen Griechen dachten) übrigens von einer eigenen Sonne und einem eigenen Monde beleuchtet wird. In dieses Paradies gehen die Seelen ein, wenn die Schamanen am Grabe des Verstorbenen ihre Ceremonien, ihre Zauberei und ihren Fetischdienst vollendet haben. Dort setzen die Abgeschiedenen alle die Beschäftigungen fort, die sie auf der Oberwelt trieben. Eine Hölle zum allgemeinen Gebrauch gibt es nicht, vielmehr hat jeder Mensch seine eigene Hölle in einem Gefängniß, das dunkel, feucht und voller Schlangen ist.

Nach dem Glauben der Eskimo's ist es Alna, die himmlische Mutter, welche allwissend und allmächtig, das Geschick der Sterblichen lenkt, über Wallfische, Robben und Wildpret aller Art gebietet und über Ischoma, die Seele des Verstorbenen, richtet, belohnend oder bestrafend, je nach den Handlungen des Menschen. Beim Tode verläßt Ischoma den Leib und gelangt nach einer Reise von drei Tagen in die Wohnung Alna's. Wie die Krieger der alten Germanen, die in der Schlacht fielen, die Freuden Walhallas genossen und tüchtig schmausten und zechten, so werden diejenigen Eskimo's, welche beim Fange der Bären oder der Robben und Wallfische getödtet wurden, der höchsten Seligkeit theilhaftig, haben Robben- und Wallfischspeck, und was sonst ein Eskimoherz labt, vollauf. Kein Ischoma kehrt aber wieder auf die Erde zurück, und es ist begreiflich, daß die Seele keine Sehnsucht nach dem Polareise verspürt. — Da auch die Wallfische, Robben, Hirsche, Hunde, ferner das Schneehuhn, der Salmen und einige andere für den Eskimo höchst werthvolle Thiere Ischoma's oder Seelen haben, so gehen diese nach ihrem Tode hier auf der Erde gleichfalls in's Paradies ein, werden jedoch als Junge wieder auf Erden lebendig. Die Seelenwanderung verbleibt also in derselben Gattung.

Die Tahitier, ehe die christlichen Sendboten zu ihnen kamen, glaubten nicht nur an das Fortleben der Schweine (die einen Hauptbestandtheil der tahitischen Nahrung bilden), sondern schrieben auch den Pflanzen, besonders aber den Blumen, Seelen zu. Die Fidschi's sind gleichfalls der Meinung, daß die ganze Natur unsterblich sei. Sie zeigten den Europäern einen Brunnen, auf dessen Grunde sie deutlich die Seelen von Männern und Weibern, Thieren und Pflanzen, Stöcken und Steinen, Kähnen und Häusern sehen wollten!

Im Paradiese der Patagonier leben die Strauße und Menschen friedlich beisammen. Nach dem Glauben der Samojeden lebt das Mammuth bei den Tschüden, den Urbewohnern des Landes, in den Gängen, die es sich, Nahrung suchend, gegraben hat. Wer die Knochen des Mammuth ausgrabe, der werde unfehlbar von ihm in die Unterwelt hinabgezogen, wenn er die Seele desselben nicht durch Opfer versöhne.

Der Singalese gibt auch der Cocuspalme eine Seele. Er verdankt diesem herrlichen Baum fast seinen ganzen Unterhalt, hegt gegen ihn eine wahre Verehrung und glaubt, daß er am besten in der Nähe menschlicher Wohnungen gedeihe, weil er das Gespräch der unter ihm wandelnden Menschen vernehme und liebe. Die Wanika-Neger glauben, daß jeder Cocusbaum, jede Quelle, jeder Sumpf, wo man Wasser findet, da alle den Menschen laben, einen guten Geist besitzen. Die Zerstörung einer Cocuspalme betrachten sie wie einen Muttermord, denn dieser Baum nähre den Menschen wie die Mutter das Kind.

„Die Indianer," sagt der kundige Heckevelder, „schauen die ganze lebendige Schöpfung als eine einzige große Gesellschaft an. Sie, die Menschen, sind zwar an die Spitze derselben gestellt, dennoch aber existiren zwischen ihnen und den Thieren bis zur Kröte hinab intime Bande der Verwandtschaft. Sie sind in ihrer Meinung in der That nur die ersten inter pares. Die ganze belebte Natur ist in ihren Augen ein einziges großes Ganze, von dem sie sich noch nicht zu lösen gewagt haben. Ja, sie gehen so weit, daß sie auch die Pflanzen und Bäume in gewissem Grade in diese Gesellschaft mit einschließen. Mehr noch, sie schließen die Thiere nicht einmal von der Geisterwelt, von ihrem Paradiese aus, zu dem sie mit ihnen nach ihrem Tode zu gehen denken!"

Samojeden und Ostjaken sprechen vom Bären wie von einem mächtigen Häuptling, mit dem man leicht in Krieg verwickelt. werden kann, und so viel als möglich auf gutem Fuße stehen muß Sein zottiges Gewand ist nur die Hülle eines mächtigen Geistes; man schmeichelt ihm, nennt ihn „Großvater" und bittet ihn tausendmal um Entschuldigung, wenn man nicht umhin kann, ihm eine Kugel oder einen Pfeil durch den Leib zu jagen.

So haben die Kabijlen und Araber Nordafrikas vor dem Löwen heiligen Respect; fühlen sie aber auf der Jagd sich ihm über-

legen durch große Menge bewaffneter Jäger, dann halten sie ihm lange Reden, schimpfen ihn einen feigen, ungläubigen Sohn eines Juden u. dgl. In Afrika und Asien ist „mächtiger Löwe“ der ehrenvollste Titel des Fürsten. Im südlichen Hindostan hält man den Tiger für die verwandelte Seele von Ur- und Großvater, nennt ihn in der Noth auch „Vetter“, obwohl dieser Herr Vetter niemals Erbarmen über seine Verwandten gezeigt hat. Die Wanika-Neger in Ost-Afrika halten die Hyäne für ihren Vater und leiden nicht, daß man dies Raubthier tödte. Als ein Fremder eine Hyäne erlegt hatte, wurde eine große Todtenfeier veranstaltet, um die abgeschiedene Seele zu versöhnen.

Den Hindu's gelten Pflanzen und Thiere gewissermaßen als niedere Kasten, als untere Stufen des Seelenlebens, und wie es die schwerste Strafe ist, hier auf Erden aus einer höheren Kaste in eine niedere verstoßen zu werden, so muß die sündige Seele zur Büßung wieder in einen Thierleib wandern. — Nur die heiligen Brahminen vereinigen sich nach ihrem Tode allsogleich mit dem Geiste Brahma's und sind der Seelenwanderung enthoben.

Wir dürfen nicht allzusehr diese und ähnliche Vorstellungen in der Heidenwelt belächeln oder verspotten, da in unserer Christenwelt des Aberglaubens und der grobsinnlichen Phantasie die Hülle und Fülle annoch vorhanden ist. Wir wollen nur an die abergläubischen Vorstellungen vom Umgehen der Todten, von polternden Gespenstern, von Neckegeistern, die sich mit Zentnerlast auf den Rücken der Lebenden hängen, erinnern; oder an die materielle Weise, in der sich Viele die Hölle denken, in welcher die Seelen im Feuer braten, oder das Fegefeuer mit seinen Flammen, aus denen eine gewisse Anzahl von Messen früher erlöst. In Mexiko werden durch eine Lotterie die Seelen aus dem Fegefeuer förmlich herausgespielt, da die Gemeinden das Recht haben, für ihre verstorbenen Angehörigen auf diese Weise Geld zu sammeln, und dafür vom Priester eine Anzahl Messen lesen zu lassen, wodurch die arme Seele dann möglichst bald von den Flammen des Fegefeuers befreit wird.

In Flandern wird die Leiche stets gefahren, und man erbittet sich dazu vom nächsten Pachthof die Pferde. Der Knecht, welcher fahren soll, unterläßt es aber nie, den Pferden am Abend es anzusagen, daß sie am nächsten Tage eine Leiche fahren sollen. Sagt er es nicht, so würde der Geist des Verstorbenen die Pferde während

der ganzen Nacht beunruhigen und beim Begräbniß sich so schwer machen, daß die Thiere den Wagen kaum von der Stelle bringen konnten.

Unter dem Volke Ostpreußens ist noch der Glaube verbreitet, daß Ermordete so lange auf der Erde wallen müssen, als ihr natürliches Leben gedauert hätte, und in Kärnten, daß jeder durch ein Unglück vorzeitig um's Leben Gekommene so lange umgehen müsse, als er hätte noch leben können. Dagegen fand sich in Deutschland früher der Glaube, daß ein Ersäufter nicht umgehe, wahrscheinlich weil die Seele dann auch ersäuft worden; so werfen noch heute die Negerinnen von Matiamwa die Leichen ihrer Männer in's Wasser, um mit dem Untertauchen des Körpers gleich die Seele mit zu ersäufen und das Wiederkommen zu verhindern. So zähe ist die Seelensubstanz und so hartnäckig der Glaube an ihr abgesondertes Dasein!

Trotz aller Bemühung, die Seele im Gedanken von ihrem Leibe abzulösen, faßt man sie doch stets materiell, sie wird, ehe man sich's versieht, eine leibhafte, hat die Figur ihres irdischen Leibes oder doch alle leiblichen Bedürfnisse und Gewohnheiten, und selbst die durstigen Seelen, die auf den Hochpässen Graubündtens oder an der Furka zwischen Urseren und Oberwallis in rothen Schneeflocken niederwirbeln, weil sie in menschlicher Gestalt, als trunkliebende Säumer den rothen italienischen Wein, den sie über das Gebirgsjoch bringen sollten, veruntreuten — müssen zur Strafe in weinrother Gestalt erscheinen. Der mitleidige Wanderer aber, der ihnen einige Tropfen des edlen Rebensaftes spendet, nach denen sie, in den Schnee gebannt, so sehr lechzen, wird zum Dank von ihnen auf dem rechten Weg erhalten.

Wenn die alten Griechen den Meereswellen, Felshöhlen, Bäumen und Quellen Geister zuschreiben konnten, die sie beseelten und in ihnen, als ihrer leiblichen Hülle sich regten, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Bewohner nordischer Gegenden in den wirbelnden und tanzenden Schneeflocken auch tanzende Geister zu erblicken vermögen. Der arme Australneger wittert in jedem Windstoße, der sich in den Bäumen, namentlich zur Nachtzeit, hören läßt, einen Geist, ein ihm überlegenes Wesen. — Der Tod, das schwarze Ungeheuer mit feurigen Augen und dick geschwollenem Bauche, wagt sich am liebsten des Nachts aus dem Waldesdickicht hervor, um die Menschen zu tödten, d. h. ihnen die Seele zu rauben. Man läßt deshalb die Lagerfeuer nicht ausgehen, um den Seelenräuber abzuhalten. Sehr

merkwürdig ist jedoch, daß die Australier, gleich den Hindu's, eine Seelenwanderung annehmen, welche durch die Thiere hindurchgeht. Diejenigen aber, welche mit den gebildeten Europäern, insbesondere mit den Engländern, in Berühung gekommen sind, haben ihren Glauben dahin erweitert, daß sie annehmen, die Seelen ihrer Stammesgenossen würden nach ihrem Tode in reiche Engländer verwandelt und hätten alsdann Ueberfluß an Sixpencestücken.

Von den Odschibbewäh-Indianern weiß man, daß sie viele unbelebte Dinge mit einer Seele ausgerüstet sich vorstellen, weil ihnen die eigenthümliche Bewegung auffällig ist, die sie aus dem Dinge selber entspringen sich denken. Die Flinte des Europäers, die mit donnerähnlicher Stimme redet und unter Feuer und Flammen weithin die tödtliche Kugel versendet, ist ihnen ein lebendiges Wesen, gleichwie die Uhr, die geheimnißvoll pickt und ihre Zeiger dreht. Aber auch der Tabak wird unter die lebendigen Dinge versetzt, da er, glimmend in duftigen Wolken verschwindend, so wunderbar die Nerven erregt und ihnen ein heiliges, verehrungswürdiges Wesen geworden ist. Selbst die Tabakspfeife, der Pfeifenkopf und Tabaksbeutel sind von der Seele des Tabaks durchdrungen und werden in Sprache und Anschauung als lebendige Wesen vorgestellt.

Die meisten Indianerstämme glauben, daß in jedem Menschen zwei Seelen wohnen, eine fleischliche oder körperliche Seele, und eine geistige oder unkörperliche. — Aber merkwürdiger Weise ist es die fleischliche Seele, welche nach dem Tode in das Land der Geister zur ungestörten Seligkeit eingeht, während die geistige Seele (als Gespenst) bei dem Körper verweilt und unsichtbar um den Begräbnißort schwebt. Die chinesischen Philosophen unterscheiden auch eine doppelte Seele, eine natürliche (huen), die mit dem Leibe vergeht, und eine geistige (ling), die entweder sogleich nach dem Tode mit dem Wesen der Gottheit sich vereinigt, oder aber als Luftgeist die bösen Dämone bekämpfen hilft.

Wenn unsere philosophirenden Naturforscher neuerdings von der Theilbarkeit der Seelen reden, und daß es recht wohl mit dem Wesen der Seele vereinbar sei, einen Absenker derselben zu machen, ein Stück Seele von einem Körper auf den andern zu übertragen, wie man die Elektrizität einer Elektrisirmaschine durch Goldplättchen fortnehmen und zu einem andern Körper bringen kann: so sind die Grönländer schon längst mit solcher Erkenntniß vertraut. Sie

glauben nicht nur (wie auch die Indianer), daß im Traume die Seele den Körper verlasse, auf Jagd, zum Fischfang u. s. w. ausziehe, sondern auch, daß diese vom Leibe verschiedene und ablösbare Seele ab- und zunehme, stückweise auch verloren gehe, jedoch von den Angekoks (Zauberern) wieder ausgebessert werden könne. Da die außer ihrem Körper umherspazierende Seele sich mitunter verirrt und ihren Leib nicht gleich wieder finden kann, so legen sich auch wieder die Angekok's in's Mittel und führen die Verirrte zurück, ja sie unternehmen sogar die schwierige Arbeit, eine kranke Menschenseele durch eine gesunde von einem Rennthier, Vogel oder jungen Kinde zu ersetzen. Die hilflosen Witwen wissen dadurch die Mildthätigkeit zu gewinnen, daß sie den Eltern weiß machen, in den Sohn sei die Seele ihres verstorbenen Kindes gefahren, oder die Seele des Verstorbenen Kindes der Wohlhabenden sei zu ihrem Kinde zurückgekehrt und somit eine Verwandtschaft eingeleitet. Unter den Hindu's ist noch der Glaube verbreitet, daß einigen Sterblichen die Macht verliehen sei, ihre Seele nach Belieben vom Körper abzulösen, durch die Lüfte zu eilen, entfernte Länder zu durchreisen, und dann wieder in ihren Körper zurückzukehren. Dieses ausgezeichnete Vermögen wird dem Menschen durch ein geheimnißvolles Gebet, Mandiwam genannt, zu Theil, und wer dieses Gebet kennt, kann schon bei Lebzeiten den Himmel besuchen.

Man merkt fast in allen, selbst den grobsinnlichsten Religionen, ein Bestreben, das Jenseits zum Diesseits in Gegensatz zu stellen, und doch nimmt selbst in der geistigsten Religion das Jenseits immer wieder die Farbe des Diesseits an. So schattenhaft auch die Seele vorgestellt werden mag, so wird sie doch immer wieder zum Körper, der gestoßen wird und wider den Stoß reagirt. Wie die alten Griechen die abgeschiedenen Seelen der Unterwelt auf einem Kahne über den Styx fahren, den Tartarus mit einer ehernen Mauer umgeben sein, den Sisyphus einen Stein wälzen, den Tantalus nach Früchten schnappen ließen, und wie ihre Seligen im Elysium Wagen und Rosse hatten, Kampfspiele anstellten, tanzten und sangen, aßen und tranken, so läßt der Islam, obwohl er alle sinnlichen Vorstellungen und Bilder des göttlichen Lebens zurückweist, doch das Leben der menschlichen Seele nach dem Tode in aller Sinnlichkeit sich fortsetzen. Die Auferstandenen müssen, um zum Platze des Gerichts zu kommen, die Brücke Shirad passiren, welche über den Teich Haudh führt und so schmal und glatt ist, wie ein scharf geschliffenes Schwert. Die

Gläubigen kommen indeß unter dem Vortritt des Propheten schnell hinüber und gehen in den Paradiesgarten ein, welcher acht Thore hat und über den sieben Himmeln liegt. Zuerst gelangen sie an einen großen, runden, im Durchmesser dreißig Tagreisen weiten Brunnen, dessen Wasser weißer als Milch, dessen Geruch angenehmer als Moschus ist. Ringsherum stehen Trinkschalen ohne Zahl. Im Paradiese ruhen die Seligen auf golddurchwirkten Kissen, werden von unsterblichen Jünglingen und nie alternden Jungfrauen (Houris) mit köstlichen Speisen und Getränken bedient, leben sündlos in ewiger Freude unter schattigen, lieblich duftenden Bäumen, singen Loblieder zur Ehre Gottes, der ihnen sein Wohlgefallen durch immer größere Geschenke zu erkennen gibt, und ein von Gottes Thron gesendeter Hauch bewegt die Bäume, in welchen lieblich tönende Glöckchen hängen, die nun harmonische Musik machen, wozu der Engel Israfil singt. Jeder Selige ist und bleibt im Alter von 30 Jahren und hat 60 Ellen Länge; Kinder bekommen sie nur, wenn sie es wünschen, und diese machen keine Sorge, denn sie sind flugs erwachsen.

Der Grund und Boden des Paradieses besteht aus dem reinsten Weizenmehl, Moschus und Safran. Die Häuser, worin die Seligen wohnen, sind reich mit Gold und Silber verziert, den schönsten Palast hat natürlich der Prophet, und vor diesem steht der Tuha, der Baum der Glückseligkeit, dessen Zweige in die Wohnung jedes Gläubigen reichen und in reicher Fülle Datteln, Weintrauben, Granaten und andere Früchte, aber auch die besten Fleischspeisen tragen.

Die Ungläubigen hingegen, wenn sie über die Brücke Shirad schreiten, werden in die Hölle (Gehennem) hinabgestürzt, wo ohne Unterlaß ein schreckliches Feuer brennt und Bäume wachsen, deren Früchte Teufelsköpfe sind. Diese müssen von den verdammten Seelen verspeist werden und zerfleischen dann die Eingeweide. Der Strafengel Thabek ist der Herrscher dieses Höllenreiches.

Die Eingebornen der Insel Puynipet (im stillen Meere), mit welchen neuerdings die Novara-Reisenden Bekanntschaft machten, stellen sich den Aufenthalt der seligen Geister als einen großen, von einer kolossalen Mauer und einem bodenlosen Abgrund umgebenen Platz vor. Ein einziges Thor führt zu diesem Wonneort, wird aber von einem alten Weibe gehütet, dessen Aufgabe es ist, die Schatten der Verstorbenen, welche Alle über den tiefen Abgrund springen müssen, in die gähnende Tiefe zu stürzen. Diejenigen Schatten, denen

es gelingt, der bösen Hüterin Herr zu werden und den Eingang zu erzwingen, sind dann für immer geborgen, leben herrlich und in Freuden; die aber, welche von dem tückischen Weibsbilde in den Abgrund gestoßen werden, haben fortan endlose Pein zu erdulden und können nicht mehr entfliehen. — — —

Sir Edward begann bereits ungeduldig zu werden, denn schon hatte er volle vier Monate unter den Tschuktschen verbracht, ohne daß der abgesendete Bote zurückgekehrt wäre. — Der Sommer war herangebrochen, und er verspürte wenig Lust in sich, noch einen Winter in diesen schauerlichen Gegenden zu verbringen. Ohne Entrichtung des versprochenen Lösegeldes ließen ihn aber die Tschuktschen gewiß nicht los, und so schwebte er stets zwischen Furcht und Hoffnung, nagender Ungeduld und sehnsüchtiger Erwartung.

Da erschien eines Tages sein Freund Hockendorf in eigener Person im Lager der Tschuktschen, um Sir Edward aus seiner langen Haft zu befreien. — Die Freude des Wiedersehens der beiden jungen Gelehrten war namenlos. Hockendorf hatte Sir Edward als verloren betrauert, denn alle Nachforschungen, die er mit Gefahr seines Lebens und unter den unglaublichsten Anstrengungen vornahm, um zu entdecken, wohin sein von den tückischen Eisschollen entführter Freund gerathen sein mochte, waren gänzlich erfolglos geblieben.

Tief betrübt war endlich Hockendorf nach den Ufern der Kolyma zurückgekehrt, wo ihn Krankheit durch Monate an's Lager fesselte. Endlich genesen, wollte er nach Moskau und Petersburg aufbrechen, als Sir Edward's Bote gerade noch rechtzeitig in Kolimsk eintraf. — Hockendorf setzte natürlich nun Himmel und Erde in Bewegung, damit die von Sir Edward den Tschuktschen gemachten Versprechungen erfüllt werden konnten, was aber nicht so leicht ging, weil er sich zuerst den erforderlichen Credit und dann den Tabak aus dem fast zweihundert deutsche Meilen entfernten Hafenorte Ochotsk verschaffen mußte.

Sir Edward beschloß, nach dieser kleinen Seestadt unverzüglich aufzubrechen und dort sich nach dem ersten besten, südlich gelegenen Hafen einzuschiffen. Er hatte die arktischen Regionen, in denen er jetzt fast drei Jahre zugebracht, herzlich satt bekommen.

Sein Sinn stand nach der warmen Luft und der üppigen Vegetation des Südens; seine Brust war ziemlich angegriffen und deshalb seine Sehnsucht nach einem milderen Klima auch wohl berechtigt.

Hockendorf wählte gleichfalls den Seeweg über Ochotsk zur Heimkehr nach Europa. In Hongkong trennten sich beide Freunde. Der russische Gelehrte kehrte über Suez, Constantinopel, Odessa nach Rußland zurück, während Sir Edward, sei es aus Laune, sei es aus tiefer gelegenen Gründen, sich bestimmt fand, sich zu Hongkong dem englischen Consul als der seit beinahe vier Jahren vermißte Flotten-Offizier Sir Edward of Dundonald vorzustellen und seinen Wiedereintritt in den Seedienst Ihrer Majestät Königin Victoria zu verlangen. — — —

Siebentes Capitel.

Der Schlangentödter.

Welch' wohlthuende Abwechslung! Aus den eiserstarrten, lebensarmen Einöden des hohen Nordens versetzen wir uns plötzlich in die helle Farbenpracht, in das buntscheckige Schauspiel der tropischen Natur, und noch dazu in einen Urwald Brasiliens.

Diese Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continentes in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien „jungfräuliche Wälder". In ihnen weht den Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmalen ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern, entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinen Nachbarn.

Wenn wir es versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen stattfindet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach

Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig, wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung untereinander und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines tropischen Leidens von Ameisen und anderen Insecten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer andern Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstcultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nie gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht das Wachsthum der Stämme gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Es wäre zu weitläufig, hier das Pflanzenwachsthum des Urwaldes näher zu charakterisiren. Leichter läßt sich das eigenthümliche Thierleben desselben veranschaulichen. Der Naturforscher, zum erstenmale hierher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Natur bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heul-Affen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume

überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbstgebahnten Straßen, ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen, oder, in einzelne Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche; der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulichweiße Idea und der große mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blicken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düster gefärbte, giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen sich hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacus, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau und roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen, hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem, zänkischen Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insecten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahin-

wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen, thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigalltönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf den Amboß ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibri's, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, der scheue Pecari, die furchtsame Aguti und der rüsselige Tabir weiden noch umher. Die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heul-Affen, das gleichsam um Hilfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Lied den Tag beschließen, der Ruf des Macun, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht. — — —

Unweit der Grenze von Paraguay, inmitten eines Urwaldes wie wir hier geschildert haben, war durch eine kleine Colonie deutscher Ansiedler zu Anfang der vierziger Jahre eine Strecke von etwa fünftausend Morgen Landes theils durch die Axt, theils durch Feuer gelichtet und urbar gemacht worden.

Zwölf Jahre später genoß diese Colonie bereits eines bedeutenden Wohlstandes; sie hatte es also weit besser getroffen, als in der Regel das Los der europäischen Ansiedler in Brasilien zu sein pflegt, so daß mit Recht von der Auswanderung dahin schon wiederholt und eindringlichst gewarnt worden ist.

Die Lage und die sonstigen Verhältnisse dieser Colonie waren aber auch ganz eigenthümlicher Art. — Das Terrain befand sich,

nach einer zwar oberflächlichen aber dennoch ziemlich genauen Berechnung, etwa dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel gelegen. — Eine Gebirgskette von sechs bis neun tausend Fuß hohen Bergen zog sich nordwestlich und sendete eine Unzahl heller und klarer Bäche in die Tiefe, welche sich unweit der Colonie zu einem schiffbaren Flusse vereinigten, der sechzig englische Meilen südlich in den Parana mündete und so einen directen Wasserweg mit dem Meere herstellte, auf welchem die Colonisten kostbare Schiffsbauhölzer und andere Erzeugnisse bequem nach Buenos-Ayres oder selbst Montevideo auf den Markt bringen konnten.

Deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer hatten wahrlich in der kleinen Colonie, welche aus nicht ganz dreihundert Köpfen bestand, Wunder geschaffen. — Selbst der Luxus begann schon seine Rechte geltend zu machen; in freien Stunden hatte die ganze Gemeinde die Anlage eines Art Parkes in einer angrenzenden Partie des Urwaldes in's Werk gesetzt, in welchem breite, bequeme Wege geebnet und alle höher gelegenen Punkte, welche eine schöne Aussicht gewährten, ringsum von den Bäumen gereinigt wurden. Ein alter Töpfergeselle der Colonie verstieg sich sogar so weit, eine im Ganzen nicht übel gelungene Statue, Amor und Psyche, zu verfertigen, wodurch das Centrum dieses herrlichen Naturparkes ein mehr cultivirtes Ansehen bekam.

Friede und Einigkeit herrschte unter diesen Ansiedlern; sie stammten alle aus Kurhessen und fühlten sich überglücklich in ihrer neuen Heimat, wo sie freie Menschen sein konnten und nicht unter dem Polizeibüttel-Regime eines halbnärrischen und tyrannischen Landesvaters standen. Mit Gleichmuth und Ergebenheit ertrugen sie daher alle Beschwerden und alles Ungemach der ersten Jahre, in welchen die neuen Ansiedler so manche harte Prüfung zu bestehen hatten.

Doch verloren diese braven Leute nie den Muth, weil sie ein unverwüstliches Vertrauen auf Gott beseelte. Und wenn dennoch Einer oder der Andere kleinmüthig oder gar verzagt geworden war, da wußte er schließlich doch immer, an wen er sich um Rath und Hilfe zu wenden hatte. Der alte Pastor Schultze, der in Deutschland eigentlich den Impuls zur Auswanderung gegeben hatte und von der ganzen Gemeinde auf das Innigste verehrt wurde, war ein echter Jünger Christi. Er predigte nicht blos die Lehren des Heils, er

befolgte sie auch persönlich, und sein erhabenes Beispiel machte sich als das Grundgesetz der inneren Verfassung der Colonie in All' und Jedem geltend. Die Colonie hatte für grobe Vergehen nur eine Strafe festgesetzt, nämlich die Ausstoßung, und diese Strafe war seit zwölf Jahren erst zweimal verhängt worden. Beging ein Mitglied irgend eine unrechte Handlung minderen Grades, so wußte der brave Schultze auf sein Ehrgefühl einzuwirken und die Scham, die ihm die Worte des ehrwürdigen Greisen in die Wangen trieben, galten Jedem gewiß als schärfere Strafe, denn die größte Züchtigung.

Seit etwa zwei Jahren hatte in der schönen Colonie, welche wir, um deren Incognito nicht zu verrathen, weil sie noch heutzutage fortbesteht, Friedensthal nennen wollen, auch eine junge, fremde Dame ihren Aufenthalt genommen. Wie es hieß, war dieselbe eine entfernte Verwandte des Pastors Schultze.

Niemand wußte Näheres über ihre Verhältnisse, nur das Eine stand fest, daß die junge Dame schon sehr weit in der Welt herumgekommen war und mit einem tiefen, unergründlichen Seelenleiden behaftet sein mußte. Dabei war sie aber engelsgut und sanft. Sie machte sich in der Gemeinde sehr nützlich, indem sie sich an dem Unterrichte der Mädchen emsig betheiligte und auch, wo es nur Noth that, der Krankenpflege mit größter Hingebung und Aufopferung widmete.

Das mystische Dunkel, welches diese Dame umgab, wurde noch durch den Umstand erhöht, daß man nicht einmal wußte, ob sie Fräulein, Frau oder Witwe sei. Pastor Schultze war allein darüber unterrichtet, aber er wußte stets geschickt alle neugierigen Fragen abzutrumpfen. Er selbst titulirte die Fremde nie anders, als „meine liebe Nichte“, woraus freilich die Leute über jenen Punkt, der sie am meisten interessirte, nicht klug zu werden vermochten.

Die junge Dame war eine unermüdliche Fußgeherin und liebte es, in den weitläufigen Anlagen der Ansiedlung stundenlange Partien zu unternehmen. Sie war beherzt und in der That auch kein Grund zu einer Befürchtung vorhanden. Noch nie war die Colonie durch wilde Indianer oder gefährliche Raubthiere belästigt worden und die gefährlicheren Schlangengattungen nisteten mehr in den wärmeren Tiefebenen, wo die Gewässer zahlreiche Sümpfe bildeten.

Wie erschrack daher eines Tages die einsame Spaziergeherin,

als sie in der Nähe der erwähnten Terra-Cotta-Figuren plötzlich eine Riesenschlange sich langsam des Weges einherwälzen sah. Das häßliche Thier verfolgte offenbar eine Spur, denn es hielt zeitweise inne, machte einen langen dünnen Hals und beroch mit der breiten Schnauze aufmerksam den Boden, in welchem die Hufspuren eines Pferdes sichtbar waren.

Die Dame wäre vielleicht von dem Ungethüme unbemerkt geblieben, wenn sie nicht unwillkürlich einen gellenden Angstschrei ausgestoßen und rasch die Flucht ergriffen hätte, wobei ihre Kleider sehr hörbar rauschten.

Die Schlange streckte, aufmerksam werdend, den Kopf hoch empor und schoß dann, heftig züngelnd, der Dame nach, die sie natürlich binnen wenigen Minuten eingeholt hatte. Das Thier schien ganz außerordentlich erboßt zu sein, denn seine Augen glühten wie brennende Kohlen und weißlicher Geifer träufelte aus seinem weit geöffneten Rachen. — Kein Zweifel, es hatte die Absicht, das ihm aufgestoßene Opfer anzugreifen und durch Biß und Umklammerung zu tödten.

Die Dame schrie jetzt in ihrer Todesangst unabläßig um Hilfe, dabei mit geflügelten Schritten vor der häßlichen Bestie einhereilend. Woher sollte ihr aber Hilfe und Rettung werden? Sie befand sich wenigstens eine halbe Stunde von den Hütten der Ansiedlung entfernt und die Leute alle befanden sich jetzt wahrscheinlich auf dem Felde mit Arbeit beschäftigt.

Indessen war das ergrimmte Thier der Fliehenden ganz nahe gekommen. Noch eine Secunde, und die Schlange versetzte der Dame den tödtlichen Biß.

Da erscholl der Zuruf einer kräftigen Männerstimme. Die Schlange hielt inne und wandte sich nach dem Verwegenen, der es gewagt, mit dem Absatze seiner hohen Stiefel ihr empfindlich auf den Schwanz zu treten.

Dies zu thun, war in der That von Seite des fremden Mannes eine große Tollkühnheit, denn die Schlange schoß sofort auf ihn los.

Blitzschnell zog aber der Fremde ein kleines Pistol aus dem Gurte und mit merkwürdig sicherer Hand jagte er der Bestie genau zwischen die beiden Basiliskenaugen eine Kugel in den Kopf; dann sprang er behend zur Seite.

Die Schlange war tödtlich getroffen, denn sie besaß nicht mehr die Kraft, ihrem Feinde nachzustürzen, sondern ringelte ihren Riesenleib unter tausend convulsivischen Zuckungen, während der zerschmetterte Kopf auf dem Sande des Bodens liegen blieb.

Die junge Dame hatte, als sie den Schuß vernahm, im Laufe inne gehalten und nach rückwärts geblickt. Sie fühlte sich versucht, an ein wirkliches Wunder zu glauben; sie war so schwach, so angegriffen, daß sie sich auf einen der vielen Baumstumpfe, die in diesem Naturparke die Stelle der Bänke vertraten, niedersetzen mußte.

Inzwischen war der Mann, der ihr durch sein muthvolles Auftreten das Leben gerettet, näher getreten, u. z. ohne alle Anzeichen von Aufregung, als ob er eben nur einer Mücke den Garaus gemacht und nicht ein wahrhaft lebensgefährliches Abenteuer bestanden hätte.

Die Dame streckte dem Wackeren, der sich ihr in überaus höflicher und achtungsvoller Haltung näherte, schon von weitem die Hand entgegen, während Thränen des Dankes in ihre schönen blauen Augen traten.

„Wem habe ich die Rettung meines Lebens zu verdanken?!“ rief die Dame tief gerührt.

Der Fremde verneigte sich tief vor der Dame und sagte:

„Ich bin ein armer, namenloser Waise, der seine Braut sucht; die Welt und ich selbst, Madame, haben uns daran gewöhnt, mich Henry Burton zu nennen.“

„Und hierher, nach dieser wenig bewohnten Gegend hat Sie Ihr Wille oder der Zufall geführt?“ frug die Dame, unwillkürlich durch das edle Benehmen und die originelle Mittheilung des Fremden gefesselt.

„Mein Gott!“ entgegnete der uns wohl bekannte Master Henry Burton, „mein Gott, ich würde eine Reise in den Mond unternehmen, wenn ich nur dort meine arme Durga finden könnte.“

„Wie, Sie wären also noch gar nicht über den Ort mit sich im Reinen, wo Ihre Braut zur Stunde weilt?“

„So ist es beinahe, Madame; doch lassen Sie uns nach Ihrer herrlichen Colonie aufbrechen, dort will ich Ihnen, wenn es Sie gerade interessirt, kurz, aber wahr und klar meine ganze überaus traurige Lebensgeschichte mittheilen. Der Abend bricht heran und Sie werden wohl der Ruhe bedürfen.“

„Gehen wir,“ sagte die Dame, „und hoffentlich werden Sie

meinem Oheim, dem Pastor Schultze, die Ehre erweisen, sein Gast zu sein?"

„Ich bin es schon!" erwiderte Henry Burton sich verneigend; „als ich vor zwei Stunden in der Colonie ankam, war der liebenswürdige alte Herr der Erste, auf den ich stieß. Als ich ihn auf deutsch ansprach, dessen ich ebenso mächtig bin, als meiner Muttersprache, des Englischen, äußerte er eine lebhafte Freude und lud mich sogleich ein, bei ihm sammt meinen Pferden und Dienern abzusteigen. Er ließ Sie, Madame, dann überall im Hause aufsuchen, und als dies erfolglos blieb, äußerte er, daß Sie gewiß in dem sogenannten Park eine ihrer beliebten großen Touren unternommen haben würden. Ich erbot mich, Sie aufzusuchen und nach Hause zu geleiten, was Herr Schultze mit Vergnügen gewährte. Plötzlich vernahm ich die Hilferufe einer weiblichen Stimme; ich stürze durch das Dickicht und komme gerade noch zurecht, um sie aus einer wenig erquicklichen Lage zu befreien."

Burton bot der Dame galant seinen Arm, welche ihn auch ohne Pruderie annahm. In einer kleinen halben Stunde befanden sie sich in des Pastors bescheidener aber recht bequem und zweckmäßig eingerichteten Behausung.

Der gute alte Herr erschrack heftig über die Gefahr, welche seiner lieben Nichte gedroht hatte. Es war der erste Fall, daß in dieser Gegend eine Riesenschlange gesehen worden war; was mochte wohl die Ursache gewesen sein, daß sich jetzt auf einmal eine solche aus den Sümpfen herauf nach dieser luftigen Gegend verirrte? Diese Frage mußte schon im Interesse der ganzen Ansiedlung reiflich erwogen und gründlich beantwortet werden, denn eine etwaige Einwanderung dieses Gewürmes in das bisher davon verschonte Friedenthal wäre ein allzu unangenehmes Ereigniß gewesen.

Die Lösung des Räthsels fand sich jedoch bald. Am anderen Tage bekannte einer der Insassen der Colonie, daß er, als er vor Kurzem an den Paranna-Fluß geritten, eine Riesenschlange erlegt, derselben den Kopf abgehauen, dann den Leib des Ungeheuers mit einem Stricke am Sattelknopfe befestigt und so seine Beute aus purem Uebermuthe bis nach Friedensthal geschleift habe. Unterwegs, bekannte der Mann weiters, seien ihm jedoch Zweifel aufgestiegen, ob Vater Schultze über eine solche Bescheerung nicht böse sein würde,

und habe er dann die getödtete Schlange im sogenannten Parke abseits in einem Gebüsche liegen gelassen.

Dieses Geständniß erklärte nun den Besuch der zweiten Schlange auf sehr natürliche Weise.

Die Schlange, welche das Leben der Dame bedroht hatte, war offenbar mit dem von dem Ansiedler getödteten Exemplare gepaart und hatte nun die Spur der vermißten Gesellschafterin aufgesucht, wobei sie schon bis in die Nähe der Stelle gelangt war, wo der Cadaver lag.

Der gute Pastor war über diese Entdeckung sehr froh, denn jetzt durfte man so wenig als bisher vor solchen schlimmen Gästen besorgt sein.

Herr Schultze berief einige der Orts-Aeltesten zum Abendmahle, bei welchem heute die glückliche Rettung seiner Nichte gefeiert und zugleich dem edlen Muthe des fremden jungen Mannes die gebührende Anerkennung gezollt werden sollte.

Das Abendmahl bestand aus nur einigen Schüsseln, die aber alle sehr schmackhaft zubereitet waren.

Henry Burton wußte sehr gut zu erzählen, und Pastor Schultze, sowie die anderen Anwesenden hörten ihm gerne zu.

Der liebenswürdige alte Herr bedauerte, als das Gespräch auch auf Nordamerika und dessen innere Zustände kam, lebhaft, daß er außer seiner Heimat, der unendlichen Wasserwüste des atlantischen Oceans und eines Stückes von Brasilien, eigentlich gar nichts von der lieben großen Welt gesehen habe. Namentlich interessirte er sich für Nordamerika, das er sich als ein wahres sociales Eden auf Erden vorstellte.

„Da würden Sie sich an Ort und Stelle schön enttäuscht finden," lachte Henry Burton; „Sie, ein ehrlicher und einfacher Mann durch und durch, würden in vierundzwanzig Stunden dort kein Hemd mehr auf dem Leibe besitzen, denn sie wissen gar nicht, wie schwunghaft dort der Betrug, der Amerikaner nennt es selbstbeschönigend Humbug, betrieben wird."

„Ich habe schon vielfach davon gehört," meinte Pastor Schultze kopfschüttelnd, „aber ich glaubte, daß man den Amerikanern nur absichtlich Unrecht thue."

„Keine menschliche Feder vermöchte erschöpfend zu beschreiben, was Alles in dieser Beziehung der Amerikaner zu leisten im Stande

ist. Indessen will ich es versuchen, Ihnen nur so ganz in Kürze und oberflächlich eine richtige Idee dessen beizubringen, was eigentlich Humbug ist."

„Unter der höchsten wie niedrigsten Gesellschaft Nordamerika's," fuhr Burton nach einer kurzen Pause fort, „ist der Humbug zu Hause. Das ist gewissermaßen ein Baum, der die ganze Union überschattet und mit seinen Zweigen selbst durch die Ritzen der Blockhütten im Hinterwalde dringt. Die Journale, die Gassen, die Märkte sind voll von seinen Früchten. Und doch, was ist Humbug? Die deutsche Sprache hat kein Wort, den Begriff desselben zu bestimmen oder nur halb zu erschöpfen. Am nächsten kommt ihm das Wort: Charlatanerie. Diese ist aber in Amerika zu solcher Höhe und Vielseitigkeit gestiegen, daß der Ausdruck der alten Welt nicht mehr ausreicht. Auch Täuschungen, die wir schlechtweg Betrug nennen würden, bezeichnet man oft mit dem Wort Humbug, indem man zur Bequemlichkeit diesem Ausdruck die weiteste Ausdehnung gibt. Es ist daher schwer, die einzelnen Arten der Humbugs zu bezeichnen. Die am häufigsten vorkommen, mögen etwa folgende sein: ellenlange, in bombastischen Hyperbeln anpreisende Anzeigen von Waaren, Medicamenten und Wundertincturen, Curiositäten und Leistungen; dreiste Behauptung eines geheimnißvollen und wunderbaren Ursprunges; dichterische Eingänge einer Ankündigung, welche mit Alexander dem Großen, Julius Cäsar oder Plato und Aristoteles anfangen und auf die Hausnummer eines Schneiders oder Schuhmachers hinauslaufen; auf die Behauptung, daß irgend Etwas von diesem oder jenem europäischen Fürsten bestellt, gebraucht oder anerkannt worden; Anknüpfung an Zeitereignisse oder große Unglücksfälle, an welchen letzteren in Amerika niemals Mangel ist; Vorgeben einer unmöglichen oder schwerglaublichen Erfindung; Benennung einer ganz gewöhnlichen oder sehr mittelmäßigen Sache oder Leistung mit einem neuen oder pomphaften Namen; erdichtete Anerkennungsschreiben, z. B. von orientalischen Fürsten; pomphaftes Vorgeben wissenschaftlicher oder künstlerischer Zwecke, um die Taschen des Publikums zu leeren; Erdichtung gewinnreicher Unternehmungen zu irgend einer Prellerei; Schaustellung von fabelhaften, betrügerisch fabricirten Curiositäten oder irgend welchen die leichtgläubige Menge anziehenden Dingen, Bestien und wilden oder sonderbaren Menschen; Umherfahren mit einem ungeheuren Wagen, der mit zwölf mit Federbüschen gezierten Pferden gezogen wird, irgend eine auffallende Schau-

stellung oder Anzeige in riesenhaften Buchstaben enthält und eine betäubende Musik von sich ausgehen läßt; ganz einfach ausgesprochene Prophezeihungen über den Untergang der Welt; das Vorgeben, eine längst verstorbene Person zu sein, oder gar die Leute lebendig in den Himmel zu führen; der frechste Betrug, die dreisteste Lüge, die mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers hier der Aristokratie, dort dem Pöbel angepaßt werden. Dies ungefähr sind die gebräuchlichsten Arten des Humbugs.

„Eine Ausgeburt desselben, und zwar schlimmster Art, ist namentlich auch die sogenannte Mockauction, die in den großen Städten so oft wiederkehrende öffentliche Versteigerung von Uhren, Ketten, Gold- und Silberwaaren und andern Kostbarkeiten, eine Prellanstalt, worin man nach einem wohldurchdachten und gegen den Arm des Gesetzes hieb-, stich- und schußfesten Systeme Brustnadeln von Krystall, in Neusilber gefaßt, für elende zehn Dollar, und galvanisirte tombackene Uhren ungefähr für dreimal so viel, also ebenfalls für ein wahres Lumpengeld losschlägt. Nothwendige Requisiten eines solchen Institutes sind: ein Parterrezimmer auf einer lebhaften Straße, eine echte und ein Kasten voll falscher goldener Uhren, einige wirkliche und ein ganzes Lager scheinbarer Pretiosen, ein Ladentisch, ein Zählbrett und ein Hammer. An Personen werden erfordert: ein Auktionär mit glatter Zunge und taubstummen Gewissen; ein Schreiber, der sich auf ein wohlaffectionirtes Achselzucken eingeübt hat und zur Noth einen Meineid schwören kann, und zwei bis drei Gehilfen, die Gimpel in's Netz zu treiben — um nach gewonnenem Spiel die Beute zu theilen. Man kann sich wundern, daß diese Zutreiber und Helfershelfer, die verächtlicher als Straßenräuber, und diese Trugauctionen, die gefährlicher als Diebshöhlen sind, nicht vom Gesetz verfolgt werden. Doch wozu würde es führen, wenn aller Lug und Trug auf einmal entlarvt würde? Von dem großen Importeur, der die Weine färbt und den Thee, zur Hälfte in den umliegenden Wäldern gewachsen, verkauft, bis zu dem kleinsten Victualienhändler, der seinen irischen Landsleuten vergifteten Schnaps abzapft, opfern Alle auf demselben Altar des schnödesten Mammons, und die Mockauction ist nur der Gipfel des bösen Prinzips, eines allgemeinen, nicht bloß im Handel herrschenden betrügerischen Schwindels."

„Hm, hm!" brummte Pastor Schultze nachdenklich, als Henry Burton geendet hatte, „das verspricht wahrlich nicht viel Gutes

für die kommenden Generationen! Da sind die Aussichten für die Zukunft wahrlich nicht besser als in Brasilien, und wir arme Teufel hier in Friedensthal können Gott danken, daß wir nur einen Vorposten der Civilisation einnehmen und es noch vieler, vieler Jahrzehnte bedürfen wird, bis die einheimische Bevölkerung mit uns in unmittelbare Berührung tritt. Zum Glücke sind wir den bigotten Portugiesen als Ketzer verhaßt und gilt in ihren Augen jeder nähere, nicht durch die Umstände absolut gebotene Verkehr für sündhaft. Dadurch werden wir hoffentlich noch lange von der unglaublichen Corruption, welche die romanische Raçe auch in diesem Lande in All' und Jedem zur Schau trägt, verschont bleiben."

„Ich kenne" fuhr der ehrwürdige Greis nach einer Pause fort, „ich kenne von dem ungeheuren brasilischen Kaiserreiche nur die an uns angrenzende Provinz Minos geraes näher, wohin ich mich in Angelegenheiten unserer Colonie sehr oft begeben muß. Ich glaube aber, daß es in den übrigen Provinzen dieser Monarchie um die öffentliche Moral und das öffentliche Recht auch nicht besser bestellt sein wird."

„Es würde mich interessiren, Ihre Erfahrungen hierüber zu vernehmen," bemerkte Master Burton, „ich kenne die Provinz Minos geraes nur von der Durchreise, denn ich stieg in Rio Janeiro an's Land und habe die Absicht, mich auf dem Landwege quer durch den südamerikanischen Continent nach der Westküste zu begeben."

„Nun gut," erwiderte Schultze, „ich will versuchen, Ihrem Wunsche zu entsprechen; jedoch müssen Sie entschuldigen, wenn mit der Breitspurigkeit des Alters hier und da vielleicht etwas umständlich werden sollte."

„Es gibt," begann der Pastor, „in Minos geraes drei Classen freier Leute: Weiße, Mulatten und Neger. Diese drei Gruppen sind zwar nach dem Gesetze gleichberechtigt, aber Umstände und Gewohnheit haben ein gewisses ungeschriebenes Gesetz gemacht, das eine strengere Beachtung erfährt, als das geschriebene, über dessen Satzungen die Brasilianer durch allerhand Mittel und Wege sich im Ganzen gut hinwegzusetzen wissen. Man sieht auf die öffentliche Rechtspflege überall mit mißtrauischen Augen, und man weiß, daß Geld und Familienverhältnisse die Hebel sind, welche die Entscheidung fällen. Dieser Mangel darf weniger dem besoldeten Beamtenstande, als den unbesoldeten Geschwornen zur Last gelegt werden. Die vieljährige

Gewohnheit, ungerechte Entscheidungen zu fällen, ist bei denselben so eingerissen, daß Niemand mehr das eigentliche Recht, sondern nur die gerade vorliegenden Verhältnisse berücksichtigt und nach ihnen die Entscheidung fällt. Daher bekommt der Reichere den Aermeren gegenüber stets Recht und ebenso der Weiße gegen den Farbigen; wenn Weiße gegen Weiße streiten, so hat der Vornehmere, der länger am Orte Ansässige, der Eingeborene über den Fremden den Vortheil; und ebenso ist es, wenn der Prozeß zwischen Farbigen besteht. Niemand scheut sich, das zu leugnen; Keiner weiß ein Mittel, diesem allgemeinen Unwesen zu steuern. Der Rechtliche, welcher es wagen wollte, anders als die verdorbene Majorität zu stimmen, würde wie die Eule unter den Krähen leben und bald den allgemeinen Nachstellungen erliegen. Im Allgemeinen zieht unter diesen Umständen die Regierung in Rechtshändeln mit Einzelnen stets den Kürzeren. Man scheut sich nicht, öffentliche Diebe, notorische Mörder, anerkannte Betrüger bei juristischen Verhandlungen freizusprechen, wenn der Staatsanwalt sie in Anklagestand versetzt hatte, und thut das ganz gewiß, wenn der Angeklagte ein reicher Mann oder Mitglied einer guten Familie ist. Wer nicht verurtheilt worden ist, gilt für völlig unbescholten, er mag so viel Betrügereien verübt haben, wie er will; und Jeder wird freigesprochen, der für die Freisprechung bezahlt. Minder Bemittelte geben den Geschwornen zehn Milli Reis à Person vor dem Spruch und sind dadurch vor der Verurtheilung gesichert; reichere Leute zahlen mehr und können um so bestimmter auf ihre Freisprechung rechnen. Kein Wunder, daß bei solcher Sachlage sich Jeder selbst zu helfen sucht, so gut er kann, und der Arme oder der Schwarze lieber zum wirklichen Verbrecher wird, als daß er sich unschuldig durch ein ungerechtes Gericht dazu stempeln läßt. Darum ist die Zahl der eigenmächtigen Gewaltthaten sehr groß, immer aber sind bestimmte Veranlassungen zu denselben vorhanden. Von Raub und Mord, aus Uebermuth oder Bedürfniß vollführt, hört man nichts; Jedermann kann unbesorgt in ganz Brasilien reisen, Niemand wird ihm Etwas zu Leide thun oder nach dem Leben trachten, solange er selbst Keinen beleidigt hat.

„Auffallender als in den Rechtsverhältnissen tritt der Farbenunterschied der Gesellschaft in Ständen und Beschäftigungen hervor. Man darf es stets als eine Ausnahme betrachten, wenn man irgendwo größeren Grundbesitz in den Händen von Farbigen trifft; bei Weitem

die meisten Landeigner oder Minenbesitzer sind Weiße. Nicht leicht heiratet ein Weißer eine Farbige, sondern nur eine Weiße; ein Jeder sucht seine Stammreinheit in der Familie zu bewahren und wirkliche Verwandtschaft mit Farbigen zu vermeiden. Daher bleiben die liegenden Gründe, welche zuerst immer von Weißen in Besitz genommen und urbar gemacht worden sind, vorzugsweise in deren Händen; nur hier und da schwingt sich ein Mulatte oder ein Neger zum Herrn einer Fazende oder einer Mine empor. Uebrigens liegt große Schuld in der Nachlässigkeit und Genußsucht der farbigen Raçe; hat wirklich ein Mulatte sich großen Reichthum erworben, so kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Söhne oder Schwiegersöhne ihn wieder vergeuden werden. Dann fällt er viel häufiger Weißen als Farbigen in die Arme, weil Erstere im Ganzen die Wohlhabenderen sind und auf mehr erblichen Besitz ausgehen als Letztere.

„Anders ist es schon in den Dörfern; da allerdings gibt es wohl eben so viele farbige als weiße Grundbesitzer; aber der Besitz eines Häuschens in einem Dorfe mit einem Garten ist ein sehr geringes Eigenthum, das mit unbedeutenden Mitteln erworben werden kann. Auch in den Dörfern bilden die Weißen überall, wo sie mit Farbigen zusammenwohnen, die bessere, wohlhabendere und vornehmere Gesellschaft. So findet man namentlich in den Staatsbeamten, den Geistlichen, den größeren Kaufleuten stets Weiße; erst die unteren Kneipwirthschaften pflegen farbigen Leuten zu gehören. Je weiter indessen nach Innen, um so vorwiegender werden in den Dörfern die Farbigen, und da kann es vorkommen, daß der Subdelegado, der Juiz da Paz, der Posthalter, der Schulmeister oder selbst der Pfarrer ein Farbiger ist. Gewöhnlich wird nur der Handwerkerstand von freien Farbigen dargestellt, Mulatten wie Negern, und namentlich pflegen Tischler, Zimmerleute, Schneider, Sattler aus Mulatten, Maurer, Schmiede, Klempner, Schuhmacher mehr aus Negern sich zu rekrutiren; farbige Schlächter sind schon seltener, dagegen die Schnapsschankwirthe fast immer Mulatten. In den Städten ändert sich dies Verhältniß wieder; da sieht man viele weiße Handwerker, welche als Meister dem Geschäfte vorstehen und sich freie farbige Arbeiter als Gesellen halten. Der Taglöhner ist überall schwarz; minder zahlreich kommen Farbige darunter vor, gewöhnlich sind es Sklaven, die von ihrem Herrn sich selber überlassen werden, unter der Bedingung, daß sie täglich eine bestimmte Summe dem Herrn abliefern; was sie mehr

verdienen, ist ihr Eigenthum. Die meisten Kaffeeneger in Rio und fast alle Träger überhaupt sind solche Sklaven; im Innern sieht man sie nur in den größeren Ortschaften.

„Wie scharf nun auch diese Unterschiede im Leben festgehalten werden und wie wenig geneigt die weißen Familien im Ganzen sind, mit farbigen Leuten in intimen Verkehr zu treten, so bemerkt man doch im öffentlichen Umgange gar keinen anderen Kastenunterschied als den zwischen Freien und Sklaven. Wo Freie verschiedener Färbung an öffentlichen Orten, in der Kirche, auf dem Markte, in Spielhäusern oder Tanzlocalen zusammenkommen, überall behandelt Jeder den Andern mit gleicher Rücksicht, und nie fällt es den Mulatten ein, sich freiwillig dem Weißen unterzuordnen, oder dem Weißen, sich deutlich über ihn zu erheben.

„Im geselligen Umgange herrscht zwischen den Männern eine gewisse Freiheit, die über die Ceremonien der Etikette sich hinwegsetzt. Indessen reden selbst Leute gleichen Standes einander immer mit dem Ausdruck: Euer Gnaden (vos mercés) an, das einfache „Sie" ist schon eine zu große Vertraulichkeit; es wird von Leuten, denen man zuerst begegnet, dem Anredner als Hochmuth ausgelegt. Frauen werden überall mit größerer Rücksicht behandelt; es würde sehr auffallen, wenn man nicht jedes freie Frauenzimmer Senhora und vos mercés tituliren wollte; selbst im eigenen Hause nennt die Frau den Mann Senhor und er sie Senhora, wofür aber in beiden Fällen die Abkürzung „Sir" vor dem Vornamen gesetzt, die übliche Form ist. Gegen Fremde ist man stets sehr höflich, erwartet aber auch von ihnen dasselbe; nur die Frauen sind viel zurückhaltender, es ist eine Seltenheit, wenn man denselben sofort vorgestellt wird, in der Regel lernt man sie erst später kennen. Die Frauen werden überhaupt nicht nur sehr zurückgezogen, sondern auch sehr streng von ihren Eheherren gehalten.

„Durch diese Strenge sind sie nicht blos sehr schüchtern geworden, sondern auch höchst nachlässig gegen sich selbst und gleichgiltig in Bezug auf ihre äußere Erscheinung. Viele waschen sich nur alle acht Tage, Manche gar nicht; Keine hält es der Mühe werth, sich ordentlich anzukleiden. Alle gehen im Hause auf Pantoffeln umher und beschäftigen sich lediglich mit der Oberaufsicht der weiblichen Sklaven, die im Hause arbeiten, selbst nicht viel angreifend. Zwar decoriren sie sich Sonntags das gut geflochtene und sehr reichliche

dunkle Haar geschmackvoll mit Blumen, wenn sie in die Kirche gehen, die Atlasschuhe anziehen und den großen Mantel umhängen, aber der schleppende Gang bleibt ihnen; sie schlendern langsam ihrem Ziele zu und sehen gleichgiltig Alles an, was sie umgibt. Nie geht ein anständiges Frauenzimmer allein, sondern stets in Begleitung einer Sclavin, die abgemessen ihr auf dem Fuße folgt; geht die Mutter mit den Töchtern aus, so schreiten Letztere voran, die kleinste an der Spitze, die Aelteste unmittelbar vor der Mutter. In einer solchen Procession sieht man die ganze Familie, den Gemal hinter der Frau und die Kinder nach dem Alter rangirt, einreihig sich zur Kirche begeben. Obgleich die Tageszeit, wo man zur Kirche geht (zehn Uhr Morgens) schon recht heiß zu sein pflegt, so darf der Mantel doch nicht fehlen; es ist ein Zeichen der Armuth, ohne Mantel in die Kirche zu gehen, und ein Zeichen der Wohlhabenheit, einen stattlich mit Sammetkragen und seidenen Fransen decorirten Mantel umlegen zu können.

„Während des kurzen Gottesdienstes, der nie viel über eine Viertelstunde dauert, ist übrigens die Gemeinde stets in andächtiger Ruhe begriffen; die Frauen und Mädchen nehmen die Mitte des gewöhnlich hier mit Brettern belegten Langhauses in knieender Stellung ein, die freien Männer stehen daneben oder dahinter, die vornehmern zu beiden Seiten des Altars im Chor; die Sclaven bleiben außerhalb einer Barrière vor oder an der Thüre. Nachdem der Pfarrer (Padre) die Messe gelesen hat, stimmt er die Litanei an, welche stets in den höchsten Fisteltönen gesungen wird, worauf die Frauen seinen Vortrag wiederholen, bis die Männer als Chorus einfallen. Man hört überall dieselbe Melodie in Minas; ein nicht unangenehmes, feierlich ernstes Thema, das nur besser vorgetragen werden müßte, um einen sehr guten Eindruck zu machen. Ist der Gesang zu Ende, so schließt der Gottesdienst; die Versammlung geht stillschweigend, wie sie gekommen war, auseinander. Die Kirche ist in Minas die Begräbnißstätte aller bemittelten und weißen Leute. Die Beerdigungen finden gewöhnlich Abends bei Licht statt und bilden große feierliche Processionen unter Gesang, woran mancherlei religiöse Gesellschaften von Laienbrüdern sich betheilen. In lange, weiße oder schwarze Talare gekleidet, mit dem Emblem ihrer Bruderschaft auf der Brust geziert, die geweihte Kerze in der Hand, folgen sie dem Sarge, der etwa einen Fuß über der Erde hängend getragen

wird. Den Sarg bildet eine sehr enge Kiste, die blos an den Ecken und Kanten aus dünnen Holzstäben besteht und an den Flächen mit schwarzem Calico überzogen ist, den weiße und gelbe Bänder saumförmig einfassen. Dies leichte Gebäude senkt man in den mit zahlreichen kastenförmigen, hölzernen Räumen versehenen Boden der Kirche und bringt in jedem Kasten gegen ein Dutzend Leichen unter. An manchen Orten begräbt man indessen die Leichen nicht mehr in der Kirche, sondern daneben auf einem eigenen Friedhofe.

„Wir haben den Mineiro bisher nur außerhalb des Hauses an öffentlichen Orten kennen gelernt; noch sei ein Blick in die Häuslichkeit gestattet. Das Haus selbst ist bei den meisten Leuten in hohem Grade unordentlich und unrein; überall sitzen Spinngewebe, in den Ecken haftet Staub, Schmutz und Dreck, an den Wänden liegt Unrath, von den durchpassirenden Thieren (Hühnern, Hunden, Katzen, selbst Schweinen) hineingeschleppt, auf dem Boden. Mit Sonnenaufgang, zwischen sechs und sieben Uhr, wird es wach im Hause; die Bedienung, oder, wo sie fehlt, die Hausfrau, zündet Feuer an und kocht Kaffee, der, auf eigene Art zubereitet, stets vortrefflich schmeckt. Man rührt nämlich den rohen Zucker und die frischen Bohnen ineinander, röstet beides zusammen in einer verdeckten Pfanne, wobei der Zucker schmilzt, und kalt geworden, einen zähen Brei mit den Bohnen bildet. Davon sticht man einen Löffel voll aus, stampft die Masse im Mörser zu Pulver und thut sie in einen leinenen Sack; jetzt wird gekochtes Wasser darauf gegossen, die Tasse untergehalten und der Kaffee ist fertig. Kaffeepfannen braucht man nicht, die Tassen werden einzeln bereitet und präsentirt. Gegen zehn Uhr wird gefrühstückt; schwarze Bohnen, Angu, Carne, Seco, Farinha, Kohl, Reis, selbst ein Huhn, wenn es hoch kommt. Man ißt, was man will, wobei Alles zugleich auf denselben Teller gethan wird. Herr und Gäste setzen sich an den Tisch und speisen, die Frau bleibt draußen, oder sieht zu und speist für sich; wenn jene fertig sind, folgen die Diener und Sclaven. Darauf beginnt das Tagewerk; die Frau geht an ihre Arbeit, d. h. sie näht ihrer Kinder und ihres Mannes Kleidungsstücke; er geht spazieren, zum Spiel oder zum Plaudern mit Anderen auf die Straße. Allmälig kommt Mittag heran, und gegen drei bis vier Uhr wiederholt sich derselbe, aber frischbereitete Speisevorrath. Man ißt nochmals recht derb und trinkt dazu Wasser allein oder mit etwas Branntwein und nimmt bald nach Tisch eine Tasse

Kaffee, dann wird etwas gerastet, bis die heißen Tagesstunden vorüber sind, und nun folgt der zweite Ausgang, der bis spät in die Nacht zu dauern pflegt.

„Noch bleibt über den Charakter der Mineiro's ein Wort zu sagen übrig. Im Ganzen kann man, abgesehen von den berührten Grundfehlern, nur Löbliches von ihnen sagen; sie sind freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, gastfrei gegen Fremde und ungemein theilnehmend an den Schicksalen anderer Leute. Bei den Fazendeiro's, die nicht allzuoft von Fremden heimgesucht werden, findet man stets eine bereite Aufnahme, und wenn der Reisende nur irgend Etwas vorstellt, eine sehr gute liebevolle Behandlung. Wohlhabende Leute nehmen dafür gar keine Bezahlung; Arme verweigern in der Regel, zu fordern, erwarten aber ein Gastgeschenk. Nur für die Nahrung der Thiere ist es überall gebräuchlich, Zahlung anzubieten und zu empfangen. Fremde und besonders Ausländer hält der gemeine Mann stets für sehr reich und behandelt sie schon deshalb mit besonderer Aufmerksamkeit, überhaupt ist der Reichthum das, was den Mineiro's den meisten Respect einflößt." —

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war Mitternacht herangerückt. Der Pastor, der sonst schon zeitlich zu Bette zu gehen pflegte, hielt sich selbst eine kleine Strafpredigt über den heutigen Exceß, denn der gute alte Herr hatte in der frohen Stimmung, in der er sich befand, vielleicht auch ein Gläschen über den Durst getrunken, was doch bei ihm fast nie vorzukommen pflegte.

Zum Schlusse brachte Schultze noch einen Toast auf den wackeren „Schlangentödter" aus, ein Toast, in welchem alle Anwesenden und vor Allen des Pastors Nichte mit Enthusiasmus einstimmten.

Henry Burton mußte dem alten Herrn beim Aufbruche feierlich geloben, daß er noch durch mehrere Tage in Friedensthal als Gast verbleiben werde. Burton sagte gerne zu, denn seine Pferde waren durch den etwas forcirten Marsch von Rio-Janeiro bis an die Ufer der Parana stark abgehetzt und bedurften dringend der Erholung, zumal er noch einen weiten und beschwerlichen Marsch vor sich hatte, um an sein vorläufiges Ziel, die Westküste des südamerikanischen Continentes, zu gelangen.

Achtes Capitel.

Zwei Alliirte.

Wider seine Gewohnheit schlief Pastor Schultze am folgenden Tage bis sieben Uhr Morgens; er versäumte daher die gewöhnliche Frühstücksstunde, welche für sechs Uhr festgesetzt war.

Sir Burton und des Pastors Nichte hatten sich jedoch rechtzeitig in der herrlichen Jasmin-Laube eingefunden, wo das Frühstück in der Regel das ganze Jahr hindurch eingenommen zu werden pflegte. Nur zur Zeit der tropischen Regengüsse, welche unter diesem Himmelsstriche die Stelle des Winters vertreten, wurden die Mahlzeiten überhaupt im Hause eingenommen.

Die junge Dame und ihr Lebensretter hatten sich alsbald in ein Gespräch vertieft, von welchem wir, der daran sich knüpfenden Folgen wegen, umständlich Kenntniß nehmen müssen.

Burton hatte eben die Schilderung seiner glühenden, aufrichtigen Liebe zur schönen Durga beendet und dabei auch der Intriguen erwähnt, welche zu Delhi von Sir Edward of Dundonald und dessen schurkischem Kammerdiener Simson in's Werk gesetzt worden waren, um das arme Mädchen zum Falle zu bringen.

Der Erzähler bemerkte gar nicht, daß seine schöne Zuhörerin von einer fieberhaften Aufregung ergriffen wurde und vergeblich nach Worten suchte, um eine Unzahl von Fragen zu stellen.

Master Burton befand sich aber zum Glücke für die junge Dame in einem solchen Zustande der Verzückung, als er von seiner



„Zittere Elender!“ rief der Pirat „die Stunde der Rache hat geschlagen!“

theuern Durga sprach, daß er von Allem, was um ihn her vorging, gar keine Notiz zu nehmen schien.

„Ach," schloß der verliebte junge Mann, „ach, es ist eine wahrhaft wundervolle Verkettung von Umständen, daß ich meine liebe Durga endlich wieder finden werde! Warum soll ich Ihnen gegenüber nicht vollkommen offen sprechen; Sie, Madame, flößen mir unendliches Zutrauen ein. Ihnen gegenüber schwindet daher auch alle falsche Scham; ja, Ihnen will ich es eingestehen, aus wessen Händen ich eigentlich den kostbaren Juwel rein und unbefleckt zurückempfange."

Burton zog seine Brieftasche hervor und reichte seiner schönen Gefährtin einen acht Seiten langen Brief.

Die junge Dame erblaßte bis in den Mund, als sie die Schriftzüge erkannte.

„Kennen Sie den Schreiber dieser Zeilen?" hauchte sie tief beklommen.

„Persönlich nicht," entgegnete Henry Burton unbefangen, „aber ich werde ihn kennen lernen, ich muß ihn kennen lernen. Nöthigenfalls werde ich mein Leben daran setzen, um den Unglücklichen zu retten, der mich selbst so namenlos glücklich gemacht hat."

Tiefe Traurigkeit spiegelte bei den letzten Worten aus Burton's Zügen wieder.

„Wie meinen Sie dies?" preßte die junge Dame aus beklommener Brust und warf nochmals einen ängstlichen Blick auf die Unterschrift des ihr von Burton übergebenen Briefes.

„Lesen Sie das ganze Schreiben," erwiderte Burton sehr ernst, „es wird Ihnen über Alles Aufschluß geben, und beweinen Sie mit mir den edlen Mann, der so tief, so unendlich tief gesunken durch die Bosheit eines Elenden."

Die junge Dame begann zu lesen; das Schreiben zitterte in ihrer Hand und wiederholt mußte sie inne halten, weil ein Strom von Thränen aus ihren schönen blauen Augen stürzte. Endlich hatte sie den langen Brief bis zum Schlusse durchgelesen.

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte sie händeringend, „welch' fürchterliche Enthüllungen; er, er ein Seeräuber und mit dem Blute des Nächsten befleckt; nein, nein, ich kann es nicht fassen, ich will es nicht glauben!" —

„Madame!" rief Burton höchst erstaunt, „die Theilnahme,

die Sie für den Unglücklichen äußern, ist zu tief, zu ergreifend, als daß hier nicht ein besonderer Umstand obwalten sollte!" —

„Sie haben es errathen!" erwiderte die junge Dame dann hastig, „Sie haben es errathen! — Vertrauen um Vertrauen! Aber Ihr Ehrenwort, daß Sie gegen den armen Schultze keine Sylbe über diesen Unglücklichen verlauten lassen; er kannte ihn als Knabe und liebte ihn zärtlich. Die furchtbare Entdeckung, die mir geworden würde dem armen Greise das Herz abdrücken und ihm den Rest seiner wenigen Tage auf das Bitterste vergällen."

„Ich gelobe zu schweigen!" antwortete Burton, die Hand auf's Herz legend.

„Nun denn, hören Sie; ich bin —," der Sprecherin stockte der Athem und purpurne Schamröthe übergoß ihr schönes Antlitz. — Sie vermochte keinen Laut über die Lippen zu bringen.

Endlich that sie sich Gewalt an, näherte ihren Mund dem Ohre Burton's und flüsterte leise und vom Schluchzen unterbrochen ein Paar Worte.

„Himmel!" fuhr Burton wie vom Blitze getroffen empor, „Sie wären — —"

„Keine Sylbe!" flehte die junge Dame, „gedenken Sie Ihres Versprechens."

„Sie haben Recht — ich muß, ich werde schweigen!" sagte Burton erschüttert; „was gedenken Sie aber nun zu thun?"

„Was die Pflicht mir vorschreibt!" entgegnete die junge Dame mit Energie, „ich kann den Unglücklichen nicht auf seiner jetzigen Bahn in's Verderben wandeln lassen. Master Burton — ich bin bei ihrem edlen Vorhaben Ihre Alliirte, nehmen Sie mich als solche an?" —

„Mit tausend Freuden!" rief Burton; „wenn noch eine menschliche Stimme Macht über das Gemüth des Unglücklichen hat, so wird es die Ihrige sein. Ich segne den Zufall, der mich hierhergeführt. — Und wissen Sie, warum ich gerade diesen Weg einschlug, um nach Valparaiso zu gelangen?"

Die junge Dame schüttelte verneinend mit dem schönen blonden Lockenhaupte.

„Ich war," sagte Burton, „seit einem Jahre unweit von Rio Janeiro sehr gut auf einer Plantage als Chef-Oekonom bedienstet und hörte schon lange von dieser deutschen Gemeinde, deren Zustände

mir in jeder Beziehung als paradiesische geschildert wurden. Als ich endlich aus diesem Brief meiner schon als todt beweinten Durga Aufenthalt erfuhr, faßte ich sogleich den Entschluß, mich mit ihr in Friedensthal anzusiedeln, wenn eben Alles mit den mir gemachten Beschreibungen übereinstimmte. Ich wollte mich deshalb schon auf der Hinreise nach Valparaiso überzeugen, wie es hier stünde, und aufrichtig gesagt, meine Erwartungen sind weit, weit übertroffen worden. Ich habe daher auch gerne des lieben Pastors Einladung schon deshalb angenommen, um mir sofort hier ein Besitzthum zu sichern und während meiner Abwesenheit ein nettes Häuschen bauen zu lassen. Gott sei Dank, besitze ich jetzt einige tausend Pfund, mehr als genügend, um in dieser abgeschiedenen Welt mir und meiner theueren Durga eine recht angenehme Existenz zu gründen. — Dort kommt Ihr Oheim — ich will ihn sogleich von meinem Entschlusse in Kenntniß setzen und dabei um seinen Rath, seinen Beistand bitten."

Der gute Pastor war höchst erfreut, als er Burton's Wunsch vernahm, der Gemeinde Friedensthal als Mitglied anzugehören. Der alte Herr vergaß darüber ganz seinen Aerger, heute, seit Jahren, einmal so gottlos spät aufgestanden zu sein.

„Wenn dem so ist," sagte Schultze, ganz jovial gestimmt, „dann wünsche ich, daß Sie recht bald von hier aufbrechen, um desto früher wieder in Friedensthal zu sein. Wann reisen Sie, mein lieber Henry?"

„Dies hängt nicht von mir, sondern von Ihrer Nichte ab, Herr Pastor."

„Ei, wie so?" frug der alte Herr ganz verwundert, und die Brillen auf die Stirne schupfend, sah er die beiden jungen Leute ganz verwundert an.

„Ich begleite Herrn Burton nach Valparaiso," bemerkte die junge Dame kurz, aber in bestimmtem Tone.

„Was, was?" stotterte der Pastor ganz perplex, „Du, Du willst fort von hier?"

„So ist es, mein guter Oheim, und mögen Sie mir deshalb nicht zürnen," sprach die junge Dame mit weicher, vibrirender Stimme, „eine unwiderstehliche Reiselust hat mich ergriffen. Mehr als zwei Jahre sind es, daß ich hier in Friedensthal verweile. Ich will

abermals ein Stück Welt sehen und ich schwöre Ihnen, daß ich vielleicht bald wiederkehren und Sie dann nicht mehr verlasse, nie mehr!"

„Ist das Dein Ernst?" frug der Pastor kopfschüttelnd; „hm, hm! da steckt wohl etwas Anderes dahinter, aber ich will, mein liebes Kind, durchaus nicht in Deine Geheimnisse eindringen. Mir genügt Dein Wort, edle Seele, daß Du gewiß wiederkommst, ja gewiß, nicht wahr, um mir meine müden Augen zuzudrücken."

Die junge Dame brach in Thränen aus und umarmte zärtlich den edlen Greis, der gleichfalls seine Augen naß werden fühlte.

„Geh', geh', mein Kind!" sagte endlich der Pastor, sich ermannend, „geh', lass' uns nicht schwach sein; ein Jährchen, vielleicht auch zwei kann ich Dir schon noch Urlaub geben, bis Du Deine letzte Liebespflicht an mir zu erfüllen hast. Also lass' uns wieder froh und fröhlich sein. Du ziehst in Begleitung eines Ehrenmannes von hinnen, und das beruhigt mich; also, lieber Burton, wie kann ich Ihnen wohl betreffs ihrer Ansiedlungspläne in Friedensthal am Besten dienen?"

„Nun, lassen Sie uns etwas Rundschau halten," meinte Burton.

„Mit Vergnügen; ich werde ein Paar meiner Pferde satteln lassen, und es sollte mich wundern, wenn wir nicht schon vor dem Mittagsessen mit Allem im Reinen wären," sagte der Pastor und ertheilte einem Knaben den Auftrag, im Stalle das Erforderliche zu besorgen. — —

Burton kehrte mit dem guten Schulze ganz entzückt zurück. Er hatte für sich einen Bezirk von etwa vierhundert Joch zur Urbarmachung ausersehen und sogleich deshalb mit mehreren Colonisten einen Vertrag abgeschlossen, so daß, wenn er in etwa drei bis vier Monaten nach Friedensthal zurückkehrte, ein Viertel dieses Bodens bereits gelichtet und sein Wohnhaus fix und fertig dastehen konnte.

Acht Tage hierauf brach Burton mit seiner schönen Begleiterin aus der Colonie auf. Drei Wochen später durchkreuzte die kleine Karawane die ungeheueren Ebenen der argentinischen Republik, von denen wir dem Leser nunmehr ein klares Bild zu entwerfen haben.

Das amerikanische Festland wird im Süden von der Magalhaensstraße begrenzt; im Westen erheben sich die chilenischen Andes

in der Nähe des großen Oceans, mit dessen Küste sie parallel laufen. Das Land im Osten dieser Gebirgskette bis zum Uruguay, Parana und zum atlantischen Weltmeere ist „argentinisches Gebiet“.

Im Norden bilden Paraguay, Chili und Bolivia die Grenze.

In dieser weiten argentinischen Region sind ausgedehnte Landstrecken, namentlich in den Grenzgegenden, ohne alle ansässige Bevölkerung. Auf manchen schiffbaren Flüssen wurde noch nie ein Nachen gesehen. Gerade der allzu ausgedehnte Flächenraum ist das größte und verhängnißvollste Mißgeschick für jene Staaten. Fast auf allen Seiten sind sie von Einöden eingeschlossen. Die Wüste dringt gleichsam bis in ihre Eingeweide, und unbewohnte Landstriche bilden die Scheidelinie zwischen den verschiedenen Provinzen. Unabsehbare dichte Wälder, große Ströme kennzeichnen das Land, der Horizont ist unsicher, er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten von Himmel und Erde; man weiß nicht, wo die letztere aufhört und der erstere beginnt. Im Norden wie im Süden liegen Indianer auf der Lauer; in Mondscheinnächten stürmen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und überfallen, gleich einer Truppe Hyänen, Heerden und Hirten. Dann und wann ziehen Wagen-Karawanen über die Pampas. Sie halten Rast; die Mannschaft lagert sich um ein Feuer und hält dabei unwillkürlich den Blick nach Süden gerichtet. Beim kleinsten Geräusch, wenn der Wind das dürre Gras bewegt, starrt der Karawanenführer in die düstere Nacht hinaus, um zu erspähen, ob irgend eine Indianerhorde in der Nähe sei und plötzlicher Ueberfall drohe. Sein Ohr hört nichts Verdächtiges, sein Auge vermag das tiefe Dunkel der Wüste nicht zu durchdringen; aber der Reisende ist darum nicht beruhiget, und um sich Gewißheit zu verschaffen, ob Alles sicher sei, betrachtet er genau das Ohr seines Pferdes und sieht zu, ob dasselbe sich nicht bewege und nach hintenzu hinabhänge. Ist das der Fall, dann weiß er, daß für den Augenblick der Feind nicht in der Nähe ist.

Aber der Reisende muß nicht blos gegen die Wilden auf der Hut sein, denn auch die Tiger und Schlangen können ihm gefährlich werden. Die Unsicherheit des Lebens ist auf dem flachen Lande andauernd und die Menschen haben sich daran gewöhnt; dadurch ist dem argentinischen Charakter eine gewisse stoische Entsagung auch im Angesicht eines plötzlichen gewaltsamen Todes aufgeprägt worden.

Der Mensch muß ja doch einmal sterben, gleichviel, auf welche Art, so denkt der Argentiner, und es ist ihm im Allgemeinen ziemlich einerlei, wie man stirbt. Auch auf die Ueberlebenden macht der Tod keinen tiefen Eindruck.

Der bewohnte Theil dieses großen Landes, das sehr verschiedene Climate in sich begreift, zerfällt in drei besondere Regionen; und in jeder einzelnen haben auch die Bewohner ein eigenthümliches Gepräge. In der nördlichen Region, welche in das Gran-Chaco verschwimmt, nehmen undurchdringliche Gestrüppwälder einen ungeheueren Flächenraum ein. Die Region in der Mitte bildet einen mit jener nördlichen parallel laufenden Gürtel, und in ihr wechseln baumlose Ebenen (Pampas) mit Gehölzen ab. An manchen Stellen überwiegt der Wald, welcher zuletzt in langes, stacheliges Haidekraut ausläuft, dann aber wieder erscheint, wo Flüsse den Baumwuchs begünstigen. Zuletzt bleibt jedoch nach Süden hin der Sieg unbestritten den Pampas und nun ist Alles freie, offene, unabsehbare Fläche, gleichsam ein Ocean mitten im Festlande.

Einen charakteristischen Zug dieses Landes bildet, man kann wohl sagen, die Anhäufung schiffbarer Gewässer, die von allen Himmelsstrichen her dem gewaltigen La Plata zuströmen. Aber diese herrlichen Verbindungswege, welche die Natur geschaffen, haben lange Zeit auf das Leben und Treiben der Bewohner so gut wie gar keinen Einfluß geübt. Die Nachkommen der spanischen Abenteurer, welche vor Jahrhunderten dieses Land in Besitz nahmen, hegen einen wahren Abscheu gegen Alles, was Schifffahrt heißt, und betrachten eine Barake oder Chaluppe wie ein Gefängniß. Sie setzen über Flüsse nicht etwa vermittelst eines Nachens oder einer Fähre, sondern richten ihren Gaul her und schwimmen, sich am Schweife festhaltend oder auf dem Rücken des Thieres sitzend, bis zur nächsten Insel. Dort ruhen sie aus und gelangen bald in derselben Weise zu einer andern Insel, und so geht es fort, bis das andere Ufer erreicht ist.

So verschmäht der Ga-ucho, denn so heißt der argentinische Pampasbewohner, den größten Segen, mit welchem eine gütige Natur das Land beschenkt hat. Der Fluß gilt ihm nicht für ein Band zum Verkehr, für eine belebende Ader, sondern für ein Hinderniß, welches seine freie Bewegung beeinträchtigt. Für ihn liegt das herrlichste Stromsystem der Welt ohne Nutzen da, für ihn sind die Vermejo, Pilcomayo, Parana, Rio Grande und Uruguay wie todt. Was an

Schifffahrt vorhanden ist, zeigt von Betriebsamkeit nicht der Argentiner, sondern der Ausländer. Die Spanier haben einmal nicht jenen inneren Antrieb und Drang zur Schifffahrt, welcher den germanischen Völkern im Blute steckt.

In den Pampas herrscht Einförmigkeit bis auf die Gebirge; nur San Luis und Cordova haben eigentliche Höhenzüge, und in der nördlichen Region senden die Andes einige Verzweigungen nach Osten hin. In Alldem liegt ein Element der Einheit und Zusammenhängigkeit für die Nation, welche einst diese Einöden bevölkern wird. Der Charakter des Landes selbst bringt der argentinischen Republik die untheilbare Einheit auf.

Auf der weiten Fläche, die in einer Ausdehnung von mehr als vierhundert Wegstunden von Salta nach Buenos Ayres und von dort nach Mendoza reicht, können beladene Wagen fahren, ohne irgendwo auf ein natürliches Hinderniß zu stoßen; der Mensch braucht nur da und dort ein wenig Bahn zu machen, indem er Bäume und Gestrüpp beseitigt. Mit leichtester Mühe lassen sich vortreffliche Verbindungswege herstellen; die Natur hat Alles dazu vorbereitet, sie bedarf nur geringer Nachhilfe. Der Karawanenführer in den Pampas hat seine eigenthümlichen Gewohnheiten, Ausdrücke und Tracht; er unterscheidet sich vor den andern Menschenkindern wie der Seemann vom Landbewohner. Der Capataz gleicht dem Führer der asiatischen Karawane; auch er bedarf eines eisernen Willens und entschlossenen Charakters, um sich der Freibeuter zu erwehren. Er duldet keinerlei Widerspänstigkeit. Beim geringsten Anzeichen von Ungehorsam unter seinen Leuten, den Treibern (Peons), greift er zu seiner mit Eisen beschlagenen Peitsche (chicote) und läßt sie unbarmherzig spielen. Einem Widerspänstigen gegenüber ergreift der Capataz ungern die Pistole; er steigt lieber von seinem Gaul herab, zieht sein Messer, das er mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu handhaben weiß, und behauptet damit Einfluß und Ansehen. Nie wird von irgend einer Seite her Reclamation wegen eines Menschen erhoben, der von der Hand eines Capataz gefallen ist, denn man nimmt allemal an, daß er durch gesetzliche Autorität um's Leben kam. Schon in dergleichen Einzelnheiten tritt die Gewaltthätigkeit hervor, welche für das argentinische Leben so bezeichnend ist; die Macht des Stärkeren gilt, der Befehlende unterliegt keiner Verantwortlichkeit, so wie man sie eben versteht, ohne sich auf Hin- und Herreden einzulassen oder an Formen

zu binden. Die Wagen-Karawane ist stets bewaffnet, auf jeden Karren rechnet man ein Schießgewehr, auch wohl zwei; manchmal ist auch ein kleines Feldgeschütz vorhanden, das sich auf der Lafette drehen läßt und auf dem vordersten Wagen steht. Die Karren stellt man zu einem Kreise zusammen, wenn die Indianer angreifen, und diese zusammengebundene Wagenburg bietet in der Regel ausreichenden Schutz. Dagegen fallen Maulthierzüge nicht selten diesen amerikanischen Beduinen in die Hände. Alle argentinischen Provinzen, mit alleiniger Ausnahme von San Juan und Mendoza, leben vorzugsweise vom Ertrag ihrer Heerden; Tucuman hat außerdem ein wenig Ackerbau. Buenos Ayres besitzt Millionen Stück Hornvieh und Schafe, daneben aber auch einen ausgedehnten Handel; es ist ein großer Stapelplatz und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den übrigen Städten.

In den argentinischen Pampas gibt es keine Nomadenstämme; der Hirt besitzt den Boden, welchen sein Vieh beweidet, als Eigenthümer; er wohnt an einer Stelle, die unbestritten ihm gehört. Aber er lebt vereinzelt; und damit der Hirt auf seinem eigenen Boden wohnen könne, ist es unumgänglich nöthig, daß die Gesellschaft aufgelöst werde, oder vielmehr, es kann sich bei solchen Umständen gar keine Gesellschaft bilden. Denn die Familien leben weit und breit über eine ausgedehnte Fläche verstreut und von einander entfernt. Man denke sich einen Raum von einem oder zwei Tausend Geviertmeilen. Er ist bewohnt allerdings; aber ein Haus ist vom nächsten Nachbar allermindestens zwei bis drei Stunden entlegen, sehr häufig acht bis zehn Stunden. Woher soll unter solchen Umständen Fortschritt und Entwicklung kommen, da obendrein Jedermann Viehzüchter und weiter nichts ist? An und für sich kann ein Heerdenbesitzer freilich ein gebildeter Mann sein; es ist z. B. möglich, daß er in seiner Einöde ein hübsches Haus baut. Aber auch dann ist und bleibt er vereinzelt, die Nacheiferung fehlt, sein Beispiel findet keine Nachahmung. Solch' ein Viehzüchter (Estanciero) fühlt nicht etwa, wie der Städter, das Bedürfniß, äußerlich mit Anstand aufzutreten, denn er kommt mit Niemand in Verkehr, außer etwa mit Seinesgleichen. Er muß sich manche Entbehrung auferlegen, und diese nimmt er zum Vorwand für seine Trägheit und Nachlässigkeit. Alles gewinnt einen barbarischen Zuschnitt. Gesellschaftliche Beziehungen sind nicht vorhanden, es gibt nur isolirte Familien, keine Vereinigung. Unter solchen Umständen wird auch eine eigene Regierung unmöglich; die Gemeinde

fehlt, und wie sollten die Arme der Gerechtigkeit des Missethäters habhaft werden? — Vielleicht gibt es in gesellschaftlicher Beziehung auf der weiten Welt kaum etwas Monströseres, als die Zustände der argentinischen Campannas. Die Indianerstämme in den Pampas sind gesellschaftlich stärker verbunden, als die Gaucho's, die Estanciero's. Diese haben keine res publica; bei ihnen ist, wir wiederholen es, der Fortschritt beinahe unmöglich. Wo soll z. B. die Schule sein? Die Familien leben viele Stunden weit von einander entfernt; wer soll den Kindern Unterricht ertheilen? Sarmiento bemerkt, daß er im Jahre 1826, als er in der Waldgegend von San Luis sich aufhielt, sehr jungen Männern aus wohlhabenden Familien im Lesen Unterricht ertheilte, und daß der jüngste Schüler zwanzig Jahre alt war. Unter solchen Umständen ist eine höhere Ausbildung nicht möglich, die Barbarei wird normal, und man kann von Glück sagen, wenn in den häuslichen Gewohnheiten etwas von moralischer Unterlage vorhanden bleibt. Daß die Religion bei dieser Zersplitterung und Auflösung der Gesellschaft zu kurz kommt, versteht sich von selbst.

Der Estanciero ist der christlichen Religion mehr oder weniger fremd geworden; er hat sich seine eigene Religion zurecht gemacht. Christenthum und spanische Sprache sind allerdings vorhanden, aber wie eine Ueberlieferung, die sich fortpflanzte ohne Unterricht; Cultus und Ueberzeugungen sind geschwunden, dagegen ist der Aberglaube desto stärker eingekehrt. In allen weit von den Städten entfernten Campannas trifft es sich häufig, daß Handelsleute, welche nach San Juan oder Mendoza kommen, aufgefordert werden, Kindern die Taufe zu geben, und diese Täuflinge sind oft ein Jahr und darüber alt. Mancher Priester hat Knaben vom Pferde herabgehoben und ihnen dann die Taufe gegeben.

Die Frau beaufsichtigt das Haus, bereitet die Speisen, scheert das Wollvieh, melkt die Kühe, macht Käse, bereitet grobe Leinwand oder Baumwollenzeug; überhaupt liegen den Weibern eine Menge von Beschäftigungen ob, und sie können von Glück sagen, wenn sich der Mann die Mühe gibt, ein wenig Mais zu pflanzen. Brot wird im Allgemeinen nicht gegessen. Die Knaben üben sich sehr früh im Gebrauch der Fangschnur und der Wurfkugeln an Kälber und Ziegen und werden auf's Pferd gesetzt, wenn sie nur auf eigenen Füßen stehen können. Sobald sie etwas herangewachsen sind, laufen sie im Feld zwischen den Wizcachalöchern umher und üben sich im Reiten.

Der Jüngling bändigt Füllen und reitet wilde Pferde zu. Das ist ein gefährliches Stück Arbeit, denn solch' ein Reiter ist eine Beute des Todes, sobald er auch nur einen einzigen Augenblick nicht aufpaßt. Der Bewohner der Pampas ist ein völlig unabhängiges Wesen und lebt im Müssiggange.

Als Mann tritt der Gaucho in's öffentliche Leben ein, falls überhaupt von einem solchen die Rede sein kann. An diesen Leuten ist nichts Spanisches mehr, als die Sprache und was sie etwa noch vom Christenthum beibehalten haben. Man muß sie mit eigenen Augen beobachtet haben, um den hochfahrenden, unbändigen Charakter zu begreifen, welcher sich bei diesen Leuten in jener wilden Natur herausarbeitet; kräftige Gestalten mit vollem Bart und ernstem Ausdruck. Sie sind erfüllt von tiefster Verachtung gegen den Menschen, welcher in der Stadt friedlichen Beschäftigungen nachgeht, und der vielleicht manches Buch gelesen hat, sich aber nicht im Mindesten darauf versteht, einen wilden Stier einzufangen oder ein unbändiges Pferd zu reiten; auch hat er gewiß niemals den Kampf mit einem Tiger Aug' in Auge bestanden. Der Gaucho thut das; er wickelt seinen Poncho um den linken Arm, steckt diesen der Bestie in den Rachen und rennt ihr sein Messer in den Leib. Er ist gewohnt, allen Widerstand zu besiegen, im Kampfe mit der Natur oben zu bleiben und ihr Trotz zu bieten; dadurch kräftigt sich seine Individualität ungemein, er steht durchaus auf eigenen Füßen.

Der Gaucho erkennt Niemand auf Erden als höher stehend an, und der Europäer kommt gar in allerletzter Linie, denn er gilt für keinen guten Reiter. In der gesetzgebenden Versammlung zu Buenos Ayres sprach General Mancilla während der ersten Blokade: „Was werden euch denn die Europäer anhaben, Leute, die nicht einmal eine ganze Nacht hindurch galoppiren können?“ Und das Volk klatschte und rief rasend Beifall.

Der Gaucho hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unterrichtete Menschen; er mag weder ihre Kleider leiden, noch ihre Sitten und Lebensweise. Alle physischen Eigenschaften des Menschen sind beim Gaucho stark entwickelt, desto weniger aber die moralischen. Er ist kräftig, hochfahrend, energisch, aber er hat nie Unterricht irgend einer Art genossen. Seine Bedürfnisse sind gering; er ist glücklich in seiner Armuth, weil er keine andern Vergnügen kennt als solche, die er allezeit haben kann. Zu arbeiten braucht er nicht, denn seine Heerde

gibt ihm Kleider und Nahrung, und die Beaufsichtigung des Viehes macht ihm keine Beschwerde. Die Traubenlese ist eine fröhliche Zeit für den Winzer; für den Gaucho gibt es keine festlicheren Tage, als jene, an welchen das Vieh mit den Brandmarken bezeichnet wird. Dann kommen die Estanciero's zwanzig Stunden weit her und wetteifern in der Geschicklichkeit, die Wurfschlinge zu handhaben. Der Gaucho reitet auf seinem vorzüglichsten Renner langsam bis in die Nähe der Stelle, wo das Brandmarken vor sich geht, hält in einiger Entfernung still und kreuzt, um gemächlicher zuschauen zu können, seine Beine über dem Halse des Rosses. Sobald Aufregung ihn erfaßt, steigt er ab, wickelt seine Fangleine auseinander und schleudert sie blitzschnell auf einen etwa vierzig Schritt entfernten Stier, um dessen Bein sie sich festschlingt. Weiter hat er nichts gewollt, und wickelt nun den Riemen wieder zusammen.

Der argentinische Landbewohner ist, wie man sieht, durch und durch Original und lebt außerhalb aller europäischen Begriffe und Anschauungen! Ueberall paßt sich der Mensch in Sitten und Gebräuchen der Eigenthümlichkeit des Landes, der Bodenbeschaffenheit desselben und dem Clima an. — —

Nach einer sehr beschwerlichen Reise, aber ohne allen Unfall, langten Master Henry Burton und seine schöne Reisebegleiterin etwa vier Wochen nach ihrem Aufbruche aus Friedensthal an der Küste des stillen Oceans an.

In Valparaiso fanden sie jedoch Durga nicht, wohl aber ein sehr umfangreiches Schreiben von ihr, in welchem sie alle ihre Erlebnisse, seit sie sich von ihrem Bräutigam in den Ruinen von Gutab-Minar getrennt hatte, genau schilderte und schließlich bemerkte, daß ihr edler Retter, durch Umstände gezwungen, sie nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, zu Valparaiso, sondern in der etwa vierhundert Seemeilen südlicher gelegenen Stadt Valdivia an's Land gesetzt, mit allem Nöthigen reichlich versehen und bei einer höchst achtbaren deutschen Familie untergebracht habe, wo sie sich noch zur Stunde befinde und der Ankunft ihres geliebten Henry mit Sehnsucht entgegenharre.

Da zwischen Valparaiso und Valdivia, welch' letzteres gleichfalls am Meere gelegen ist, eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung besteht, so brachen Burton und des Pastors Schultze liebenswürdige Nichte alsbald wieder von Valparaiso auf.

Pastor Henry veräußerte hier seine zwölf Pferde, die er für sich, die Dame, die mitgenommenen Diener und das Gepäck benöthigt hatte. — Um seine geliebte Braut zu schonen, wollte er zur Rückkehr nach Friedensthal den Seeweg um die Südspitze von Amerika benutzen, das heißt von Valdivia bis Rio Janeiro zu Schiff reisen.

Die einzige Sorge, welche jetzt Burton quälte, war die stete Erinnerung an des Brahminen räthselhafte Worte, welche die Möglichkeit in sich zu schließen scheinen, daß Durga seine natürliche Schwester wäre. — Aber er konnte, er wollte nicht daran glauben. — Er theilte sich in dieser Beziehung offen seiner Begleiterin mit, deren Scharfblicke und Urtheil er sein ganzes Lebensglück anheimstellen wollte.

Fand des Pastors Nichte die mindeste Spur einer Familienähnlichkeit in den Zügen Burton's und Durga's, so sollte, wie Ersterer hoch und theuer gelobte, die Vermählung aufgeschoben bleiben, bis Ganesas seine unselige Behauptung aufrecht erhielt und durch Beweise erhärtete, oder selbe als grundlos selbst fallen ließ. — — —

Neuntes Capitel.

Ein überraschter Diplomat.

Während wir Master Burton bald von süßen Hoffnungen in den siebenten Himmel gehoben, bald von gräßlichen Zweifeln bis in den tiefsten Abgrund der Hölle hinabgedrückt, seine wenig beneidenswerthe Fahrt von Valparaiso nach Valdivia antreten lassen, müssen wir uns wieder etwas nach dem Earl of Dundonald umsehen.

Das Glück schien alle Pläne dieses unheilvollen Mannes auf ganz außerordentliche Weise begünstigen zu wollen. Sir Edward war seit fast vier Jahren verschollen; Henry Morgan, sein natürlicher Sohn, hatte, selbst getäuscht durch die Documente, welche sein angeblicher Oheim den Gerichten vorgelegt, den Namen der Dundonald's, als der einzige legitime Erbe dieser hochberühmten Familie, angenommen und verlebte mit seiner schönen Frau die herrlichsten Tage in England; von Mary, Edward's Gemalin, war, seit sie von Tahiti spurlos verschwunden, nichts mehr zu sehen und zu hören. Die französischen Gerichte auf Tahiti sowie die englischen wiesen einstimmig dem Earl die einstweilige Verwaltung ihres zurückgelassenen enormen Vermögens zu, wobei für Sir Baldwin manches nette Milliönchen abfiel. Außerdem waren so ziemlich alle Mitwisser der niederträchtigen Intriguen, denen er diese fabelhaften Erfolge zu danken hatte, unschädlich geworden. Der alte Hemsen, der in Ostindien, auf Tahiti und in Griechenland sein Werkzeug gewesen, war auf einer Seereise sammt seiner

ganzen ehrenwerthen Familie ertrunken, und Simson, der schlaue, gewandte Simson, wurde in einer etwas plumpen Falle, die ihm sein Herr und Gönner gestellt, gefangen. Der Bursche war stark verliebter Natur, und so wußte es denn der Earl einzuleiten, daß er eines Tages in Italien durch den Dolch eines eifersüchtigen Ehemannes fürchterlich zugerichtet wurde. Simson erlitt Abeillard's Schicksal und siechte in Folge der übrigen vielen Verletzungen, die er empfangen, dahin, so daß seine Auflösung binnen kurzer Zeit zu erwarten stand.

Der Bösewicht ahnte durchaus nicht, wem er die Ueberraschung beim zärtlichen Stelldichein eigentlich zu verdanken gehabt; er ahnte es um so weniger, als der Earl über das seinen Liebling betroffene Unglück schier trostlos zu werden schien und Alles aufbot, um seine furchtbaren Leiden zu lindern. Er setzte Simson eine Jahrespension von 1000 Pfund aus und schied mit hellen Thränen von der „treuen Seele", wie er den Schurken fortan zu nennen beliebte, denn Sir Baldwin mußte reisen, weit reisen.

Die launenhafte Fortuna hatte sich nämlich nicht damit begnügt, den Earl mit Glücksgütern zu überschütten und alle seine Pläne mit Erfolg zu krönen, auch eine hohe Ehre, nach der er schon lange im Stillen geseufzt, wurde ihm jetzt zu Theil.

Die englische Regierung beabsichtigte schon lange, mit dem Wunder-Reiche Japan sich auf möglichst guten Fuß zu stellen, um die Handelsbeziehungen besser, freundlicher und deßhalb auch ergiebiger zu gestalten, als es bisher der Fall gewesen. Namentlich galt es, den Nordamerikanern, welche immer mehr und mehr den Handel mit Japan an sich rissen, alsbald einen Damm entgegenzustellen, und dazu war Sir Baldwin in der That der richtige Mann.

Nicht nur, daß er die Yankees von jeher ärger haßte, als irgend welch' andere Nation, weil er in ihnen stets die gefährlichsten Feinde Albion's erblickte, besaß er auch ein ganz eminentes Talent zur Intrigue, wie wir bisher wohl schon hinlänglich ersahen, und dabei einen solchen Grad von Gewissenlosigkeit, daß ihm jedes, auch das verwerflichste Mittel, zu Gesichte stand, wenn es nur zum Ziele führte.

Namentlich bestand seine Force in dem Spielen mit menschlichen Leidenschaften, die er wie die Tasten eines Claviers zu handhaben wußte, um daraus die ihm gefällige Melodie zu componiren.

Der Earl ging also an seinen Vertrauensposten mit großer Befriedigung und dem Bewußtsein des Sieges ab. Er hatte sich vorgenommen, wenigstens das Dreifache der Geldmittel, die ihm die Regierung zur Verfügung gestellt, aus eigener Tasche anzuwenden, um den Japanesen einen ordentlichen Begriff beizubringen, was eigentlich ein englischer Lord sei im Gegensatze zu den um Penny schachernden Yankees.

Wir müssen nun vor Allem das Terrain kennen lernen, auf welchem der Earl zu operiren hatte.

In Folge eines Friedens, der ununterbrochen länger als 200 Jahre anhielt, hat die Bevölkerung von Japan sich beträchtlich vermehrt und die Productionskraft des Landes zu einer Höhe gesteigert, wie sie nur die gesegnetsten Erdstriche kennen; es hat sich ein solches Gleichgewicht zwischen Ertrag und Verbrauch, Capital und Arbeit, zwischen dem Werthe der Erzeugnisse und der Tauschmittel herausgebildet, daß alle Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt werden und Niemand Mangel leidet. Dabei stehen die Japaner (einige Auswüchse abgerechnet, die wenigstens uns Europäern sonderbar erscheinen) auf einer höheren Stufe der Gesittung, als die meisten anderen Völker. Und diese Zustände haben sich unter einem Regierungssystem entwickelt, das an und für sich künstlich und im höchsten Grad unnatürlich und in seinen Grundsätzen verwerflich erscheint.

Japan hat fast dritthalb hundert Jahre lang die Ausländer fern gehalten, und während dieser Zeit gewannen die Verhältnisse folgenden Charakter. Außer dem höchsten Range des Mikado und dem daraus hergeleiteten Privilegium der Titelverleihung gab es thatsächlich keinen Siogun, der Kraft hat, den Organismus im Gange zu erhalten und zu handhaben. Die Daïmio's regieren ihre Landschaften als absolute Souveräne, sind aber dem Siogun, der im Namen des Mikado herrscht, für Alles, was dort vorgeht, verantwortlich; er läßt sie durch seine Aufpasser bewachen und hat die Macht, sie zu bestrafen, zu vernichten. Ihr Recht der unumschränkten Gewalt über ihre Unterthanen ist anerkannt, allein über ihnen steht der Siogun, der sie immer im Namen des Mikado züchtigt und absetzt, wenn sie willkürlich oder nicht nach seinem Willen handeln. Es ist im Grunde die uralte Verfassung: der Mikado ist, seinem göttlichen Rechte nach, unbeschränkter Herr aller Japaner; die Daïmio's regieren als erbliche Statthalter in seinem Namen mit

absoluter Gewalt so lange es ihm gefällt, das Recht des Mikado wird in seinem Namen von den Siogun's ausgeübt, welche ihn seinerseits in engen Schranken halten. Die Stellung des Mikado ist uralt; die Beschränkung der Großen hat der Siogun Iychas zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in ein System gebracht, das seinen Nachfolgern die absolute Gewalt sicherte. Die japanesische Regierungsform ist also von Grund aus eine durch und durch despotische. Nur wenn schwache Herrscher auf dem Throne saßen, haben in früheren Jahrhunderten die Großen das Joch abgeschüttelt und die despotische Oberherrschaft der Siogun's, Regenten, bekämpft; aber jedesmal machte sich die alte Regiernngsform einer absolut herrschenden Centralgewalt nach kurzer Unterbrechung wieder geltend. Das älteste, allgemein anerkannte Recht ist jenes des Mikado, und an dieses haben sich zu allen Zeiten die gegen den Siogun rebellirenden Großen gelehnt, um den Schein der Legalität für sich zu haben.

Etwas Aehnliches ist auch in der allerneuesten Zeit wieder vorgegangen.

Der Mikado, der geistliche Kaiser, steht als Göttersprößling mit seinem gesammten Hofstaat über allen Sterblichen. Die gemeinsame Benennung für diese Bevorzugten ist Kuge, alle andern Japaner heißen Geze. Diese Letzteren zerfallen in den Adel und das Volk, und diese Beiden sind durch fast unübersteigliche Schranken von einander geschieden. Die Adeligen heißen Samraï, Krieger; sie führen, etwas mythologisch, ihren Ursprung auf die Leibwache des Dsinmu zurück; damit nehmen sie ihren Antheil von der göttlichen Abstammung in Anspruch, und auf diese gründen sie die Rechte ihrer Stellung. Als Spitze dieses Adels stehen der Siogun oder Taikun, der weltliche Kaiser, und die Daïmio's da, als Grundherren des ganzes Landes. Der Siogun ist nur der reichste und mächtigste Daïmio, welcher im Namen des Mikado alle Uebrigen beherrscht. Von den achtundsechzig Landschaften, in welche Japan mit Einschluß von Iki und Tsusima getheilt ist, gehören ihm fünf, alle übrigen dem Lehensadel. Die Anzahl der Herrschaften soll über sechshundert betragen. Es scheint, als ob nur die Besitzer der größeren reichsunmittelbare Fürsten seien.

Alle Daïmio's sind verpflichtet, nach Maßgabe ihrer Einkünfte Soldaten zu unterhalten, auch der Siogun hat sein besonderes

Heer. Jedes Mitglied der Adelsclasse, jeder „Zweischwertige" ist Soldat, wird mit einem bestimmten Rang in der Armee geboren, muß das Waffenhandwerk lernen und als Jüngling schon seinem Lehensherrn den Eid der Treue leisten; von dem Augenblicke an erhält er von demselben einen gewissen Sold ausgezahlt, der zumeist in Reis besteht. — Den Namen Daïmio führen die Vornehmeren unter den Lehensfürsten; der minderbegüterte, vielleicht auch der neuere Adel wird als Siomia bezeichnet.

Die übrigen Samraï sind Vasallen und Trabanten des Siogun und der Daïmio's. Der Adel ist eine Art Kriegerkaste, zu welcher alle Beamten, die kaiserlichen wie die fürstlichen, die Gelehrten, ein Theil der Aerzte und die Priester mehrerer Secten gehören; es gibt aber in dieser Classe sehr viele Abstufungen. Aber alle jene Familien haben einen angestammten militärischen Rang, der sich durch das dem Einzelnen übertragene Amt nicht ändert; dieses letztere gilt als etwas Zufälliges, und scheint weder zu erhöhen noch zu erniedrigen; nur der militärische Geburtsrang hat Geltung. Ein gemeinsames Band umschlingt alle Samraï und sondert sie vom Volk ab, aus welchem nur selten Einzelne in den Adelstand erhoben werden. Diese Scheidung vom Volke ist uralt und die Kluft so groß, daß der wohlhabendste Kaufmann nur auf den Knieen liegend mit einem Samraï redet. Ein solcher kann niemals zum Volk hinabsteigen, sich nicht durch ein Handwerk oder durch Handel nähren, denn seine Geburt hat ihm bestimmte Verpflichtungen auferlegt. Wenn er sich wegen schlechter Führung aus dem Dienste gestoßen sieht, bleibt ihm gar kein ehrlicher Erwerb. Solche Verstoßene bilden die Classe der Lonine, Geächteten, Rechtlosen, und unter diesen gibt es viele gefährliche Menschen. Doch bedeutet der Ausdruck Lonin, d. h. Mann ohne Amt, an und für sich nichts Beschimpfendes; man bezeichnet damit auch Solche, die auf den Schutz der Gesetze verzichten, und um den Pflichten der Ehre, Loyalität oder Freundschaft zu genügen, blutige Rachehandlungen verüben. Der Adel unterscheidet sich äußerlich vom Volke durch gewisse faltenreiche Beinkleidung und durch zwei Schwerter, die im Gürtel getragen werden. Das einzige Vorrecht der Lehensfürsten und hohen Staatsbeamten, überhaupt also Aller, welche den Titel Kami führen, in der täglichen Kleidung ist ein feines, weißes Untergewand mit Linnen, das dem Körper zunächst getragen und nur in einem schmalen Streifen am Halse sichtbar wird.

Auch im Volke gibt es mancherlei Abstufungen. Der Ackerbauer darf ein Schwert tragen, die Kaufleute nicht. Aber Manche von ihnen lassen sich, weil sie als Diener eines Samraï das Recht auf ein Schwert haben, als Trabanten eines solchen Adeligen einschreiben und zahlen beträchtliche Summen, um dieses Vorrecht zu erwerben. Aber im gewöhnlichen Leben tragen weder sie noch die Landleute ein Schwert; der Samraï dagegen legt auf der Straße seine beiden Schwerter niemals ab, und im Hause nur das größere, zweihändige. Die Form der Klinge ist für jeden Stand genau vorgeschrieben. Manche reichere Kaufleute erhandeln sich das Recht, ein Schwert zu tragen, vom Siogun; sie beziehen dann als dessen Diener einen geringen Jahresgehalt, übernehmen aber die Verpflichtung, Geld vorzuschießen; sie sind die Hofbanquiers.

Ueber die Einrichtung der Staatsverwaltung sind wir immer noch nicht völlig im Klaren. Als höchster Beamter steht der Regent da; sein Amt tritt aber nur in Kraft, sobald ein unmündiger Siogun den Thron inne hat. Aber auch abgesehen von diesem Verhältniße zum Mikado ist der Siogun nicht absoluter Herr. Seine frühere unbegrenzte Macht hat sich allmälig verringert, so daß er gegenwärtig recht wohl mit einem constitutionellen Fürsten zu vergleichen ist, in dessen Namen Gesetze und Beschlüsse ausgefertigt werden, und zwar das Recht hat, neue Gesetze anzuerkennen oder abzulehnen, aber nicht selbstständig zu erlassen. Die oberste Gewalt liegt in den Händen des Reichsrathes Gorodiu (Gorodschio). Gewöhnlich bedarf Alles, was der Rath anordnet, der Genehmigung des Siogun, um Gesetzkraft zu erhalten; aber bei Angelegenheiten, die unverzüglich erledigt werden müssen, wird diese Sanction nicht immer vorher eingeholt, sondern die Befehle gehen häufig direct vom Gorodiu aus und werden nachher vom Fürsten bestätigt. Die Politik dieses Reichsrathes ist für die Europäer von der größten Wichtigkeit; sind die Mitglieder des Cabinets für den Handel mit dem Auslande, dann florirt der auswärtige Handel, im entgegengesetzten Falle werden hundert Schwierigkeiten ausgedacht, um diesen Handel zu hemmen.

Außerdem gibt es noch einen Staatsrath Kokusi (die Europäer sagen gewöhnlich Gokchis). Derselbe besteht aus achtzehn Lehensfürsten (Daïmios), die den ältesten Geschlechtern angehören. Sein Amt ist, alle neuen Gesetze zu prüfen und vor Allem darauf

zu sehen, daß das alte Grundgesetz Japans nicht verletzt werde. Man muß sie als Vertreter des Mikado und seiner Rechte ansehen. Wenn es belangreiche Veränderungen der uralten Zustände des Reichs betrifft, dann haben sie selbst das Recht, alle Daïmio's zu einer Generalversammluug zusammenzurufen, in welcher sie den Vorsitz führen. Eine solche außerordentliche Versammlung fand 1853 statt, als der Commodore Perry unerwartet mit dem nordamerikanischen Geschwader in den japanischen Gewässern erschien und energisch verlangte, die Japaner sollten ihr altes System der Abschließung aufgeben. Die Mitglieder des Kokusi sind in ihren Provinzen beinahe ganz unabhängig; Viele dulden nicht einmal, daß ein kaiserlicher Beamter sich in ihrem Gebiete aufhalte, wenigstens nicht officiell. Der Fürst von Satsuma hat sogar die Gewohnheit, Abgesandte des Hofes von Jeddo, die ohne seine Erlaubniß zu ihm geschickt werden, einfach wieder über die Grenze zu spediren. Außer den allgemein giltigen Reichsgesetzen geben sie noch besondere Verordnungen, die nur in ihrer Provinz giltig sind. So hat der Fürst von Satsuma strenge Verbote gegen den Luxus erlassen und verlangt, daß sich jeder ohne Ausnahme impfen lasse.

An der Spitze der verschiedenen Verwaltungszweige stehen die Bunyo's, welche meist den höchsten Familien des Hofadels angehören; viele derselben führen den Titel Kami. Alle hohen Staatsbeamten, Gesandten, Generäle, Unterstaats-Secretäre, Regierungs-Präsidenten, Steuer-Directoren u. s. w. heißen Bunyo's. Von den Bunyo's ist die große Schaar der Ober- und Unterbeamten oder Yakunin's abhängig, für deren ganzes Benehmen und Verfahren sie verantwortlich sind. Jeder kaiserliche Statthalter nimmt seine Unterbeamten mit sich in die Provinz und zurück mit in die Hauptstadt. Unbedingter Gehorsam gegen den Vorgesetzten ist die unverbrüchliche Regel; jede Abweichung davon gilt für ehrlos.

Um aber darauf zu sehen, daß der Dienst überall dem Gesetze gemäß geschehe, besteht aber noch eine besondere Beamtenclasse, die Ometske, d. h. Aufseher. Sie sind die Obercontroleure in allen Verwaltungsangelegenheiten. Ihr Dienst ist öffentlich und officiell; es ist demnach ganz falsch, sie den Spionen gleichzusetzen und, wie es wohl geschehen ist, Ometske kurzweg mit Spion zu übersetzen. Das Gesetz verlangt keineswegs von ihnen die Spionage, vielmehr haben sie in vielen Fällen das Recht, auf ihre Verantwortung hin, Ab-

weichungen vom Gesetze zuzulassen, und in solchen Fällen, wo das Gesetz Nichts bestimmt, Beschlüsse zu fassen. Dann müssen sie aber darüber nach Jeddo berichten und Genehmigung einholen. Folgendes Beispiel mag zur Erläuterung dienen. Als im Jahre 1855 die Navigationsschule in Nagisaki (spr. Nangasaki) errichtet wurde, versah der Ometske Nagai Gomba no Kami die Stelle eines Directors an der Anstalt und zugleich den Posten eines Obercontroleurs beim Gouverneur der Stadt. Das geschah hauptsächlich, weil das japanische Gesetz Nichts für den Fall enthält, daß Japaner von Europäern unterrichet werden. Nun war Nagai berechtigt, auf seine Verantwortung hin, Alles zu regeln und zu bewilligen, was sich auf die Schule bezog. Dadurch wurde natürlich viel Zeit gewonnen, denn sonst hätte man um jede Kleinigkeit erst nach Jeddo schreiben und von der Regierung Bescheid holen müssen. Nur in ganz seltenen Fällen fragte der Ometske in der Residenz an.

Die Gemeindebehörden sind den kaiserlichen Statthaltern verantwortlich. Städte und Flecken sind in Straßen abgetheilt, deren jede etwa hundert Häuser umfaßt; sie können durch Thore von den benachbarten Straßen abgeschlossen werden. Jeder Hausvater hat für seine eigene Familie und für die fünf ihm zunächst wohnenden einzustehen. Der Ottona, Gassenmeister, hat zwei Gehilfen, die Kasira; er ist für seine Straße dem Viertelmeister verantwortlich, und dieser seinerseits dem Bürgermeister, dieser dem kaiserlichen oder fürstlichen Beamten, und ein Generalaufpasser hat die Obliegenheit, von Allem, was vorgeht, zuerst unterrichtet zu sein und den Behörden Anzeige zu machen. Am Ende jeder Straße steht ein Wachthaus, wo die Kasira und der Reihe nach die Hausväter die Wache beziehen, Nachts Umgänge halten, durch Zusammenschlagen zweier Hölzer die Stunden anzeigen und von Hochwarten aus nach Feuersbrünsten spähen, welche dann durch Glockenklang verkündigt werden. Bei Unruhen, Brand oder Straßentumult hat jede Familie einen Mann Wache zu stellen, und dann befehligt der Ottona. Dieser führt auch die Listen über Geburten, Heiraten und Sterbefälle und verwaltet das Gassenvermögen, an welchem alle Hausväter Antheil haben. Niemand kann ein Haus erwerben ohne Zustimmung des Ottona und der Nachbarn, welche für ihn mitverantwortlich werden. Grund und Boden scheinen überall dem Siogun oder den Lehensfürsten zu gehören; der Grundzins ist in manchen Gegenden hoch und verändert sich jährlich

nach dem jedesmaligen Ertrage, er scheint aber auch die einzige Steuer zu sein. Die Justiz ist mit der Verwaltung verbunden; kleine Händel werden von den Gemeindebeamten geschlichtet, alle Sachen von Belang kommen vor die Regierungsbehörden; Processe gibt es nicht, und das Amt der Advokaten ist unbekannt.

Die gewöhnlichen Strafen sind Hinrichtung, Verbannung, Gefängniß. Todesstrafe ist schon auf Diebstähle von geringem Belang gesetzt und wird gewöhnlich durch das Schwert vollzogen; schwere Verbrechen werden mit Kreuzigung und andere martervolle Todesarten bestraft.

Die Hinrichtung durch Henkershand ist auch für die Familie des Verbrechers entehrend; seine Nachkommen werden unfähig, in die durch Geburt ererbten Rechte einzutreten. Es ist daher eine Gnade des Siogun, wenn er den Leuten vom Stande, die das Leben verwirkt haben, das Harakiru, Bauchaufschlitzen, befiehlt, dann bleiben ihre Verwandten und Nachkommen in Ehren. Gewöhnlich kommen die Schuldigen der Strafe durch freiwillige Selbstentleibung zuvor. Das gemeine Volk scheint keinen Antheil an dieser Wohlthat zu haben.

Wohlstand und Gesittung haben sich unter den oben geschilderten Verhältnissen bedeutend gehoben; der Charakter der Japaner ist gegen früher nicht verändert, aber ihre Sitten sind in Folge mehrhundertjährigen Friedens milder, ihre Anschauungen feiner und menschlicher geworden. Das System, welches der erste Siogun gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts einführte, war, gegen die frühere Verwilderung gehalten, eine große Verbesserung. Die zügellose Willkür der Lehensfürsten machte einem strengen, despotischen, aber wohlgeordneten und einigen Regimente Platz, während die Allmacht der Siogun durch die Verhältnisse beschränkt wurde; sie war ja nicht vollkommen legal und der uralte Mikadothron auf keine Weise zu beseitigen. Auch heute noch wird kein Japaner zugeben, daß der Siogun, obgleich absoluter Herr, der erste Mann des Reiches sei. Er bedurfte stets, um die Großen zu zügeln, der Gunst und Zustimmung des Volkes, welche er nur durch ein weises und gerechtes, den Bedürfnissen des Landes angemessenes Regiment für sich gewinnen konnte. Das Regierungssystem ist durch und durch despotisch, aber die verschiedenen Factoren halten einander dermaßen das Gleichgewicht, daß Gerechtigkeit geübt werden mußte, und das Volk sich wohl befand.

Diese äußere Nothwendigkeit hat aber auch ein inneres Bedürfniß hervorgerufen, und man kann wohl behaupten, daß unter den gebildeten Classen gute und ehrenhafte Gesinnungen allgemein und vorwiegend sind. Die Ehre ist das leitende Princip der höheren Stände, legt die höchsten Verpflichtungen auf, gilt als Attribut der edlen Geburt und ist Quelle aller hohen Tugenden. Der Begriff der Ehre ist in Japan bis zum Extrem ausgebildet und dadurch auch zum Ursprung vieles Bösen geworden, denn jeder Flecken daran muß mit Blut getilgt werden. Daher die vielen Morde und Selbstentleibungen unter den höheren Classen.

Leitstern und gleichsam Religion der Volkes ist die ungemessene Ehrfurcht vor seinen Gebietern; dies ist die Quelle seiner guten Gefühle und die Grundlage seines Wohlbefindens. Das Verhältniß ist ein patriarchalisches. Von jeher war der Japaner gewohnt, sich regieren zu lassen; er hat wohl niemals den Gedanken gefaßt, an der Herrschaft Antheil zu nehmen. Das Bedürfniß nach Freiheit würde sowohl bei stärkerem Drucke, als bei ungehemmter Entwickelung rasch aufkeimen; aber die Siogun s haben es verstanden, dem Volke ein ruhiges, friedliches Leben zu bereiten und zugleich seiner neuen Entwickelung bestimmte Grenzen zu setzen; nach Heldentugenden würde man unter dem Volke vergeblich fragen, aber an Bürgertugenden ist es reich. Die Regierung übt die strengste Aufsicht und leidet keinen Uebergriff.

Man könnte glauben, daß in Folge der unausgesetzten Beaufsichtigung das Volk gedrückt und argwöhnisch wäre, aber ganz das Gegentheil ist der Fall; man findet es heiter, aufgeweckt und offen. Kein Verbrechen bleibt verborgen, aber der Redliche hat Nichts zu befürchten. Die Strenge der Strafe und die allgemeine Mitverantwortlichkeit machen die Tugend zunächst zur nothwendigsten Gewohnheit; das gute Gewissen erzeugt einen heiteren Sinn, und auch das von der Obrigkeit anbefohlene Beharren bei den alten, einfachen mäßigen Gewohnheiten trägt wesentlich dazu bei, die Japaner lebensfroh, zufrieden und frisch zu erhalten. Ihr Verkehr unter einander und vor Allem das Familienleben ist so erfreulich, wie man es nur bei den gebildeten, europäischen Völkern findet. Sie zeichnen sich aus durch Höflichkeit, Freundlichkeit gegen die Ihrigen sowohl als gegen Fremde, durch ein anständiges, gleichmäßiges Benehmen, durch Frohsinn, Herzlichkeit und gute Laune;

schlechte Manieren, Roheit und Zänkerei bemerkt man selten. Die Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande sind freundlich und unbefangen, die Männer begegnen ihnen zart und ehrerbietig, vor Allem ist aber die Behandlung der Kinder auf das Aeußerste sorgsam und liebevoll. Freunde und Nachbarn leben wie bei uns im geselligen Verkehre mit einander; man ladet einander ein, man macht Landpartien und ergötzt sich in unbefangener Unterhaltung. Die größte Lust des japanischen Bürgers ist, den schönen Festtag mit Frau und Kind und guten Freunden in der freien Natur zuzubringen; man besucht die Todtenäcker, Kami-Höfe und schön gelegenen Theehäuser; die Aelteren ergehen sich in heiteren Gesprächen, die Jüngeren spielen gesellige Spiele, angeln oder schießen mit kleinen Bogen nach der Scheibe, beides Vergnügungen, denen auch die weibliche Jugend hold ist. Man dürfte bei andern asiatischen Völkern vergebens nach solcher Lebenslust und Genußfähigkeit suchen, denn China ist heute eine Ruine.

Man kann mit Recht behaupten, in ganz Asien verstehen die Japaner allein den Werth und Genuß eines Spazierganges zu schätzen.

Während andere Asiaten nach nothdürftig gethaner Arbeit stundenlang schläfrig auf ihren Fersen hocken, rauchend, Betel kauend oder in völliger Apathie in die Luft starrend, ist die Erholung der Japaner immer eine thätige.

Der Unterricht der Jugend im Lesen und Schreiben, in der vaterländischen Geschichte und in der Moralphilosophie wird sehr eifrig betrieben und es gibt Bildungsanstalten der verschiedensten Grade. Die Schreibekunst ist auch unter den niederen Ständen allgemein verbreitet, und das Lesen bildet eine Hauptbeschäftigung aller Classen In allen Straßen findet man Buchläden, in denen nicht nur japanische und chinesische Schriften, sondern auch Uebersetzungen europäischer Werke über Länder- und Völkerkunde, Astronomie und fast alle Zweige der Naturwissenschaften, über Medicin, Waffenkunde, Taktik u. s. w. zu haben sind. Die Bücher sind so unglaublich wohlfeil, daß man einen sehr starken Verbrauch annehmen muß.

Wenn die Japaner den Fremden gegenüber mißtrauisch geworden sind, so tragen diese selbst den größten Theil der Schuld.

Mit einem Worte: Die Japaner sind ein höchst respectables Culturvolk, im hohen Grad intelligent, thätig, energisch

und arbeitsam. Ueberall im Lande sieht man Leben und Bewegung, auf den Straßen, den Feldern, in den Werkstätten herrscht unermüdliche Rührigkeit. Japan ist wie ein Garten, jedes Fleckchen urbar gemacht, und der Anbau zieht sich bis hoch auf die Gebirge. An Körper und Anzug sind die Japaner auf das Aeußerste reinlich, dabei in Folge des täglichen Badens, der unablässigen Bewegung in frischer Luft und vielfacher körperlicher Uebungen in hohem Grade abgehärtet, kräftig und gewandt. Sie sind ein gesundes und glückliches Volk, das der Fremden sehr wohl hätte entbehren können.

Das Colorit der japanischen Straßen ist einförmig; schwarzgraue Dächer, hier und da mit weißer Spitzenverzierung, feuerfeste Häuser von schwarzem oder weißem Stuck; alles Uebrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Nuancen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgestaltigen Aushängschilder, welche deren Bestimmung meist symbolisch anzeigen und dem Fremden eben so unverständlich sind, wie die sie begleitenden Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen; vor den größeren Kaufhäusern aber steht meist ein hohes Balkengerüste von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder rother Inschrift auf buntem Grunde herabhängt; zuweilen thront auf dem Firstbalkon ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweif. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen ist durchaus harmonisch.

Kleiderhandlungen, deren es in allen chinesischen Städten so viele gibt, sieht man in Jeddo nicht; man scheint sich nach alter guter Sitte seinen Rock beim Schneider zu bestellen. Die Samraï würden fertige in der That nicht brauchen können, da ihr Wappen oder das ihres Lehensherrn vor dem Nähen in den Stoff eingefärbt werden muß. Der Schnitt ist übrigens so einfach, daß die meisten Kleidungsstücke wahrscheinlich im Hause von dem weiblichen Theil der Familie verfertigt werden; man sieht die Frauen und Mädchen vielfach mit Näharbeiten beschäftigt.

In den Fächerläden findet man dieses allerunentbehrlichste Ge-

räth der Ostasiaten in unendlicher Mannigfaltigkeit, groß und klein, schwer und leicht, fein und grob. Das Gestell ist aus Bambus, die Bekleidung Papier, weiß, schwarz und buntfarbig, mit Goldsprenkeln, bedruckt und bemalt, von der saubersten Arbeit.

In anderen Läden werden Sonnen- und Regenschirme verkauft; ihr Gestell ist ebenfalls ganz von Bambus, der Ueberzug von geöltem Papier, bald weiß, bald blau oder grau; auch diese Arbeiten von erstaunlicher Nettigkeit und unglaublich wohlfeil; ebenso die Regenmäntel aus geöltem Papier, die, vollkommen undurchdringlich und haltbar, nur einen Bu — einen halben Thaler — kosten. Eine besondere Art tragen die Landleute; sie sind aus feinem Stroh geflochten, das außen lang herabhängt wie dichtes Haar. Solch' Bäuerlein mit dem pilzförmigen Regenhut und dem Strohmantel sieht aus wie ein wandernder Schober.

Die unterhaltendsten von allen Kaufläden sind die Trödelbuden; es gibt deren in Jeddo unzählige von den verschiedenen Classen wie bei uns, vom „magasin d'objets d'art et d'antiquités„ bis zum Alteisen-Kram herab. Man sieht dort die schönsten Sachen, und fühlt sich jeden Augenblick versucht, still zu stehen, alle die Raritäten zu begaffen, zu betasten, denn in Japan hindert daran keine neidische Glasscheibe. Der Laden nimmt meist die ganze Front des schmalen Hauses; der Estrich, auf dem der Besitzer kauert, ist zugleich Ladentisch. Die Waare wird, wie bei uns, in den Schaufenstern zur Seite und im Grunde auf Gestellen ausgelegt oder hängt an Schnüren von der Decke herab. — Bei größeren Handlungen dehnt sich das Waarenlager durch weitläufige Gelasse nach dem Hintergebäude aus. — In den Trödelbuden findet man alte Lack- und Broncesachen und allerlei Hausrath; ferner besonders schöne Metallverzierungen zu Brief- und Tabakstaschen und Knöpfe zum Festhalten der letzteren. Der japanische Luxus beschränkt sich auf wenig Gegenstände; darunter stehen die Zierathen der Rauchgeräthe in erster Reihe; man sieht sie bei den Trödlern in unglaublicher Menge und Mannigfaltigkeit und von der kunstreichsten Arbeit, vor Allem die Taschenhalter. Bald sind es breite Knöpfe von Horn, Holz, Elfenbein oder Metall, in Relief geschnitzt, mit kunstvoller Lackarbeit, getrieben, ciselirt, emaillirt, bald Thier- und Menschengestalten oder Gruppen davon en ronde bosse geschnitten, viele, namentlich unter den ältern, von der allervortrefflichsten Zeichnung und Ausführung. Die meisten Darstellungen

sind humoristisch und von erstaunlicher Lebendigkeit, dabei mit tiefem Verständniß der Natur, bald breit und skizzenhaft hingeworfen, bald mit vollendeter Meisterschaft bis in das Kleinste fertig gemacht. Die Metallarbeiten sitzen oft als runde Schilde in Knöpfen von Elfenbein oder hartem Holz, andere bilden die Schlösser der Brief- und Tabakstaschen; sie werden aus verschiedenen Legirungen gefertigt, deren Hauptbestandtheil Kupfer zu sein scheint. Oft sind in einem Schloß oder Knopf von kaum einem Quadratzoll Oberfläche drei- bis vierfarbige Legirungen in getriebener, ciselirter, eingelegter und tiefgeschnittener Arbeit mit ausgesuchtem Verhältniß zu einem Ganzen verschmolzen; die Farbencontraste bilden dabei einen wesentlichen Reiz. Der Geschmack und die Kunstfertigkeit der Japaner in diesen kleinen Arbeiten ist unübertroffen. Auch hier walten neben rein ornamentalen Mustern die humoristischen Sujets vor; außerdem sieht man Thiere, fabelhaft phantastische Drachen, Ungeheuer und Gespenster, Blumen und Blätter, Darstellungen aus dem täglichen Leben und tausenderlei Anderes. Beispielsweise mögen hier einige beliebte Gegenstände genannt werden: der Hase als Apotheker, vor einem Mörser den mächtigen Stößel rührend; ein Kater, der mit sentimentaler Geberde im Mondschein tanzt; ein Drache zwischen den Wolken, eine schöne Zauberin tragend; Schatzgräber, einen Kasten öffnend, aus dem humoristische Gespenster aufsteigen; eine Reihe tanzender Kinder; ein Blumenstrauß; ein Ritter im Waffenschmuck; Schwalben, über die bewegte See fliegend; ein Hahnenkampf, wobei der eine als Dämon erscheint; eine Gruppe von Fischen; ein Angler am Wasser im Regen u. s. w. Der zuletzt Genannte scheint unglaublich für eine Metallarbeit, und doch ist die Darstellung wahr, charakteristisch und anziehend. Die japanische Kunst hat den großen Vorzug, Charakteristik und Verständniß niemals der minutiösen äußeren Wahrheit zu opfern, während unsere modernen Darstellungen oft so richtig sind, daß man sie kaum erkennt.

Von ausnehmender Vortrefflichkeit sind ferner die Arbeiten der Japaner in ciselirtem Bronceguß, und auch unter diesen besonders die älteren. Vor Allem werden Thiere dargestellt, in den kleineren Stücken vorzüglich Schildkröten, Fische, Eidechsen, Schlangen, Grillen, Käfer, andere Insecten auf Blättern und Schilf; an den größeren Arbeiten kommen Reiher, Drachen, Tiger, ein phantastischer Fasan und mythische Löwen vor. Die Formen der Gefäße sind sehr ansprechend und mannigfach und erinnern oft an altgriechische Muster.

Zuweilen ist die Verzierung gravirt oder in silbernem Umriß eingelegt, gewöhnlich aber von erhabener Arbeit; der Guß ist rein, die Ciselirung breit und frei, und wahrhaft künstlerisch. Aus den meisten älteren Werken spricht große Kraft und Eigenthümlichkeit der Conception, Bewußtsein des Gewollten, Klarheit der Anordnung, Verständniß der Natur und Sinn für Maß und schönes Verhältniß. Die Zeichnung ist oft seltsam energisch und kühn.

Die Anwendung des Papiers ist wohl nirgends so allgemein als dort; es dient, außer zum Schreiben und Drucken, zu Fensterscheiben, Taschentüchern, zu Kleidungsstücken, Lichtdochten, Bindfaden und hunderterlei Anderem, vorzüglich auch, wie schon erwähnt, als Leder. Die Masse nimmt jede Oberfläche und Farbe an, deren das natürliche Leder fähig ist, und man hat in Japan sogar alte französische Ledertapeten täuschend davon nachgemacht. Den Hauptbestandtheil alles japanischen Papiers bilden die Bastfasern eines Maulbeerbaumes, Morus (Broussonetia) papyrifera; doch sollen noch mehrere andere Pflanzen, darunter auch der Bambus, die Ingredienzien zu den verschiedenen Sorten liefern. Einige Arten zeichnen sich durch große Festigkeit aus und sind kaum zerreißbar, andere durch Feinheit und Glanz. Die Farbe ist sehr verschieden, meist gelblich; das helle kalte Weiß unserer mit Chlor gebleichten Fabrikate kennt man in Japan nicht. Sehr hübsch sind viele ihrer bunten und goldgespenkelten Papiere, besonders aber eine Art, die bisweilen zu Fensterscheiben verwendet wird, mit feinem, als durchsichtiges Wasserzeichen eingepreßtem Muster. — Die Mannigfaltigkeit ist weit größer, als in der europäischen Fabrikation.

Spielzeugläden gibt es in Jeddo unzählige, gewiß mehr als in irgend einer Stadt; die Japaner sorgen auf das Liebreichste für ihre Kinder und sind sehr erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen; — die Mädchen spielen dort so gern damit, wie bei uns; die Knaben haben ihre Säbel, Peitschen, Steckenpferde, und man findet Spielsachen für jedes Alter und Bedürfniß. Kreisel gibt es gegen dreißig Arten, viele sehr künstlich; sie laufen bergan, tanzen auf dem Seile, zerspringen in Stücke, die sich weiter drehen u. s. w. Ihre Drachen haben die abenteuerlichsten Gestalten und machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn

die Japaner überhaupt bei allem Lebensernst große Freunde von Scherz und Spiel sind.

Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von köstlichem Humor, zu denen jetzt die Fremden in Yokuhama vielfach den Stoff liefern müssen; daneben sieht man Landschaften, Thiere, Mordgeschichten und andere Genre-Sachen, auch schöne Damen in prächtigem Schmuck. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Schon ihre Schrift übt die Hand und das Auge, und da es Erforderniß ist, nicht nur zu schreiben, sondern schön zu schreiben, so wird von Jugend auf viele Zeit und Sorgfalt auf diese Kunstfertigkeit verwendet. Die Darstellung der chinesischen Schriftbilder in schönem Schwung und Verhältniß ist eine Hauptbedingung der japanischen und chinesischen Bildung, und in ihren Gedichten sollen nicht bloß Sinn und Form, sondern auch der schönste Fluß der Schriftzüge wirken; sie verlangen für das Auge, was wir in Klang und Silbenfall für das Ohr fordern, und begeistern sich für kalligraphische Virtuosität etwa wie der Europäer für Bravourgesang und wohltönende Declamation. Die Bildung des Auges und der Hand ist ein wesentlicher Theil der Erziehung und trägt gewiß neben der natürlichen Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe der Japaner nicht wenig zu ihrer Befähigung und Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Man findet in allen Buchläden illustrirte Werke in unverhältnißmäßiger Zahl und Hunderte von bloßen Bilderbüchern. Illustrirt sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen, taktischen Bücher, — sowohl original-einheimische als aus dem Holländischen übersetzte: — ferner die Werke über Waffen, Pferde, Jagd und Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht, Architektur, über Erdbeben, Astronomie, Meteorologie, ihre Staatskalender und Genealogien, Romane, Geschichtsbücher und historischen Monographien, ihre mythologischen, ethnographischen, archäologischen Werke. Die Bilderbücher enthalten bald landschaftliche Darstellungen, bald Scenen aus dem täglichen Leben und der Natur im Kleinen. Es gibt Bilderfibeln, Fecht- und Reitschulen und eine Zeichnenschule, wo neben den ausgeführten Vorbildern der Grundbegriff der Form in mathematischen Linien ausgedrückt ist. Meisterhaft sind vor Allem ihre Zeichnungen von Vögeln, Fischen und Insecten, — davon gibt es viele Sammlungen. Die Mehrzahl der Bilderbücher enthält ein buntes Allerlei; man findet oft die wider-

sprechendsten Dinge mit ausgelassener Laune auf einem Blatte durcheinander geworfen; sie sind unerschöpflich in drolligem Humor. Andere Bände haben offenbar nur künstlerische Bedeutung, als: facsimilirte Skizzenbücher, viele Blätter vortrefflich, einige freilich, die an Extravacanz der Zeichnung Alles übertreffen, was europäische Schule jemals darin geleistet hat. Alle ihre Darstellungen sind bei vielen Zeichnenfehlern von unglaublicher Lebendigkeit und zeugen von Verständniß und Sinn für die Bedeutung und Charakteristik der Formen.

Die Japaner benützen Schatten- und Lichtflecken unwillkürlich für die Zwecke der Deutlichkeit und malerischen Wirkung und stellen die Localfarben ohne Rücksicht auf ihren gegenwärtigen Werth nebeneinander; so erscheint die Sonne oft als ein dunkelrother Ball auf dem hellblauen Himmel. Die Richtigkeit ist durchaus Nebensache. Langweilige Stellen, wie Dächer und dergleichen, werden gewöhnlich durch Wolken verdeckt. Auch um Linearperspective, welche sie sehr genau kennen, kümmern sie sich nur soweit es bequem und zweckmäßig ist, lassen sich aber niemals dadurch beschränken und deuten immer vielmehr den Gedanken an, als sie die Wirklichkeit ausdrücken; — so verschwinden ihre perspectivischen Linien zwar nach dem Hintergrunde, aber selten in regelrechtem Verhältniß; kurz, ihre Sachen sind willkürlich, aber frisch, naiv und derb, niemals langweilig und bisweilen von großer Schönheit.

Von idealer Auffassung sprechen nur einige ihrer Götzen- und mythologischen Bilder; die Natur und das tägliche Leben stehen dem durchaus praktischen Volke viel näher.

Die Garten- und Gewächsliebhaberei ist allgemein verbreitet; selbst in der Stadt, in den engen Gassen der Handelsquartiere von Jeddo hat fast jedes Haus sein grünes Fleckchen mit Duodezbäumchen. Vielleicht führte gerade die Beschränkung des Raumes auf die Erzeugung von Zwergpflanzen, die sich zur raffinirten Spielerei ausgebildet hat. Der Handelsvorsteher Meylan sah 1826 eine Schachtel von einem Quadratzoll Grundfläche und drei Zoll Höhe, in welcher ein Bambusrohr, eine Tanne und ein Pflaumenbaum, letzterer in voller Blüthe, wuchsen und gediehen; für diese Curiosität wurde der Werth von 1200 Gulden gefordert. Die starke Verkrüppelung der Bäume scheint vorzüglich durch gehemmte Circulation der Säfte und Beschränkung, vielleicht auch Erkältung der Wurzeln in flachen, porösen, von außen stets feucht gehaltenen Töpfen, erreicht

zu werden. Viele Zwergpflanzen haben gestreifte oder gefleckte Blätter, und die Erzeugung solcher Varietäten, auch bei natürlichem Wuchse, ist eine zweite Liebhaberei japanischer Gärtner. Die Handelsgärten von Jeddo bedecken ein weit größeres Areal, als die irgend einer europäischen Hauptstadt; Fortun, der bekannte Reisende, gesteht, in keinem Lande der Welt eine so ungeheure Anzahl cultivirter Zwergpflanzen gesehen zu haben.

Die Anlage der japanischen Ziergärten ist der der französischen aus dem 17. und 18. Jahrhundert ähnlich; sie haben mit diesen die geschorenen Hecken und steifgeschnittenen Sträuche gemein. Wahrscheinlich verpflanzte sich dieser Geschmack aus Japan nach Holland und von da, weil er der Mode des Jahrhunderts zusagte, nach den angrenzenden Ländern. Den Vorzug haben die japanischen Gärten, daß sie, der Architektur ihrer Wohnhäuser entsprechend, weniger regelmäßig sind, als die französischen, aber an barocker Künstlichkeit suchen sie ihresgleichen. Namentlich in den dem Wohnhause zukehrenden Partien behält kein Baum, kein Strauch seine natürliche Gestalt. Da wachsen Fächer und segelnde Schiffe, runde Tische, Candelaber, große Halbkugeln und steife, rechtwinklige Wände. Den Boden deckt sammtweicher Rasen, die reinlichen Kieswege sind mit bunten Steinen, Zwergbäumen und Blumentöpfen eingefaßt: aus den Goldfischteichen und künstlich gewundenen Wasserrinnen ragen bemooste Duodezfelsen, zu welchen zierliche Brückchen hinüberführen, und in der heimlichsten Ecke des Gärtchens steht der Schrein des Hausgötzen. Glücklicherweise bedürfen solche Anlagen zu sorgfältiger Pflege, um weite Ausdehnung zu gestatten; sie finden sich meist nur vor der Gartenfronte des Hauses als angenehme Decorationen. Die Natur ist hier salonmäßig verkleidet und frisirt, wie conventionelle Bildung und die Sitte der „guten Gesellschaft" es erfordern. Hohe und gestutzte Hecken bilden die Seiten- und Hinterwände dieses grünen Putztisches und verdecken die wilderen Partien des Gartens, wo man der Natur freieren Lauf läßt.

Den reizendsten Anblick bieten die japanischen Gärten im Spätherbst, wenn der Ahorn sich in hellen, Azalien und Wachsbäume in dunkeln Purpur kleiden. Um diese Zeit blüht auch die Lieblingsblume der Japaner, das Winter-Chrysanthenum, von dem sie unzählige Varietäten haben. Die Größe und Pracht der sternartigen Blätter — die man im Wappen des Mikado-Hauses wiedererkennt —

ist oft erstaunlich. In anderen Jahreszeiten blühen, Sommerastern, Nelken und Iris; sie werden in mächtigen Sträußen auf der Gasse feilgeboten. Das Hauptbestreben der japanischen Blumenzüchter geht aber auf Erzeugung sehr großer und vollkommener Kirsch-, Pflaumen- und Pfirsichblüthen, deren zarte Schönheit die japanischen Dichter aller Zeiten begeistert hat. — — —

Sir Baldwin ging mit Eifer an seine diplomatische Aufgabe, und schon die ersten Audienzen, welche er bei den Ministern hatte, berechtigten ihn, einen wahrhaft glänzenden Erfolg zu hoffen.

Dem Earl war unweit von Nangasaki ein kaiserliches Lustschloß mit einer wundervollen Aussicht auf das Meer und die Gebirge der Insel für sich und seine zahlreiche Dienerschaft eingeräumt worden. — Man erwies allerorts dem außerordentlichen Gesandten Englands wahrhaft königliche Ehren. Der ehrgeizige, stolze Mann fühlte sich auf seinem jetzigen Terrain ganz glücklich und bedauerte im Stillen schon im Vorhinein das Ende aller dieser Herrlichkeiten. — In zwei bis drei Monaten waren voraussichtlich alle seine Geschäfte auf Japan beendet, und dann trat er wieder zurück in seine gewöhnliche Stellung, die, wenn auch vielbeneidet von Tausenden und aber Tausenden, doch eine unbedeutende war im Gegenhalte zu den fast souveränen Attributen, deren er sich zur Stunde erfreute.

Da sollte aber dem sonst doch so klugen und vorsichtigen Diplomaten eine völlig ungeahnte Ueberraschung zu Theil werden.

Sir Baldwin hatte einen vom Hauptgebäude etwas abseits gelegenen Kiosk, der mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattet war, zu seinem Lieblingsaufenthalt erkoren und auch dort sein Schlafgemach etablirt.

Tiefe Ruhe herrschte stets in und um diesem Kiosk, der von prächtigen Gartenanlagen umgeben war. Der Park selbst, in welchem das gesammte kaiserliche Lustschloß lag, war von hohen Mauern umgeben; eine Abtheilung der kaiserlichen Garde hielt scharfe Wache an den Thoren und in der ganzen Umgebung.

Der Earl glaubte daher eines Nachts, als er sich ob der großen Hitze und vielleicht auch wegen zuviel genossenen Champagners, schlaflos auf seinem üppigen Lager hin- und herwälzte, im Halbwachen zu träumen, als er durch die halbgeöffneten Gardinen seines

Bettes im Gemache plötzlich ein halbes Dutzend höchst verdächtiger Gestalten gewahrte, Alle bis an die Zähne bewaffnet.

Diese Männer schlichen auf den Zehen umher und schienen bei dem schwachen Lichte, das eine einzige vom Plafond herabhängende japanische Nachtlampe aus gefärbtem Papier verbreitete, nach etwas zu suchen.

Auf Geld und Geldeswerth hatten sie es offenbar nicht abgesehen, denn die glitzernden Ringe und die Uhr des Earl, welche auf einem Tischchen lagen, zogen gar nicht die Aufmerksamkeit der verdächtigen Gesellen auf sich.

Sir Baldwin raffte sich endlich vom Lager empor, und noch von den Bettvorhängen verdeckt, rief er mit lauter Stimme:

„Wer da?"

„Gefunden!" jubelten die Eindringlinge mit gedämpfter Stimme und stürzten wie eine wilde Meute auf die Stelle zu, woher sie die Stimme vernommen hatten.

Ehe der Earl es sich versah, war er von einem halben Dutzend nerviger Fäuste gepackt, aus dem Bette herausgerissen und in die Mitte des Gemaches geschleppt.

„Was wollt Ihr von mir!" stammelte Sir Baldwin höchst betroffen und machte einige verzweifelte, aber ganz vergebliche Anstrengungen, sich von seinen Angreifern loszureißen.

Ein Mann von riesiger Statur, der bisher sich ganz ruhig verhalten hatte und mit verschränkten Armen dagestanden, trat nun einen Schritt näher.

„Kennst Du mich?" sagte der Mann sehr ernst und betrachtete den Earl mit wahrhaft durchbohrenden Blicken.

„We— Westenholz!" stotterte Sir Baldwin zu Tod erschrocken und murmelte dann, während der Angstschweiß auf seine Stirne trat: „Ich bin verloren! Dieser Mensch wird, ja kann kein Erbarmen mit mir haben."

„Ja, der bin ich!" entgegnete Robert mit dumpfer, hohler Stimme. — Nach einer kurzen Pause rief der Pirat, welcher bis jetzt nur mühsam den furchtbaren Sturm in seinem Innern beherrscht hatte:

„Zittere, Elender! Die Stunde der Rache hat geschlagen!"

Nach diesen Worten verließ Robert den Kiosk. Auf der Ferse

folgten ihm seine Leute, welche den Earl gebunden und geknebelt auf den Schultern mit sich schleppten.

In der nahen Bucht harrte eine mit zwanzig Mann bemannte Barkasse. In diese wurde Sir Baldwin geschleppt und auf den Boden niedergelegt.

Pfeilschnell schoß das große schmale Boot unter dem Drucke von fünfundzwanzig Riemen durch die vom Landwinde leicht gekräuselte See.

Eine Stunde später legte die Barkasse beim „Rächer" bei und brachte an dessen Bord seine kostbare menschliche Beute in Sicherheit.

Als man etwa acht Stunden später das Verschwinden des Earl gewahrte, befand sich das Piratenschiff bereits längst außer aller Gefahr.

Indessen ahnte Niemand den wahren Sachverhalt. Man vermuthete vielmehr, daß der fremde Gesandte bei einem Liebesabenteuer das Opfer der Eifersucht und Rache geworden sein dürfte, denn der Earl liebte dergleichen Zerstreuungen und hatte schon vielfach bei den japanesischen Schönen den Galan gespielt.

Zehntes Capitel.

Gestörtes Stillleben.

Sir Henry of Dundonald, uns früher bekannt unter dem bescheidenen Titel eines Master Henry Morgan, verlebte herrliche Tage an der Seite seiner liebenswürdigen Gattin Adele, frühere Fürstin Wolonska.

Seit des Earl Abreise von England nach Japan hatte sich das junge Paar, dessen Ehe bereits mit zwei wunderlieben Knäbleins gesegnet worden war, auf das in der Grafschaft Sommersett gelegene weitläufige Stammgut der Dundonald's zurückgezogen, um hier ein abwechselnd theils den Wissenschaften und schönen Künsten, theils den Pflichten echter Humanität gewidmetes Stillleben zu führen.

Das auf einer sanften Anhöhe prachtvoll gelegene Schloß Dundonald besaß auch alle Eigenschaften, um sich hier so recht heimisch zu fühlen.

Ueber dreihundert Säle und Zimmer zählte das weitläufige Gebäude in zwei massiven, durchaus gewölbten Stockwerken. Ein gutes Dritttheil dieser ungeheuren Räumlichkeiten war als Bibliothek, als physikalisches Cabinet und Museum verwendet. Die Bibliothek, schon vor mehr als vierhundert Jahren von einem wißbegierigen Ahnherrn der Dundonald's angelegt und gut dotirt, war unter allen Wechselfällen der Bürgerkriege intact geblieben und zählte viele kostbare Werke, welche selbst die berühmtesten Bibliotheken Londons nicht aufzuweisen vermochten.

Das Schloß Dundonald steht inmitten eines Parkes, der mindestens eine halbe Quadratmeile Landes umfaßt, gut bewaldet und bewässert ist, und deshalb ein ewiges frisches Grün darbietet, wie wir es nur in England anzutreffen gewohnt sind.

Die Schönheiten eines englischen Landsitzes und namentlich eines englischen Parkes, müssen eben gesehen und empfunden werden, um auch in dieser Beziehung den englischen Charakter hochzuschätzen, wie er es verdient.

Ein englischer Park ist von dem, was man sich in Deutschland unter diesem Namen denkt, merklich verschieden. Er umfaßt die das Wohnhaus oder Schloß zunächst umgebenden, eigentlich zu demselben gehörigen Ländereien, und ist gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Aecker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, liegen in seinem Bezirk, sowie auch einzelne Wirthschaftsgebäude von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Ueberall hat man nach malerischem Effecte gestrebt, und die sanften Erhöhungen und Vertiefungen des Landes erleichtern dieses Streben; aber immer ist das Nützliche mit dem Schönen vereint. Der höchste Schmuck dieses Parks ist die üppige Vegetation der wohlbestellten Aecker, die unvergleichlich schönen grünen Wiesen und die prächtigen Bäume, größtentheils Eichen und Buchen, welche überall in Gruppen vertheilt stehen. In England haben die Bäume das Eigene, daß sie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausschlagen und kleine Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch Gehölze sind, wie überall in England, selten. Man könnte sagen, es fehle Schatten, was nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr tiefer Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre, als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einsiedeleien unserer Parks fehlen dort ebenfalls; alle diese zur Zierde dienenden Gebäude sind in die vom Parke ganz verschiedenen, das Haus näher umgebenden Anlagen, in die sogenannten Pleasure-Grounds, verwiesen. Nur in sehr großen Parks steht hier und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Thurm, um vom Schlosse aus eine Ansicht zu gewähren.

An Wasser darf es nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß

oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten, herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Canale den Schein davon zu leihen. Man gibt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen See's. Ueberall strebt man nach dem Schönen und flieht das Gesuchte, Steife.

Die Staffage vollendet diese lebendige Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt; mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein Teppich auf das Herrlichste ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Thiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinterniß finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, theils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Theil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie schwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müssig dazustehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich in's Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, theils auf schönen Gestellen übereinander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet.

Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Sheubberies. Flora's

Schätze werden aus allen Ländern hierhergezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England der Scepter der Mode. Große Orangerien sind in England, außer in den königlichen Gärten, selten anzutreffen.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichthume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe und die Bedientenzimmer befinden. Letztere sind durchaus gut möblirt, ja die der Haushälterin und die des Haushofmeisters sogar elegant zu nennen, hübsch tapezirt, mit Mahagonimöbeln und guten Fußteppichen versehen, auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohnzimmer und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer, ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der elegantesten Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich hier zum Frühstück versammelt. Sonst gibt es auch noch besondere Frühstückszimmer, Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer, Wohnzimmer, Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen, von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke eigens dazu fabricirt wird. Mahagoniholz sieht man meistens nur an den Treppen, Geländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Möbeln in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden, kostbaren oder kunstreich lackirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodisch, lächerlich, die Möbel an den Wänden hinzustellen, wie es in Deutschland gebräuchlich ist; in den Wohn- und Gesellschaftszimmern stehen alle in einem großen Kreise umher, so daß noch ein beträchtlicher Raum zwischen den Stühlen, Sopha's, Tischen und den Wänden übrig bleibt. Die

Schreibtische sowohl als die Pianofortes sind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günstigsten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Camin oder vom Zuge nahe am Fenster leidet. Noch müssen wir der Camine gedenken, die, künstlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantirtem Stahl geschmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vasen und prächtige Candelaber prangen auf ihren Gesimsen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indessen den Fremden nur sehr selten gezeigt werden. Diese sind ein Heiligthum, in welches kein sterbliches Auge jemals dringen darf.

So viel von der inneren Einrichtung der englischen Villen im Allgemeinen. Kehren wir nun zurück zu den nächsten äußern Umgebungen derselben.

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur innern Oekonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich „Gärten" nennt. Der zur Fußpromenade bestimmte Theil der Besitzung heißt Pleausure Ground und liegt ganz nahe am Hause. Hier trifft man Aehnlichkeit mit den deutschen Park's; Gänge, die sich halb durch dichte Schatten, bald mehr im Freien, hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichthum der neuen Gartenkunst. Alle Gebäude sind von Stein, alle Geländer und Thüren von schönem eisernen Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Deutschland sorgfältig vor der Kälte schützen müssen, halten den durch Seeluft gemilderten englischen Winter aus.

Obstbäume aller Art werden aus diesen Anlagen verbannt. Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume mit Hinsicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, gibt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn erklären zu können. Alles ist zur schönsten, befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes oft getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im Großen, ja wir möchten sie fast für die einzigen

eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perspective ihnen darbieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei in's Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verschiedenen, in Deutschland zum Theil unbekannten immergrünen Stauden und Gesträuchen, deren einige sogar bisweilen im December blühen, werden sehr schöne Effecte hervorgebracht. Gewöhnlich sieht man davon in der Nähe des Hauses eine Art Wintergarten an einem sonnigen Platze angelegt, in welchem man sich bei winterlichem Sonnenschein ergehen und, von allen Seiten durch das Grün getäuscht, in den Frühling hineinträumen kann. Solche Anstalten sind auf jener Insel nothwendiger als bei uns, denn derselbe wunderliche Geist, der die Einwohner dieses Landes, die Nacht zum Tag umzuschaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrscht in Hinsicht auf Kleidung und Vergnügen meist bis über die Mitte des Juni hinaus. Dann fängt der Frühling erst an, und so muß der Sommer und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, welcher in der Regel erst im August oder noch später beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch jedem neben dem Unrecht auch sein Recht geschehe.

Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Thor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald im gothischen, bald im egyptischen Geschmacke aufgeführt; sie stellen Thürme, griechische Tempel oder auch nur artige moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geschmack des Erbauers war. Immer hat der Thorhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Küche und Keller und Allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.

Die Franzosen haben jetzt ihr Land so ziemlich abgeholzt, der Regen wäscht auf ihren Bergen das Gestein blos und ihre Ebenen dehnen sich in einförmiger Breite. Frankreich sieht heutzutage abgelebt, greisenhaft aus, seine Poesie hat einen Weg zu machen, wenn sie sich aus den glatten Wänden der Gesellschaftssäle flüchten will in die kräftigende Naturfrische noch ungebrochener Forste. Auch die Engländer haben ihren Wald arg verwüstet. Wo einst Robin Hood

und seine Sachsen, als sie von normännischen Heeren außer Recht und Frieden gesetzt wurden, den Hirsch jagten in der Sicherheit tiefer Waldgründe, da rauchen jetzt die Schlote der Fabriken und kann der Pflüger auf dem Felde von weitem die Kirchthürme sehen. Aber wo in England der hallende Wald verschwunden, da blüht jetzt ein Garten. In welcher Richtung man im Innern von England auch reiset, immer scheint die Gegend festtäglich geputzt, überall lacht sie uns nett und freundlich in's Auge. Es ist ein fortlaufendes Gewinde von grünen Hecken, farbigen Feldstreifen, schimmernden Flüßchen und thauglänzenden Hügeln; zahllose hellfarbige Häuschen sind dazwischen gestreut und ein Dorf nach dem andern gruppirt sich malerisch, halb von Baumgrün verdeckt, um eine altersgraue Kirche oder um einen Hügel, von dessen Spitze epheuumrankte Schlösser niederschauen. Die duftenden Weißdornblüthen und die wilden Rosen hängen über die Landwege. Der sorgfältigste Anbau ziert die Felder und auf den saftgrünen Wiesen weidet prächtiges Vieh in sicheren Umzäunungen. Die Bewohner der Dörfer scheinen wie Städter, welche auf's Land gezogen sind, so schmuck und reinlich sehen ihre Wohnungen aus; selbst die kleinste Hütte umzieht sich mit Jasmin- und Rosenbüschen. Der deutsche Bauer will den Düngerhaufen vor Augen haben, weil er an seiner Ausdehnung die Größe und Fruchtbarkeit seines Grundes und Bodens mißt; in England wird jener für Aug' und Nase unangenehme Stoff seitab auf dem Felde niedergelegt und mit Reisig überdeckt. Eigenthümlich ist dieser Insel die außerordentliche Menge von Landsitzen, die in jedem erdenklichen alt- und neumodischen Styl gebaut sind, Bergschlösser, gothische Hallen und Burgen, griechische Tempel und mittelalterliche Abteien. Walter Scott's romantische Bilder haben, wie es scheint, hier und da einen Engländer den Kopf verwirrt, so daß er keine Ruhe hatte, bis er in abenteuerlich bethürmter und bezinnter Behausung wohnte. Im Ganzen herrscht der normännische Baustyl vor, der ein tüchtiges und würdiges Gepräge hat, in seinen Formen aber nicht genug vergeistigt ist; er gleicht einem kräftigen Pflanzenwuchs, welcher noch nicht zur Blüthe gelangte. Sieht man im Innern von England verhältnißmäßig so wenig öde Striche, dagegen so häufig die Gegend dicht besetzt mit weitläufigen Fabriksanlagen, wohlhäbigen Dörfern und zahlreichen stolzen Land- und Edelsitzen, jeden von einem Parkgehege oder doch von grünen Rasenplätzen und blanken Kieswegen umgeben,

so erhält man eine lebhafte Vorstellung von den ungeheuren Reichthümern, welche auf dem kleinen Erdfleck dieser Insel zusammengehäuft sind.

Der Reiz der englischen Landschaft wird dadurch erhöht, daß sie so häufig sich in Wolken und Nebel einhüllt. Wenn sie wochenlang klarer Sonnenschein bedeckte, so würde sie bei aller Anmuth doch zuletzt ermüden. Denn die Aussicht bleibt immer eng begrenzt, mächtige Berggestalten erheben sich nicht, das Ganze zieht sich auf und ab in leisen Wellungen fort, welche nur durch freundliche Hügel und allerliebste Thäler unterbrochen werden. Weil aber zehnmal des Tages ein dunkler Regenguß kömmt, so sieht die Landschaft, wenn der nächste Sonnenstrahl über sie hinspielt, immer wieder frisch und neu verjüngt aus. Die Engländer benützen außerdem die natürliche Scenerie mit großem Geschick; Baumgruppen dienen dazu, mit ihrem reich schattirten Grün hier schöne Punkte hervorzuheben, dort nackte Stellen zu verdecken. Es wird dadurch die Täuschung erregt, als wäre noch eine großartige Natur dahinter. Und so reist man durch Wolkenschleier immer wieder zu nett umbüschten Aussichten, die Größeres ahnen lassen, bis man zuletzt am Meere steht, wo die Insel zu Ende ist.

Da gibt es blos Fischerdörfer, Möven und Felsen und das endlos fluthende Meer, und wenn man sich daran satt gesehen hat, wendet man wieder um zu den Hecken, dem parkartigen Baumgrün und den niedlichen Hütten und Landsitzen, an denen sich das Auge so lange sättigen muß, bis der Wagen in eine alte Stadt hineinrasselt.

Die lieblichste Gegend kann uns durch grundlose Wege, die ewige Qual von Pappelwänden zu beiden Seiten der Straße, durch mürrische Kutscher und naßkalte Wagen verdorben werden. Das ist in England nie der Fall. Die Wege sind wie getäfelt und malerisch an den Wänden hingeführt, statt in unaufhörlich gerader Linie die Landschaft zu durchschneiden. Die Kutscher sind wohl einmal so ausbündig grob, daß man ihnen gern zuhört, denn es ist Salz und Würze in dieser Grobheit, aber ihr Thun ist immer so zweckmäßig wie ihr Wagen. Auch die Dorfwirthshäuser sind behaglich eingerichtet, die Menge der großen und kleinen Krüge lacht dem Eintretenden an in gefälliger Aufstellung.

Der Engländer trinkt aus Zinn und Steingut und bewahrt

die Getränke in festen Krügen auf; das zerbrechliche Glas liebt er nicht. Diese Wirthshäuser haben den großen Vorzug, daß ihr Inneres sauber und reinlich ist, wenn auch noch so klein. Die Reinlichkeitsliebe ist für den Engländer höchst werthvoll, denn ein Volk redet und handelt stolzer und anmuthiger, wenn es saubere Kleider und reine Hemden hat. So ganz Unrecht hatte der nicht, welcher einmal sagte: man könne die politische Tüchtigkeit eines Volkes nach der Menge Seife abmessen, welche es verbrauche. Wenn viele Deutsche nur Etwas von dem Wein- und Biergelde, welches sie täglich ausgeben, auf saubere Wäsche verwendeten, so würde das ganz im Stillen gute Früchte tragen. In sonstiger leiblicher Erquickung ist dagegen ein englisches Wirthshaus viel ärmer als ein deutsches. Die Getränke, Ale, Porter, gebrannte Wasser und brandige Weine sammt allen ihren Mischungen sind mehr auf Anregung und Erwärmung bei feuchtem Wetter berechnet, als auf Erfrischung und Kühlung. Und nun gar die ewigen Käse und Schinken. Roh oder gekocht oder gebraten, aber allemal Schinken. Nur für die Hauptmahlzeiten des Tages kann man darauf rechnen, daß der Tisch gut bestellt wird, mit der einzigen Ausnahme, daß man das Fleisch häufig nicht zerreißen kann, weil es noch halb roh ist. — Das Volk in England hat ein frisches Aussehen, der Regen begießt es oft genug und die Seeluft umstreift fortwährend die Wangen. Ueberall erblickt man das feiste, tüchtige, englische Gesicht, aber keineswegs häufig geistvolle oder scharfe Züge. Eher könnte man sagen, der Engländer sieht sehr dumm aus, wenn er nicht sehr klug aussieht. Mittelgut scheint es in diesem Volke nicht zu geben. Die Aerzte sind entweder höchst gediegen oder ausgemachte Charlatans. Die Prediger, Männer gewaltigen Worts oder die langweiligsten Predigtableser; die Schauspieler geniale Künstler oder die schrecklichsten Schreihälse. Nur beschränkte Juristen und schlechte Kaufleute sind in England selten; wenn man länger dort reist, macht sich auch ein Unterschied zwischen zwei Racen bemerklich. Die sächsische tritt auf in kurzen stämmigen Figuren mit breiten, fast viereckigen Gesichtszügen, die andere Race scheint aus normänuisch-sächsisch-irischer Mischung hervorgegangen; der Körper ist schlanker und die Gesichtsfarbe reiner, die Umrisse des Kopfes ovaler, Haar und Augen haben dunkleren Glanz und zwischen der leicht gewölbten Stirn und den langen runden Wangen nehmen sich Mund und Nase fein und niedlich aus. Diese feinere Gesichtsbildung und

diese hochgewachsenen Gestalten sind vorzugsweise ein Erbtheil des Adels, der auch mit kluger Vorsicht darauf hält, sich mit langen, stattlichen Bedienten und hübschen Hausmädchen zu umgeben. Auch nach den Grafschaften wechselt hin und wieder das Aussehen des Volkes; in einigen Gegenden zeigen sich mehr schwärzliche Köpfe, in anderen mehr geröthete Gesichter mit heller Haarfärbung. Eigenthümliche Landestrachten gibt es nicht mehr. Alles kleidet sich städtisch, und das einfachste Farmerkind hat Geschmack darin. Insbesondere gewinnen die Landmädchen in England durch die unnachahmlich niedliche Weise, wie sie ihren Hut aufsetzen. Dabei benehmen sie sich mit so jungfräulichem Stolze, jeder Mann muß gegen sie achtungsvoll und artig sein. Im Ganzen jedoch möchte keine Gegend Englands einen so durchgängig schönen Volksschlag aufweisen, wie der Schwarzwald, Friesland, einige Striche im Berner Oberlande oder in Westphalen und noch anderswo in Deutschland.

Vorzüglich auf dem Lande entfaltet sich der englische Volkscharakter in seiner schönen Gediegenheit. Die Stadt ist dem Engländer der Tummelplatz der Geschäftsleute, der Gastwirthe und Schauspieler, aber auf dem Lande genießt er Freiheit und Behagen. Auch der Kaufmann und Beamte, der kein Gütchen draußen hat, sucht wenigstens sein Wohnhaus in den Gärten anzulegen, welche meilenweit jede größere Stadt umgeben und Stadt und Land gefällig mit einander einführen. Da ist sein „Daheim“, das wonnigste Plätzchen, welches für ihn die Erde hegt, ein umfriedeter heiliger Ort, wo er Athem schöpfen und in der Liebe und Pflege seiner Familie ruhen kann. Wer in England auf kein Daheim mehr hofft, der denkt daran, sich's einst bei dem Todtengräber zu bestellen. Gewiß das Schönste und Beste, was die Engländer haben, ist ihr Familienleben auf dem Lande; da geben sie sich einfach, warm und offen, und von Grund aus wahrhaft. Die Wahrhaftigkeit ist eine Tugend, welche für sich allein schon ein Volk adelt. Sie würde den Engländern noch viel schönere Früchte bringen, wenn sie auch so weit ginge, daß nicht jede Familie Jahr aus Jahr ein an der unglücklichen Sucht litte, vornehmer, reicher und glücklicher zu scheinen, als sie es wirklich ist. Im Innern des englischen Hauses ist es für den Fremden auffallend still und ruhig, man hört keinen Laut. Viele Eltern lassen die Kinder im Hinterhause allein speisen, auch dann noch, wenn die Mädchen im blühenden Alter stehen, jedoch in die Welt noch nicht ein=

geführt sind. Das Benehmen der Familienglieder unter einander ist schlicht und natürlich, wird aber auch durch althergebrachte Regeln geleitet. Die Kinder bezeugen wahre Ehrerbietung nicht nur den Eltern, sondern auch dem älteren Bruder oder Schwester. Mancher Deutsche dürfte etwas mehr Zärtlichkeit und leichten Frohsinn im englischen Familienleben vermissen, dagegen erhält es durch seine Ordnung eine gewisse Würde, welche wohlthätig auf die Festigung und Harmonie des Charakters einwirkt, und die Innigkeit ist dadurch nicht ausgeschlossen. Eine sehr wesentliche Färbung empfängt die häusliche Sitte bei den Engländern durch die Religion. Außerhalb der Familie sieht man bei ihnen vom Christenthum wenig mehr als steifen Kirchenprunk und Sectenwesen. Die Religion wohnt in den Häusern, dort kräftigt und regelt sie das Leben. Aus diesem religiösen Sinne fließt auch aufrichtiges Mitgefühl für fremde Leiden. In England herbergt viel menschliches Elend, aber auch echter Wohlthätigkeitssinn ist dort zu Hause.

Die Krone der englischen Familie ist die Hausfrau. Mit vollstem Rechte wird die Schönheit und Häuslichkeit der Engländerinnen gepriesen. Es sind edle, stolze Gestalten; gedankenvoll blickt das schöne Haupt uns an mit den dunkeln Locken über der hohen reinen Stirn; ein leichter Franzose vor diesen großen, treuen Blicken und er rächt sich durch die Bemerkung, daß man unter den Engländerinnen hochmüthige Nasen in Menge, niemals aber freie Anmuth und Grazie sehe. Ein wenig steif ist die englische Schönheit, das ist wahr, und etwas von dieser Steifheit scheint sich auch dem Geiste mitzutheilen. Die Frauen gehen sonst viel leichter auf fremde Eigenthümlichkeiten ein als Männer, aber den Engländerinnen scheint geradezu die Gabe zu fehlen, Etwas gut oder schön zu finden, was ihren starren nationalen Sitten und Ansichten widerspricht. Indessen ist man ihnen schon dafür dankbar, daß sie mit so aufrichtigem Wunsche, sich belehren zu lassen, zuhören. Denn eine Engländerin will nicht blos unterhalten sein, sie will auch lernen und wissen. Die Frauen in England lesen sehr viel und denken gründlich über das Gelesene nach. Schon dadurch üben sie einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur, denn wer für Frauen schreibt, befleißt sich eines klaren und geschmackvollen Styls. Nicht wenige Engländerinnen sind selbst Meisterinnen des Styls; ein ansehnliches Theil des Inhalts der Wochenschriften fließt aus ihrer Feder. Weil die Frauen in England sich so viel

geistig beschäftigen, so nähen, sticken und wirthschaften sie auch weniger zu Hause.

Die wandellose Stille und Ruhe in seiner Familie sichert der Engländer auch dadurch, daß er all' sein Besitzthum eisern umgittert. Das Princip des Sondereigenthums ist auf seiner Insel auf die Spitze getrieben. Nicht blos in den Städten, wo jedes Fleckchen Boden so kostbar ist, sondern auch im Innern des Landes stößt man sich an den Marken und Mauern des Eigenthums auf Schritt und Tritt. Jedes Stückchen Feld oder Anger oder Wald ist eingehegt oder abgepfählt. Wer kein Eigen hat oder nicht zur Miethe wohnt, kann seinen Fuß nirgends hinsetzen, als auf die Landstraße.

Die Völker zeigen ihren Charakter vorzugsweise in der Art und Weise, wie sie das Grundeigenthum einfassen. Der Slave zaunt sich nur ein kleines Stück ab, der Romane nimmt die besten Plätze und umgibt sie mit Mauern als sein Alleineigenthum; Beide bekümmern sich nicht viel um das, was frei liegen bleibt; der Germane aber theilt sämmtlichen Grund und Boden in Sonder-, Gemeinde- und Staatseigenthum. Während jedoch der Deutsche von seinem Felde wie von seinem Walde für sich selbst nur den Hauptertrag verlangt und Beides sonst zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen offen läßt, kann man in England keinen Schmetterling fangen, der von der Landstraße wegfliegt, und keine Waldeskühlung genießen ohne Erlaubniß des Besitzers.

In Deutschland haften in der humanen Gesittung des Volkes noch Rechte und Gesetze von Gesammteigenthum, in England ist bereits jedes Plätzchen fußweise abgemessen und vertheilt. Offenbar hängt mit dieser scharfen Eigenthumsabgrenzung auch zusammen, daß hier jede Lebensäußerung geordnet und gemessen, das ganze Volk streng eingeschult, und der Charakter des Einzelnen fest, hart, ja in mancher Beziehung unbarmherzig ist. Man läßt Jedermann sein Maß von Recht und Ansehen, fordert aber auch von Jedemann das Gleiche für sich, gleichsam bis an die Zähne verschanzt.

Im nöthigen Gegensatz zu den Gittern und Schranken des Eigenthums, welche in England auf Weg und Steg dem Wanderer entgegenstarren, hat sich auch ein Proletariat entwickelt, das in so scharfen Umrissen und zugleich so massenhaft sich nirgendwo wiederfindet. — Der Arme ist dort zehnfach ärmer als bei uns, und das englische Sprichwort: „Armuth ist Knechtschaft“ hat eine furcht-

bare Wahrheit, weil dem Besitzlosen gar kein Recht bleibt, als das nackte Leben. Zahllose arme Leute wandern in England von Ort zu Ort, deren Nachtlager hinter der Hecke ist. Sie haben nirgends einen Herd, welcher sie an die Erde und Verwandte und Nachbarn knüpft. Aus Noth und Grimm gegen die Rechte der Besitzenden werden sie zu Verbrechern, und haben sie dazu den ersten verhängnißvollen Schritt gethan, so verharren sie in der Regel auf der Verbrecherbahn, weil die Schande in ihrer Brust alles bessere Selbstgefühl auslöscht. Der englische Arbeiter wird von seinem Dienstherrn und dessen Aufseher nicht viel anders, als wie ein Stück Maschine behandelt, das schweigen und arbeiten muß. Dafür aber greift unter den Arbeitern in den Städten ein trotziger Sinn immer mehr um sich, zugleich mit dem wahren Bewußtsein ihrer unsicheren Lage. Wenn sie der Herr entläßt, so sind sie völlig brotlos und wissen sich gar nicht mehr zu helfen. Denn meist sind die englischen Fabriksarbeiter nur auf eine einzige Sache eingeschult, die sie höchst vortrefflich herzustellen wissen, in allen übrigen Dingen bleiben sie unglaublich unwissend. Ueberhaupt lebt das arme Volk in England in einer geistigen Dumpfheit, wie man sie kaum unter Wasserpolaken und Slovaken antrifft. Die Volksbildung in dem mächtigsten und reichsten Lande der Erde kann sich noch nicht entfernt vergleichen mit den mannigfachen Kenntnissen und Geschicklichkeiten in einem großen Theile von Deutschland. Vielleicht kann ein volles Viertel der Erwachsenen in England nicht lesen und nicht schreiben. Auch von sonstigen Anregungen, welche auf Geist und Gemüth heilsam einwirken könnten, fließt ihnen viel weniger zu, als gleich Armen auf dem Festlande; Ausbrüche von Roheit sind daher häufig. Bei Volksfesten fallen öffentlich Scenen von Gemeinheit vor, welche anderswo unmöglich wären; unter den Franzosen, Spaniern und Italienern bewahrt auch der gemeine Mann den äußern Anstand; der ärmste Deutsche hat noch einen Rest von Gemüth und Schamgefühl, der englische Lump aber ist es offen und unverschämt.

Wo viel Licht ist, muß viel Schatten sein, denkt man in England gern und vergißt die dunkeln Schaaren der Besitzlosen über das helle, goldene Licht, welches sich über so weite Räume im Innern des Landes verbreitet, wo um prachtvolle Schloß- und Abteiruinen sich die freundlichsten Landsitze und Farmhäuser drängen. In all' den Wohnungen ist es nett und reinlich, es ist für jedes Lebens-

bedürfniß so ausreichend gesorgt und die Behaglichkeit sozusagen in großen Stücken zugeschnitten, daß selbst im Vergleich mit den gesegnetsten Gegenden des Festlandes das englische Volk immer noch etwas vornehmer und reicher erscheint. Eine besondere kräftige Erscheinung ist der englische Pächter und Grundbesitzer, der selbst Arbeiter halten kann. Er wohnt nicht in einem alten, ehrwürdigen Bauernhofe, sondern seine Ansiedlung ist wie eine kleine Fabrik, Feld und Hof und Gärten sind nach der Schnur angelegt und Alles ist auf das Zweckmäßigste ausgedacht, um recht viel Korn und Vieh und Obst zu ziehen. Ein solcher Farmer würde in der häuslichen Einrichtung einer Familie, die bei uns schon recht in der Wolle zu sitzen glaubt, noch genug Lücken finden, die ihm unerträglich wären.

Das „lustige Altengland" nimmt auch im Innern der britischen Insel jetzt reißend schnell Abschied; die Festlandssitten verdrängen das Insulanische, gerade so wie im vorigen Jahrhundert und schon früher das lustige Altdeutschland mit so manchem fröhlichen Gebrauche in Familie, Dorf und Stadt verschämt und flüchtig wurde, weil die Leute sich nach französischer Lebensart umthaten. Jene englischen Farmer aber und die zahlreichen, gleich wohlhäbigen Handwerker in den Städten, die Gastwirthe auf dem Lande, die reichen Fischer und Lootsen an der See, die Factoren und Schachtmeister in den Fabriken und Bergwerken; diese Männer mit ihren frischen, rothen Gesichtern und ihrem derben Selbstgefühl, mit ihrem guten Humor und ihrer Kraftküche bilden noch immer ein gutes Stück vom lustigen Altengland, wenn auch die Töchter bereits deutsche Musik klimpern und französische Romane lesen. Diese mittleren Volksclassen sind auch die Hauptabnehmer der Hunderttausende von Nummern, welche die Herausgeber der Wochenschriften für Unterhaltung und Belehrung jeden Sonnabend in's Land schicken. Darin werden die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften dem Volke in verständlicher Weise dargelegt. Es sammelt sich dadurch im Mittellande ein Schatz von allerlei Kenntnissen an. Die Wissenschaft ist in England nur in dem Oxforder Collegium vornehm, sonst drückt sie überall auch dem Farmer und Handwerker die Hand. Tägliche politische Blätter werden dagegen in England viel weniger als in Deutschland gelesen. Wollen die Zeitschriften einen Leserkreis gewinnen, so müssen sie kräftige Hausmannskost geben, gespickt mit englischem Nationalgefühl, vorkommendenfalls auch mit Lästerungen auf Nichteng-

länder. Romanhelden, die nur den lustigen Hintergrund der freien Menschlichkeit haben, oder lediglich aus ihren Herzensabgründen ganze Welten hervorzaubern, sind nicht im Geschmacke der Engländer. Auf jedem Blatte ihrer Literatur steht das große englische Ich, sie hat realen englischen Boden; die wirkliche Gesellschaft und die wirkliche Geschichte Englands mit all' seinen Eigenheiten beschränken und färben den Horizont des Schriftstellers, aber deren Zeichnungen gewinnen dadurch Leib und Leben, ihre Gedanken werden scharf und klar.

Die schönsten Blüthen englischen Lebens entfalten sich auf den Landsitzen der Gentry, jener zahlreichen Familien, welche, wie durch Reichthümer, so auch durch feine Bildung und Muse beglückt sind, und sich dem Erbadel, mit welchem sie durch Herkunft, Verbindungen und Lebensweise zusammenhängen, zunächst anschließen. Ihnen ist in England ohne Frage das beneidenswertheste Los gefallen. Der Kreis aber, in welchem sich die Macht und die Ideen des englischen Volkes gipfeln, die Gesellschaft, welcher sich alle Köpfe zuwenden und nach welcher sich alle Geister richten, wird nur durch den Erbadel gebildet. England hat einen Adel, dessen Ahnen noch jung sind und es Keinem verwehren, sich zu gleicher Höhe zu erheben. Der englische Adel ist wirklich durchlauchtig; er gießt in der Meinung der Engländer über Alles einen Glanz aus, was seine Hände berühren. Soweit die Lichter sichtbar sind, welche des Abends die Fenster eines adeligen Schlosses erhellen, soweit gilt die Umgegend für vornehm. Das Urtheil, welches die adeligen Kreise über ein Buch, einen Vorfall, einen Mann fällen, bringt mit unwiderstehlicher Macht in die Köpfe der übrigen Leute hinein. Eine Familie erhält schon dadurch höheren Glanz, daß ihr Haupt in Geschäften mit Adeligen verkehrt, und Leute, welche die Großstädte ihres Landes nicht nennen können, wissen die vornehmsten Adelshäupter und die schönsten Adelsdamen an den Fingern herzuzählen. Ein Nichtadeliger, der im Vollbesitze des Reichthums, mit Pferde und Wagen und Dienerschaft es dem Adel gleichthun wollte, würde durch den ärgerlichsten Spott und Klatsch so gepeinigt, daß er die Flügel bald wieder einzöge. Der Engländer will einmal, daß sein Landesadel unantastbar sei, und erboßt sich nicht darüber, daß auf der hohen Schule zu Oxford ein Farmersohn kaum Aufnahme findet. Der Engländer verehrt seinen Adel als das lebendige Wahrzeichen der britischen Größe. Der ganze Verlauf der englischen Geschichte von den

XV.

A. Storch. Zu Wasser und zu Land.



„Victoria!", jubelte der Offizier, „der große Pirat ist in unseren Händen."



sächsischen Thans und wällischen Clanshäuptlingen und normänischen Lehensbaronen bis zu den einst revolutionären, jetzt gesetzgebenden Lords im englischen Oberhause hat bewirkt, daß dem Engländer die Ehre seines Adels angeboren wird.

Weil aber das Aufsteigen zum Adel Niemanden unmöglich ist, so fließt daraus das unruhige Streben nach Oben, welches in England bis in die untersten Kreise hinabreicht. Das englische Volk klimmt gleichsam im dichten Gewühl einen Berg hinan. Jeder sucht seinem Hintermann auf den Kopf zu treten, um sich mit desto mehr Wucht und Länge auf den Vordermann zu werfen, damit er dessen Platz einnehme. Den Gipfel, wo die Adelshäupter strahlen in reinem Sonnenlicht, erreichen zwar nur die Wenigsten, aber das rastlose Ringen der Uebrigen hält des ganzen Landes Kräfte in Spannung.

Zur Ergänzung dieser Charakteristik der Stände gehört die Charakteristik des Engländers als Individuum.

Der Engländer ist ein praktischer und freier Mensch. Mit einem selbstständigen Charakter und großer Willenskraft begabt, läßt er sich nicht so hinleben wie der Deutsche; er schafft sich ein eigenes Leben und wird ein Brennpunkt des Handelns, wie der Deutsche des Denkens. In keinem Lande gibt es so wenig unbeschäftigte Menschen, die Arbeit nimmt hier den ganzen Menschen in Anspruch; er vereinigt alle seine Bestrebungen auf einen Punkt und ruht nicht eher, als bis er seinen Zweck erreicht hat. Der Engländer besitzt den Muth, seine Meinung frei herauszusagen und kühn das Gute zu thun; sein Gewissen unterliegt keiner falschen Scham.

Diese Unabhängigkeit des Charakters wird durch das in England allgemein befolgte Erziehungssystem bestärkt. Noch jung bereits vom väterlichen Hause entfernt und in eine Anstalt untergebracht, wo die Zöglinge eine übermäßige Freiheit genießen, reißt sich der Engländer allmälich von seiner Familie los und lernt frühzeitig sein eigener Führer zu sein. Diese Selbstständigkeit gibt dem Engländer einen edlen Stolz, aber er treibt seine persönliche Wichtigkeit so weit, „daß er sich für den Mittelpunkt hält, um welchen sich Alles dreht" (sagt Bulwer), und der Mensch, welcher sich selbst genügt, wird Egoist; gegen seine Mitbürger zeigt er nur Kälte, gegen Fremde vollkommene Gleichgiltigkeit.

Da ein großer Theil der Engländer sein Leben in den Manufacturen und Schreibstuben zubringt, so haben sie einen Handelsgeist

angenommen, welcher den Menschen blos nach dem Reichthume schätzt. Daher jener Ausdruck der Sprache des gemeinen Lebens: „he is worth to much“, er ist so viel werth, statt: er besitzt so viel. Wer nicht reich ist, ist nicht achtungswürdig, und wer nicht achtungswürdig ist, ist weniger als nichts; man hat gesagt, in England sei Armuth ein Verbrechen. Das Bestreben nach physischem Wohlsein nimmt einen der wichtigsten Plätze in der Seele des Engländers ein; die erste Anwendung, welche er von seinem durch Arbeit erworbenen Vermögen macht, ist der Ankauf eines Landhauses, wo er comfortabel mit seiner Familie leben kann. Der Comfort, das materiellste Ergebniß der Civilisation und des Reichthums, findet sich blos in England; unter ihm begreift man Alles, was zum häuslichen Wohlbehagen gehört, Ueberfluß, Reinlichkeit, Dauerhaftigkeit, Zierlichkeit, ohne jene Art von Luxus, welche blos für den Eitlen Werth hat. Aber indem die Engländer alle ihre Kräfte auf materielle Gegenstände vereinigten, wurden sie die Schöpfer einer wundervollen Industrie; die Maschinen sind doch den Menschen zur Ersetzung der Handarbeit geschaffene Wesen von merkwürdiger Kraft, Geschicklichkeit und Schnelligkeit, und in dem fabricirenden und handeltreibenden England ist Alles riesenhaft.

Der Engländer geht mit Ueberlegung zu Werke; er bringt zur Verhandlung einer wichtigen Maßregel eine Aufmerksamkeit, einen Ernst, eine Klugheit, welche man sonst nirgends im gleichen Grade findet; er berechnet die Wahrscheinlichkeiten einer Unternehmung sicherer und leichter als jeder Andere. Eine instinctmäßige oder aus seinem Interesse oder Gewissen hervorgehende Rechtschaffenheit leitet ihn bei seinen Handlungen, und die große Wichtigkeit des moralischen Rufes ist eine für England sehr ehrenvolle Erscheinung.

Der Engländer, stark von Willen und nicht sehr heftig in seinen Leidenschaften, ist Herr seiner Eindrücke und Gemüthsbewegungen; er besitzt Kaltblütigkeit, eine immer gleiche Laune, eine große Ruhe des Geistes. Diese zur Gewohnheit gewordene Mäßigung (selfpossesion, equanimity) findet sich sonst bei keinem der neueren Völker und erinnert an die Tugend, welche die alten Griechen charakterisirte (σωφροσύνη).

Der Charakter des Engländers malt sich in seiner Person. Seine Züge sind regelmäßig, aber wenig belebt; seinen Augen fehlt es an Lebhaftigkeit; seine Haltung zeigt mehr Adel als Anmuth;

seine Physiognomie ist weder fröhlich noch traurig, weder unempfindlich noch leidenschaftlich, weder trocken noch überspannt; sie ist ruhig, ernst und kalt, aber voll Empfindungen oder Gedanken, welche sie den Menschen nicht offenbaren soll.

Der Engländer unterhält Verbindungen, welche mehr dauerhaft als häufig sind, mit einer sehr beschränkten Anzahl Menschen, und seine Freundschaft hat nichts Mittheilendes.

Unter einem ernsten, frostigen Aeußern besitzt der Engländer ein für tiefe und zarte Empfindungen empfängliches Herz, eine lächelnde, friedliche (cheerfull) Seele. Er überrascht durch seinen Humor, die Frische seines Gefühls, seine Liebe zur Natur, die einfache, naive Poesie, welche in dem ganz germanischen Grunde seines Wesens verborgen ist.

Aber die Belustigungen sind weniger zahlreich, die Tänze ohne Munterkeit, der Gesang schwerfällig. „Ein Freudentag in England gleicht einem Leichenfeste in Languedoc."

In ihrer äußern Politik haben sich die Engländer ebenso durch ihre Gewandtheit, welche an die alten Römer erinnert, als durch ihre Selbstsucht ausgezeichnet, welche bis zum Vergessen aller Gerechtigkeit geht. Die Engländer besitzen alle bürgerlichen und politischen Freiheiten, deren sie in der Sphäre ihrer Thätigkeit bedürfen; diese ist freilich weniger erhaben und ausgedehnt, als die Sphäre der Deutschen, aber sie schreiten darin wenigstens auf einem festeren Boden und gut vorgezeichneten Bahnen vorwärts. Indessen lassen gerade diese Freiheiten die verschiedenen Arten von Zwang, welche auf dem Engländer lasten, um so stärker hervortreten: diese ernsten, festen Männer sind Sclaven des Nichtigsten, was es in der Welt gibt, Sclaven der Mode, mit welcher die Franzosen sich belustigen, und der steifste Formalismus verfolgt sie bis in den Schooß ihrer Familie; diese Halbrepublikaner haben eine unerhörte Achtung vor Rang und Titel, und die aristokratischen Vorurtheile sind stärker bei ihnen, als in Deutschland.

Eine der besten Seiten des englischen Charakters ist der Trieb nach Wissenschaft, aber im Unterschiede vom deutschen: zur praktischen, nutzbringenden Wissenschaft.

Es war ein Engländer, der zuerst das berühmte Wort: „Knowledge is power" (Wissenschaft ist Macht) aussprach, und es waren die Engländer, welche diesem Grundsatze, dessen ganze Wichtigkeit

erkennend, einen so allgemeinen und lauten Beifall zollten, daß er in allen Ländern des Erdballs wiedertönte. Wenn man die Deutschen vorzugsweise als die denkende Nation bezeichnet, so kann die englische als die wissende und kenntnißreiche gelten. Diese ernste Nation ist so begierig nach Wissen, daß sogar die Freude und die Charlatanerie ein wissenschaftliches Gewand anlegen müssen. Ich glaube, es gibt kein Land, in welchem öffentliche Belustigungen und die nationalen Vergnügungen in so naher Beziehung zu den Wissenschaften stehen, wie in England. Alle die interessanten Experimente und das Auge überraschenden Erscheinungen, welche die Chemie, die Physik und die andern Naturwissenschaften den Menschen zu gewähren vermögen, werden nicht nur in Londons großen öffentlichen polytechnischen Instituten — scientivische Theater möchte ich sie nennen — dem Publicum dargeboten, sondern auch in den Provinzialstädten gibt es überall ähnliche Bühnen, von denen beständig ein zahlreiches Publicum den elektrischen, magnetischen, optischen, akustischen Vorstellungen mit Eifer beiwohnt, und den Explicationen und Belehrungen der diese Processe leitenden Professoren mit demselben Eifer zuhört, wie die Italiener den Improvisatoren und Recitatoren, und wir Deutsche Strauß'schen und Lanner'schen Musikbanden. Wenn die deutschen Bürger in Kaffee- und Bierhäuser, zur Pfeife und zu Concerten gehen, so wenden die englischen sich zu ihren zoologischen Gärten, fremde Thiere und Pflanzen anzustaunen und ihre Namen und Sitten kennen zu lernen.

Hunderte von Leuten ziehen beständig im Lande umher, um den Leuten in den Marktstädten, auf den Dörfern das Mikroskop, oder den Magnetismus, oder die Eigenschaften des elektrischen Fluidums auseinanderzusetzen, oder sie einen Abend von Amerika oder Indien oder sonst einem entlegenen Lande in einer ethnographischen Vorlesung zu unterhalten, und eben so viele, wenn nicht noch mehr, sind fortwährend in den vielen „mechanic institutions“ (mechanischen Instituten) und „scientfix institutions“ (wissenschaftlichen Instituten) und Clubs, welche in neuer Zeit ins Leben getreten sind, mit denselben Gegenständen beschäftigt, und ein größerer Theil der Nation ist fortwährend thätig, diesen Leuten zuzuhören und zuzusehen.

Ich sage, die Wissenschaft muß in diesem Lande den Stoff zu dem Vergnügen hergeben, wie die Künste es in andern thun. Ja, mehr noch die Charlatanerie muß von der Wissenschaft eine Maske borgen,

um sich dem Volke aufzudrängen. Die Engländer sind ein zu ernstes Volk, um von den Trommeln oder Trompeten, den goldenen Fläschchen und der bunten Tracht eines französischen oder italienischen Charlatans hinters Licht geführt zu werden. Allein wer einen belehrenden Ernst annimmt, wer Gründlichkeit und Kenntniß vorschützt, der macht ihnen leicht etwas Dummes weiß.

Die Londoner Schuster haben neben ihren Stiefeln in der Regel auch trefflich gearbeitete Modelle des menschlichen Fußes und seines ganzen inneren Baues, seiner Knochen, Arterien und Nerven in ihren Magazinen zur Schau ausgestellt, und wenn sie auch selbst nicht viel davon verstehen sollten, so sind sie doch gewiß, daß sie mit diesen blutigen anatomischen Präparaten bei dem Publikum mehr Vertrauen erwecken und mehr Kunden anlocken, als mit dem glänzendsten und blankest geputzten Leder.

Der Krämer, welcher mit Fischangeln und sonstigen Fisch-Apparaten handelt, kann seinen Kunden auch gleich mit vielen kleinen naturhistorischen Werken über die Natur der Fische dienen, und der Wachs- und Honigkaufmann besitzt eine Menge kleiner interessanter Apparate, welche bei der Behandlung der Bienen nöthig sind. Diese Apparate sind, so zu sagen, der wissenschaftliche Honig, welchen er vor seinen Laden aufstellt, um seine Käufer damit zu locken und sein Wachs an den Mann zu bringen. — —

In das herrliche, wahrhaft beneidenswerthe Stillleben, welches das junge Ehepaar auf Schloß Dundonald führte, trat plötzlich eine gewaltige, ganz unvorhergesehene Störung ein.

Eines Tages empfing Henry of Dundonald ein Telegramm der Admiralität in London, sich unverzüglich daselbst einfinden zu wollen, um betreff eines seinem Oheim, dem Earl, betroffenen Unglückes alle jene Mittheilungen entgegenzunehmen, welche bisher amtlich eingelaufen waren und hinsichtlich des Verschwundenen das Aergste befürchten ließen.

Der Lord und seine schöne Gemalin waren wie aus den Wolken gefallen. Das Telegramm war derart stylisirt, als ob es von einer bereits allgemein, also auch schon auf Dundonald bekannten Sache spräche.

Der Absender mochte ganz vergessen haben, daß Schloß Dundonald in einem ziemlich abgelegenen Winkel Englands sich befand, und das junge, bis jetzt so überglückliche Ehepaar sich überhaupt

blutwenig um die Vorgänge in der Welt kümmerte. Die Journale lagen oft fünf bis sechs Tage auf den Tischen umher, bevor sie gelesen wurden, namentlich, wenn, wie gerade im Augenblicke, die Jagdsaison des jungen Lord's ganze Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Henry Dundonald und Adele musterten jetzt rasch die Zeitungen der letzten zwei Tage und siehe da — richtig stand darin die Notiz zu lesen, daß Sir Baldwin, Earl of Dundonald, in der Nähe von Nangasaki durch einen überaus verwegenen Handstreich von Piraten entführt worden sei. Nähere Nachrichten über dieses unerhörte Ereigniß, welches die Regierungen von England und Japan in gleichem Grade unangenehm berührten, würden, so hieß es in den Blättern, stündlich per Telegraph erwartet.

Die jungen Eheleute brachen, wie wohl selbstverständlich, zur Stunde nach London auf, wo sie am nächsten Morgen eintrafen.

Die weiteren Nachrichten, die sie hier bei der Admiralität erhielten, lauteten aber nicht sehr tröstlich. Anfänglich schmeichelte man sich, daß die Seeräuber es auf die Erpressung eines hohen Lösegeldes abgesehen haben dürften, während die neuesten Mittheilungen nur zu deutlich errathen ließen, daß es sich hier keineswegs um schnödes Geld handle, sondern das Leben des Earl einem raffinirten Racheplan geopfert werden sollte.

Die Piraten hatten nämlich dem Gefangenen, wie es schien, absichtlich Gelegenheit gelassen, brieflich von seinem Schicksale Nachricht zu geben. Sir Baldwin betonte in seinem Schreiben ausdrücklich, daß, wenn kein unerhörtes Wunder geschehe, er als das Opfer eines unerbittlichen Feindes jammervoll enden werde.

Wie ferner die bei der Admiralität eingelangten Nachrichten besagten, besaßen die Piraten einen Schraubendampfer von fabelhafter Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit. Dieser Schraubendampfer war ein der britischen Handelsmarine angehöriges Postschiff, welches im indischen Archipel erst seit wenigen Monaten verkehrte; man hatte bisher angenommen, daß dieser Dampfer durch einen Typhon mit Maus und Mann zu Grunde gegangen sei, während es sich jetzt herausstellte, daß er von einem überaus kühnen und gefährlichen Piraten, der in allen Meeren unter dem Namen der „Rächer" bekannt war und es bisher namentlich auf englische Schiffe abgesehen hatte, durch einen verwegenen Handstreich genommen worden sei.

Der in Rede stehende Schraubendampfer war nach einem eigenthümlichen, ganz neuartigen Systeme gebaut worden und existirte zur Stunde kein gleiches Exemplar.

Henry of Dundonald stellte daher den Antrag, daß auf seine Kosten sofort mit dem Aufgebote aller Mittel zu Portsmouth ein Zwilling des Piratendampfers erbaut und kriegsmäßig ausgerüstet werde. Denn, nur auf diese Weise durfte man hoffen, dem Corsaren, sei es durch List oder Gewalt, seine menschliche Beute zu entreißen.

Die Admiralität billigte diesen Plan, und bei der ungeheuren Leistungsfähigkeit des Marine-Etablissements in Portsmouth durfte man hoffen, das neue Schiff binnen vier Wochen vollkommen ausgerüstet in die See stechen zu lassen, nachdem daselbst eine Corvette eben im Baue war, welche mit einigen Veränderungen sehr leicht in den gewünschten Zwilling des Corsarenschiffes umgestaltet werden konnte.

Henry und Adele reisten mit allen erforderlichen Vollmachten, von Seite der Admiralität ausgestellt, unverzüglich nach Portsmouth.

Adele hatte beschlossen, diese Stadt nicht zu verlassen, bis ihr Gemal mit dem neuen Schiffe zur Rettung des Earl ausgezogen sein würde. Erst dann wollte sie nach Schloß Dundonald zurückkehren, um sich der Erziehung ihrer Kinder wieder zu widmen. In dem Tagebuche der jungen Frau finden wir über das merkwürdige Portsmouth Folgendes verzeichnet.

Der Hafen von Portsmouth ist der größte und bedeutendste der englischen Marine. Eine Fahrt durch denselben kann einen, obwohl schwachen, Begriff von Englands Seemacht gewähren. Zuerst nach den Docks.

Eben wurde in einer dieser durch Thore zu schließenden und dann durch Pumpen trocken zu legenden Bassins wieder Wasser eingelassen, um ein darin ausgebessertes Kriegsschiff wieder flott zu machen. Es dauerte nicht lange, so hob das Wasser die ungeheure Masse, und als wir später zurückkamen, schwebte es schon draußen auf dem Gewässer des Hafens. — Wir gingen dann zu dem langen Gebäude, wo die Schiffstaue, von den schwächern Tauen der Masten bis zu den ungeheuren, zuweilen fast die Dicke eines Schenkels erreichenden Ankertauen gedreht werden. Hinter den Gebäuden lagen im Freien lange Reihen der gewaltigen, oft weit über mannsgroßen Anker. Die Masse der größten wird man sich verdeutlichen, wenn

man weiß, daß sie bis zu fünf und sechs Tonnen schwer geschmiedet werden — eine Tonne aber beträgt 13,440 Pfund. Auch die Schmieden wurden besucht, wo gewaltige Hammer von Dampfmaschinen bewegt wurden und das Feuer durch Dampfgebläse unter ungeheurem Heulen und Summen angefacht wird. Eine der merkwürdigsten Werkstätten ist ferner die, wo durch Beunel's berühmte, auch von Dampf getriebene Maschinen die hölzernen Kurbeln in das Tauwerk der ganzen englischen Marine gefertigt werden. Sie ist äußerst sinnreich ausgedacht, und 40 Jahre bereits in Anwendung, ohne daß bisher irgend ein Zusatz oder eine Verbesserung derselben für nöthig erkannt worden war. Man zeigte uns hier, wie aus einem rohen Eisenklotz in weniger als zwanzig Minuten die fertige Kurbel mit ihren innen befestigten, polirten und mit Messing beschlagenen Rollen vollendet wurde. 1400 dergleichen können täglich geliefert werden. Nicht minder wichtig sind die Werkstätten, wo der Kupferbeschlag der Schiffe gefertigt wird. Wir sahen zu, wie das Metall gegossen, wie es dann durch Walzen ausgebreitet, wie es durch die letzte Walze über und über mit Zeichen als königliches Eigenthum der Marine, dem Arnoco, beziffert wird, so daß jedem kleinen Stück Kupfer angesehen werden kann, ob es der königlichen Marine entwendet sei; und wie endlich die kupfernen Nägel zu Tausenden gegossen und vollendet werden, mit welchen man die Kupferplatten auf die Schiffsseiten festnagelt.

Erst nachdem wir alle diese Werkstätten gesehen hatten, aus denen die Colosse der englischen Kriegsschiffe hervorgehen, wendeten wir uns zu den letztern selbst und bestiegen einige derselben, wie sie eben in den Docks lagen, zum Theil noch im Bau begriffen, zum Theil zur Ausbesserung oder als Reserve zurückgehalten. Es war interessant, daß man bei dem Skelette eines erst zu bauenden Schiffes, deren mehrere dalagen, begann. Sonderbarer Anblick! Stand man davor, so lag es wie ein großes, vierstöckiges, erst von Zimmerleuten in Holzconstruction aufgeführtes Gebäude da, ging man hinein, so glaubte man in einem vorweltlichen Urwalde zu stehen, solche Massen von Eichenstämmen liegen hier am Kiel und richten sich in den dicht sich folgenden Rippen empor! — Freilich sind auch die Kosten eines solchen Baues enorm. Man rechnet bei einem Kriegsschiffe noch ohne eigentliche Armirung ungefähr 1000 Pfund Sterling auf jede Kanone; ein Schiff mit 80 Kanonen also 80,000 Pfund Sterling u. s. w. Nun besahen wir einige fertig ausgebaute Schiffe. Zuerst den großen

Steamer Victoria und Albert, worauf die Königin ihre Reise um England und Schottland gemacht hatte. Die Einrichtung, wie man denken kann, trefflich; Salons, Schlafzimmer, Toilettenzimmer, Bäder, kurz aller Comfort eines großen englischen Hauses vollständig vorhanden. Daneben lag ein Kriegsdampfschiff, bewaffnet mit 6 Paixhauskanonen (welche auf Pivots im Kreise sich drehen ließen) und ein Paar kleinen Geschützen. Es konnte 500 Mann unter Deck und 500 Mann auf dem Verdeck halten. — Endlich bestiegen wir noch den abgetakelt dort liegenden Neptun, einen Dreidecker mit 120 Kanonen, welcher 1000 Mann zu fassen im Stande ist. Die Höhe dieser schwimmenden Festung kann man sich denken, wenn ich sage, daß am Spiegel des Schiffes von der obern Galerie vor dem Zimmer des commandirenden Officiers die Tiefe bis hinab auf den Wasserspiegel ziemlich 40 Fuß betrug! — Hierauf begaben wir uns nach dem Hafenbassin, wo die Bäckerei und die Vorräthe von Schiffszwieback besichtigt wurden. Eine Dampfmühle mahlt den Weizen, eine andere rührt und schlägt den Teig zu diesen platten Kuchen, welche, getheilt und auf Eisenbleche gelegt, wieder durch Maschinerie nach den Backöfen gefahren werden, bis dann der fertige Zwieback endlich in Säcke, je zu 120 Pfund, gepackt werden kann, von welchen Säcken dann ungeheure Säle der Magazine gefüllt werden. Täglich wird ein Pfund auf den Mann gerechnet. Wir kosteten davon, und gewiß ist es ein reines und nahrhaftes Gebäck, aber so grimmig hart, daß es eigentlich der Triumph englischer Industrie wäre, wenn man auch noch zum Kauen und Verdauen eine passende Maschine erfinden wollte.

Nicht minder enorm waren in anderen Räumen die Vorräthe von gesalzenem Fleisch, und zuletzt wurden uns noch lange Gebäude geöffnet, mit nichts als den großen eisernen Kisten gefüllt, welche man seit mehreren Jahren zum Bewahren des frischen Wassers, und zwar als eine der wichtigsten Verbesserungen in der englischen Marine eingeführt hatte. Früher hielt man das Wasser in Tonnen, und es war leicht der Verderbniß unterworfen. Jetzt, in diesen zugeschraubten Kisten von Eisen, welche etwa gegen 2 Ellen kubisch betragen, hält sich das Wasser vortrefflich, und sie bilden zugleich im untersten Schiffsraum, eine neben die andere gestellt, den vollkommensten und nützlichsten Ballast. Bei unserer Rückfahrt ruderten wir gegen die Victory hin, welche in blendendem Sonnenschein mit ihrer Menge von Flaggen sich besonders stattlich ausnahm. Hätte ich mir doch diesen Flaggen-

schmuck eines Admiralschiffes gar nicht auf diese Weise gedacht! Es geht nämlich eine Leine über alle drei Masten weg, und an diese gereiht, wehen dann die Nationalflaggen und alle jene bunten Signalflaggen, mittelst denen auch entfernte Schiffe mit einander correspondiren, lustig in der Luft. Das Schiff sollte bestiegen werden, wir legten an; an einer Luke an der Seite des Schiffes hing die kleine Treppe herab, die Ruderer des Boots bildeten eine Barrière mit ihren Armen und bequem steigt man so hinauf in das Zwischendeck, darnach auf den Stern des Schiffes. Von hier stiegen wir die Zwischendecke hinab, sahen die Hängematten und die Speisung, kosteten vom Grog, betrachteten Küchen und Krankenzimmer, verweilten in den Salons der Officiere und ließen uns endlich die merkwürdige Stelle zeigen, wo Nelson von der tödtlichen Kugel getroffen wurde und wo er starb — ein kleiner Raum im niedern Zwischendeck, dicht an einer der dort aus der Rückporte ragenden Kanone. Seine lakonische Anrede vor der Schlacht von Trafalgar: „England expects eoery man will do his duty!“ ist in goldenen Buchstaben vor dem Aufsteigen zum Stern des Schiffes in das Gesims eingelassen, und Niemand wird ihm bestreiten, daß er selbst der Erste war, seine Schuldigkeit vollkommen zu erfüllen, ja daß sein Beispiel fort und fort belebend in das Bestreben der Nation eingreift, die Nationen selbst zu erhalten und zu erheben! — — —

Genau achtunddreißig Tage nach Ankunft in Portsmouth stach Henry of Dundonald mit dem auf seine Kosten ausgerüsteten Dampfer in die See. — Sein erstes Ziel waren die Gewässer von Hinterindien, wo, wie die letzten authentischen Nachrichten besagten, der Pirate, welcher den Earl geraubt hatte, nunmehr in wahrhaft entsetzlicher Weise sein Unwesen trieb. Er hatte in weniger als zwei Monaten über vierzig englische Kauffahrer geplündert und in den Grund gebohrt.

Ein ganzes englisches Geschwader machte auf den verwegenen Seeräuber Jagd, aber vergebens. Der „Rächer“ war flinker als alle Kriegsschiffe, die nach seiner näheren Bekanntschaft so sehr Verlangen trugen. Es stellte sich nun deutlich heraus, daß die von Henry Dundonald befehligte Dampfyacht die einzige Hoffnung bilde, um den Piraten einzuholen und so lange „zu stellen“, bis ein oder das andere Kriegsschiff dann hinzugeeilt sein würde, um sodann den Kampf regelrecht einzuleiten. — —

Elftes Capitel.

Aus langer Weile.

Die Seefahrt von Valparaiso nach Valdivia ließ sich viel unangenehmer und langwieriger an, als Burton und seine schöne Begleiterin es sich vorgestellt hatten.

Nicht nur daß es sehr schlechtes Wetter absetzte und der Wind ganz conträr war, brach, als man kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, ein wesentlicher Bestandtheil der Schiffsmaschine, so daß man in einer Bucht Zuflucht suchen und über fünf Tage daselbst zubringen mußte, bis der Schaden wieder ausgebessert war.

Die Passagiere, zum Glücke durchaus sehr liebenswürdige und gebildete Leute, thaten sich also zusammen, um ihre Reiseerfahrungen auszutauschen und so auf ebenso nützliche als angenehme Weise die „lange Weile“ von sich ferne zu halten.

Den Reigen eröffnete ein deutscher Gelehrter, der soeben Central-Amerika bereist und namentlich den amerikanischen Alterthümern ein eingehendes Studium gewidmet hatte.

Die ganze Schiffsgesellschaft sammelte sich an einem schönen Abende auf dem Hinterdecke, um den Abendthee zu genießen. Die Herren schmauchten ihre herrlich duftenden Cigarren, während die Damen allerlei Naschwerk verkosteten.

Endlich begann der Erzähler wie folgt:

Die Trümmer namenloser Städte, die steinernen Reste einer uns völlig unbekannten Cultur, die Spuren untergegangener Reiche und verschwundener Völker, welche lange vor der spanischen Invasion

existirten und blühten, und von deren Entstehung und Untergang in keiner geschriebenen Geschichte irgend eine Kunde enthalten — findet man bekanntlich in verschiedenen Zonen der neuen Welt zerstreut. Die einsamen Wildnisse Central-Amerikas und der südlichen Provinzen von Mexiko bergen die größten und merkwürdigsten dieser Ruinenstätten, die uns theilweise durch Stephen's Beschreibungen und Catterwood's treffliche graphische Darstellungen näher bekannt geworden. Die schwierige Zugänglichkeit der Wildnisse, die Dichtigkeit der tropischen Wälder, welche diese Trümmer umgeben, ihre Entlegenheit in den Thalsenkungen der Cordilleras, der Mangel an Wegen, der Argwohn der spanischen Colonial-Regierung — diese und andere Gründe erklären die späte Entdeckung und Kenntniß der wichtigsten centralamerikanischen Alterthümer. Man kannte die sogenannten Ruinen von Kopan und Palenque fast nur den Namen nach, ehe der unternehmende Stephens mit einer bewunderungswürdigen Energie und Beharrlichkeit diese Gegenden durchmusterte und getreue Skizzen von diesen Ruinen aufnahm. Durch ihn sind besonders auch die wichtigsten der alten Monumente Yukatans der wißbegierigen Welt fast ebenso bekannt geworden, wie die Ruinen von Theben und Palmyra.

Nicht der künstlerische Werth dieser Alterthümer, nicht der großartige Anblick oder der malerische Effect, den sie auf den Beschauer hervorbrachten, hatten ihnen das Interesse des gebildeten Publicums gewonnen. Es war vielmehr das Geheimnißvolle, welches sowohl den Scharfsinn des Forschers herausfordert, als, die Phantasie mächtig anregend, die Aufmerksamkeit zweier Welten an diese Zeugen einer unbekannten Vergangenheit fesselte. Es knüpfen sich an diese archäologischen Entdeckungen in Central-Amerika historische Fragen von der höchsten Bedeutung, die nicht nur auf die Vergangenheit der neuen Welt allein sich bezogen. — Mancher Forscher glaubte in der dunkeln Geschichte der amerikanischen Urbewohner, in dem Baustyl, in dem Charakter ihrer Kunst und ihrer Bilderschrift einen gewissen dunkeln Zusammenhang mit der ältesten Cultur des Orients zu entdecken. Man stellte Hypothesen von einer asiatischen Emigration, von der Ansiedlung wandernder Priester-Colonien des Ostens, die einstmals vom stillen Weltmeer hergekommen; von einer phönicischen Entdeckung Amerika's, welche der spanischen um Jahrtausende vorausgegangen, ja sogar von einer Einwanderung der verlorenen zehn

Stämme Israels auf unbekannten Wegen auf. Von jener neuen Entdeckung und sorgfältigen Untersuchung verborgener Trümmer hoffte man, abgesehen von dem rein archäologischen Interesse, einen Dämmerlichtstrahl in die Nacht des Ursprungs der ältesten amerikanischen Cultur und eine Lösung jener hochwichtigen historischen Fragen.

Stephens, Catterwood, Squier hatten nur einen Theil Central-Amerikas besucht. Manche der interessantesten Ruinenstätten waren ihnen gänzlich unbekannt geblieben. Die Trümmer von Peten, an Größe und Wichtigkeit den berühmten Denkmalen von Palenque wohl kaum nachstehend, sind bis heute noch von keinem gebildeten Fremden besucht und beschrieben worden. Die fragmentarischen Mittheilungen, welche ein Eingeborner Guatemalas, Don Modesta Mondez, Statthalter des Indianer-Districtes Peten, von diesen Ruinen gemacht, sind nichts weniger als gründlich und erschöpfend, haben aber doch wesentlich beigetragen, unser Interesse an denselben zu steigern. Sie scheinen sogar größer und umfangreicher, als die Monumente von Palenque, sind aber noch weit entlegener und schwieriger zugänglich. Die schlechteren Wege durch die waldbedeckten Höhen der Cordilleras machen einen Transport derselben fast unmöglich. Von den sogenannten Denkmalen von Quiriguá, am Montagnafluße im Staate Guatemala, waren nur wenige entdeckt und doch Zeichnungen bekannt geworden. Die Wildnisse von Vera Paz, größtentheils eine terra incognita, verbergen unter dem ewigen Grün ihrer herrlichen Wälder wahrscheinlich noch viele unbekannte Trümmer. Selbst am Montagnafluße sind, allem Anscheine nach, noch so manche Monumente unter der Alles überwuchernden Pflanzendecke versteckt. Nur sehr allmälig wird man eine ausführliche Kenntniß aller existirenden centralamerikanischen Ruinen erhalten, deren Auffindung und Untersuchung unbeschreibliche Schwierigkeiten hat. Inzwischen dürfte jeder, wenn auch geringe neue Beitrag zur Kenntniß dieser räthselhaften Reste der amerikanischen Vorzeit den Freunden des Alterthums und der Geschichte eine nicht unwillkommene Gabe sein.

Die Republiken Costa Rica und San Salvador besitzen unter allen Staaten Mittelamerika's die geringsten Spuren einer alten einheimischen Cultur. Wenigstens hat man hier nirgends pyramidale steinerne Stufengebäude und colossale Bildwerke gefunden, welche sich in allen größeren Ruinenstätten von Honduras, Guatemala und

Yukatan wiederholen. In Costa Rica scheinen die Indianer zur Zeit der spanischen Invasion ziemlich allgemein dieselbe rohe einfache Lebensweise geführt zu haben, wie jene Indianerstämme, welche noch heute die waldigen Wildnisse im Süden dieser Republik bewohnen. Nur in einzelnen Gegenden des Hochlandes vom Golf von Nicoya scheinen die Urbewohner des Staates auf einer etwas höheren Stufe gestanden, und außer Geschirr und Waffen von Kupfer auch metallenen Schmuck geformt zu haben.

An den verschiedenen Uferstellen und auf den Inseln der großen Seen von Nicaraguá findet man colossale Idole theils in Felsen gehauen, theils aus Felsstücken gemeißelt. Sie zeigen mehr Roheit der Arbeit, als die großen Statuen der Ruinenstätten Guatemala's. Die Bilderschrift fehlt fast immer. Altäre mit reichem plastischen Schmuck und Basreliefs, wie zu Palenque, Peten, Quiriguá und Merida sind in Nicaraguá bis jetzt nicht entdeckt worden.

Auf der großen Hochebene in der Umgebung der Hauptstadt Neu-Guatemala haben wir ähnliche künstliche Erdhügel, wie im Hochlande von Costa Rica, wie in der Provinz Guanacasta und auf dem Tafellande von San Salvador gefunden, doch sind sie dort größer und zum Theil anders geordnet. Man sieht in Guatemala auch wallförmige Erdbauten in ziemlich regelmäßiger Viereckform mit einer Einsenkung in der Mitte — daneben steht ein höherer, fast konischer, künstlicher Hügel. Sie werden von Manchem für altindianische Befestigungen gehalten. Uns scheint es wahrscheinlicher, daß sie, wie fast alle übrigen ähnlichen Erdbauten, den Opferfesten der alten Völker dienten. Die künstlichen Erhöhungen gönnten der schauenden Masse, die wahrscheinlich bei der Opferfeier auf denselben Platz nahm, einen ähnlichen Ueberblick der inneren Bühne, wie die römischen Amphitheater, nur fehlen hier die steinernen Stufen. Auf den höheren künstlichen Hügeln nahmen die Kaziken und Vornehmen ihren Platz ein. Die ausgedehntesten dieser Erdbauten stehen ganz nahe bei der Hauptstadt in der kleinen Hacienda, welche ein deutscher Ansiedler, Herr Fasen aus Cöln, besitzt.

Sonderbar ist das Verschwinden fast aller älteren Bauwerke in den früher so bevölkerten und blühenden Reichen der Quichen- und Kachiquellen. Die sogenannten Altos von Guatemala bergen nur sehr wenig Reste. Im herrlichen Thale von Antigua Guatemala sind alle Spuren einer älteren einheimischen Cultur verschwunden.

Die zerstörende Hand der spanischen Eroberer, der Fanatismus der Mönche scheinen keinem alten Stein aus der vorzeitlichen Epoche des Reiches seine ruhige Lage gegönnt zu haben. Tempel, Sacrificatorios, Altäre, Idole, Bilderschriften — Alles wurde von ihnen zerstört und zerschlagen. Viele Idole sind von den Indianern vergraben oder in den Wäldern versteckt, wie wir bereits durch den englischen Missionär Thomas Gaye erfuhren, der zu Cromwell's Zeit als katholischer Priester in Guatemala weilte, später nach seinem Vaterlande zurückkehrte und eine schauerliche Beschreibung des Treibens und Wüthens der Spanier in diesen schönsten Provinzen ihres amerikanischen Reiches entworfen hat. Sogar im Grunde des Sees von Amatittan (im Staate Guatemala) sieht man durch das klare Wasser die steinernen Statuen alter Götzen, welche vielleicht die Eingebornen selbst dort versenkten, um sie wenigstens vor der zerstörenden Hand der Spanier zu bewahren.

Was in Guademala und Honduras von größeren Denkmalen noch vorhanden, schützte nur die schwere Zugänglichkeit des finsteren Urwalddickichts, wie z. B. die Monumente von Quiriguá, welche erst nach der Unabhängigkeit Guatemalas wieder aufgefunden wurden.

Die Monumente von Quiriguá haben ihren Namen von einer kleinen Ansiedelung in der Nähe, welche seitwärts von der Straße nach Izabel am Fuße der Micoberge, etwa 220 englische Meilen von Guatemala gelegen ist. Unter den alten Ruinen Central-Amerikas sind diese noch am wenigsten bekannt geworden. Der berühmte Archäolog J. Stephens hat sie nicht persönlich gesehen, und der ihn begleitende Künstler Catterwood würdigte sie, in der Meinung, daß seine persönliche Sicherheit dort gefährdet sei, nur eines sehr flüchtigen Besuches und verließ sie wieder, ohne die wichtigsten Denkmale aufgefunden zu haben.

Da diese Reste unter allen Antiquitäten in der Republik Guatemala der Hauptstadt am nächsten gelegen und ihre geringe Entfernung von den Ufern eines schiffbaren Flusses dort am ersten die Acquisition interessanter Alterthümer hoffen ließ, hielten es Dr. Wagner und ich im Interesse der uns von der britischen Regierung übertragenen Mission am rathsamsten, hierher zuerst unsere Schritte zu lenken.

Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die man hier hat, die einzelnen Trümmer selbst bekannter Ruinenstätten, wie die von

Quiriguá, nach einigen Jahren unter der dichten Pflanzendecke wieder aufzufinden, machen es nicht unwahrscheinlich, daß selbst viele bedeutendere Monumente über der Alles überwuchernden Vegetationsdecke begraben liegen.

Nach unsäglichen Mühen und Hindernissen, von denen nur die, welche den Naturcharakter des tropischen Amerikas aus eigener Anschauung kennen, sich eine Vorstellung zu machen vermögen, gelang es, unter dem Beistand vieler Arbeiter, die wir durch den Besitzer der großen Hacienda von Quiriguá erhielten, einen neuen Weg vom Flußufer bis an die Stelle der Ruinen zu bahnen.

Die kräftige Vegetation hatte nicht nur jede Spur eines früheren Zuganges vertilgt, sondern auch die einzelnen Denkmale unter einem dichten Unterholze von Palmen, Mimosen und Schlingpflanzen von verschiedener Art begraben. Es bedurfte einiger Zeit, um sie aufzufinden, und bedeutender Mühe, sie zu reinigen.

Die Waldebene, in welcher die Monumente aufgefunden worden, erhebt sich nur wenige Fuß über das gewöhnliche Niveau der Rio Montagua. Zu Zeiten hohen Wasserstandes dringt der Fluß in den Wald. Die Localität der Ruinen selbst scheint öfters schon überflutet gewesen zu sein, was sowohl der feuchte, morastige Boden, als auch die Lage einzelner Denkmale andeutet. Notorisch ist, daß die letzte Ueberfluthung im October 1852 sich bis hierher erstreckte, daß der größte Theil der Ruinen damals unter Wasser stand und einige der noch aufrecht stehenden Idole zu jener Zeit umgestürzt wurden.

Das größte und bedeutendste Stück der alten Reste ist ein pyramidales Gebäude, ganz ähnlich den Monumenten derselben Form, welche man in Copan und Palenque gefunden und für Sacrificatorio's, d. h. Opferstätten hält. Dieses Gebäude in Quiriguá ist jedoch schlechter erhalten, als jene, die Herr Stephens in seinem bekannten Reisewerk abbildete, die Stufen, welche dasselbe umgeben, lehnen sich an einen künstlichen, aus Rollsteinen aufgehäuften Hügel an, der offenbar nur dem Bauwerke als Stütze diente. Seine Form bildet ein unregelmäßiges, längliches Viereck mit einem Ausläufer nach Süden. Der obere Theil bestand aus mehreren Terrassen. Das Gebäude war an verschiedenen Seiten mit Stufenreihen umgeben, die aus regelmäßig geformten, sauber zugehauenen, länglichen Quadersteinen bestanden.

Die amphitheatralisch um die Außenseite des Gebäudes gruppirten Stufenreihen sind sehr zerfallen. Die einzelnen Quadersteine sind weder durch Kalk, noch durch Thon oder ein sonstiges Bindemittel zusammengekittet, sondern stützen sich nur durch die eigene Schwere und lehnen sich nach der innern Seite an den Abhang des Hügels an. Fast alle Stufenreihen sind zerstört, mit Ausnahme einer kleinen Stelle der Nordostseite, wo dreizehn Stufen übereinander noch ziemlich gut erhalten blieben. Die Stufen sind acht bis neun Zoll hoch und sieben Zoll breit; die Fortsetzung nach oben ist zertrümmert.

Der ganze obere Theil dieses pyramidalen Hügels bildet ein wüstes Trümmerchaos von Schutt und behauenen Steinen, den Resten jener völlig eingestürzten Bauten, die hier einst auf den verschiedenen Terrassen gestanden, und deren Trümmer jetzt von Palmen, Bromelien, Heliconien und vielen Schlingpflanzen überwuchert sind. Unter diesen Bausteinen findet man schönen weißen Marmor. Sehr merkwürdig sind auf der ersten Terrasse verschiedene in horizontaler Lage neben einander gruppirte ovale Vertiefungen, welche nicht mit behauenen Quadern, wie die Stufen, sondern mit kleinen Rollsteinen gepflastert und ausgelegt und ganz auffallend gut erhalten sind. In Betracht des Umstandes, daß diese im Vergleich zu den übrigen Resten aus so wenig solidem Materiale gebauten Nischen sich so gut conservirt haben, während die aus festerem Materiale bestehenden Theile des Baues zerfallen sind, wäre man fast geneigt, dieselben für spätere Werke zu halten. Vielleicht dienten sie zu Opferherden von Götzenverehrern, die hier nach der Zerstörung ihres Haupttempels selbst noch unter der spanischen Herrschaft ihre Opferfeste im Geheimen fortsetzten.

Vergebens sucht man hier, wie anderwärts an den Ruinenstätten von ähnlichem Charakter, rings um den pyramidalen Hügel nach Spuren von Eingängen, die in das Innere führten. Sollten wirklich Pforten, Hallen oder Gemächer mit gemauerten Decken vorhanden gewesen sein, so ist wenigstens jede Spur davon verschwunden. Auch an Sculpturen ist auf diesem Gebäude nichts zu finden.

Dagegen sind die einzelnen Sculpturfragmente, die wir gefunden, rings um diese Hauptruine gruppirt. Darunter ist ein großer Felsaltar, welcher ganz mit halberhabenen Sculpturarbeiten bedeckt ist, das Merkwürdigste. Derselbe hat fünfunddreißig Fuß im Umfange und sechs Fuß Höhe. Er ist länglich oval, fast der Form eines

menschlichen Kopfes ähnlich, welcher horizontal liegt. Wahrscheinlich benützten die Erbauer einen hier schon vorhandenen großen Felsblock zu ihren Zwecken, denn der Transport eines Steines von solchem Umfange mit den bewegenden Kräften, welche diesen Völkern muthmaßlich zu Gebote standen, wäre unbegreiflich. Die in Copan und Palenque aufgefundenen Altäre sind sämmtlich viel kleiner und bilden meist regelmäßig längliche Vierecke. Das Material ist grobkörniger Sandstein, dessen Außenseite schon ziemlich verwittert ist, obwohl die einzelnen Figuren nach mühsamer Säuberung von überwuchernden Pflanzen, hier deutlicher zu erkennen waren, als an den übrigen Sculpturen.

An der Nordseite dieses colossalen Altars bemerkt man eine sitzende weibliche Figur mit einem grotesken Kopfschmuck von $1\frac{1}{3}$ Fuß Höhe. Der obere Theil dieses starkverwitterten Kopfputzes stellt einen kleinen Götzenkopf dar, der seinerseits ein Diadem trägt. Der unterste Theil dieses Kopfschmuckes ist gut erhalten und besteht aus einem hervorragenden Stirnband von $1\frac{1}{2}$ Zoll Breite. Die Stirn der Figur selbst ist schmal, oben tief eingesunken, über den Augenlidern und der Nasenwurzel stark hervorragend. Von den großen Augen, der Nase und dem Munde sind nur noch schwache Spuren zu erkennen. Die Nase, kurz und breit, scheint der indianischen Form ziemlich ähnlich gewesen zu sein. Der Mund ist proportionirt. Die Brust trägt außer den Busenerhöhungen in der Mitte eine ovale Erhöhung, welche stark verwittert ist und wahrscheinlich einen Schmuck darstellt. Die Arme hängen schlaff am Körper herab und ihre Enden berühren den Boden. Von Händen ist nichts zu sehen. Auch die Beine sind nicht mehr zu erkennen.

Das Gegenstück dieser menschlichen Figur an der Südseite des Altars ist eine colossale, fünf Fuß hohe Schildkröte, der Kopf und die Vorderfüße sind nach oben, der ziemlich grob gearbeitete Rücken der Schale ist auswärts gekehrt, an den Seiten sind Hieroglyphen zu erkennen. Die Ornamentirungen des oberen Theiles stellen Vegetabilien, Palmenfrüchte, Blätter und Coniferenzapfen dar, Alles Gegenstände, die der umgebenden Natur entnommen sind. An einen Transport dieses schönsten und colossalsten unter den verschiedenen Bildwerken von Quiriguá ist der ungeheuren Schwere wegen nicht zu denken.

Etwas weiter von der Opferstätte entfernt liegt ein großes,

umgestürztes, colossales Idol von einundzwanzig Fuß Länge und vier Fuß Breite, mit jenem riesigen, bizarren Kopfschmuck, den man fast an allen Idolen, auch in Copan und Palenque, erkennt, jedoch von abweichender Form. Oben ein breiter diademartiger Aufsatz, darunter ein Thierkopf mit großen Augen, großer Nase und ziemlich weitem Rachen, der den Kopf des Idols berührt. Man bemerkt das Bemühen des Sculptors, durch dieses grinsende Haupt dem Beschauer Schrecken einzuflößen. Das menschliche Gesicht dieses Idols, das unter diesem Kopfaufputz folgt, ist sehr plump, mit vollen, runden Backen, die Nasenlöcher weit und lang gezogen, ähnlich wie die indianischen, die Nasenspitze weggewittert. Von Augen und Mund nur schwache Spuren. Die Ohren sind durch einen großen, runden Ohrenschmuck bedeckt, die Arme über die Brust gefaltet. Der untere Theil ist mit Hieroglyphen ausgefüllt.

Daß diese sogenannten Monumente von Quiriguá, über deren Entstehung und Geschichte das tiefste Dunkel herrscht, gleich allen übrigen Ruinenstätten und Antiquitäten Central-Amerikas, das Interesse des Archäologen und Ethnographen in hohem Grade verdienen, wird Niemand bestreiten. Ziemlich gering hingegen erschien uns der künstlerische Werth dieser Denkmale. Der Fleiß und die Ausdauer ihrer Gründer, welche so große Felsstücke mit Sculpturarbeiten förmlich übersäeten und diese colossalen Bildwerke auf einem höchst schwierigen Terrain zu bewegen wußten — die Sculpturen sind sämmtlich Monolithe —, sind der Bewunderung mehr würdig, als die Phantasie, der Kunstgeschmack und die Handfertigkeit der Künstler, welche vielmehr eine ziemlich niedere Culturstufe andeuten. Die Gruppirung sowohl als die einzelne Ausführung der Figuren und Ornamentirungen, besonders auf dem großen Felsaltar, der das am fleißigsten ausgearbeitete Stück dieser Reste ist, zeugen mit den ziemlich chaotisch durcheinander stehenden Figuren von Thieren, Blumen, Blättern, Früchten, Zweigen u. s. w. von einem noch etwas barbarischen Kunstsinn. Alle diese Denkmale sind offenbar dem gleichen Culturstande, wahrscheinlich auch derselben Zeit und den gleichen Händen entsprungen. Alle haben den gleichen geringen artistischen Werth. Keines ist merkbar feiner und künstlerischer ausgearbeitet als das andere. Nichts deutet an diesen Sculpturen auf einen nur einigermaßen geläuterten und fortgeschrittenen Schönheitssinn durch eigene Vervollkommnung oder fremde Vorbilder.

Schon Stephens hat sehr richtig und scharfsinnig die Eigenthümlichkeit dieser centralamerikanischen Antiquitäten nachgewiesen, deren Styl und Charakter von den Monumenten sämmtlicher Völker der alten Welt so wesentlich verschieden ist. Er hat die irrige Meinung Derer widerlegt, welche in dem plumpen, sogenannten Pyramidenbau dieser amerikanischen Urvölker den ausgebildeten Pyramidenstyl der alten Aegypter wiederzuerkennen glaubten. In der Anordnung des Ganzen wie in den Einzelnheiten sind die Differenzen so auffallend, daß es fast befremdend ist, wie selbst namhafte Archäologen auf eine so ferne, zufällige Aehnlichkeit große Bedeutung legen konnten. Den ägyptischen Pyramiden fehlt immer der tempelartige Oberbau der centralamerikanischen Stufengebäude, während letztere Nichts von den inneren Gemächern und Räumlichkeiten zeigen, die für die ägyptischen Pyramiden so charakteristisch sind. Was die Sculpturen Quiriguás insbesondere von den plastischen Werken Aegyptens und Vorderasiens unterscheidet, ist die Roheit der Arbeit, an der man die Unvollkommenheit der Instrumente erkennt, deren sich diese Sculptoren bedienten. Sicherlich waren diese Utensilien nicht von Eisen. Selbst die ältesten ägyptischen Sculpturen, wenn sie noch so anmuthslos und steril in der Erfindung sind, zeugen doch von einer merkwürdigen technischen Fertigkeit und Sauberkeit der Ausführung, die den grobgearbeiteten Basreliefsfiguren dieser amerikanischen Monumente durchaus abgeht.

Was die frühere Bestimmung dieser Denkmale und der ähnlichen in Copan, Palenque, Merida u. s. w. betrifft, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß dieselben zu religiösen Zwecken, zu Götterverehrung, zu den Opferfesten der alten Völker dienten.

Mysteriöser ist die Bestimmung der pyramidalen Gebäude oder der künstlichen Hügel mit amphitheatralischen Stufenreihen, welche in den verschiedenen Ruinen Central-Amerikas gewöhnlich die obersten Trümmer vorstellen. Die Stellung und Anordnung dieser Bauwerke, welche in Quiriguá wie in Copan nicht selbst Idole tragen, sondern von diesen umgeben sind, und die fast in ihrer Mitte sich erheben, machen nach unserer Ansicht die Hypothese sehr wahrscheinlich, daß sie eine Schaustätte für die verschiedenen Rangstufen jener Völker waren. Die Kaziken und ihr Hof, der Adel, die hohe Priesterschaft nahmen bei den großen Opferfesten hier wahrscheinlich ihre Plätze ein. Die oberen gedeckten Bauwerke mit offenen Galerien dienten vermuthlich

den Fürsten und Großen zum Schutz gegen Sonne, Wind und Wetter. Vielleicht fanden hier noch besondere geheimnißvolle Ceremonien statt, vielleicht ertönten von diesen Höhen herab die Gesänge und Gebete der obersten Priester. Die schauende Volksmasse stand wahrscheinlich außen umher und bedeckte die Abhänge der kleineren künstlichen Hügel in der Nähe, welche keine Stufentreppen haben und keine steinernen Gebäude tragen.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Monumente von Quiriguá noch zur Zeit der spanischen Invasion ihrer religiösen Bestimmung dienten, und daß auch eine Stadt in der Nähe noch bewohnt war. Die Bevölkerung, kein anderes Mittel findend, dem Schwerte der Sieger und der Sclaverei zu entgehen, verließ vielleicht die Scholle ihrer Väter sammt ihren Heiligthümern, um in den hohen Bergen nordwärts eine Zufluchtsstätte gegen die rohen Dränger zu suchen.

Die weißen Abenteurer und Freibeuter, welche zuerst in diese Reiche eindrangen, suchten nicht die Lösung historischer Räthsel; sie waren nur lüstern nach Gold. Sie ehrten in diesen steinernen Bildsäulen nicht die ersten Kunstwerke einer Bildungsstufe, die sich über das Barbarenthum erhob; sie sahen in ihnen nur die Bilder von Götzen, die sie vernichten zu müssen glaubten. Die Zerstörung solcher „Werke des Teufels" dünkte ihnen eine christlich-ritterliche That. Der katholische Fanatismus jener sogenannten chevaleresken Castilier wetteiferte in der Lust der Verwüstung mit dem Vandalismus der wilden Horden eines Genserich und Attila.

Eine aufgeklärtere Nachwelt aber wird ihnen nimmer verzeihen, daß ihr gepanzerter Tritt hier die aufgehende Blüte einer Cultur zertrat, die, wenn auch noch auf niederer Stufe stehend, doch Interesse und Schonung verdiente. Die grausame Herrschaft der Castilier stürzte die einzelnen Nationen wieder in die Nacht der Barbarei zurück. In starrster Knechtschaft verlernten sie ihre Künste. Die letzten Denkmale ihrer Cultur sucht man vergebens in der Nähe großer bewohnter Städte.

Sie liegen verborgen, zerstreut in den einsamen Wildnissen, wo das Dickicht des Waldes sie vor der Zerstörungswuth roher Kriegerhaufen und fanatischer Mönche schützte. Die rothe Bevölkerung allein hat dafür eine gewisse Pietät bewahrt. Ungern dienen Indianer als Führer in die Wildnisse, wo solche Reste liegen, die sie lieber verheimlichen. Ihre Miene verdüstert sich, wenn weiße Männer die

mysteriösen Schriftzeichen derselben copiren. Sie lieben es noch weniger daß neugierige Fremde kommen, um unter den alten Trümmern zu wühlen und die Denkmale der Väter in ihrer dunkeln Ruhe zu stören. Wie einst die Jungfrauen das vestalische Feuer, so bewachen sie jene historisch-heiligen Trümmer, welche allein noch Zeugniß geben von untergegangenen mächtigen Reichen. —

Nachdem die Zuhörer dem geistreichen Mann und tiefen Gelehrten für seinen gediegenen Vortrag in vielfacher Weise ihren verbindlichsten Dank ausgedrückt hatten, kam die Reihe des Erzählens an einen alten englischen Offizier, der ganz Nordafrika bereist hatte und namentlich durch längere Zeit in Marokko als Instructor der kaiserlichen Truppen gewesen war. —

„Ich bin," begann der alte Herr sich entschuldigend, „ich bin nicht sehr geübt, coram publico anders denn im Commandotone zu sprechen, ich muß also im Vorhinein um Nachsicht bitten, wenn meine Redeweise nicht so fließend und das Ohr berauschend sein wird, wie jene meines geehrten Vorredners."

Nachdem diese Worte natürlich Proteste u. s. w. hervorgerufen hatten und mehrere Höflichkeitsformeln abgedroschen waren, begann endlich Sir Wolveston, so hieß der alte Haudegen, mit sonorer Stimme, wie folgt:

Ein Blick auf die Karte von Afrika zeigt, daß dasselbe zu drei Viertheilen der tropischen Zone angehört. Der ganze Erdtheil ist ungegliedert, seine einfachen Küstenlinien bilden den schärfsten Gegensatz zu der reichen Mannigfaltigkeit des überall eingezackten Europas. Auch liegen vor den Gestaden des Continentes nur wenige Inseln und gar keine Eilandfluren von einer solchen natürlichen Beschaffenheit, daß auf denselben sich ein Culturleben hätte entwickeln können, selbst wenn sie im Besitz von Menschen gewesen wären, welche höher begabt sind, als die Neger. Diese haben nie Seetüchtigkeit und Seebegabung gezeigt, sich ins weite, offene Weltmeer gar nicht hinausgewagt und sind immer nur obendrein auf sehr kurze Strecken an der Küste hingekrochen.

Afrika liegt da, wie ein gewaltiger Rumpf ohne Arme, in welchem kein den Leib vielfach durchziehendes Geäder pulsirt. Der Continent hat nur einige wenige, weit auseinanderliegende Ströme von Bedeutung. Afrika ist überhaupt einförmig, trotz der schroffsten Gegensätze seiner Bodengestalten; es fehlen ihm die vermittelnden Uebergänge,

es mangelt an organischem, gegliedertem Zusammenhange. Auch der specifisch afrikanische Mensch trägt den „Charakter der Unbändigkeit“ und befindet sich daneben in jener tiefen Ohnmacht, welche die Sclaverei für ihn gleichsam zum Lebensbedürfniß macht, während er sich zugleich einer völligen Zügellosigkeit und einer Ungebundenheit hingibt, die ihn zum Cannibalismus treibt. Nie und nirgends verstand er es, sich von den äußeren Naturgewalten unabhängig zu machen; zu einer solchen Emancipation hat er nicht einmal den Anlauf genommen, sondern er ist als ein ganz und gar unhistorisches Geschöpf entweder in der bloßen Wildheit haften geblieben, oder doch, im besten Falle, nicht über eine mehr oder weniger raffinirte Barbarei hinausgekommen. Auch ist ihm das Moment der Arbeit, des schaffenden, stetigen, andauernden und berechnenden Fleißes, ohne welchen keine Civilisation, geschweige denn eine Cultur gedacht werden kann, von Haus aus fremd geblieben. Der Nordrand von Afrika ist von Anbeginn der Geschichte bis zur Gründung europäischer Colonien im äußersten Süden, nämlich im Caplande, die einzige Culturregion Afrikas geblieben. Dieses afrikanische Küstenland am mittelländischen Meer bildet gleichsam eine Ergänzung der südeuropäischen Gestadeländer, mit denen es seit Anbeginn der Geschichte und bis auf den heutigen Tag in ununterbrochenen Berührungen und Verflechtungen gestanden hat. Tiefer als Phönizier, Karthager, Griechen, Römer und Vandalen griffen die Araber ein; sie haben ihre Gepräge dem Lande weit und breit aufgedrückt, und ihre Nomadenstämme und Scheiche sind überall, auch in der Wüste verbreitet, bis an den Niger vorgedrungen. In den Regionen zwischen Atlas und Mittelmeer, wo einst der christliche Glaube so fest gewurzelt schien und wo er so viele gelehrte und eifrige Vertheidiger fand, ist er wie in einem Wirbelsturme gleichsam hinweggefegt worden, und nur kümmerliche, vereinzelte Reste sind von ihm übrig geblieben. Die Moschee trat an die Stelle der Kirche, das Kreuz mußte dem Halbmond erliegen. Erst in unseren Tagen, seitdem die Franzosen Algier besitzen, haben die Christen, soweit ihr Einfluß und ihre Waffen reichen, sich wieder Gleichberechtigung erworben.

Der Araber bezeichnet die Region westlich von Aegypten, also das Land, welches von den Römern als Afrika im engeren Sinne Numidien und Mauretanien benannt wurde, als das Maghreb, den Westen, oder auch als El Gharb. Dieser Theil von Afrika ist so isolirt,

wie der Continent vom Ganzen. Im Norden dieser Region brandet das „Meer von Damaskus" oder von Rum, denn so bezeichnen die Araber das Mittelmeer, im Süden steigt der Atlas empor, das vom „Meer umflossene Gebirge", denn auch im Süden hat er ein Meer, den Sandocean, welcher ihn vom Süden scheidet, so ist dieser Maghreb durch Lage und Bodenbeschaffenheit isolirt und hat auch mit Aegypten keinen Zusammenhang. Ihm fehlt ein großer Strom, eine Lebensader, gleich dem Nil. Nur am Mittelmeere fand eine Berührung mit Culturvölkern statt; von dort her kam auch Beweglichkeit, oder doch wenigstens ein Anstoß zu den Völkern im Küstenlande und im Gebirge, und hier finden wir ein historisches Treiben im „höheren" Sinne. Von den phönizischen Tyrene bis auf die Franzosen sind alle Colonisten oder Eroberer, mit alleiniger Ausnahme der Araber, von Norden her ins Maghreb gedrungen.

Als Gezimmer, Fachwerk und Rückgrat des Maghreb steht der Atlas da; er bildet den starren Gegensatz zu dem flüßigen Elemente, und an der Schranke, welche er aufthürmt, ist eine geschichtliche Welle nach der andern abgeprallt. Ohne ihn wäre in diesem Passagelande kein Volk bodenständig geblieben; aus seiner ganzen orographischen Beschaffenheit erklärt es sich leicht, daß die alten Urbewohner sich in ihm dauernd halten und bis auf den heutigen Tag fest bewurzelt bleiben konnten. Vom Meere her drangen die Fremden ein; sie wurden Herren im Sahel, in dem Gestaderande, aber nicht im Atlas oder im Süden desselben, wo sie nur vereinzelte Punkte zeitweilig unterwarfen.

Während das Mittelmeer durchaus europäisch geworden ist, bleibt der Atlas nach wie vor urafrikanisch. In der ganzen Bodengestaltung ist kein rechter Uebergang, kein lebendiger Zusammenhang, keine Harmonie; auch das Völkerleben war immer, gleich dem Boden selber, zerklüftet und zerrissen. In einem solchen Lande konnten sich keine großen, weit hin ins Innere wirkenden Mittelpunkte bilden, um welche sich Gruppen herumlagern, denen von einem solchen Centrum aus die anregenden Einflüße gekommen wären. Das Maghreb hat nie große, gegliederte und belebte Völkerindividualitäten gekannt, hat es nie zum Schaffen selbstständiger geistiger Brennpunkte gebracht, alle Cultur ist dort aufgelagert und nur ein Reflex von außen gewesen. Die Urbewohner sind an derselben fast unbe-

theiligt geblieben; nur allein der Islam ist ihnen in Mark und Bein gedrungen.

Der Zerklüftung und Einseitigkeit der Bodengestaltung entsprechend, finden wir immer nur Stämme, keine Völker in unserem europäischen Sinne. Bei den Berbern hat der Stamm immer eine unendlich höhere Bedeutung gehabt als das Volk, für welches ihnen der Begriff fehlt. Deshalb haben sie auch keine eigentliche Staatenbildung bei sich gehabt, obwohl sie ephemere Königreiche und hervorragende Herrscher besaßen.

Auch Marokko bildet keinen Staat in unserem Sinne, sondern ein Reich, welches durch einen Gewaltherrscher mühsam zusammengehalten wird, und wo dennoch Alles nur lose aneinander hängt. Ein Band freilich ist sämmtlichen Bewohnern gemeinsam, jenes des Islam, aber dieser verhindert doch die gegenseitige Abneigung und Zerklüftung der buntscheckig zusammengesetzten, in eine unzählige Menge von Stämmen und kleineren Rippen getheilten Menschen nicht, welche ohnehin verschiedene Sprachen reden und verschiedenen Völkergruppen und Racen angehören. Diese Bevölkerung zerfällt in fünf verschiedene Gruppen: libysche Ursassen, also berberischen Blutes, Mauren, in denen mehr oder weniger arabische, libysche oder schwarze Mischung vorschlägt, ganz oder zumeist unvermischte Araber (Beduinen), Neger und Juden.

Die Berber bilden im Marokkanischen zwei große stammverwandte, aber in Charakter und Lebensweise mannigfach verschiedene Abtheilungen, Amazirghen und Schellöchen (Schellok). Beide Wörter bedeuten edel. Die Amazirghen sitzen im Atlasgebirge und haben auch das Rif inne. Die berüchtigten Rifpiraten sind Amazirghen und amazirghische Leute, welche das Zelt oder eine Hölle dem gemauerten Hause vorziehen; sie wohnen südlich vom Atlas in der Landschaft Tafilet. Dagegen sind die Gebirge im Südwesten vorzugsweise von Schellöchen bewohnt, und bei ihnen finden wir eine weniger unbändige Sinnesart, ordentliche Häuser und entschiedene Vorliebe für den Ackerbau, während der rohere, wildere Amazirgh vorzugsweise dem Hirtenleben und der Bienenzucht ergeben ist. Der Berber ist überhaupt gewissermaßen ein republikanisch-demokratischer Mensch, als Unterthan durchaus unzuverlässig; die Abgaben müssen durch Zwang eingetrieben werden.

Der Maure ist dagegen ein ganz anderer Mensch; er bildet

einen beträchtlichen Theil der Städtebewohner. Er redet arabisch, aber seine Mutterart ist mit spanischen und berberischen Wörtern versetzt und hat eine eigenthümliche Aussprache und Betonung.

Araber und Mauren, obwohl Sprach- und Religionsgenossen, unterscheiden sich wesentlich. Der Araber, gewissermaßen ein feudaler Mensch, ein Viehhirt, Krieger und oft auch Bauer, ist uncivilisirt, aber in seinem Auftreten liegt etwas Anständiges, nicht selten auch Imponirendes. Den Mauren können wir dagegen im Wesentlichen als einen Kleinbürger bezeichnen. Er ist Handwerker, hält einen Laden, wird gern Schreiber, liebt Kleiderpracht, hat auch eine gewisse Anstelligkeit. Aber seine Sitten sind durchgängig mehr als locker; Treue und Glauben hält er nicht, und kein anderes Volk auf Erden steht im Ruf eines so nichtswürdigen und niederträchtigen Charakters. In dieser Beziehung ist das Urtheil einstimmig. Niemand achtet den Mauren, welchem gerade fehlt, was der Araber im Uebermaße hat, äußere Würde und sicheres Auftreten. Dem Mauren fehlt so zu sagen der Styl; er hat eine ganz kleidsame Tracht, versteht aber nicht sie zu drapiren wie der Araber, welcher seinem schlechtesten Mantel eine Gewandung zu geben weiß und immer Etwas vorstellt. Jener hat runde Formen, viel Fleisch und weiche Züge, einen kräftigen männlichen Gesichtsausdruck. Beim knochigen Araber ist das Nichtsthun ein Vorrecht des Mannes, der Maure aber, und das ist in Afrika eine löbliche Ausnahme, arbeitet; er bereitet die Wolle zu, färbt sie, webt, ist Schneider oder Schuhmacher, auch für Frauen und Kinder; er ist fingerfertig, aber nicht kräftig, intelligent, geschickt, voll Sinn für Zierlichkeit, auch rechnet er. Aber seine Thätigkeit und sein Begriff geht nie ins Große, die Arbeit scheint ihm nur da zu sein, um die müßigen Stunden auszufüllen. Auch liebt er die Pferde nicht, ist kein guter Reiter, zieht überhaupt das ruhige Leben vor, raucht, träumt gern für sich hin, spielt mit den Fingern, ist aber ein Erzfanatiker für seinen Islam.

Der Araber zieht das platte Land vor. Manche Stämme sind seßhafte Ackerbauer geworden, aber die bei Weitem überwiegende Mehrzahl führt ein Nomadenleben vorzugsweise im Süden des Atlas.

Die Juden sind auch in Nordafrika von den Bewegungen der verschiedenen Völker und Racen innerlich unberührt geblieben; alle Stürme, welche über das Maghreb hereinbrachen, brachten den

Söhnen Abrahams lediglich keinen Wechsel in der Knechtschaft, bis sie endlich in Algier, und seit einigen Jahren auch in Tunis, menschlich behandelt werden. In diesen beiden Ländern haben sie Bürgerrechte erhalten und gelten nicht mehr für vogelfrei. Wahrlich, diese viel und schmachvoll gequälten Juden sind gleichsam wie eine Uhrfeder, die sich biegt, aber niemals bricht; sie haben dem Drucke allzeit die Energie ihrer Geduld und einer beispiellosen Ausdauer entgegengesetzt. Alle Herrscher, unter deren Zwang die Juden seufzten, haben sich an ihnen abgenützt. Der Jude beugt sich, aber er bleibt da und dauert aus.

Es liegt eine Art von poetischer Gerechtigkeit darin, daß der Christ und Europäer auch heute noch fast so vogelfrei ist, eben so verachtet und auch so gehaßt wird wie der Jude. Die Regierung weiß allerdings die Gewalt der fremden Kanonen zu würdigen und hat sich zum Abschluß von Verträgen herbeigelassen, doch das Volk im Innern kümmert sich nicht darum.

Die Christen dürfen nur in dem Consulationsgebäude Gottesdienst halten, keine Glocken haben, kein Kreuz sichtbar werden lassen, müssen überhaupt Alles verborgen halten, was an ihre Religion erinnert. Zwar ist ihnen ein Leichenacker gewährt, aber sie müssen den Todten in aller Stille dorthin schaffen und ohne religiöse Feierlichkeit beischarren; die Leiche eines Christen, der außerhalb der Stadt gestorben ist, darf nicht in diese gebracht werden, denn sie gilt den rechtgläubigen Marokkanern „für Aas von einem Hunde“.

Einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung bilden die Neger. Seit einer Reihe von Jahrhunderten erhält Marokko ununterbrochen mit jeder Karawane schwarze Sclaven aus dem Sudan, zumeist junge Knaben und Mädchen. Bei der sehr ausgedehnten Vermischung mit dem Blute der Neger kann es nicht befremden, daß die Zahl der Mulatten und der Quarterons, namentlich unter der maurischen Bevölkerung, außerordentlich groß ist.

Durch die Negerzuthaten ist ein Element der Barbarei mehr in das Leben der Marokkaner gelangt und nun unausrottbar geworden. Der Sudanese ist Muselmann und kann zu allen Würden gelangen, aber trotzdem sehen die übrigen Racen auch in Marokko mit Verachtung auf ihn hinab; es wiederholt sich also auch dort eine Erscheinung, die wir überall finden, wo der Neger mit Leuten anderen Schlages in Berührung geräth. — — —

„Sehr richtig bemerkt," fiel jetzt **Burton** zum Schlusse ein, „und wenn es die sehr ehrenwerthe Gesellschaft gestattet, werde ich so frei sein, **meine** Anschauungen über die schwarze Race im Allgemeinen auszusprechen. Sie lauten zwar nicht ganz in dem schönfärberischen Styl einer **Becher Stown** und anderer Vertheidiger der **Wollköpfe**, aber sie haben gegründeten Anspruch darauf, vollkommen wahr und objectiv zu sein."

Der Schwarze — fuhr Master **Burton** fort — ist eine merkwürdige Anomalie. Die guten und schlechten Seiten der menschlichen Natur brechen ohne alle Ordnung hervor, wie die Blumen und Dornen seiner Wildniß. Ein Gefühlsmensch, selten nach Ueberlegung handelnd, setzt uns der Schwarze durch seine vollständige Stumpfheit in Erstaunen und macht uns eben so plötzlich durch eine unerwartete Aeußerung von Mitgefühl bestürzt. .

Nach einer langen Erfahrung bei afrikanischen Wilden halte ich es eben für so albern, als es verkehrt ist, seine Geistesfähigkeiten mit der des Weißen zu vergleichen. Leider hat die eine Partei die Gewohnheit, zu behaupten, daß der Neger ein höheres Wesen sei, während die andere ihm die gewöhnlichen Verstandeskräfte abspricht. Ueber den inneren Werth des Negers hat von jeher eine so große Meinungsverschiedenheit bestanden, daß gerade die Verwirrung der Frage den Beweis liefert, daß er durchaus eine verschiedene Varietät bildet. So lange man allgemein annimmt, daß der Neger und der Weiße durch dieselben Gesetze regiert und durch dieselbe Verwaltung geleitet werden können, so lange wird der Erstere ein Dorn bleiben in der Secte jedes Gemeinwesens, welchem er unglücklicherweise angehört. Wenn man finden wird, daß das Pferd und der Esel im Zweigespan zusammenpassen, dann werden der Weiße und der afrikanische Schwarze unter derselben Regierung zusammenziehen. Der große Irrthum, dasjenige gleichzustellen, was ungleich ist, hat den Charakter des Negers erniedrigt und den Schwarzen zu einem Gegenstande der Schmach gemacht.

In der Kindheit, glaube ich, ist der Neger dem weißen Kinde von gleichem Alter an Schärfe des Verstandes voraus, aber der Geist erweitert sich nicht — er verspricht Früchte, bringt sie aber nicht zur Reife, und der Neger als Mann ist an Körper gewachsen, aber an Verstand nicht vorwärts gekommen. Ein junger Hund von drei Monaten übertrifft an Verstand ein Kind von demselben Alter; aber

der Geist des Kindes erweitert sich, während der des Hundes an seiner Grenze angekommen ist. Das Junge des gewöhnlichen Huhns hat in dem Augenblicke, wo es das Ei verläßt, Kraft und Instinct genug, um zu laufen und Nahrung zu suchen, während das Junge des Adlers hilflos in seinem Neste liegt, aber der junge Adler überholt im Laufe der Zeit das Hühnchen. Die Erde stellt ein wunderbares Beispiel der Mannigfaltigkeit in allen Classen des Menschengeschlechts, des Thier- und Pflanzenreiches dar.

In dem großen System der Schöpfung, das Geschlechter in Abtheilungen und Unterabtheilungen spaltete, nach geheimnißvollen Gesetzen, die einer jeden besondere Eigenschaften zuertheilten, zeigen die Spielarten des Menschengeschlechtes gewisse Charaktere und Anlagen, welche sie für besondere Oertlichkeiten geeignet machen. Der natürliche Charakter dieser Racen wird sich bei einem Wechsel des Ortes nicht ändern, sondern die Naturtriebe jeder Race werden sich in jedem Lande entwickeln, wohin sie auch versetzt werden mag. So werden die Engländer in Australien, Indien und Amerika ebenso Engländer sein, wie sie es in England sind; an jedem Orte zeigen sie den Gewerbefleiß und die Thatkraft ihres Vaterlandes; ebenso wird der Afrikaner in allen seinen Naturtrieben ein Neger bleiben, wenn man ihn auch auf anderen Boden verpflanzt, und da diese angebornen Naturtriebe in der Liebe zur Trägheit und Wildheit bestehen, so wird er sicherlich in einen trägen und wilden Zustand zurückfallen, wenn man ihn nicht auf eine besondere Art regiert und zum Fleiße zwingt.

Die Geschichte des Negers hat die Richtigkeit dieser Ansicht bewiesen. Wenn er einmal vom Zwange befreit war, so hat er in keinem Falle etwas Anderes als Rückschritt bewiesen. Wie ein Pferd ohne Geschirr verwildert er; ist er aber angeschirrt, so gibt es kein nützlicheres Thier. Dies widerspricht leider der öffentlichen Meinung in England, wo die Stimme des Volks sich das Recht anmaßt, Vorschriften über Dinge und Menschen zu machen, die es gar nicht kennt. Die Engländer bestehen darauf, ihre eigenen Gewichte und Maße als Maßstäbe für Menschenwürde anzulegen, und die mit dem Neger persönlich unbekannte Menge hat decretirt, daß derselbe ein schlecht behandelter Bruder gewesen, daß er ein würdiges Mitglied der menschlichen Familie sei, welches durch das Vorurtheil und die Unwissenheit des Weißen, mit dem er auf gleicher Stufe stehe, in eine tiefere Stellung gebracht worden sei.

Der Neger ist ganz und gar mißverstanden worden und wird es noch. So streng wir auch das entsetzliche System der Sclaverei verdammen mögen, die Ergebnisse der Emancipation haben bewiesen, daß der Neger den Segen der Freiheit nicht schätzt und nicht das geringste Gefühl der Dankbarkeit gegen die Hand zeigt, welche seine Fesseln sprengte. Sein enges Herz kann jenes Gefühl reiner Menschenliebe, das England zuerst antrieb, sich gegen die Sclaverei zu erklären, nicht fassen, und er betrachtet die gegen die Sclaverei gerichtete Bewegung nur als einen Beweis seiner eigenen Wichtigkeit. In seinem beschränkten Gesichtskreis ist er selbst der wichtige Gegenstand, und in Folge seines Eigendünkels bildet er sich ein, daß die ganze Welt des schwarzen Menschen wegen im Streite liege. Da nun der Neger der wichtige Streitpunkt ist, so muß er eine wichtige Person sein und beträgt sich demgemäß — er ist ein viel zu großer Mann, als daß er arbeiten sollte. In diesem Punkt zeigt sich sein natürlicher Charakter auf höchst entschiedene Weise. Er widersetzt sich daher jedem Versuche, ihn einzuschränken; sowie er frei ist, ist sein erster Drang, Gleichheit mit denen zu fordern, welchen er kürzlich noch diente, und sich eine Würde mit albernen Ansprüchen anzumaßen, die unvermeidlich den Ekel von dem Gemeinwesen der Weißen herbeiführen muß. Ist auf diese Art Abneigung entstanden, so begründet sich zwischen den beiden Racen Haß und Eifersucht, verbunden mit den Irrthümern, die unter solchen Verhältnissen auf beiden Seiten erwachsen müssen.

Es bleibt noch die letzte Frage übrig: Warum wurde der Neger in unsere Colonien, und zwar nach Amerika, zuerst eingeführt?

Die Sonne ist der große Schiedsrichter zwischen dem weißen und schwarzen Menschen. Civilisirte Länder haben Producte nöthig, die nur in den tropischen Climaten gebaut werden können, wo der weiße Mensch nicht leben kann, wenn er, der Sonne ausgesetzt, arbeiten soll. Da nun solche fruchtbare Länder, wie Westindien und Theile Amerikas eine eingeborne Bevölkerung nicht hatten, so wurde der Neger ursprünglich als Sclave eingeführt, um die Bedingungen eines Arbeiters zu erfüllen. In seinem Vaterlande war er ein roher Wilder und machte seinen Mitmenschen zum Sclaven; er wurde daher ein Opfer seines eigenen Systems, des Instituts der Sclaverei, das auf dem Boden Afrikas einheimisch, und das dem Afrikaner nicht, wie man allgemein behauptet, von dem weißen Manne gelehrt worden ist, so wie es von jeher das besondere Kennzeichen afrikanischer Stämme war.

Im Zustande der Sclaverei wurde der Neger zur Arbeit gezwungen, und durch seine Thätigkeit gedieh jedes Land, wo man ihn eingeführt hatte. Plötzlich wurde er frei gelassen; vom diesem Augenblicke an weigerte er sich zu arbeiten, und anstatt ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein, wurde er für den Staat eine nicht nur unnütze Last, sondern auch ein Verschwörer und Ränkeschmied, mit unversöhnlichem Haß gegen die Weißen erfüllt, die so großmüthig waren, ihn für frei zu erklären.

Da nun der Neger ursprünglich als Arbeiter eingeführt wurde, jetzt aber sich weigert zu arbeiten, so leuchtet von selbst ein, daß dies ein beklagenswerther Zustand ist. Er muß entweder durch ein strenges Gesetz gegen Landstreicherei zur Arbeit gezwungen werden, oder jene schönen Länder, die bei des Negers erzwungenem Fleiße gedeihen, müssen sich gefallen lassen, unter des Negers Freiheit und träger Unabhängigkeit zu Grunde zu gehen. Ein Beispiel dessen, was daraus folgt, kann man aus St. Domingo sehen.

Unter besonderer Leitung und einem gewissen Zwang unterworfen kann der Neger ein wichtiges und höchst nützliches Wesen sein; wird er aber wie ein Engländer behandelt, so wird er die Laster, aber keine der Tugenden der Civilisation annehmen, und seine angebornen guten Eigenschaften werden bei seinem Versuch, ein „weißer Mann" zu werden, verloren gehen.

Es war ergötzlich, auf die Veränderung zu achten, die in einem Sclaven vorgegangen, welcher von dem Sclavenhändler civilisirt (?) worden war.

Unter ihren Gesellschaften gab es viele Schwarze, die gefangen worden waren und die an dem Sclavenjagdleben Vergnügen fanden — nichts schien so leicht, als sich in Viehrazzias und in's Stehlen menschlicher Wesen als Gewerbe einzuleben, und die erste Handlung eines Sclaven war, für sich selbst einen Sclaven zu schaffen. Gerade die besten Sclavenjäger und die kühnsten und energischesten Schurken waren die Neger, die einst selbst gestohlen worden. Diese Menschen äfften eine große und lächerliche Wichtigkeit nach. Auf dem Marsche ließen sie sich selten so weit herab, ihre eigenen Gewehre zu tragen; ein kleiner Sclavenknabe folgte stets seinem Herrn, indem er dicht hinter ihm blieb und während eines langen Marsches zu Fuße dahin trabte, eine Muskete tragend, die viel länger war, als er selbst; eine Frau trug in der Regel einen Korb mit einen Kochtopf, einer Kürbisflasche

voll Wasser und Lebensmittel, während ein gemietheter Eingeborner die zum Wechsel dienenden Kleider des Soldaten und die Ochsenhaut trug, auf welcher er schlief. So wurde der Mann, der gestohlen worden war, der Menschendieb, und der Sclave wurde der Herr, und der einzige Unterschied zwischen ihm und den Arabern war ein alberner Begriff von seiner eigenen Würde. Vergebens suchte ich mit ihnen gegen die Grundsätze der Sclaverei zu debattiren; sie hielten dieselbe für Unrecht, wenn sie selbst die Leidenden waren, zeigten sich aber stets bereit, sie zuzulassen, wenn das Uebergewicht der Macht auf ihrer Seite lag.

Eines der Hauptmerkmale des Negers ist sein gänzlicher Mangel an Ehrfurcht vor Gott und den Menschen, daher die Ausdrücke, die wir in seinem wilden Zustande für gottlos halten müssen, und der besondere, mehr befehlende als bittende Ton in seinem Gebete, der ihn in seiner halben Civilisation kennzeichnet. Der Neger befindet sich noch beim rohen Aufdämmern des Glaubens — dem Fetischdienst — und hat sich kaum zum Götzendienst erhoben. Er hat niemals die Ideen einer persönlichen Gottheit, einer Pflicht im Leben, eines Moralgesetzes oder einer Scham vor dem Lügen erfaßt. Er glaubt selten an einen künftigen Zustand mit Belohnungen und Strafen, die, ob wahr, ob nicht, untrügliche Zeichen menschlichen Fortschrittes sind.

Der Neger ist meistens ein geborner Sclave, nicht ein Diener. In Dahome und Benin sind alle Unterthanen buchstäblich des Königs Eigenthum. Der Neger gehört einem Weißen eher als einem Mulatten, und einem Mulatten eher als einem seiner eigenen Farbe; er denkt nie daran, Gleichstellung mit der höheren Race zu beanspruchen, außer wenn es ihm gelehrt wird. In Wydah bemerken die französischen Missionäre, daß ihre Schüler stets „Weiß“ und „Schwarz“ durch „Herr“ und „Sclav“ übersetzen.

Der Neger verachtet in der Regel den Ackerbau; sein höchster Ehrgeiz besteht darin, ein kleiner Handelsmann zu sein. Nie hat er ein Alphabet, eine Tonleiter oder sonst ein Element der Wissenschaft erfunden; Musik und Tanz, seine Leidenschaft, sind als Künste noch in einem embryonischen Zustande. Er pflegt die Redekunst; das thun aber alle Barbaren. Er singt beständig; doch hat er keine Idee von der Poesie. Seine Malerei und Bildnerkunst sind, wie er selbst, ungraziös und grotesk, während seine Kunst, wie sein Geist, von der

Hand der Natur zurückgehalten ist. Sein Jahr ist eine Regenzeit, seine Monde haben keinen Namen, und von einer Stunde hat er nicht den entferntesten Begriff. Seine Technologie besteht im Weben, Aushöhlen von Canoes, in der Verfertigung roher Waffen, und an einigen Orten im rohen Bearbeiten von Metallen.

Der Neger, als Gesammtheit, bildet sich nur bis zu einem gewissen, nicht eben hohen Punkte weiter aus; er bleibt geistig ein Kind und ist niemals einer Generalisation fähig. — — —

Master Burton's prägnante Charakteristik fand allgemeinen Beifall, und nun wurde ein in Valdivia, dem ersehnten Ziele der Reise, ansässiger Deutscher aufgefordert, seine neue Heimat zu schildern, da noch kein einziger der Reisenden je daselbst gewesen war und man im Voraus schon sich ein Bild dessen, was man zu erwarten hatte, machen wollte.

Herr Löhner, ein Kunstdrechsler aus Sachsen, der zu Valdivia in dem kurzen Zeitraum von dreizehn Jahren, als er dort sein Handwerk ausübte, sich bereits ein sehr artiges Vermögen erworben und von Haus aus eine gründliche und feine Bildung genossen hatte, zeigte sich gerne bereit, dem Wunsche seiner Reisegefährten zu entsprechen, und entwarf von Valdivia und dessen Zuständen folgende gedrängte Schilderung:

Die Stadt Valdivia liegt unmittelbar an dem breiten und wirklich schönen Valdiviastrome, der, ihr gerade gegenüber, eine breite und lange Insel bildet. Diese Insel ist durchaus von Deutschen bewohnt, und zwar zumeist von den ältesten Ansiedlern dieses Districtes.

Die Stadt selber kann sich eigentlich architektonischer Schönheiten nicht rühmen, man müßte denn die hölzerne Säule ausnehmen, die auf der Plaza steht und wie ein einsam und riesenhaft aufgeschossener Spargel aussieht. Die Gebäude sind alle von Holz, so aufgebaut, wie es Jeder seiner eigenen Bequemlichkeit nach angemessen fand, nicht zwei einander gleich, weder in Höhe noch in Breite. Auch die Kirche ist ein hohes und geräumiges, aber unendlich einfaches Gebäude, eine ganz neue hölzerne Ruine, mit verwitterten Brettern und zerbrochenen Fensterscheiben, der der letzte Sturm auch die letzte Schönheit und Symmetrie genommen hat. Früher zeigte ihre Front nämlich zwei hohe viereckige Thürme, ebenfalls von leichter Schachtelarbeit; der letzte heftige Wind brach aber den einen dicht über der Wurzel ab und warf den ganzen Thurm, wie er war, auf

den Platz hinunter — glücklicher Weise ohne Etwas als sich selber zu beschädigen. Eine Reparatur ist seitdem nicht daran vorgenommen worden, denn man fürchtet sich wahrscheinlich, mit den alten morschen Brettern anzufangen. Einige Quadras von der Plaza entfernt steht ein altes Kloster, das aber weit eher einer zeitgrauen verwitterten Scheune gleicht.

Das eigentliche Prachtgebäude der Stadt ist das neue Hotel Chile, oder Hotel Springmüller, wie es auch genannt wird, mit aufgebautem Stock, breiter Front und rosenfarbigem Anstrich, natürlich Alles von Holz und im Inneren von dünnen, kaum etwas mehr als imaginären Wänden.

Fast alle Häuser in Valdivia, wenigstens alle, in welchen Deutsche wohnen, haben übrigens eiserne Oefen, eine sehr wohlthätige Einrichtung, denn wenn es auch nur selten wirklich kalt wird, so ist doch gerade das naßkalte Wetter des chilenischen Winters für den Körper das Empfindlichste, und ein guter Ofen hilft da besser, als zehn Kamine.

Valdivia ist keineswegs ganz von Deutschen besiedelt, die hier höchstens den dritten Theil der Bevölkerung ausmachen, aber wenigstens fünf Achtel der Leute, die man auf den Straßen sieht, sind Deutsche, da sich die Chilenen vielmehr in ihren Häusern halten, und der eigentliche Chilene auch den altspanischen dummstolzen Glauben hat, daß jede Arbeit schände.

Solch' ein hungriger Bursche, mit kaum genug Brot im Hause, sich am Leben zu erhalten, würde sich beschimpft glauben, wenn er ein kleines Packet über die Straße tragen sollte. Dabei bringt er es natürlich zu Nichts, während der fleißige Deutsche, der keine solche Scrupel mit herübergebracht, wo es nöthig ist, selber anfaßt, und seine Lage und Aussichten mit jedem Tage verbessert.

Die Straßen Valdivia's sind ziemlich breit und die Häuser nicht sehr hoch, aber sie haben den großen Fehler, daß sie, wie in großen Städten, dicht beisammenstehen. Und doch wäre Raum genug und übergenug vorhanden, um jedes Haus in einen kleinen Garten zu stellen und dadurch von dem benachbarten Holzgebäude abzutrennen. Dem ersten Anblick und Eindruck nach ist die Stadt ziemlich ganz deutsch, und fast alle Schilder tragen deutsche Namen; ja überall, wohin man geht, hört man deutsch sprechen.

Die beiden einzigen Hotels in der Stadt sind ebenfalls deutsch,

deutsch ist die Apotheke, Deutsche sind Aerzte und Todtengräber (ohne boshafte Nebenbedeutung, daß ich sie beide zusammen nenne), deutsch ist die sehr bedeutende Bierbrauerei und Gärberei, und, wenige chilenische Handwerker ausgenommen, sind auch diese lauter Deutsche. Die dort wohnenden Chilenen, wenn sie nicht einen kleinen Verkaufsladen in der Stadt haben, sind entweder Beamte, oder von der Regierung Angestellte, oder Haciendenbesitzer aus der Nachbarschaft, die mit ihren Familien in der Stadt leben, oder Peons, die eben auf Arbeit ausgehen und jetzt, wo so viele neue Häuser gebaut werden, reichliche Beschäftigung finden.

Dann und wann zieht auch wohl ein kleiner Trupp Indianer mit seinen braunen Gesichtern, langen schwarzen Haaren und dunklen Pauchos durch die Straßen, vor den verschiedenen Kaufläden stehen bleibend, die Waaren darin anzustaunen und sich dann lachend ihre Bemerkungen in ihrer wunderlichen, kurz abgestoßenen Sprache zurufend.

Was uns aber ganz besonders in Valdivia freut und was man hier eigentlich, nach manchen vorher gesammelten Erfahrungen, kaum zu finden erwartet, ist das wirklich freundschaftliche, innige Zusammenhalten der Deutschen untereinander, und dazu hatte jedenfalls der „Deutsche Verein" ein Wesentliches beigetragen. Er könnte als ein Musterverein für solche Colonien gelten.

Es ist gar nicht abzuleugnen, daß die Chilenen eine bessere und culturfähigere Menschenrace sind, als ihre nördlichen Nachbarn, die Peruaner, und Gott weiß, es liegt darin noch ein sehr geringer Grad von Schmeichelei; aber nirgends ist der Contrast auffallender zwischen der deutschen und spanischen Race, als wo man die Thätigkeit beider dicht nebeneinander beobachten kann, und dazu wird in dieser Colonie vortreffliche Gelegenheit geboten.

Man braucht draußen vor der Stadt nie zu fragen, was für ein Landsmann in dem einen oder andern Hause wohnt, denn es zeigt sich gleich von Weitem selber. Die Chilenen wohnen noch, wie sie es von jeher nicht anders gewohnt waren, in den einfachsten Hütten, die nicht einmal genügenden Schutz gegen Wind und Wetter bieten. Ihre Felder sind lässig bearbeitet und ebenso eingezäunt, und im Innern der Häuser vertritt die nackte Erde die Stelle eines ordentlichen Fußbodens.

Der Deutsche dagegen hat stets ein, wenn nicht sehr großes,

doch freundlich und regelmäßig gebautes Haus mit festschließenden Glasfenstern und Thüren, einer guten Bretterdiele, trefflich in Stand gehaltene Felder und immer einen kleinen Blumengarten bei dem Hause, in dem er zugleich hinreichendes Gemüse zieht.

Uebernachtet man bei einem Chilenen, so ist bei ihm weder Hafer noch Gerste für die Pferde zu bekommen, und er hat nicht einmal Kaffee, Milch, Zucker, Brot, Branntwein oder andere Lebensmittel für sich selber, vielweniger daß er etwas Derartiges einem Fremden überlassen könnte. Bei den Deutschen dagegen, selbst in der kleinsten Ansiedelung, findet man fast Alles vorräthig, und während er Tschitsche, Käse, Eier, Milch u. s. w. auf den Markt nach der Stadt bringt, bleibt ihm immer genug daheim für einkehrende Fremde übrig. Die Deutschen haben außerdem den Chilenen gerade in der unmittelbaren Nähe von Valdivia gezeigt, wie bis dahin ganz unbrauchbares Land recht werthvoll gemacht werden konnte; eine Menge Sumpfstrecken nämlich, die aber gerade in den dortigen eigenen Bodenverhältnissen das beste Land umschlossen, wurden ihnen überlassen und mit leichter Mühe trocken gelegt, so daß gerade in ihnen jetzt die reichsten Ernten gezogen werden.

Valdivia war, schon ehe die Colonie dorthin verlegt wurde, seiner prachtvollen Waldungen wegen berühmt, aus denen werthvolle Hölzer nicht allein nach Valparaiso, sondern auch nach Callao und den übrigen chilenischen und peruanischen Häfen geführt wurden. Hölzer bilden auch noch bis auf den heutigen Tag eine sehr bedeutende Ausfuhr der Colonie, besonders die werthvolle Alerce, eine Cedernart, die sich ganz vorzüglich zu Schindeln und Verschalungen eignet, da sie Sonnenhitze und Regen vortrefflich aushält und sich leicht und schön bearbeiten läßt.

Auch harte Hölzer hat diese Provinz, wie die südlicher gelegenen und Chiloe, im Ueberflusse, und sie bilden einen sehr bedeutenden Handelsartikel.

Seit aber die deutsche Colonie dort gegründet wurde, sind auch noch andere Artikel auf den Markt gekommen. Es werden jetzt jährlich ziemlich für 300,000 Dollar Käse ausgeschifft, Weizen und Mehl ebenfalls, gegerbte Häute, und ganz vorzüglich Valdivia-Bier, das mit Recht einen guten Namen in ganz Chile bekommen hat.

Es leben in der Provinz Valdivia eine Menge Indianer, und zwar Zweigstämme der Araukaner, von denen die Colonisten

aber Nichts zu fürchten haben. Im Gegentheile stehen dieselben mit den Indianern auf einem sehr freundschaftlichen Fuße, und diese verkehren sehr gern mit den Deutschen, die sich stets freundlich gegen sie gezeigt haben.

Diese Indianer sind auch ein ganz friedliches Volk, das gar keine Waffen führt und in festen Wohnplätzen lebt. Angeblich sind sie zu der christlichen Religion übergetreten, von der sie aber wenig Gebrauch zu machen scheinen. Sie bebauen ihre wenigen Felder, auf denen sie Kartoffel, Mais und Bohnen pflanzen und im Herbste ihr Tschitscha pressen und trinken. Branntwein tauschen sie ebenfalls gegen Pferde oder Kühe ein (ein Faß von sechzehn Gallonen hat gewöhnlich den Werth eines Pferdes), und weiter kennen sie wenig Bedürfnisse. Es ist ein faules, schmutziges Volk, das alle die edlen Eigenschaften des eigentlichen Indianers verloren und dagegen viel von den Lastern der deutschen Race eingetauscht hat; aber sie sind auch nicht gefährlich, wenigstens so lange nicht, als man sie in Frieden läßt. Die Chilenen gönnen ihnen deshalb gern ihre Lebensweise. —

Die Reihe des Erzählens kam nun an einen außer Dienst befindlichen Commodore der englischen Flotte, welcher eine kurze Schilderung des merkwürdigen Königreiches von Siam zu geben versprach, das er durch zwei volle Jahre nach allen Richtungen bereist und gründlich kennen gelernt hatte.

Sir William Seegrave, so hieß der alte Commodore, begann wie folgt:

Längs des Irawaddi hingestreckt, liegen die mit dichtem und dunklem Pflanzenwuchs umhüllten Stadtmauern des einst hochberühmten Ava, früher Batanapura oder Stadt der Kleinoden und Juwelen — jetzt in einsamer Verödung trauernd. Das Areal der alten Stadt ist in einen weiten Park verwandelt, mit dem prächtigsten Baumwuchs, mit volllaubigen Alleen dicker Stämme, die einst der Schmuck königlicher Gärten waren, jetzt aber nur von einem oder dem andern jener Mönche durchschlichen werden, die die Ruinen ihres Klosters nicht haben verlassen wollen. Zwischen den Baum-Alleen und in den verwüsteten Gärten weiden die Kühe einiger Familien, die sich hier und da eine leichte Hütte zwischen den Trümmern der früheren Paläste aufgeschlagen haben und aus dem durch so manche Menschengenerationen gedüngten Boden eine fette Ernte für ihre Früchte ziehen.

Die Lage Ava's war eine prächtige. Vom anderen Ufer glänzten die Pagoden Sagains zu ihm herüber, Pongpajae auf hoher Bergspitze und Schinbingangaidae, mit schroffem Felsabhange in den Fluß vorspringend, während daneben die weiße Pagode Schwesetjade aus den Bäumen hervorspringt, von einem Kranze geschmückter Tempel umgeben.

Nach einer Wendung des Flusses zeigen sich seitabwärts die breiten Pagoden Amarapuras und in der Ferne zwei kegliche Hügel, die Lage der jetzigen Hauptstadt Mandalay andeutend. Ich ließ anhalten, um zuerst die frühere zu besuchen, das jetzt, wie Ava, verlassene Amarapura.

Auch hier Verfall und Oede. Die Pagoden und Klöster, später verlassen als die Ava's, zeigen noch besser erhaltene Spuren in früherer Pracht, von den Häusern in den Straßen ist noch hier und da ein einzelnes bewohnt, aber Alles eilt rasch dem Untergange entgegen und Niemand würde daran denken, in dieser der Vernichtung geweihten Stadt etwas neu zu bauen. Nur das von den Chinesen bewohnte Quartier einer Vorstadt ist in gutem Zustande der Erhaltung. Sie weigerten sich, dem Gebote des Königs zu gehorchen und nach dem neuen Mandaly überzusiedeln, um nicht ihren erst mit großen Kosten erbauten Tempel verlassen zu müssen. Als die Beamten, sie zu zwingen, Soldaten schickten, verbarricadirten sie sich in den Straßen und der König wollte es zum Aeußersten kommen lassen. Jetzt aber hat er befohlen, einen Canal graben zu lassen, der das chinesische Stadtviertel gerade durchschneiden und also die Bewohner von selbst vertreiben wird. Schon während meines Daseins hatten verschiedene der Chinesen angefangen, umzuziehen.

Einer der Gründe, die den König zur Verlegung seiner Residenz bewogen haben, soll gewesen sein, weil er die Engländer der Gesandtschaft, welcher ich angehörte, mit den Dampfschiffen bis an seinen Palast zu Amacapura kommen sah.

Der König wohnt mit seiner ausgedehnten Familie und den Palastbedienten im innersten Quadrat, wo er sich außer durch die Mauer noch mit hohen Pallisaden umschanzt hat. Das Innere ist ein Gewirr von Höfen, Gärten und Teichen um das Schloß und den Lusthäusern der Prinzen nebst den Tribunalen der höheren Gerichte und den Conferenzsälen der Minister. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen von anderen isolirten Häuser der

Beamten, Officiere und Soldaten und bietet in seinen breiten, im Viereck einander durchkreuzenden Straßen einen reinlichen, aber todten nnd langweiligen Anblick. Eine hohe, durch breite Thürme flankirte Mauer, deren vier massive Thore Abends geschlossen werden, umgibt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartier der Mandschu in Peking entspricht und wird nach außen von einem tiefen Wassergraben umgeben. Dann folgt in weitem Abstande die äußere Stadt, die man auch die Vorstädte nennen kann, da sie sich bis jetzt nur an einer Seite angehäuft, und noch nicht den ganzen ungeheueren Raum des ihr angewiesenen Vierecks, um die anderen beiden einzuschließen, ausgefüllt hat. Sie ist offen, noch ohne Mauern, aber sie macht doch die eigentliche Stadt aus, wo die Kaufleute, Arbeiter und Handwerker leben, die Stadt des Volkes. Auf den Hauptstraßen, ihren Märkten und Bazaren herrscht reges Leben. Der Eindruck Mandalays, als ich dort ankam, war noch ein sehr unbefriedigter. Aus den alten Städten Ava und Amaragura fortziehend, hat der König seine neue Hauptstadt auf das sumpfige Terrain einer Ebene hingepflanzt, die früher zum Reisbau diente und die schattenlos, ohne Bäume, in der prallenden Sonnenhitze brennt. Alle Paläste, Mauern und Tempel sehen trotz des darauf verwendeten Schmuckes noch so unfertig und frisch aus, als ob sie einem wandernden Nomadenvolke angehörten, das heute seine leichten Zelte aufgeschlagen hat und sie morgen wieder abbrechen kann.

Der berühmte Reisende Bastian, welcher, namentlich um den Buddhismus zu studiren. in's Land gekommen war, gibt uns von seiner Audienz und dem Leben am Hofe des „goldfüßigen Königs“ folgende Schilderung: Nachdem wir einige Zeit in den Säulenhallen der Vorzimmer einherspaziert waren (natürlich ohne Schuhe, die selbst dem englischen Gesandten nicht erlaubt wurden), zeigte man uns an, daß der König bald erscheinen würde. Das Gemach, wo wir eintraten, war, wie die übrigen, von roth gemalten und mit Vergoldungen verzierten Pfeilern getragen. Die schmalen Thüren waren an den Seiten; gegenüber aber sprang eine, mit einem Geländer versehene Balustrade vor, zu der man auf einer in der Mitte angebrachten Treppe aufsteigen konnte. Die Höflinge saßen auf der Erde, mit dem Gesichte gegen die Balustrade gerichtet, und als der König aus einer im Hintergrunde geöffneten Thüre hervortrat und auf einem an die oberste Treppenstufe gestellten Divan Platz nahm,

warfen sich Alle auf die Erde nieder, die üblichen Prosternationen auszuführen, und blieben dann auf Ellenbogen und Knieen liegen. Mich hatte man neben einem der Pfeiler, etwas abseits von den Uebrigen, aber dem König ziemlich vis-à-vis, placirt, und mir keine weiteren Vorschriften über das Niedersetzen gegeben, als daß die Füße von dem Könige weggewandt sein müßten, wie dieses die übliche Stellung in Gegenwart jedes birmanischen Vornehmen ist, und auch von diesen unter sich gegenseitig beobachtet wird. Die Priester verbargen die untergeschlagenen Füße unter das lange Gewand. Hinsichtlich der Begrüßung des Königs war das Uebereinkommen getroffen, daß ich bei seinem Eintreten eine Kopfverbeugung mache, und als ich zu nichts Weiterem bereit gewesen und über das gewünschte Zusammenlegen der Hände einige Schwierigkeiten erhoben, hatte man sich nach einigen Einwendungen zufrieden gegeben, ohne besonders dringend auf Einzelnheiten zu bestehen, wie es mit dem ganzen Ceremoniell überhaupt viel weniger genau genommen wurde, als ich nach den von Andern aus ihren Erfahrungen gemachten Beschreibungen erwartet hatte.

Der König, neben dem einige seiner jüngeren Kinder herumkletterten, fixirte mich eine Zeit lang, stellte verschiedene Fragen und wünschte dann meinen Reisezweck in Birma zu wissen. Er wollte, daß ich direct ohne Dolmetscher ihn anreden sollte, aber bei dem schlechten Birmanisch, das ich damals noch sprach, und das bei meinem kurzen Aufenthalt auch nicht viel besser geworden ist, wollte ich sein an elegante Phrasen gewöhntes Ohr nicht zerreißen, zumal mir die eigentliche Hofsprache noch ganz fremd war. Ich fuhr deßhalb fort, mich meines Begleiters als Organ zu bedienen, und ließ durch ihn Seiner Majestät mittheilen, daß wir in Europa uns bestrebten, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, und daß uns besonders die verschiedenen Religionen derselben interessirten. Wir hätten bereits eine ziemlich vollständige Kenntniß der meisten derselben, aber gerade über den so weit verbreiteten Buddhismus fehle es den Gelehrten noch immer an genügenden Untersuchungen, und um einen Beitrag zur Abhilfe dieses Mangels zu liefern, habe es mir am passendsten geschienen, diese Lehre in Birma zu studiren, als demjenigen Lande, wo sie sich am reinsten erhalten hätte. Dem König klang diese Rede gar lieblich, trotz der Bruchstücke, in die sie durch meinen Dolmetscher zersetzt war, denn er ist selbst ein Zelot seiner Religion und gilt für

den tiefsten Kenner der heiligen Kali-Texte im ganzen Lande. Er sagte, daß es ein verdienstvolles Werk sein würde, die Schönheiten des Buddhismus klarer an's Licht zu fördern; denn dieselben wären von den Fremden nie recht geschätzt und gewürdigt; dann fragte er, wie lange ich im Lande zu bleiben gedenke. Ich sagte, darüber gerade keinen festen Plan gemacht zu haben, und da ich ihn in so guter Stimmung sah, dachte ich einen glücklichen Coup zu machen und fügte hinzu, daß es für meine buddhistischen Studien besonders förderlich sein würde, auch Tagonung, wo alte Buddhibilder gefunden, und die nördlichen Provinzen des Reiches zu besuchen, und, weil ich alle diese später zu bereisen dächte, sich schon meine Zeit deshalb nicht genau bestimmen lasse. Das war aber fehlgeschossen; die liebenswürdige Laune war verschwunden, und der König entgegnete etwas mürrisch, daß dies ein Gerede von zwei Zungen sei. Wenn man studiren wolle, könne man nicht reisen. Erst habe ich von Erlernung heiliger Bücher gesprochen, und jetzt wolle ich mich im Lande herumtreiben. Ich wagte auf die altersgraue Vorzeit der hochberühmten Tagonung, des Stammsitzes des birmanischen Königsgeschlechtes, anzuspielen, und seine Anziehungskraft für einen Forscher; aber der König erwiderte: „Ach was, Tagonung. Freilich war es einst ein alter Königssitz, aber was ist es jetzt? Ein Trümmerhaufen in einer Wildniß, dort ist nichts zu sehen. Gar Nichts!" Es folgte ein Schweigen, da ich nicht mehr viel zu sagen wußte, und gerne fortgewesen wäre. Ich will einen Vorschlag machen, hob der König wieder an. Für das Studiren des Buddhismus gibt es kein besseres Land als Birma, keinen besseren Platz als Mandalay, in Mandalay keinen besseren Platz als meinen Palast. In meinem Palast steht eine Wohnung bereit, dort kann der Buddhismus studirt werden, ich werde für Lehrer und Bücher sorgen und alles Nöthige liefern. Ist es so recht oder nicht? — Die Umsitzenden beglückwünschten mich über diese neue Gnadenbezeugung des von Wohlwollen überströmenden Königs, und der Dolmetscher drängte zur Antwort: Ja oder Nein? Seine Majestät ist nicht gewohnt zu warten. Mir kam die Sache sehr über den Kopf, aber Nein konnte ich unter keinen Umständen sagen, also Ja! Ich selbst, fuhr der König mit gewinnender Freundlichkeit fort, werde mich für diese Studien interessiren und ihren Fortgang beobachten. Er ertheilte noch einige Befehle an meinen Begleiter und übergab mich dann der Protection eines seiner Söhne, der, mit

seinen Vasallen um sich herum, an der anderen Seite des Zimmers auf die Erde niedergeworfen lag und sich bei Nennung seines Namens mit dem halben Oberkörper emporrichtete. Nachdem sich der König zurückgezogen, kam jener mit seinem Schwarm von Begleitern herab und erbot sich, uns sogleich nach dem vom Könige bezeichneten Hause zu führen.

Das Haus war eines jener pavillonartigen Lusthäuser, wie sie gelegentlich von den Prinzen bewohnt werden, und hatte dem Kronprinzen früher zum Aufenthalte gedient, dessen weißer Baldachin noch unter der Decke hing. Es war reinlich und zierlich aus Bambusstäben aufgebaut, in verschiedene Zimmer getheilt, und enthielt hinten bequeme Gelegenheit für Küche und Haushaltung. Vor ihm lag ein ausgemauertes Wasserbassin mit Gärten an den Seiten und jenseits prangte des Königs Palast in seiner mit Fülle überladener Pracht. Der Prinz ging selbst mit uns im Hause umher und versicherte, daß es mir an Nichts für meine Bequemlichkeit fehlen sollte. Für alles Nöthige würde ich mich nur an ihn zu wenden haben, da er mein nächster Nachbar sei, und so wurde ausgemacht, daß ich in einigen Tagen einziehen sollte.

Als ich, nach Hause zurückgekehrt, meinem Wirth von den Ergebnissen der Audienz erzählte, nahm das Gesicht des guten alten Mannes einen höchst bedenklichen und kummervollen Ausdruck an. Nach dem, was am Hofe schon über mich verhandelt war, und das er besser wissen mußte, schien ihm mein Vorhaben, in den Palast einzuziehen, nicht besser, als freiwillig in den Rachen des Todes zu laufen. Er hatte freilich zu lange selbst in Birma gelebt, um mir das mit klaren Worten zu sagen, aber aus seinen hingeworfenen Winken konnte ich abnehmen, daß er jeden Ausweg, selbst heimliche Flucht aus Mandalay, dem Leichtsinn vorziehen würde, mit Selbstüberlegung sich in die Höhle des Löwen einsperren zu lassen. Indessen konnte ich mich zu nichts Anderem mehr entschließen. Jeder sonstige Weg, den ich eingeschlagen hätte, würde mich aus Birma hinausgeführt haben, und das Land hatte sich mir schon bis dahin zu interessant gezeigt, als daß ich es bereits verlassen konnte. Ich beeilte meine Vorbereitungen so sehr wie möglich, und war schon am zweiten Tage mit meinen Karren vor dem Thore des Palastes. Da ich mit dem Prinzen nicht speciell Tag und Stunde besprochen hatte, war den Wächtern keine Ordre zugekommen, und sie zeigten sich

nicht wenig verwundert über das Vorhaben eines Kala, mit Kisten und Kasten in den Palast einzuziehen. Als ich, die Wagen draußen zurücklassend, nach der Wohnung des Prinzen ging, war er in der Morgenaudienz des Königs, und als ich später meinen Diener nochmals schickte, hatte er sich bereits zur Siesta niedergelegt. Erst spät am Nachmittag kamen die von den verschiedenen Tribunalen ausgefertigten Befehle, wonach die äußeren und inneren Thore für mein Gepäck geöffnet werden durften. Nach dem Passiren des ersten wurde ein böses Versehen bemerkt, glücklicherweise von meinem Diener selbst. Unter einem Koffer waren auch meine Schirme mit aufgepackt, und also mit den übrigen Sachen in den Palast eingeschleppt worden. Schirme im Innern des Palastes, welch' Hochverrath! Keiner darf eintreten, und die Birmanen, auch die höchsten Beamten, lassen ihre Schirmträger vor dem äußersten Thore.

Ehe Zeugen herkamen, hatten wir von den Schirmen ein zusammengewickeltes Packet gemacht, mit Tuch bedeckt, so daß Niemand sehen konnte, was darin war, und trugen sie zurück in eine für sie ungefährliche Atmosphäre. Am inneren Thore mußten die Karren halten und standen Soldaten bereit, um mein Gepäck nach dem Hause zu tragen. Als ich ankam, trieb sich dort einer der jungen Prinzen mit seinen als Spielgefährten dienenden Vasallenkindern umher, und da der Diener, um das Abendessen zu kochen, nicht wußte, wo er Wasser holen sollte, so lief der ganze Trupp Knaben mit, ihm einen Brunnen zu zeigen. Doch hatten sie sich in ihrem Diensteifer versehen. Denn als der Koch, ein Tamula aus Madras, für neue Füllung zurückkehrte, wurde ihm zu wissen gethan, daß solcher Brunnen das Wasser liefere, um des Königs Füße zu waschen, und daß ein schwarzer Kala daraus nicht Wasser ziehen dürfe. Die Birmanen nennen jeden Fremden überhaupt Kala oder Barbar, und bezeichnen die Mohammedaner meistens als Schwarze im Gegensatz zu den Weißen oder Europäern, die sie für die Herren der Andern halten. Fremde, die neu in's Land kommen, heißen wilde Barbaren, und solche, die durch längeren Umgang mit den gesitteten Birmanen Hoffnungszeichen einer Verfeinerung durchblicken lassen, werden des Titels „gezähmte Barbaren" gewürdigt. Seit der mehrfachen Bekanntschaft mit Engländern ist indeß der Ausdruck Angkrit für gebildete Europäer in Aufnahme gelangt, und ist durch wiederholte Besuche französischer Missionäre, Offiziere und Kaufleute auch schon

der Name Franzes zugeführt. Die Portugiesen dagegen, die sich überall in Indien mehr mit den Eingebornen gemischt haben, werden weniger streng von diesen geschieden. Mit zunehmendem Einblick in die Verhältnisse anderer Länder werden sich natürlich diese Begriffe mehr und mehr aufklären.

Bald nach meiner Ankunft im Hause erschienen mehrere von den Hausbedienten des Prinzen, von denen sich besonders einer durch seine manierenden Geberden und gewählten Phrasen als gewandter Hofmann zu erkennen gab. Er war nach birmanischer Art ein äußerst eleganter, feiner Dandy, und jedenfalls ein großer, schöner Mann von prächtigem Ebenmaß des Körpers. Sein Name war Moung-gyi, und er war geschickt, um nach allem Nöthigen zu sehen. Für das Wasser wurde eine Einrichtung getroffen, da die für allgemeinen Gebrauch geöffneten Brunnen für meinen Diener zu weit waren, daß täglich einige große Thonkrüge zweimal durch Soldaten gefüllt wurden, und Andere waren für das Holzhacken bestimmt, Haus und Umgebung rein zu halten und sonstige Dienste zu thun.

Der Prinz stattete mir einen Besuch ab, wozu er auf den Schultern eines stämmigen Kerls hergetragen wurde, und sobald er in's Zimmer trat, fielen alle Anderen darin platt auf den Bauch. Das war besonders hinderlich für meinen Diener, der dann den Theetopf sammt Tassen auf der Erde vor sich herstoßen mußte und, wenn er damit glücklich an dem hohen Tische, an dem wir auf Stühlen saßen, angelangt war, noch immer nicht wußte, wie er hinaufreichen sollte, wenn ich es ihm nicht abgenommen haben würde. Als sich später die Besuche des Prinzen häufiger wiederholten, hielt ich bei meinen Leuten nicht streng darauf, ob sie die Etikette genau beobachten, und der Prinz selbst war vernünftig genug, unter Ausnahmen eine Ausnahme zu statuiren. Als er durch die Zimmer umherging und an das Bett im Schlafgemach kam, fragte er nach der Kopfseite und fand zu seinem Entsetzen, daß bei der von mir im Bette aufgenommenen Lage die Füße gerade nach demjenigen Theil des Palastes gerichtet sein würden, wo der „Goldfüßige" selber schläft. Im ganzen Palast muß aber Jeder so im Bette liegen, daß die Füße vom Palast weggewendet sind, was ad notam zu nehmen war.

Am zweiten Abend erschien in Begleitung eines der jüngeren Prinzen, der sein Schüler war, ein gelehrter Herr Professor in

meiner Wohnung, um die Unterrichtsstunden zu beginnen. Er hatte früher lange in einem Kloster gelebt, war aber jetzt aus dem Mönchsstande ausgetreten und schon seit mehreren Jahren verheiratet. Er theilte mir den vom Könige entworfenen Studienplan mit, der indeß von so hoher Quelle kommend, meinen Beifall leider nicht gewinnen konnte.

Ich brachte indeß meinen Lehrer bald dahin, daß er mich nach meiner Art unterrichtete, und an der Stelle des Buchstabirbuches Collegium über Metaphysik las, aber der Arme schwebte stets in Todesängsten, daß sein Abweichen von den königlichen Vorschriften entdeckt und geahndet werden möchte. Der König von Birma ist nur gewöhnt zu befehlen, und es war einmal unter den Umständen nicht zu ändern, daß er an mir Jemand finden mußte, der ihm in allen Dingen entgegen war. Mein Lehrer und häufig auch der Prinz ließen sich durch meine Anschauungsweise überzeugen, aber den König zu überzeugen war eine andere Sache. Einmal war Niemand da, der ihn zu überzeugen versucht, oder gewagt haben würde, und dann hätte er auch nicht selbst überzeugt sein wollen.

Moung-gyi machte mir beständig Vorwürfe über die unceremoniöse Art, mit der ich Bücher behandelte, wenn ich bei meinen Studien zwischen oder gar auf denselben saß. Die Birmanen beweisen jedem Buche Verehrung, selbst dem Thmbungyi, dem A-B-C-Buche, und halten es für eine große Sünde, wenn man darüber hinwegsteigen sollte. Sie verehren auch die Schiefertafel oder Sarabeik, und der Schüler, der die zu buchstabirenden Sylben auf sie geschrieben hat, bückt sich erst mit gefalteten Händen vor ihr nieder, ehe er sie aufnimmt und die Lecture abliest.

Die Birmanen scheuen sich, über Bücher hinweg zu treten, da es überhaupt eine Beleidigung ist, über Jemanden hinweg zu treten, und daraus schon blutige Feindschaften entstanden sind. Weil die Birmanen Niemand über ihrem Haupte dulden wollen, sind die Häuser einstöckig gebaut, und wenn Etwas durch die Bambusstäbe meiner auf Pfählen stehenden Wohnung fiel und unten lag, so kostete es stets Mühe, einen der Diener zum Wiederholen dorthin zu schicken. In Rangun stieg ein zu einem Kranken gerufener Sungyi von der Straße aus auf einer außen angesetzten Leiter zu dem Fenster des Zimmers hinein, da er, um die Treppe zu erreichen, erst unter einer Galerie hätte durchpassiren müssen. Auch unter aufgehängtem Zeug

gehen die Birmanen nicht gerne hindurch, und wenn ein Seil mit solchen in meiner Stube ausgespannt war, durfte ich nicht auf viele Besuche rechnen. Ein frommer Birmane, Ranguns, der Buddhibilder in der Cajüte eines Schiffes fand, bot hohe Preise für dieselben, um sie von der Schmach zu befreien, daß die Matrosen auf dem Deck über sie weggingen. Einige Besucher wiesen die angebotenen Speisen zurück, indem sie sagten, daß sie, als Leute des Königs, von keinem Fremden Nahrung anrühren dürften. Die meisten indeß thaten sich sehr gütlich an Thee, Zucker und Bisquit. Ihren Betel mußten sie jedoch selbst mitbringen, denn ohne diesen kann ein Birmane nicht existiren.

Die Hofsprache verlangt fast ein Studium für sich, da sie ganz andere Wörter substituirt. Das Wort: Gehen z. B. ist verschieden, je nachdem man sagen will, daß der König geht, oder der Prinz geht, oder ein Geistlicher geht, und keines von diesen ist irgendwie mit dem Gehen des gewöhnlichen Lebens verwandt. Besonders lästig ist die Hofsprache dadurch, weil sich viele Sachen in ihr gar nicht ausdrücken lassen. Zu sagen, daß der König Etwas wünscht oder bittet, würde, wenn nicht ganz unmöglich, nur durch die weitesten Umschweife auszudrücken sein. Alles, was vom König ausgeht, ist ein Befehl; er äußert sich in keiner andern Weise als befehlend. Jede Anrede an ihn ist ein demüthiges Flehen um Gnade, selbst eine allgemeine Bemerkung, daß der König Etwas sagte, würde wie ein von Sr. Majestät proclamirter Befehl herauskommen; der König spricht nicht, sondern er hat befohlen.

Die regelmäßigen Stunden meines Professors hatten schon einige Tage begonnen, als der Prinz mir mittheilte, daß ich zur Audienz gewünscht würde. Der König empfing mich diesmal in der großen Thronhalle, wo er auf einem vergoldeten Canapé ruhte, mit goldenen Vasen neben sich. Während seines Betelkauens wurden ihm von Zeit zu Zeit von Sclaven Goldbecher zum Trinken gereicht. Das Thronlager stand etwas höher, als der Estrich der Halle, die, wohin man blickte, mit zur Erde geworfenen Körpern gefüllt war. Man placirte mich neben dem Kalavun und vorsorglicher Weise an einer Stelle, wo Packete aufgehäuft waren, die einer der Vasallenfürsten an dem Tage als Geschenk gebracht hatte. Ich konnte mich so mit Bequemlichkeit setzen, ohne durch die Füße das ästhetische Gefühl des Königs zu stören, denn es mochte bei der früheren Audienz

beobachtet worden sein, daß sie beim Verändern der etwas gezwungenen Stellung zu weit vorgebracht wurden. Der König richtete sogleich das Wort an mich, erkundigte sich über meine Studien und predigte dann über die buddhistischen Religionsschriften nach ihrer Eintheilung in drei Classen.

Ueber das erste Gebot des Nichttödtens gab es eine Differenz. Ich sagte dem Könige, daß wir Europäer an animalische Nahrung gewöhnt wären, und daß wir ohne Fleischgenuß nicht in voller Gesundheit bleiben würden. Das hat ja nichts damit zu thun, entgegnete der König, Fleisch essen mag Jeder, und es ist auch von mir nicht verschmäht. Man muß nur die Thiere nicht selbst tödten, sondern es durch Andere ausführen lassen. Wenn einmal todt, geht es uns nichts an, wer der Thäter ist. So war diese Controverse beseitigt. Aber, warf ich ein, wie es sich denn damit verhielte, wenn man sein Leben zu vertheidigen hätte? Man würde doch immer berechtigt sein, einem Angreifer, der uns zu tödten beabsichtigt, darin zuvorzukommen? Der König war anderer Meinung. Wer noch solche rohe Ansichten hätte, mochte gar glauben, das Recht zu haben, kleine Insecten zu tödten (denn solche, die auf den Körpern krabbeln, gibt es auch in Birma, und selbst im Hause des „Goldfüßigen"). Er drang in mich, dieser Häresie zu entsagen, wenigstens für die Zeit, da ich in seinem Palast lebe, und ich erklärte mich bereit, vorausgesetzt, daß ich unter seinem mächtigen Schutze, unter dessen Throne alle Wesen der Schöpfung huldigend aufgestellt sind, von Niemandem provocirt würde. Dann, um seine Lehren durch ein praktisches Exempel zu illustriren, gab er ein Zeichen, worauf ihm einige Goldkäfige mit Papageien gebracht wurden. Sie öffnend und den Vögeln die Freiheit schenkend, schaute er triumphirend nieder auf den blutdürstigen Heiden, der sich nicht scheute, auf Mückenmord zu sinnen. Die Papageien sollen indeß, da sie den Weg aus dem Palaste nicht so leicht finden können, in der nächsten Stube wieder aufgefangen werden, um eine neue Vorstellung zu erwarten.

Seine Majestät hatte dann die Gewogenheit, sich nach meiner häuslichen Einrichtung zu erkundigen, und fragte, wie hoch sich meine Ausgaben im Monat beliefen. Da die Ausgaben auf meinen Reisen in höchst verschiedener Weise wechseln und ich erst wenige Tage im Palast war, hatte ich nicht die geringste Idee darüber und glaubte ohnedem, daß dies eine jener überflüßigen Fragen sei, worin sich die

Birmanen auszeichnen, und auf die es sehr gleichgiltig bleibt, was man antwortet. Ich nannte also eine ungefähre Summe, und das Gespräch ging mit anderen Fragen, ebenso nichtssagend, weiter.

Während desselben sah ich ein Individuum auf mich herankriechen und einen vor sich hergeschobenen Sack neben mich stellen, von dem ich durch den Kalawun hörte, daß er die vom Könige für meine Ausgaben geschickte Summe enthielte. Obwohl es in früheren Zeiten Mode gewesen sein mag, daß Reisende sich solch' königlicher Gunstbezeigungen rühmten, so war mir doch Nichts daran gelegen, und ich bat den Kalawun, dem Könige zu sagen, daß ich das Geld weder bedürfe, noch wünsche. Dieser Hofherr würde sich aber eher die Zunge abgebissen haben, als diese Antwort dem Könige zu überbringen, und da die Zurückweisung eines königlichen Geschenkes in öffentlicher Audienz immer ein großer Etikettenverstoß gewesen sein würde, ließ ich es dabei bewenden. Der König deutete dann auf den Beutelträger, nannte ihn seinen Schatzmeister, und sagte, daß ich ihn am Ende des Monats um neue Auszahlung angehen, und auch für sonstige Bedürfnisse mich an ihn wenden solle. Da ich im zweiten Termin keine Application machte, besuchte er mich selbst mit gefüllter Börse. Ich protestirte jetzt ihm gegenüber entschiedener und erklärte, daß ich gerne des Königs Gastfreundschaft angenommen habe, aber nicht in seinem Solde stehen wolle. Er verwahrte sich gegen eine solche Auffassung: der König mache Geschenke, um seine Ruhmesgröße zu erhöhen, und besonders an fern hergekommene Fremde. Ich sei sein Gast, und da er mir keine Speisen aus seiner birmanischen Küche schicken könne, sende er an ihrer Statt die nöthigen Ausgaben für den Koch. Geschenk sei Geschenk, und ob das Silber geprägt oder sonst verarbeitet sei, könne keinen Unterschied machen. Ohnedem, womit immer Alles abgeschnitten war, sei es des Königs Befehl. Allerdings machen die Birmanen nicht den Unterschied zwischen Geld und andern Geschenken, und würden mit derselben Unbefangenheit eine Münze nehmen als ein Medaillon, wie sie überhaupt wohl noch Nichts verweigert haben, aber mir war die Sache doch unangenehm. Ich steckte die zweite Summe zu der ersten in eine besondere Tasche, und später kam nicht mehr viel hinzu, denn als die Schreiber in der Rechnungskammer merkten, daß ich mir Nichts daraus mache und das Geld nicht einmal zähle, zählten sie es unter sich ab, um mich fernerer Mühe zu entheben. Als ich später den Palast verließ, fand ich



Zum dritten und letzten Male warnte der Brahmine vor dem Anblicke des Bildes.



den Werth der von mir erwarteten Geschenke weit die volle Summe übersteigen, auch wenn ich sie wirklich gehabt hätte, und das Anfangs Empfangene konnte in passender Weise verwendet werden, um zum Theile meinen im Palast ausgeplünderten Bedienten wieder auszustatten, da diejenigen Personen, die ihn hätten für den Ra ubanfall entschädigen sollen, sich von der Verantwortung loszumachen suchten. —

Hiermit schloß Herr Seegrave seinen langen Bericht, in welchem er, aus etwas allzugroßer Bescheidenheit, die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse seinem Freunde Bastian gewissermaßen in die Schuhe geschoben hatte.

Wir bedauern, daß der Raum uns nicht gestattet, auch die übrigen Erzählungen, welche „aus langer Weile“ bis zur endlichen Ankunft in Valdivia von der ebenso gemüthlichen als geistvollen Reisegesellschaft ausgetauscht wurden, hier wiederzugeben. Wir wollen uns daher wieder speciell mit dem liebeglühenden Master Henry Burton beschäftigen, der, was wir ihm gerne verzeihen mögen, in den letzten paar Tagen sich fast gar nicht mehr um seine bisherigen Reisegenossen umsah, sondern am Bugspriet des Schiffes seine meiste Zeit verbrachte, seufzend und sehnend nach der Küste auslugend, wo er endlich seine theuere Durga wiederfinden sollte.

Selbst seine treue und so liebeswürdige Gefährtin hatte darunter zu leiden, denn auch um sie kümmerte er sich um so weniger, je mehr das Schiff dem Ziele langsam nahte. Die Dame war jedoch einsichtsvoll genug, ihm darob nicht zu zürnen; im Stillen wünschte ja auch sie endlich Valdivia zu erreichen, wo, ihrem Plane gemäß, nicht lange ihres Bleibens sein sollte.

Eine gebieterische Pflicht rief sie, den berüchtigten Corsaren, dessen Schiff „der Rächer“ so grenzenloses Unheil unter den friedlichen Kauffahrern anrichtete, aufzusuchen, um ihn von seiner verbrecherischen Laufbahn wieder abzubringen. Andererseits hatte aber, wie wir wissen, des Pastors Nichte freiwillig die Verpflichtung übernommen, ein Verdict zu fällen, welches Burton und Durga Tod oder Leben gab. Natürlich verursachte ihr die ungeheure Verantwortlichkeit, die sie durch ihr Schiedsrichteramt auf sich nahm, großes Bangen. Es erschien ihr als Vermessenheit, ihrem weiblichen Instincte, ihrem Scharfsinne die Fähigkeit der apodiktischen Erkenntniß eines Gegenstandes zuzumuthen, der bisher nur auf vagen Ver-

muthungen und mystischen Aussprüchen eines vielleicht sich selbst räthselhaften Greises fußte.

Indessen konnte sie nicht mehr zurück, zumal Burton, sonst doch keineswegs leichtgläubigen Sinnes oder saguinischen Blutes, sich in das volle Vertrauen zu seiner Begleiterin unfehlbarem Scharfblicke sozusagen hineingelebt hatte. Das ruhige und verständige Wesen dieser Dame, ihre wunderbar klare Darstellungsgabe auch der schwierigsten Dinge, welche selbst dem gereiften Denker den Faden der richtigen Logik leicht aus dem Auge verlieren lassen, ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Seelenlebens, durch welche sie in der Beurtheilung des einzelnen Individuums nie irrte, sondern vielmehr mit wahrem Seherblicke nicht nur die Vergangenheit einer mit ihr einmal in Verkehr getretenen Person errieth, sondern auch deren künftigen Lebensberuf prädestinirte, besaßen in der That etwas Frappirendes, ja derart Ueberzeugendes, daß wir uns eigentlich über Burton's blinde Zuversicht: seine edle Freundin werde mit Bestimmtheit erkennen, ob zwischen ihm und Durga eine Blutsverwandtschaft stattfinde oder nicht, nicht allzusehr erstaunen dürfen.

Master Burton hatte übrigens so vielfache und bittere Enttäuschungen in seinem bewegten Leben erfahren, daß er, obwohl die Wahrscheinlichkeit für ihn auf das Günstigste sich anließ, im Stillen bereits vollkommen darauf gefaßt war, in Valdivia abermals Durga nicht zu treffen.

Indessen ward sein Pessimismus diesesmal zu Schanden. Sein scharfes Auge entdeckte, als der marode Dampfer endlich in den Hafen von Valdivia einlief, schon von Weitem der lieblichen Durga zierliche Gestalt. Das schöne Mädchen, nicht minder scharfäugig als ihr Geliebter, hatte gleichfalls den prächtigen jungen Mann erkannt, der ihr mit der Rechten tausend Kußhände zuwarf, während er in der Linken unermüdlich sein weißes Taschentuch zum Willkommen durch die Lüfte flattern ließ.

Durga wie Master Burton fühlten sich stark versucht in's Meer zu springen, um in den lauen Fluthen, zwei Seegöttern gleich, den ersten Kuß, die erste Umarmung auszutauschen. Glücklicher Weise behielten aber Beide so viel Besinnung übrig, um diese etwas allzuromantische Scene der neugierigen Menge nicht zum Besten zu geben. Nicht nur daß das Hafenreglement jeden Verkehr eines Schiffes mit dem Lande strengstens untersagt, bevor die sanitäts-

polizeiliche Amtshandlung stattgefunden, wimmelte es gerade auch in dem Hafen von gefräßigen Haifischen, denen Durga und Burton gewiß zum Opfer geworden wären.

Die Untersuchung des Gesundheitszustandes des Schiffes und der Schiffsdocumente ging auch in Valdivia mit jener entsetzlichen Bedächtigkeit vor sich, welche in allen Hafenämtern der Welt an der Tagesordnung ist, und den seit Wochen eingepferchten Passagier schier zur Verzweiflung zu bringen droht.

So dünkte auch dem ungeduldigen Burton die Stunde, welche die Hafenbeamten am Bord des Dampfers vertrödelten, eine ganze Ewigkeit, und wer weiß, ob die noch nach traditionellem spanischem Gebrauche wohlgeschulten „Seeschergen" nicht am Ende noch weitere Anstände und Bedenken gegen die Pratica libera vorgebracht hätten, wenn nicht schließlich die Passagiere auf den leisen Rath des Capitäns unter sich eine Collecte veranstaltet und deren Ergebniß, circa hundert Dollars, auf den Altar der Bestechung unter dem Titel eines „Ehrengeschenkes" geopfert haben würden.

Burton war selbstverständlich der Erste in dem ersten Boote, das von dem Dampfer abstieß.

Laut aufschreiend und weinend stürzte Durga in die Arme des jungen Mannes, dem helle Freudenthränen in sein schönes Auge traten.

Eine kleine Gruppe hielt hinter den beiden Liebenden; es war jene ehrenwerthe deutsche Familie, in deren Hause die gute Durga ein schönes Daheim gefunden hatte.

Es dauerte wohl ziemlich lange, bis Durga aus den Armen ihres geliebten Henry sich loswand und der Pflicht der Dankbarkeit gegen die Jauermann's, so hieß die in Rede stehende gastliche Familie, eingedenk wurde.

Master Henry Burton war in diesem Augenblicke zu tief bewegt, um dem alten Jauermann, der einem ehrwürdigen Patriarchen in dem Kreise der Seinigen glich, sogleich in gebührenden Worten die Ueberschwenglichkeit seines Dankgefühles kund zu geben. Zum Glücke des jungen Mannes kam inzwischen auch seine Reisebegleiterin herbei, welche mit richtigem Tacte jetzt den Faden des Gespräches in die Hand nahm und vor Allem das Signal gab, nach der Jauermann'schen Behausung, welche vom Hafen kaum zwanzig Minuten entfernt lag, aufzubrechen.

Ein prächtiges Souper wurde in dem üppig blühenden Garten, in dessen Mitte das Jauermann'sche Haus eine wahrhaft paradiesische Lage inne hatte, eingenommen.

Des Pastors Nichte beschäftigte sich während des Abendbrotes, bei welchem mehrere Stunden wie ein einziger Augenblick entschwanden, viel mit Durga. Oft und lange musterte die Deutsche die reizenden Züge der Ex-Devadasi so auffallend, daß Durga wiederholt in Verlegenheit gerieth und die Augen zu Boden schlug, denn die geistige Superiorität der Fremden imponirte ihr, ohne daß sie es wußte und wollte.

Es war nahe an Mitternacht, als die Gesellschaft in sehr fröhlicher und gemüthlicher Stimmung sich von der Tafel erhob.

Henry Burton brannte vor Ungeduld nach einer, wenn auch noch so kurzen Unterredung mit des Pastors Nichte. Diese verstand den flehentlichen Blick, welchen ihr der junge Mann zuwarf, als sie mit Durga Arm in Arm der alten Frau Jauermann nach dem für die weiblichen Gäste bestimmten Schlafgemache folgen wollte. Sie äußerte daher laut das Bedürfniß, mit Durga in dem Garten noch ein Weilchen auf der vom Monde hell beleuchteten Wiese nächst der breiten Aufgangstreppe zu lustwandeln.

Kaum hatten die beiden Damen in Folge dessen von Frau Jauermann sich verabschiedet und das Freie betreten, als auch schon Henry Burton hastig herbeieilte.

„Nun?" begann er aus tiefbeklommener Brust in deutscher Sprache, welche Durga nicht verstand, „nun? darf ich hoffen? schwebt Himmel oder Hölle auf ihren Lippen?"

„Hoffen Sie?" entgegnete die deutsche Dame ernst.

Burton athmete tief auf, dann sagte er:

„Sie glauben, daß Durga wirklich nicht meine Schwester sei?"

„Ich möchte es mit Bestimmtheit aussprechen, wenn es nicht maßlose Ueberhebung wäre, irgend einem sterblichen Wesen die Unfehlbarkeit beizumessen, welche nur Gott allein zukommen kann."

„Darf ich nicht wenigstens einige der Gründe vernehmen, auf denen Ihr mich so sehr beseligender Ausspruch fußt?"

„Nein!" erwiderte die geheimnißvolle Sybylle in bestimmt ablehnendem Tone „und hundertmal nein! Es würde meinen und Durga's weiblichen Sinn schwer verletzen, Ihnen Dinge zu offen-

baren, welche selbst zwischen unserem Geschlechte nur andeutungsweise behandelt zu werden pflegen."

Master Henry Burton blickte fragend seine Durga an, welche leicht erröthend mit dem Kopfe nickte, um die in englischer Sprache vorgebrachten letzten Worte ihrer neuen Freundin zu bestätigen.

„In diesem Falle," bemerkte der junge Mann achselzuckend, „muß ich mich freilich zufrieden geben. Indeß," setzte er mit sorgenvoller Miene bei, indem er ein Schreiben aus der Tasche zog, „indeß, erlauben Sie mir, theuerste Freundin, daß ich über diese Zeilen hier, welche ich im Laufe des Abends durch die Post empfing, ihr Urtheil mir erbitte. Der Brief war eigentlich an Durga gerichtet, aber der Poststempel Bombay und die Schriftzüge reizten derart meine Neugierde, daß ich nicht umhin konnte, das mir sonst so heilige Briefgeheimniß zu verletzen. — Wird mein theueres Mädchen mir darob zürnen?"

Durga schloß ihren Geliebten den Mund durch einen herzhaften Kuß.

Die Fremde aus Friedensthal entfaltete indessen den ihr von Burton überreichten Brief und las bei hellem Mondenschein folgende Zeilen:

„Meine theuere Durga!

„Wichtige Geschäfte erheischten meine Reise von Delhi, das ich bei meiner Gebrechlichkeit nicht mehr zu verlassen hoffte, nach Bombay. In dieser großen Hafenstadt machte ich zufällig die Bekanntschaft eines höchst merkwürdigen Mannes, der sich mir schon bei unserer zweiten Begegnung in seiner wahren Gestalt zu erkennen gab. Ich weiß nicht, ob ich den Unglücklichen mehr bewundern oder bemitleiden soll. Welch' antike Größe des Charakters einerseits, welch' furchtbare entfesselte Leidenschaftlichkeit andererseits. — Von ihm erfuhr ich alle Deine Erlebnisse, seit Du mir entrissen wurdest, bis in das kleinste Detail; ihm danke ich auch die genaue Kenntniß Deines jetzigen Aufenthaltes und bin daher in der Lage, an Dich diese wenigen Zeilen nach Valdivia zu richten und Dich aufzufordern, so schnell als möglich nach Delhi zu kommen, wohin ich noch heute zurückkehre. Endlich ist die Zeit der Enthüllungen gekommen; noch weiß ich nicht, darf ich Burton Dir die Hand zum ewigen Bunde reichen lassen oder nicht, aber sobald Du hier bist, kann und wird das Geheimniß endlich gelüftet werden.

„Wie mir Dein edler Retter ferner mittheilte, hat er Sorge getragen, daß Henry Burton von Deinem Aufenthalte verständigt werde, ja Robert Westenholz — Du wirst wohl längst errathen haben, daß ich von dem gefürchteten Corsaren spreche — sprach sogar die Hoffnung aus, daß Burton bereits in Valdivia eingetroffen sein dürfte, wenn Du diesen Brief Deines alten Nährvaters empfängst.

„Ich habe Robert ein drittes Mal nicht mehr gesprochen. Der Tollkühne hatte sich in Bombay in Verkleidung eingeschlichen, um in diesem Welthafen jene Schiffe auszuspähen, welche seinem persönlichen Hasse gegen Alles, was britisch und der unersättlichen Habgier seiner Mannschaft auf offener See als Opfer fallen sollten. — Die Polizei zu Bombay hatte zwar von seiner Anwesenheit Wind bekommen, Westenholz entschlüpfte aber wie ein Aal den ihm gestellten Netzen, denn schon wenige Tage später bohrte der gefürchtete „Rächer" ein Dutzend englischer Kauffahrer in der nächsten Nähe von Bombay in den Grund und selbst eine englische Kriegsbrigg konnte sich vor dem Geentertwerden nur durch raschen Rückzug retten. — Ich fürchte jedoch sehr, daß Westenholz, in welchem ich aus Dankbarkeit den Verbrecher an der Menschheit nicht sehen darf, nicht sehen will, durch allzugroßen Uebermuth bald am Ende seiner gefährlichen Laufbahn angelangt sein wird. Er pocht zu viel auf die Schnelligkeit seines Schiffes — ach! wenn ich ihm nur zu wissen machen könnte, was ich soeben, nämlich erst am Tage meiner Abfahrt von Bombay erfuhr; aber es ist mir rein unmöglich, ihm irgend welche Warnung zukommen zu lassen. Vielleicht kommt ihm von anderer Seite ein Aviso zu, wenn nicht — ist der Unglückliche rettungslos verloren! — Und nun lebe wohl, meine gute, vielgeprüfte Durga; eile eile, wenn Du nochmal umarmen willst Deinen Dich so zärtlich liebenden Vater Ganesas.

„Bombay, am 17. Juni 1855."

Dieser Brief versetzte die junge deutsche Dame in nicht geringe Aufregung, aber sie wußte sich zu beherrschen und Burton und Durga waren übrigens zu sehr mit sich selbst und ihrem Glücke beschäftigt, als daß sie der Briefleserin eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hätten. — Erst als des Pastors Nichte mit etwas unsicherer Hand an Burton das Schreiben des ehrwürdigen Brahminen zurückstellte, schreckte das verliebte Pärchen aus seinem

wonniglichen Dahinträumen empor und Henry stellte die Frage, was in Folge dieser sonderbaren Mittheilungen aus Bombay wohl zu thun sei?

„Mein Entschluß steht bereits fest!“ entgegnete die deutsche Dame sehr ernst „ich reise mit der ersten besten Gelegenheit, die sich mir darbietet, nach Ostindien ab; für Sie Master Burton, der Sie auf Ehrenwort in mein Geheimniß eingeweiht sind, bedarf wohl dieser Entschluß keine nähere Begründung?

„Gewiß nicht!“ rief Burton lebhaft „wir werden Sie begleiten. Gott ist mein Zeuge! So sehr es mich drängt, Durga endlich mein Weib zu nennen — die Pflicht der Dankbarkeit gegen den bedauerungswürdigen Corsaren soll mir höher, weit höher stehen als mein eigenes Glück; die guten Friedensthaler mögen also getrost meiner Rückkehr etwas länger harren, als es ursprünglich ausgemacht war. Binnen wenigen Stunden dämmert der Morgen. Ich will sodann gleich nach dem Hafen eilen, um ein passendes Schiff zu finden, das uns ohne Verzug und auf der kürzesten Route nach Bombay trägt. Das Weitere wird sich dort schon geben. — Und nun gute Nacht, liebe Freundin, gute Nacht theuere Durga!“

Mit diesen Worten eilte Burton auf sein Zimmer; die beiden Damen folgten alsbald seinem Beispiele.

Zwei Tage später verließen unsere drei Abenteurer auf einem schmucken, wackeren Dreimaster, der nach Singapur directe verladen hatte und ob seiner stets schnellen und glücklichen Fahrten eines guten Rufes sich erfreute, das liebliche Valdivia zum großen Bedauern der guten Jauermann'schen Familie, welche darauf gerechnet hatten, ihre drei Gäste wenigstens durch mehrere Wochen zu beherbergen.

Zwölftes Capitel.

In der Falle.

Oestlich von Ceylon und in gleicher Breite mit dieser großen, allbekannten und berühmten Insel liegt die Gruppe der kleinen, wenig bekannten und erforschten Nikobaren-Inseln, welche aus neun größeren und neun kleineren bestehen und deren Flächeninhalt im Ganzen nicht viel über fünfunddreißig deutsche Quadratmeilen betragen mag.

Die Hauptinsel Groß-Nykobar, am südlichsten gelegen, ist 17 Quadrat-Meilen groß. Die kleinen Inseln, ganz mit Wald bedeckt, sind meist unbewohnt; auf der bewohnten Insel ist der Urwald noch überwiegend, wechselt jedoch mit einigen Grasflächen. Da sich diese Korallen-Sund-Inseln nur zu niederem Hügellande erheben und in den üppigen dichten Wäldern manche Sümpfe vom Sonnenstrahl kaum berührt werden, in der nassen Jahreszeit Alles in den heißfeuchten Wasserdunst gehüllt wird, so ist das Klima sehr ungesund und keine der von Europäern versuchten Ansiedlungen hat lange Bestand gehabt.

Die dänischen Ansiedlungen aus den Jahren 1760 und 1768 wurden schon 1772 wieder aufgegeben; die dänische Corvette „Galathea“ besuchte im Jahre 1846 neuerdings diese Inselgruppe mit dem Zwecke einer Besitzergreifung und Colonisirung, ohne diese in's Werk zu setzen. Die Naturforscher der österreichischen Fregatte „Novara“, welche vom 30. April 1857 bis 26. August 1859 die Erde umsegelte, widmeten dem Besuch der Nikobaren volle zweiund-

dreißig Tage, mußte aber, um den verderblichen Wirkungen des Klimas, namentlich der frischen Nachtluft und der Nähe des Waldes nicht als Opfer zu fallen, jeden Abend vor Sonnenuntergang an Bord gehen.

Einen eigenthümlichen imposanten Eindruck machen die üppigen Wälder der Küste, durchaus Kokos= und Mangrovewaldungen.

Der Kokoswald entscheidet hier über den Ort menschlicher Ansiedlung; da er blos am Küstenrande sich findet, bleiben auch die Bewohner der Nikobaren in dem schmalen Küstensaume haften.

Die Nikobaren bieten auch deshalb eine interessante Anregung zum Nachdenken über die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde und die Art und Weise wie die Natur in vielen Fällen durch eine äußere Thätigkeit für die Verbreitung des organischen Lebens sorgt.

Die Elster auf Ceylon, die Taube auf den Bandainseln sind die angestellten Säemänner des Zimmetbaumes und der Muskatnuß. In jedem Sonnenstrahl sehen wir die Luft erfüllt mit kleinen Körperchen, die ein künftiges Leben einschließen. Die Winde jagen Staubwolken auf, in welchen Keime und ganze mikroskopische Organismen in zahlloser Menge über Meere und Welttheile weggetragen werden. Staub, der in Lyon niederfiel, bestand aus afrikanischen Infusorien. Auf den Dächern und Thüren Berlins werden Bazillarien gefunden, von denen Ehrenberg glaubt, daß sie südamerikanischen Ursprungs und von den Passaten dahin geführt seien. Eine schon dem Aristoteles bekannte, aber erst von uns verstandene Erscheinung ist das Rothwerden des Schnees in den Alpen wie in den Polargegenden. Die rothe Farbe entsteht plötzlich, die Alpenspitzen beleben sich durch eine rothe, einzellige Alge; dabei findet sich ein Räderthierchen, das sie frißt. Capitän Roß sah beim Cap York 600 Fuß hohe, etwa acht Meilen lang sich hinziehende Klippen, rothgefärbt, die Karminklippen; an vielen Stellen war der Schnee zehn bis zwölf Fuß tief von rother Farbe. Die Polarreisenden beschreiben auch grünen Schnee. Im menschlichen Magen wird ein Pilz gefunden, die Sarzine, die sonst nicht vorkommt; auf der Haut der Kinder bilden Pilze dicke Ausschlagskrusten, in den Lungen der Thiere werden sie gefunden, oder wo sonst gährende Stoffe hingelangen. In der Mundhöhle, an den Zähnen der reinlichsten Menschen bleiben kleine Speisereste, in welchen Schimmelfäden und Vibrionen sich entwickeln.

Noch bedeutender wird die Betrachtung, wenn wir die organische Welt in der Abhängigkeit von ihren Lebensbedingungen anschauen. Als erster Factor tritt hier die Wärme auf, welche den Stoffwechsel beschleunigt. Dieser Thätigkeit verdankt die tropische Natur ihre Fülle. Auf den Ufern des Magdalenenflusses ziehen sich die indischen Knaben in ihren Spielen die großen Blumen einer Aristolochia über den Scheitel und in den Blüthenscheiden der Maximiliana Regia Brasiliens, die sechs Fuß lang sind, rudern die Eingebornen über den Fluß; ein Blatt der 200 Fuß hohen Talipotpalme Ceylons wird achtzehn Fuß lang und beschattet zwanzig Menschen. Und welch' eine Ueppigkeit des Wachsthums besitzen die südlichen Pflanzen! Selbst in unsern Treibhäusern wuchert das Bambusrohr einen halben Zoll in der Stunde; die Aloë treibt in einigen Monaten den zwanzig bis dreißig Fuß hohen Blüthenschaft. Was sich in den Erdgürteln auf weiter Entfernung nacheinander folgt, das kann man übereinander antreffen, wenn man in den Aequinoctialgegenden hohe Gebirge besteigt. In den Andes am Pic von Teneriffa liegen die Klimate aller Zonen übereinander. In dem heißen Gürtel wachsen die Palmen und Bananen, diesen folgen Farren und Feigen, dann Myrthen und Lorbeer, dann immergrüne Laubhölzer, Nadelhölzer, Alpenrosen, Alpenkräuter, endlich nur noch Moose und Flechten. Die Grenze des ewigen Schnees, die in den Alpen bei 8500 Fuß, am Nordcap schon bei 2200 Fuß, am nördlichen Abhang des Himalaya erst bei 18,700 Fuß Höhe sich findet, ist noch nicht die Grenze des organischen Lebens.

Die zweite erzeugende Kraft der Organismen ist das Licht. In den Tropen ist selbst der Boden des Urwaldes zuweilen mit kleineren Pflanzen bedeckt. Im nördlichen Deutschland pflanzt man schon auf den Feldern keine Obstbäume mehr, weil deren Schatten das Reifen des Getreides hindert, aber im hohen Norden reift wegen der größeren Tageslänge das Sommergetreide in neun Wochen, während es bei uns von der Aussaat bis zur Ernte drei bis vier Monate nöthig hat. Umgekehrt sind die Organismen wieder fähig, Licht und Wärme zu entwickeln. Die Leuchtkäfer Brasiliens durchschwärmen die Nächte als ein lebendiges Feuerwerk, während der Schlag jeder Meereswelle die Quallen- und Strahlenthiere zum Aussprühen eines bald grünen, bald blauen, bald röthlichen Lichtes reizt. Auch an den Pflanzen lassen sich ähnliche Aeußerungen wahr-

nehmen. In der Blume der Victoria Regia steigt die Wärme um fünf und sechs Grad, in den Blüthenkolben der Aroideen selbst bis zu 25 Grad R. über die der Umgebung; einen Lichtschein aber verbreiten die Blumen der Kalembula und des Topäolum, die Rhizomorphen und einige Pilze.

Alle organischen Gewebe enthalten Wasser, und zwar durchschnittlich wie der menschliche Körper achtzig Procent. Wasser also ist der hauptsächlichste plastische Bestandtheil der Organismen und deshalb ist die Thatsache so wichtig, daß in den Tropen jährlich 100 bis 130, bei uns in Deutschland zwanzig bis vierundzwanzig Zoll Wasser fällt. Das Wasser selbst hat seine eigene organische Welt, es hat seine Wiesen und seine Gebüsche wie die berühmten, schon den karthagischen Entdeckern bekannten Sargossomeere westlich von den Azoren. — In den südlichen Meeren zeigt sich dem Taucher, oft die üppigste Fülle des Wachsthums, einem Urwald gleich drängt sich Pflanze an Pflanze. Der Boden ist mit einem grünen Sammet-Teppich überzogen, auf dem der Meersalat sein breites Laub entfaltet; dazwischen prangen mächtige Blätter in Rosenroth und Scharlach; mannigfache Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwischen denen die prachtvolle Meerrose mit ihrem zarten Farbenspiel sich zeigt; gelb, grün und roth schillernd, bilden andere, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald mit seltsam netzförmig durchbrochenen, langen und breiten Blättern im Strom schwankend, die Büsche des Waldes, als dessen Bäume die oft dreißig Fuß langen, wallenden Laminarien erscheinen. Nicht geringere Reize entfaltet die submarine Fauna. Es sind die vielgestalteten Korallenthiere, die von der zierlichsten Zeichnung, bald laub- oder becherförmig ausgebreitet, bald vielfach verzweigt oder baumartig verästelt, einem elfenbeinernen Schnitzwerk gleichen. Entfalten sie ihre zarten Glieder, so erscheinen sie brennendroth oder smaragdgrün, gelb oder von dunkelstem Blau. Die prächtigen Farben dieser blumenförmigen Thiere erinnern, wie Ehrenberg sagt, an den Tulpenflor der asiatischen Kirgisensteppen; zwischen denselben spielen wie Vögel zwischen den Zweigen der Bäume in Gold und Silber, in Purpur und Azur gekleidete Fischchen über bunten Riesenmuscheln und gewimperten Porzellanschnecken. Wie an den Gebirgsterrassen der Tropen, höher aufsteigend, mit der Wärme die Kraft der Vegetation abnimmt, so zeigt sich in der Tiefe des Meeres mit der Abnahme

des eindringenden Lichtes eine andere Erscheinung. Im griechischen Archipel fand Forbes tiefer als 600 Fuß keine Pflanze, tiefer als 1500 Fuß kein Thier mehr; der Lichtmangel, der zunehmende Salzgehalt und Druck der Wasserschichten wird hier ein Hinderniß des organischen Lebens. Es ist eine schöne Beobachtung, daß in den verschiedenen Meerestiefen verschiedene Farben der Pflanzen und Thiere vorherrschen, entsprechend der Farbenbrechung, womit der Lichtstrahl in die Tiefen bringt. In den oberen Schichten zeigt sich der bunteste Farbenschmuck, unter denselben herrschen Grün und Blau, tiefes Roth und Gelb vor, in der dunkeln Tiefe sind die Thiere fast farblos.

Der Luftdruck, der z. B. mit 30.000 Pfund auf den menschlichen Körper lastet, ist eine unentbehrliche Bedingung des organischen Lebens. Mit dem Aufhören seiner Wirkungen hört das Leben selbst auf; eine geringe Abnahme des Druckes zeigt sich aber schon in der Mattigkeit der Glieder. Wir bewundern deshalb den Condor, der sich über die höchsten Spitzen der Andeskette bis zu 20.000 Fuß Höhe erhebt, und, von hohen Bergen aus gesehen, noch als ein schwarzer Punkt in den Lüften schwebt. Katzen und Hunde bleiben in den Andes in mehr als 12.000 Fuß Höhe nicht am Leben; vergeblich hat man sich bemüht, sie in der 13.228 Fuß hoch liegenden Stadt Cerro de Pasco zu erhalten; dahin gebracht, sterben sie unter Krämpfen. Jagdhunde der besten englischen Race konnten in Mexico in 9000 Fuß Höhe nicht jagen, erst ihre Nachkommen hatten sich an die Luft gewöhnt. Der Mensch zeigt eine größere Biegsamkeit der Natur, die unter allen Geschöpfen ihn allein befähigt, sich über die ganze Erde zu verbreiten. Auf den Andesketten liegen Dörfer der Peruaner in 13.500 Fuß Höhe, auf dem Himalaya liegt eines 14.700 Fuß hoch, dessen Ziegen die feinste Wolle liefern. In den Städten Bogota, Potosi, von denen diese 13.000 Fuß, also fast in der Höhe des Montblanc liegt, tanzt man so lebhaft als irgendwo in Europa.

Das organische Leben hat auch seine Geschichte. Der Geolog hat sich eine eigene Chronologie gebildet; er rechnet nach Zollen der Kohlenlager wie nach Jahrtausenden. Aber selbst das organische Leben, welches in die historische Zeit fällt, ist großen Wechseln ausgesetzt. Das Lama und der Brotfruchtbaum, sowie das indische Zuckerrohr werden nicht mehr wild gefunden, sie leben nur noch im

Dienst des Menschen. Ueberall verdrängt das Saatkorn die einheimischen Pflanzen des Bodens, das Hausthier die freien Bewohner des Waldes. Was hier menschliche Cultur zerstört, das hat sie reichlich in anderer Art durch Verbreitung von Organismen ersetzt, namentlich in dem an animalischem Leben einst so armen Amerika.

In unglaublicher Menge haben sich auf den Grasfluren Südamerikas die dort eingeführten und verwilderten Thiere vermehrt. In den Pampas von Buenos Ayres schätzt man 3 Millionen Pferde und 12 Millionen Rinder; diese haben das Guanako, den Hirsch und Strauß verdrängt, wie die über Hunderte von Quadratmeilen verbreitete Kardendistel die einheimische Pflanzenwelt. Die Kaffeestaude und das Zuckerrohr, Farbhölzer und Gewürze aus dem fernen Osten haben in dem fernen Westen ein neues Vaterland gefunden. Wir haben aus dem neuen Welttheil Kartoffeln, Mais und Tabak gegen Korn und Weizen eingetauscht; aber auch der Brotfruchtbaum und das ergiebige Zuckerrohr der Südsee-Inseln, wie der Pisang Asiens sind nach Amerika gewandert. Die Baumwollenstaude aus Ostindien gibt jetzt in Westindien und Brasilien, in Aegypten und Algier, an der afrikanischen Goldküste, in China und Australien reiche Ernten. Der Weinstock, der in Kleinasien und am Kaspischen Meer wild wächst, wurde schon von den Phöniziern nach Südfrankreich, von den römischen Kaisern an die Donau und an den Rhein gebracht; in dem vierten Jahrhundert besang Ausonius die rebenumkränzten Ufer und Höhen der Mosel. Jetzt reifen griechische Reben in Frankreich, rheinische am Cap der guten Hoffnung.

Furchtbar bleibt indessen immer die Vernichtung, welche der Mensch beständig im Thierreich anstellt, so daß ganze Arten nach und nach vom Erdboden verschwinden. Man schätzt die Zahl der Häringe, die allein von Holland aus jährlich gefangen werden, auf 2000 Millionen, und es wird keine Abnahme derselben verspürt. An den Küsten von Neufundland werden gegen 400.000 Seehunde jährlich getödtet, in Norwegen 20.000 Haifische, im Südmeer des Beynold 10.000 Wale. Doch ist die unausgesetzte Verfolgung des Menschen den meisten Thieren, zumal den größeren verderblich: ihre Zahl vermindert sich, der Untergang, der einige schon getroffen hat, steht andern bevor. Ein in der Behringsstraße sonst häufiger Wal, die Stellersche Seekuh, ist seit 1768 nicht mehr gesehen worden; die letzte Dronte, eine große Taubenart, wurde 1598 auf Isle de France

angetroffen; die großen straußartigen Vögel in Neuseeland, der Riesenhirsch Irlands, der deutsche Wisent und Scheldh sind verschwunden. Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde in Sachsen der letzte Bär geschossen, ein Wild, das nur noch in den Alpen jagdbar geblieben ist. Die Büffel, die auf den Savannen von Illinois weideten, sind mit den Indianern über das große Wasser des Mississippi bis an die Felsengebirge zurückgewichen; auch Arkansas haben sie schon verlassen. Auf den Grasfluren von Mexico bis zum Winnepsee hin schweiften vor zehn Jahren noch 300.000 Indianer, die nur vom Fleisch der Büffel leben. Welche Zahl dieser Thiere jährlich getödtet wird, mag man daraus abnehmen, daß oft 10- bis 12.000 in einem Boot zu Markt gebracht werden. Wenn aber der Mensch Alles weit und breit um sich her tödtet, sagt Oken treffend, so vermehrt sich dafür seine eigene Bevölkerung, und das Fleisch, welches die Natur im Wild gewogen hatte, geht nun in menschlicher Gestalt umher.

Doch kehren wir zu den Nikobaren zurück. Die Bewohner dieser Inseln scheinen aus einer Mischung der indo-chinesischen und der malayschen Race hervorgegangen zu sein. Der Nikobare ist gut gewachsen, von broncener Hautfarbe, welche durch das stete Einreiben mit Cocosöl wie ein matter Spiegel glänzt. Das Gesicht ist breit, mit etwas hervorstehenden Backenknochen, die Nase platt, die etwas zurückweichende Stirne nicht übel geformt. Die Ohren werden durchbohrt und in die nicht kleinen Oeffnungen Muscheln, Bambusstöckchen oder Cigarren gehängt.

Das schwarze Haupthaar wird kurz abgeschnitten, auch von den Weibern, die ein häßliches Aussehen haben, weil auch sie, den Männern gleich, ihren Mund durch Betelkauen verunstalten.

Die Nikobaren besitzen eine Unzahl von Buchten und Canälen, welche beliebte Schlupfwinkel für Seeräuber abgeben. — Auch der „Rächer" hatte in letzterer Zeit, von einem ganzen Geschwader der englischen Flotte hart bedrängt, hier Zuflucht gesucht. Der von Henry Morgan oder richtiger gesagt, dem Erben des Earl of Dundonald ausgerüstete Dampfer that in einer dem Corsaren sehr unerwarteten Weise seine Schuldigkeit.

Bisher hatte der „Rächer", bauend auf seine unvergleichliche Schnelligkeit und Seetüchtigkeit, kühn jede Begegnung mit englischen Kriegsschiffen aufgesucht und selbst zweimal aus einem Convoi Han-

delsfahrzeuge gekapert. Auf einmal sah er aber ein Schiff auf seinem Curse, welches, wenn es ihn auch an Geschwindigkeit nicht ganz erreichte, ihm dennoch sehr unbequem wurde und schon wiederholt hetzte ihm diese Corvette die ganze Escadre auf den Hals, indem sie den „Rächer“ zu einem leichten Gefechte stellte, während dessen Dauer die übrigen Kriegsschiffe Zeit gewannen, näher zu kommen.

Bei der Kühnheit und dem außerordentlichen Seemannstalente, welche Robert auf ehrlicher Laufbahn zu einem der ersten Helden seines Jahrhunderts emporgehoben haben würden, entging jedoch der „Rächer“ immer im entscheidenden Moment der Gefahr einer feindlichen Einschließung und wußte dort durchzubrechen, wo man es am wenigsten vermuthet hatte.

Indessen ging sein Glücksstern allmälig unter. Am Bord des „Rächer“ brach eine bösartige Seuche aus, welche binnen wenigen Tagen ein Drittheil der Bemannung hinwegraffte. Robert sah sich hierdurch gezwungen, auf dem ersten besten Eilande eine Zufluchtsstätte zu suchen; als solche lagen ihm die Nikobaren zunächst. Bei Nacht und Nebel legte er daher in der tiefen Bucht einer unbewohnten Insel bei. Er konnte mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß seine Feinde in dieser Gegend den „Rächer“ nicht aufsuchen würden, denn er hatte nach der letzten Begegnung mit dem englischen Geschwader derart manövrirt, daß dasselbe seine Flucht in der Richtung der Sunda-Inseln, dem gewöhnlichen Schlupfwinkel der Piraten, annehmen mußte. Und in der That verfolgten die Kriegsschiffe lange seine Spur auf gänzlich falscher Fährte; daß der vorsichtige Corsar sich in den nahegelegenen Nikobaren verstecken würde, hielt der englische Commandant geradezu für unmöglich, weil der „Rächer“ in diesen Inselgruppen kaum mehr auf ein Entrinnen rechnen konnte. Robert's Calcul war aber genau so richtig, wie der eines Diplomaten, welcher, um den Gegner ganz sicher zu hintergehen, einmal die offene Wahrheit spricht. — Nun hatte man aber an Bord des englischen Commodore eine viel zu gute Meinung von Robert's Talent und Erfahrung, um ihn des groben Fehlers, den er in Wahrheit beging, im entferntesten fähig zu halten.

Da der „Rächer“ mit Proviant für mehr als ein halbes Jahr versehen war, so hätte er jedenfalls in dem Verstecke sich ruhig verhalten können, bis Zeit und Umstände ihm ohne Gefahr das Wiederauslaufen gestattet haben würden, wenn nicht einestheils durch

das schlechte Klima der Nikobaren der Gesundheitszustand an Bord des „Rächer“ bedeutend verschlimmert und die Stimmung der Bemannung eine sehr schwierige geworden wäre.

Roberts Leute hatten, statt gute Prisen zu machen, seit mehr als zwei Monaten sich fast täglich dem feindlichen Geschwader gegenüber gesehen; die momentane völlige Unthätigkeit, zu der sie auf den Nikobaren verurtheilt waren, sowie die Seuche, die täglich noch immer wenigstens ein Opfer forderte, machte den alsbaldigen Ausbruch einer fürchterlichen Meuterei unter den wilden Gesellen um so wahrscheinlicher, als auch Robert plötzlich krank wurde und dieser Zufall auf die Disciplin einen sehr lockernden Einfluß ausübte.

Robert gab also, obwohl mit größtem Widerwillen und von bangen Ahnungen erfüllt, dem Wunsche der Bemannung nach, um jeden Preis wieder in die offene See zu stechen und nach einem bekannten Schlupfwinkel auf Sumatra zu segeln, wo man auf die Ergänzung der auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Mannschaft rechnen konnte.

Was Robert voraussah, traf auch schon in den nächsten acht Tagen zu. — Die neuerliche Anwesenheit des „Rächer“ im indischen Meere wurde von mehreren Schiffen alsbald wahrgenommen und ein Kriegsschiff, welches in diesen Gewässern kreuzte, ward hiervon avisirt.

Dem „Rächer“ blieb nun nichts übrig, als eilends bei der Insel Nias, in deren Nähe man sich eben befand, den „Rächer“ auf den Strand laufen zu lassen, um wenigstens die Barschaft und die kostbarsten Gegenstände der Ladung zu retten.

Robert war kranker als je; nichtsdestoweniger beschlossen er und ein Häuflein von Getreuen das Schiff bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen und es sodann mit Mann und Maus in die Luft zu sprengen. Die Schaar dieser Todesmuthigen zählte nur achtundzwanzig Köpfe, während die Uebrigen, etwa das Dreifache dieser Zahl, feiger Weise Reißaus nahmen, um ihr durch Schandthaten aller Art erworbenes Habe zu retten.

Robert, einsehend, daß nur ein Wunder ihn und sein Schiff zu retten vermöchte, hatte einen seiner bisherigen Tollkühnheit ganz würdigen Plan gefaßt.

Während vierundzwanzig der Getreuen eine möglichst lebhafte

Kanonade auf die feindliche Brigg unterhielten, wollte er mit noch drei Mann, auf deren Muth und Verläßlichkeit er bauen durfte, mit List in einem kleinen Boote nahen und das Kriegsschiff mittelst einer Petarde leck machen, so daß es den Kampf sodann einstellen mußte, um sich vor dem Sinken zu retten.

Dieser Plan gelang auch, aber nur unvollkommen. Die Petarde explodirte, that jedoch nicht den geringsten Schaden. Robert und seine drei Gefährten sahen jetzt ihren Rückzug nach dem „Rächer" abgeschnitten und ruderten aus Leibeskräften nach dem Lande. Bald wurden sie aber von einer Barkasse der Kriegsbrigg eingeholt; im wüthenden Verzweiflungskampfe fielen die drei Begleiter Roberts, welcher gleichfalls eine schwere Kopfwunde erhielt, und auf diese Weise bewußtlos zum Gefangenen gemacht wurde.

Die Barkasse der Kriegsbrigg war von einem jungen Officier befehligt und von einem Schiffswundarzte begleitet worden. Letzterer versuchte an Robert sofort seine Kunst, während der Officier laut jubelte:

„Victoria! der große Pirat ist in unseren Händen!"

Der junge Seeheld durfte auch in der That auf eine besondere Auszeichnung für den von ihm errungenen glücklichen Erfolg rechnen. Der Schaden, welchen der „Rächer" bis zur Stunde der englischen Handelsmarine zugefügt hatte, wurde auf nicht weniger als eine Million Pfund geschätzt! — So viel kostete dem stolzen Albion die entehrende Peitschenstrafe, welche Robert an Bord eines englischen Kriegsschiffes erdulden gemußt!

Der Schiffsarzt wendete seine ganze Kunst auf, um den gefangenen Piraten zu retten, dessen Kopfwunde sehr bedenklich erschien, zumal derselbe außerdem durch böses Fieber körperlich stark herabgekommen war.

Robert kam denn auch alsbald wieder zur Besinnung. Mit stoischer Ruhe ertrug er sein hoffnungsloses Schicksal. Er wußte, warum man sich seiner wohl so sorgsam annahm — man wollte den Galgen nicht um sein Recht betrügen!

Da erheiterte sich das Antlitz des Piraten-Capitäns auf einen Augenblick. Eine furchtbare Detonation erdröhnte, daß selbst die Insel von einem Erdbeben erschüttert zu sein schien.

Der „Rächer" war in die Luft gesprengt worden. Die Getreuen hatten Wort gehalten und in seinem Untergange ward auch die

Kriegsbrigg, welche sich eben zur Enterung des Corsaren angeschickt hatte, sehr schwer beschädigt. — Der Sieg kam auf diese Weise dem Sieger wahrhaft allzu theuer zu stehen! Die Kriegsbrigg büßte zwei Drittel ihrer Mannschaft ein und mußte rasch mit der ganzen Kraft der Maschine auf den Strand fahren, um sich von dem völligen Sinken zu retten. Auf jeden Fall war und blieb die schöne Kriegsbrigg für immer verloren!

Der Commandant dieser Brigg war gefallen; der Oberbefehl über den Rest der Mannschaft und das Wrak ging nun an den jungen Officier über, welcher Robert zum Gefangenen gemacht hatte.

Unter den obwaltenden mißlichen Verhältnissen blieb nichts übrig, als die Barkasse nach der nächsten englischen Schiffsstation zu entsenden und mit dem übrigen Reste der Bemannung, sowie den wenigen Gefangenen, welche nach der Katastrophe aus der See aufgefischt worden waren, geduldig auf der Insel Nias zu warten, bis irgend ein Schiff zur Rettung eintreffen werde.

Nach vollen zwei Monaten erschien auch eine englische Corvette vor Nias, denn die Barkasse war, obwohl unter unsäglichen Beschwerden, Gefahren und Irrfahrten, glücklich in Singapure angelangt. — Das von dort entsendete Kriegsschiff fand aber, als es auf Nias landete, daß es die lange Fahrt zwar völlig umsonst gemacht und nur eine sehr traurige Nachricht heimzubringen hatte.

Der junge englische Officier und die gesammte Schiffsmannschaft der gestrandeten Brigg waren überfallen und getödtet worden. Die vorhandenen, von den wilden Thieren blank genagten Gebeine, Ueberreste von englischen Uniformen, Waffen und Geräthschaften ließen das Geschehene unschwer errathen. — Das Schlimmste an der ganzen Sache war, daß der gefürchtete Piraten-Capitän mit heiler Haut entkommen zu sein schien, denn auf einer Felsplatte in der Nähe des Strandes standen mit fester Hand die Worte eingekritzelt:

„Der Rächer ist auferstanden!“

Dreizehntes Capitel.

Auf classischem Boden.

Zwischen Kleinasien, der griechischen Halbinsel und der Insel Kreta ist das viereckige Bassin eines kleinen Binnenmeeres, von der übrigen Masse der mittelländischen Wasserwelt abgeschlossen. Dieses Wasserviereck läßt sich als ein großer Salzsee mit verschiedenen Ausgängen, die nach größeren Meerespartien führen, betrachten.

Das Innere des Beckens ist mit einer Menge bergiger Inseln vulkanischen Ursprungs bestreut und erfüllt, denen sich in Bezug auf Naturreize, Fruchtbarkeit und sonstige Vorzüge wenige andere Inselgruppen gleichstellen können. Ein glänzender Himmel wölbt sich über ihnen. Sie haben einen milden Winter und werden durch die Seeluft vor übermäßiger Hitze bewahrt. Sie sind sämmtlich bewohnbar, bieten liebliche Thäler und zwischendurch bequeme Flächen zum Anbau für Traubengelände, Oliven- und Citronenhaine und von süßem Honig träufelnde Binnengärten dar. Und fast alle haben so sichere Häfen, wie man deren sonst selten so viele neben einander findet.

Wie die Inseln, so sind auch die Küsten des Festlandcirkels umher sehr bunt gestaltet. Von Norden, Osten und Westen her ragen die Länder mit vielen schönen Halbinseln in das Meeresbecken herab. Tiefe, schutzreiche Buchten und Busen und unvergleichliche Häfen dringen in's Innere des Landes und laden überall zur Schiffahrt ein.

Fast möchte man das ganze ägäische Meer wegen seines Reichthums an Ankerplätzen und Rheden als einen einzigen und großen

Hafen betrachten. Und recht wohl könnte man das gesammte Griechenland ein Europa im Kleinen nennen. Wie Europa durch seine vielfache Gliederung seine wunderbare Verkettung des flüssigen und des Festlandes allen andern Theilen der Erde überlegen ist, so ist es Griechenland dem übrigen Europa. Und wie die europäischen Völker, nachdem sie einmal erwacht waren, es allen andern Völkern der Welt in Schifffahrt, Handel, Thätigkeit, Energie, Cultur und Wissenschaft zuvorzuthun wußten, so war, scheint es, das ägäische oder griechische Meer von Haus aus dazu bestimmt, die erste Wiege und Schule dieser europäischen Thatkraft und Blüthe zu werden.

Wann und wie sich die erste menschliche Bevölkerung in dieses wundervolle Becken, über jene anmuthigen Inseln und Halbinseln ergoß, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Doch scheint aus der Sprache der Hellenen so viel ersichtlich, daß sie und ihre Stammväter oder Vorfahren, als welche man die Pelasger zu nennen pflegt, aus Osten über Kleinasien gekommen sein mußten und dem großen indo-germanischen Völkerstamm angehörten, der unserem Europa alle seine vornehmsten und geistreichsten Völker gegeben hat. Ihre Sprache zeigt sich uns innig verwandt mit den keltischen, romanischen, germanischen und slavischen Völkern. Wie diese so haben die Griechen ihre Ur- und Herzwurzeln in Indien und am Himalaya.

Unter welcher Anführung, unter welchen nähern Umständen und Begebenheiten sich die Altvordern der Hellenen, die sogenannten „Pelasger", von dort ablösten, wie sie sich schon in dieser ihrer Urzeit hervorthun und auszeichnen mochten, und wie sie sich dann durch die asiatischen Westländer und durch Kleinasien hindurch schlugen — dies Alles hat uns Niemand so genau überliefert, wie z. B. ein Moses die ersten Anfänge und Ursprünge der Israeliten. Gerade die beiden Völker, welche im Alterthum die größte Bildung und Bedeutung errangen, die Griechen und Römer, theilen das Schicksal, daß über ihre Urgeschichte und über die frühesten Bewohner ihrer Länder noch größere Ungewißheit herrscht, als über manche andere, minder cultivirte Racen, und dies ist zum Theil eine natürliche Folge eben ihrer frühzeitigen gereiften Cultur und Blüthe, die alles Vorgefundene und vor Alters dagewesene Barbarische verdunkelte, überstrahlte, verachtete und bald in Vergessenheit brachte. Alles, was wir sagen können, ist, daß die sogenannten Pelasger, namentlich

aber ihre Nachfolger — oder Kinder? — die Hellenen, ein von vornherein mit trefflichen Anlagen versehenes Barbarengeschlecht gewesen sein müssen, und daß sie durch ihr gutes Glück in ein Vaterland, in ein Haus eingeführt wurden, welches zur Entwickelung solcher trefflichen Grundeigenschaften so günstig wie möglich eingerichtet war, nämlich in jenes buntgestaltete Bassin des ägäischen Meeres, das wir soeben mit einigen Zügen charakterisirten.

Trotz dieser Gunst und Gaben scheint es nichtsdestoweniger, daß selbst auch bei den Griechen wie bei allen andern europäischen Völkern die zündenden Funken von Außen kommen mußten. Die Mythen der Helden weisen auf Einwanderungen hin als auf solche Ereignisse, welche ihnen die Anregungen zum sittlichen Leben gaben, auf eine aus der Fremde kommende Lehrerin des Ackerbaues, die Demeter, welche die Ehe stiftete, den Feigenbaum nach Griechenland brachte wie Minerva den Olivenbaum, auf einen ausländischen Prometheus, der die Griechen die mit Feuer betriebenen Künste lehrte. Selbst den Gebrauch des Eisens empfingen sie aus der Fremde. Die Einführung des Pferdes, der Kunst des Spinnens und Webens wurden dem Poseidon, dem Gotte des Meeres, zugeschrieben, d. h. wohl nur: sie kamen über's Meer zu dem noch unkundigen Inselvolke. Ebenso gelangten zu ihnen zu Schiffe aus Phönicien und Aegypten durch Kadmus, Danaus, Pelops die ersten Gesetzgeber, Staatengründer und die Erbauer von Burgen und Städten, ein großer Theil ihrer Götternamen und ihrer religiösen Fabeln und Satzungen.

Alle Anfänge der Gesittung brachten den Griechen Schiffer und Handelsleute zu; ihre Cultur war mit einem Worte aus dem Meere geboren. Der Lage und Beschaffenheit des Landes gemäß wuchs sie dann auch bei ihnen durch Hilfe des Meeres weiter. Von vornherein wurden die Griechen selbst ein Volk von Seefahrern und Handelsleuten. Der älteste Name der Handelskinder „Pelasger“ soll auch, wenigstens nach der Meinung Einiger vom griechischen Pelasgos (Meer) abzuleiten sein, und nichts Anderes als Seeleute bezeichnen. Nach dem großen Gotte des allumfassenden Himmels, dem eingebornen Zeus, war Poseidon, der Gott der Gewässer und Winde, bei ihnen der zweite. Er waltete über ihre Schicksale mächtiger und eingreifender als die andern, zu ihm stiegen in den zahlreichen, auf den Inseln und Vorgebirgen errichteten Tempeln ihre eifrigsten

Gebete empor. Aus den Salzwogen tauchte ihnen die Göttin der Schönheit, Aphrodite, hervor, und im Meere hatte selbst der Sonnengott Helios seinen Palast, wo er in den Armen der unter dem Wasser waltenden Thetis ruhte.

Die ersten bedeutenden gemeinsamen Unternehmungen der Griechen, in denen sie sich als ein einiges Volk bethätigten und mpfinden lernten, der Argonautenzug, der Trojanerkrieg, waren große Flotten- und Seeexpeditionen, und wie damals zur Zeit des Argonautenzuges sich ganz Griechenland aus dem ägäischen Meere erhob, so hat es aus diesem selbem Meere, seinen Inseln, seinen Häfen noch oft wieder frische Kräfte gezogen. Wie jener vom Herkules zu Boden geworfene Antäus, der stets von seiner Mutter, der Erde, neues Leben empfing, so hat sich Griechenland, wenn es niedergeworfen war (selbst wieder in unseren Tagen), aus seiner Mutter, der See, regenerirt. Ihre ältesten und bei ihnen am meisten volksthümlich gewordenen Gesänge, die Dichtungen Homer's haben Seeräubereien, Seeabenteuer und Schiffahrt zum Gegenstande. Es sind Poesien, die noch heutigen Tages, wie vor 3000 Jahren, beim griechischen Volke am besten verstanden werden, eben so wie bei dem Nomadenvolke der Araber die Traditionen von ihren Hirtenpatriarchen Abraham und Ismael.

Einmal von außen her eingeengt, entwickelte der fruchtbare und wie das Wasser bewegliche Genius der Griechen eine wunderbar vielseitige Thätigkeit, in allen Richtungen des menschlichen Schaffens. Zum Enthusiasmus — es ist ein schönes Wort griechischer Erfindung geneigt, mit Phantasie und einem lebhaften Ahnungsvermögen begabt, erkannten sie auf den weitschauenden Gipfeln ihrer Berginseln, in den Hainen ihrer Küstenthäler, auf den blumengeschmückten und von lieblichen Quellen und Flüssen berieselten Fluren ihrer kleinen Uferlandschaften überall die Spur einer Gottheit. Jedes Versteck ihres Landes wurde von der Dichtung verherrlicht und verewigt. Sie lernten die Götter verehren und in allen Gegenden Griechenlands blühten Orakelstätten, Tempel und Wallfahrtsorte empor. Jeder Zoll des Landes wurde classisch und geheiligt:

Alle Höhen füllten Oreaden, —
Eine Dryas lebt in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Wie ihr Land, so bot auch ihr Leben die stärksten Contraste. Das Schifferleben war reich an Wechsel und bunten Begebenheiten und hatte allein schon hingereicht, den Erzählern, den Rednern, den Dichtern den Mund zu öffnen. Im Hintergrunde dieses wild bewegten stürmischen Seelebens aber lagen die kleinen, reizenden und friedlichen Heimaten in den Inselverstecken, die häuslichen Herde an den Abhängen der Berge, die fruchtbaren Ackerfluren längs der klaren Flüsse und das idyllische Hirtenleben auf den Bergen Ida, Pelion, Helikon und im Innern von Arkadien. Natürlich mußten sich die Griechen unter solchen Naturverhältnissen und Contrasten dichterisch erregt fühlen. Sie griffen in die Lyra und sie haben gespielt und und gesungen, wie keine Anderen vor und nach ihnen.

Nach dem Muster der von den Egyptern und Phöniziern bei ihnen gegründeten Gemeinden stifteten und ordneten sie blühende Städte, Republiken und Staaten in Menge rings um den Archipelagus herum. Dort erstarkt, segelten sie weiter auf den nassen Pfaden des Meeres, erfüllten Italien und Sicilien mit ihren Colonien, steckten Leuchtthürme der Bildung an allen barbarischen Küsten des schwarzen Meeres aus, umfaßten damit, wie mit einer goldenen, glänzenden Verbrämung, den ganzen Nordsaum von Afrika und impften von Massilia aus dem fernen Gallien die ersten Anfänge der Cultur ein; selbst aus den Säulen des Herkules segelten sie hinaus auf den unermeßlichen Ocean.

Indem sie auf diese Weise die bekannte Welt durchmaßen, fingen sie, deren Geist eben so idealer als praktischer Natur war, über das Weltall zu speculiren an, und es traten mitten auf ihren mit Waaren erfüllten Märkten und in ihren von Geschäften und Völkern wimmelnden und lärmenden Häfen eben so scharfe als tiefsinnige Denker, Naturforscher und Philosophen auf, die, je nach dem Standpunkte ihrer Weltanschauung, eine Fülle von Systemen, Schulen und Secten begründeten. Der Handel mit den verschiedenartigsten Völkern erzeugte bei ihnen Reichthum und Luxus, ließ ein Streben nach der Ausschmückung des Alltagslebens erwachen — und die schönen Künste entfalten. Ein Apelles, ein Praxiteles und unzählige ihrer Schüler fanden sich ein, unter deren Händen der Marmor sich gestaltete, die herrlichsten Tempel und Hallen erwuchsen und die Schöpfung auf der Leinwand sich frischfärbig abspiegelte.

Wie es in dem Vaterland der Griechen keinen monarchischen,

Alles ausschließlich bedingenden Nil, keinen kolossalen, gebieterischen Ganges, kein unermeßlich weit gestrecktes und einförmiges Mesopotamien gab, wie da im Gegentheil Alles zerklüftet, bunt und zierlich gegliedert, eine leicht zu handhabende und den Menschen nicht überwältigende Natur, kleine Thäler, schmale Ebenen, zahlreiche, mäßig hohe Berge und doch dabei Alles durch den glatten Spiegel des Meeres eng verbunden und verschmolzen war, so ist auch dem entsprechend die Natur des griechischen Volksgeistes selbst eine vielgliedrige, ein auf allen Seiten geschliffener Edelstein geworden. Ganz im Gegensatz zu den andern Nationen, z. B. zu der einförmigen und ungegliederten Masse, welche der russische Land- und Volksgeist uns heutzutage bietet, stellten die Hellenen einen in viele Zweige auseinander gegangenen Baum mit gefälliger Gruppirung der Partien dar. Ihre Sprache spaltete sich in mehrere Dialecte, ihr Stamm in zahlreiche Geschlechter, die alle sehr verschiedene Qualitäten und doch alle gleich ausgezeichnete Grundtugenden besaßen, und die auch alle, trotz ihres Hinausstrebens in oft sehr entgegengesetzte Richtungen, doch, wie ihre Inseln durch das dazwischen ausgegossene Meer, von dem Bande gemeinsamer Sympathien und Tendenzen untereinander umschlungen und verknüpft wurden.

Dieselben Verhältnisse, welche die verschiedenen Dialecte, Baustyle und Philosophenschulen der dorischen, der jonischen und äolischen Griechen hervorbrachten, erzeugten bei ihnen auch eben eine ungemeine Mannigfaltigkeit der politischen Verfassungen und bürgerlichen Zustände. Auch in dieser Hinsicht haben sie innerhalb ihres Lebenskreises so zu sagen alles Denkbare erschöpft. Demokratien, Monarchien, Oligarchien und Aristokratien, Geld- und Pöbelherrschaft, Militärdespotie und Priestergewalt wechselten unter ihnen je nach Geschlecht, Zeit und Ort. Man glaubt das Fremdartigste, Südpol und Nordpol, in Steinwurfsnähe nebeneinander hausen zu sehen. Die Extreme der Zustände, zügelloseste Freiheit und unbarmherzigste Tyrannei unter dem Joch eines Einzelnen scheinen sich unter den Griechen fast die Hände zu reichen, und zwischen beiden Extremen in der Mitte gibt es dann wieder eine Fülle von Staatsschöpfungen, die aus der umsichtigsten Ueberlegung, aus der allseitigsten und sorgfältigsten Berücksichtigung des Charakters der menschlichen Natur hervorgingen.

Die Revolution und der Wechsel der Herrschaft waren bei diesen rastlosen und neuerungssüchtigen Leuten permanent. Vergebens

sieht man sich in ihrer jetzt stürmischen Geschichte nach einem solchen ruhigen, sonnigen Zeitpunkt um, wie ihn z. B. die Geschichte Roms zur Zeit des Augustus und seiner Nachfolger darbot, in welchem die Künste des Friedens und die Wissenschaften nach unseren Begriffen gemächlich hätten blühen können.

Und dennoch blühten sie unter ihnen schöner als sonst nie und nirgends. Mit dem Schwert umgürtet, schrieben die energischen Hellenen Geschichte in einer Weise, wie sie später so markig nie wieder geschrieben worden ist. Den Giftbecher leerend, den die unduldsamen Mitbürger ihnen reichten, gaben die griechischen Weisen moralische Lehren der Toleranz und Liebe, die noch jetzt nicht vergessen sind. Mitten im irdischen Getümmel der Straße, unter den Aufregungen des Forums speculirten ihre Philosophen ruhig und unbeirrt über die überirdischen Dinge. Mitten in dem ewigen Parteigezänke und blutigen Waffengeklirr huldigten ihre Dichter und Künstler den Grazien und schufen so vollkommene, wohlklingende und harmonische Sprachgebilde, wie sie keinem friedlicheren Volke je wieder gelungen sind. Wenn man das Thun und Treiben der Griechen im Ganzen überschaut, so glaubt man, tollkühne, geniale Männer zu sehen, die es verstanden, Blumen zu ziehen in den feurigen Schlünden von Vulcanen und die den Musen Tempel gebaut haben am Rande noch wüthender Lavaströme.

Eben so wie in dem Mutterlande Hellas, so ging es auch in den Kolonienländern her. Die Töchterstädte der Griechen entstanden meistens in Folge innerer Zwietracht und leidenschaftlicher Parteiausbrüche, und diese Kolonien selbst, mit denen sie die barbarischen Gestade des Mittelmeeres civilisirten, scheinen ebenso viele Krater gewesen zu sein, die das Land umher, wie der Aetna, zugleich verwüsteten und wunderbar befruchteten.

Es lag vermuthlich in der merkwürdig heftigen und feurigen Natur der Griechen, daß die ganze Zeit ihrer höchsten Blüthe, ihres schönsten Schaffens nur kurz war, und daß sich alle ihre schöpferische Kraft nur in einem, wie ein flüchtiger Traum vorüberschwebenden Momente concentrirte. — Zur Zeit des Perikles im V. Jahrhundert vor Christi Geburt standen sie auf dem Gipfel. Um die Person dieses hellenischesten aller Hellenen gruppiren sich die ausgezeichnetsten der griechischen Namen, die durch ihre Leistungen in der ganzen Welt herrlich geworden sind.

Man hat die Griechen eine jugendliche, eine Jünglingsnation genannt. Ja, Hegel bezeichnet ihr ganzes nationales Dasein und Treiben als eine einzelne Jünglingsthat. Man konnte ihr nationales Gesammtleben mit der individuellen Existenz anderer genialer, hochstrebender Jünglingsnaturen vergleichen, z. B. mit der Raphaels, der sich in der heißblütigen Entwickelung seiner Thatkraft frühzeitig aufrieb, dann aber den Nachkommen eine Erbschaft von Werken vermachte, an welchen sie sich für alle Zeiten entzückten. Mit dieser Erbschaft in der Hand, welche ihnen die Zeitgenossen des Perikles hinterließen, hat der Nationalgeist der Griechen sich stets bis auf unsere Tage herab auf Erden mächtig und einflußreich erwiesen, obgleich seit des Perikles Tode bei ihnen nur eine fremde Eroberung der andern folgte, und obwohl sie nie wieder zu einer so kraftvollen Unabhängigkeit gelangten, wie in den kurzen Jahren, da sie ungestraft unter einander streiten und nach der Palme ringen durften.

Seit jener Zeit der höchsten Blüthe sind über die Bevölkerung von Hellas mannigfache und schwere Stürme hinweggezogen. Zuerst kamen Philippus und Alexander mit den Macedoniern über sie; doch hellenisirten sich diese barbarischen Könige des Nordens, huldigten dem Geiste der Griechen, nahmen ihre Sprache an und verbreiteten dieselbe und jenen Geist mit ihren Eroberungen über den ganzen weiten Orient. Es folgten die Eroberungen der Römer, die Einfälle slavischer Völkerschaften nach der Theilung des römischen Reiches, endlich die Unterjochung durch die Türken im vierzehnten Jahrhundert; zu jener Zeit aber haben die Griechen, wenn auch in ihrer politischen Unabhängigkeit gestört, doch in culturlicher Hinsicht Sieg auf Sieg davon getragen: die fremden Eindringlinge nahmen bald ihre Sprache, ihre Künste und Sitten an.

Und wie diese letzteren, so wurden auch die Ursitze der Griechen in ihren Hauptumrissen wenig verändert. In der That vergleicht man diese Umrisse, wie sie heutzutage existiren, mit denen, wie sie sich etwa 400 Jahre vor Christus zur Zeit des Perikles darstellten, so findet sich, daß beide fast völlig mit einander übereinstimmen, und daß alle die Türken- und Slavenkriege, alle die Wandlungen, Revolutionen, partiellen Bevölkerungs-Ausrottungen und Verpflanzungen darin eine kaum merkliche Veränderung hervorgebracht haben. Noch jetzt — man kann auch sagen jetzt wieder, wie damals — umzüngelt ein Saum griechischer Dörfer und Städte das ägäische Meer. Griechen

oder doch gräcisirte und griechisch redende Menschen erfüllen den ganzen Peloponnes, fast das ganze Livadien oder die Provinzen Attika, Böotien, Euböa u. s. w. und weiterhin Thessalien. Als ein schmaler Streifen umzieht griechisches Bevölkerungsgebiet den ganzen Küstenrand von Macedonien und Thracien. Bei Constantinopel erfüllen sie einen ziemlich bedeutenden Abschnitt des thracischen Länderdreiecks bis Adrianopel hinauf und wohnen auf beiden Seiten der Propontis, des Hellesponts und des thracischen Bosporus. Von hier aus ziehen sie sich, freilich überall mit türkischen Colonien vermischt, einerseits ostwärts über Sinope hin bis Trapezunt längs des Nordrandes von Kleinasien, und andererseits über Troja, Smyrna, Ephesus nach Rhodus zu, von wo aus sie auch wieder ostwärts den Südrand von Keinasien einnehmen. Ferner bewohnen sie, als die bei Weitem prädominirende Bevölkerung alle Inseln des Archipelagus, auch Kreta und Cypern, wo ihre Anzahl sich auf Hunderttausende beläuft, und endlich bilden sie auch im Westen auf den von den Engländern besetzten jonischen Inseln den Hauptstoff der Bewohnerschaft.

Nur in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres, in Sicilien, das einst so griechisch war wie Cypern und Creta, in Süditalien, dem einstmaligen „Großgriechenland“ und dann in Corsica, Südfrankreich, Spanien u. s. w. haben sich durch Italianisirung und Romanisirung fast alle alten griechischen Volkselemente verloren. Doch glaubt man in den Dialekten und Sitten einiger Ortschaften des Königreichs Neapel, sowie auch in einem armen, verkommenen Stadtquartiere von Marseille noch selbst heutigen Tages einige Spuren des alten dorischen, jonischen und äolischen Wesens zu erkennen. — Dagegen haben nun in neuerer Zeit wieder die Griechen, wie ihre Vorfahren, vom Handels- und Wandergeiste beseelt, in vielen anderen Gegenden Europas wenn auch nicht mächtige, freie Republiken, doch wenigstens Handelsniederlassungen, Comptoire und Factorien gegründet.

Wie in der Umgrenzung ihres ursprünglichen Wohngebietes am ägäischen Meere, dessen Häfen im Laufe von 2000 Jahren weder verengt noch verschüttet wurden und noch jetzt die schönsten des Morgenlandes sind, wie in ihrem Schifferleben und Handelsgeiste, der sie stets in die Welt hinaustrieb, so sind die heutigen Griechen auch in vielen anderen Beziehungen in ihren Sitten und Gebräuchen,

in ihren körperlichen und geistigen Anlagen, in ihrer Sprache und in ihren Charaktereigenheiten vielfach die Alten geblieben.

Noch heute finden wir, und zwar nicht blos bei den deswegen so oft gepriesenen Inselgriechen, die schönen Gestalten und Körperformen und sehen unter ihnen nicht selten den echt hellenischen Typus gerade so erscheinen, wie die Werke des Praxiteles ihn uns zeigen. Jene tiefe Lage der Augen in gewölbten Augenhöhlen, der edle Schnitt und hohe Bogen der Augenlider, die kurze aufgebogene und aufknospende Oberlippe, das vollrunde, feste Kinn, die geradwinkelige Senkung der Stirn und Nase, der breite, feste Nacken, über dem Allen der von Aphrodite selbst gescheitelte und gelockte Haarschmuck, dies Alles ist noch jetzt keine ungewöhnliche Erscheinung.

Nicht weniger Antikes gibt es bei den Neugriechen in dem Costume, mit welchem sie die schlanke Statur ihres Leibes einhüllen. Denn alte Gemälde und Bilderwerke beweisen uns hinlänglich, daß das, was wir jetzt orientalische oder neugriechische Kleidung nennen, in manchen Punkten nichts Anderes ist, als die auch bei den alten Hellenen übliche Costumirung. Die zottigen Wollenmäntel der heutigen Epiroten und Salikaren erinnern lebhaft an die zottigen Chlamyden der Alten. Die rothen Käppchen der heutigen Griechen und der Feß der Türken stammen von den antiken Schiffermützen her, die ebenso geformt und mit derselben rothen Farbe gemalt auf alten Vasen vorkommen. Die uralte, sogenannte phrygische Mütze tragen annoch die Hirtenknaben in Arkadien. Die aus schuppenartig über einander genähten Silbermünzen gebildete Brustlatze, welche die bräutliche Aussteuer der Jungfrauen in Livadien bilden, erinnern lebhaft an den Brustpanzer der Minerva, der uns aus unseren Museen bekannt ist. Die Form der Ohrringe, der Halsbänder, der Armspangen der neugriechischen Weiber, ihre Sitte, das dunkle Haar der Braut mit Goldpuder zu bestreuen, dies Alles und noch sonst Vieles nähert sich im hohen Grade dem Antiken. Auch färben die Frauen noch jetzt die Spitzen ihrer zierlichen Finger mit einem röthlichen Stoffe, ohne zu wissen, daß schon Homer die rosenfarbenen Finger der Aurora besungen hat.

Sogar kirchliche und religiöse Handlungen, wie z. B. Hochzeits- und Begräbnißgebräuche, die man bei dem Wechsel der Religion doch gerade vorzugsweise verwischt und umgewandelt zu finden erwarten sollte, enthalten mehrere Ueberreste aus dem Heidenthum. Wie in

alten Zeiten, so wird noch jetzt dem Brautpaare als Symbol des Familienglückes eine Granate überreicht, und, wie ehemals, so werden sie noch jetzt beim Eintritt in's Haus mit Reis bestreut, zum Zeichen, daß ihrer glücklichen Jahre so viele werden möchten wie die Körner. Wie vormals werden bei dem jährlichen Feste zur Feier der Verstorbenen Gerste, getrocknete Weinbeeren, Backwerke und Wein als Todtenopfer dargebracht und auf die Gräber hingestellt. Auf den Kopfenden werden kleine Kerzen befestigt, dergestalt, daß der ganze Gottesacker in der Nacht von vielen zum Himmel aufstrebenden Flämmchen illuminirt erscheint. — Die Ansicht der Neugriechen über das Leben nach dem Tode, weit entfernt, der christlichen Lehre vom Paradiese und der Hölle gänzlich gewichen zu sein, zeigt sich in der Poesie jener Naturkinder als vollkommen antik. Der alte Charon ist noch jetzt die Personification des Todes und noch sind die alten Ausdrücke Hades und Tartaros im gewöhnlichen Gebrauche und finden sich häufig in den Klageliedern der einfachen, poetischen und abergläubischen Hirten, welche im Sommer die Hochthäler des Parnasses durchziehen.

Zaubermittel bereiten die alten Weiber noch jetzt wie sonst, und wie ehemals sind die Thessalierinnen als besonders geschickt in dieser Kunst berüchtigt. Der Knoblauch, den schon Hermes in Homer's Odyssee als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendet, wird auch griechischen Kindern unserer Tage in Form eines Amulets um den Hals gehängt, um gegen das verhexende Auge unschädlich zu machen. — Die Ackerbauinstrumente und häuslichen Geräthschaften der Neugriechen haben so ganz die antiken Formen, daß die jetzigen griechischen Bauernhütten unsere Museen mit den echtesten Mustern versehen könnten.

Was aber noch wichtiger und interessanter als dies Alles ist, auch das Echo der alten Sprache tönt uns aus diesem Lande hell und deutlich entgegen, jenes wundervollen, männlichen zugleich und wohltönenden Idioms des schönsten, edelsten und reichsten, das sich je zwischen menschlichen Lippen gebildet hat.

Freilich hat die jetzige neugriechische oder romanische Sprache, gleich einer schönen Statue, die Jahrhunderte lang der Einwirkung zerstörender Wetter ausgesetzt war, mancherlei Veränderungen erfahren und einige Beimischungen aus dem Slavischen, Türkischen und aus dem Italienischen aufgenommen. Sie ist auch mehrfach in ihrer

Syntax verbildet und umgebildet, und wird mit einem fremdartigen Accente, vielfach nach Weise der Slaven, ausgesprochen; endlich hat sie, bemerkenswerth genug, alle Spuren der alten mundartlichen Verschiedenheiten verloren: nach Ansicht der Gelehrten soll sie sich blos aus dem äolischen Dialect entwickelt haben. Nichtsdestoweniger aber ist sie im Wesen dieselbe geblieben, und zwar kann sie in weit höherem Grade die alte griechische genannt werden, als z. B. das jetzige Italienisch dem alten Lateinischen gleich genommen werden darf. Auch unser jetziges Deutsch steht dem alten Gothischen und das heutige Russische dem alten Slavischen merklich entfernter als der Dialect der heutigen Athener der Sprache der Zeitgenossen des Homer. Sie wird noch mit denselben Buchstaben geschrieben wie ehemals, ja die griechischen Dorfschreiber bringen sie noch in derselben Manier zu Papier — auf dem Knie — auf langen Streifen, die sie zusammenrollen wie die Alten.

Noch jetzt werden in dieser schönen Sprache Volkslieder gedichtet und gesungen, von denen unser Goethe gesagt hat, daß keine andere Nation ein Gleiches aufweisen könne. Die Freiheitshymnen, welche am Anfange dieses Jahrhunderts ein Rigas sang, sind weithin berühmt geworden. Heroulos, Panagos, Soutzos sind einige, auch im Ausland bekannt gewordene neugriechische Dichter. In dem Dialekte vieler neugriechischer Thalbewohner haben sich nicht nur altgriechische Worte erhalten, welche die Umgangssprache der byzantinischen Griechen nicht mehr kennt, sondern es finden sich auch bei ihnen sogar manche Wurzelwörter, welche älter sind als die uns bekannte alte Schriftsprache selbst.

Die griechische Sprache steht in allen diesen Beziehungen fast einzig in Europa da. Sie ist in ihrer reichen Ausbildung älter und weniger verändert als irgend eine andere. Denn während derselben Zeit, in welcher das Griechische sich in so hohem Grade gleich blieb, haben viele der andern europäischen Sprachen nicht nur mehrere Male ihre Alphabete abgelegt, sondern sich auch sonst erstaunlich umgewandelt, ja manche von ihnen haben sich unterdessen erst gebildet. Dieser Umstand allein beweist hinreichend, daß die Griechen durch ihre Bildung und Sprache immer wieder die zu ihnen hereingewanderten Barbaren überwältigten, und daß auch zu allen Zeiten immer noch genug echte Griechen übrig sein mußten, um diese Ueberwältigung möglich zu machen.

Am wenigsten will man den hohen, enthusiastischen, patriotischen, der schönsten Tugenden fähigen Nationalgeist der alten Hellenen in dem Charakter der jetzigen, als verschmitzt verschrieenen, im Handel und Wandel übelberüchtigten Neugriechen wiedererkennen. Allein auch hierin gibt es vielleicht mehr Parallelismus, als die allgemeine Stimme es zugeben will. Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die dem Neugriechen jeder beilegt und die man gewöhnlich dem Türkendrucke oder Slavenjoche zuschreibt, waren nach Homer's Zeugnisse auch schon den alten Hellenen in hohem Grade eigen, und der erfindungsreiche Odysseus war, wie man sagt, „mit allen Wassern gewaschen", mit betrügerischem Diebessinn, Raubluft, hinterlistiger Ueberredungskunst und je nach Umständen mit schmeichlerischer Höflichkeit reichlich begabt. Also auch diese Untugenden der Griechen sind schon althergebracht.

Auf der andern Seite sind trotz Türkendruck und Slavenjoch die Neugriechen noch jetzt durch Lebhaftigkeit des Gefühles und der Phantasie, Beweglichkeit des Gemüths, Schärfe des Geistes und Frohsinn wie die Alten ausgezeichnet. Liebe zu ihrer Berg- und Inselheimat und dabei doch ein großer Trieb, die Wellen des Meeres zu durchwandern, bewegt sie gleich ihren Altvordern, und an glorreichen Beispielen patriotischer Hingebung und heldenmüthiger, aufopfernder Vertheidigung des Vaterlandes hat es weder in alten, noch in neueren Zeiten gefehlt, ebenso wenig wie an Antrieben zur größten Eifersucht, zur Uneinigkeit, Parteiwuth und leidenschaftlichsten Racheübung. Neben den größten Intriguanten findet man auch zuweilen noch im jetzigen Griechenland die biedersten und geradesten Männer, neben der ärgsten Charakter- und Tugendlosigkeit den reinsten, festesten Willen.

Für Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist bei den Griechen der Same niemals völlig ausgestorben, und es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Türkendruckes in Constantinopel immer ein Häuflein Griechenabkömmlinge gegeben, unter dem Bildung und Kenntnisse traditionell waren und aus deren Mitte dann und wann große Gelehrte hervorgegangen sind, hellsehende Köpfe, weitleuchtende Lichter, die selbst im Occident die Aufmerksamkeit auf sich zogen. In neuester Zeit hat sich die ganze Nation, soweit sie frei wurde, wieder dem Studium, der Lern- und Lehrbegierde hingegeben und Hoch- und Volksschulen in ihrem Schoß erzeugt. Auch in Bezug auf die Künste

ist in den Volksanlagen die Bildsamkeit nie ganz ausgestorben; die Neugriechen haben sich auf diesem Gebiete einigen neuen Ruhm erworben. Allerdings mag man alle diese Leistungen und Talente der Neugriechen in Vergleich mit dem, was ihre Altvordern uns hinterließen, vorläufig noch als sehr diminutiv bezeichnen und nur als neue Keime betrachten auf dem Boden, auf dem einst ein so imposanter und blüthenreicher Musenhain stand. Sehr begreiflich ist es daher auch, daß die Neuen in ihren Traditionen von den Verrichtungen der Alten wie von den Thaten eines Titanengeschlechts reden, und daß sie in ihren Sagen Alles, was ihnen von diesen überliefert wurde, mit den Mythen von den weltstürmenden Zyklopen und Riesen vermischen.

In Wahrheit mögen wir es aussprechen, indem wir zum Schluß unserer Betrachtung noch einmal auf jenes kleine Meeresbecken, an dessen Ufern die Wiege und die alten Sitze der Griechen lagen, hinblicken: dort am Archipel begann unser Europa, dort liegen die Wurzeln unserer Bildung, von diesem, ich möchte sagen heiligen Meere, wo für uns Geistesleben, Freiheit, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst entsprangen, sind die Gesäme der Humanität hinausgeweht worden bis in den äußersten Norden und Westen unseres Welttheils, und dann weiter hinaus über den Ocean in eine neue Welt. Und in neuerer Zeit, in unserem Jahrhundert, sind nach einem weiten Umkreise die Manen der Hellenen wieder in ihre Urheimat eingezogen, um von da aus, nach Lösung der noch immer am politischen Himmel schwebenden orientalischen Frage noch einmal wieder in den jetzt so verkümmerten Orient einzudringen. —

Inmitten jenes zwitterhaften griechischen Völkerlebens, das sich inselartig vom Balkan bis zum Taurus erstreckt, liegt eine wirkliche Inselwelt, nämlich der griechische Archipel — mit einer überreichen Fülle theils von Sagen, theils von wirklichen geschichtlichen Ereignissen, so daß diese zumeist öden, von Kunst und Natur zur Stunde ungebührlich vernachlässigten Klippen immerhin als einer der interessantesten Punkte der weiten Erde dem denkenden Menschen erscheinen müssen.

Dieser Archipel gehört, staatlich genommen, theils dem ottomanischen, theils dem neuhellenischen Reiche an.

Eines der kleinsten dieser Eilande, welche unter türkischer Botmäßigkeit stehen, ist es, wohin wir den im Vorstehenden einigermaßen

in die neugriechischen Zustände eingeweihten Leser uns zu folgen bitten.

Aus mehrfachen Gründen ist es uns nicht vergönnt, die Insel, deren classischen Boden wir jetzt betreten, näher zu bezeichnen. Wir können deren Lage nur insoweit durch die Angabe definiren, daß selbe von der regsamen Hafenstadt *Smyrna* aus, bei halbwegs günstigem Winde, mit einem Segelboote bequem in wenigen Stunden erreicht werden kann, ferner daß diese Insel, was Fruchtbarkeit und Naturschönheiten anbelangt, zu den ersten des ganzen griechischen Archipels gezählt werden darf. So verwüstend in mancher andern Beziehung die türkische Herrschaft auf dem eroberten classischen Boden von Alt-Hellas auch auftrat, so hat der Moslim dennoch den Wäldern der erworbenen Gebiete stets eine weit größere Schonung angedeihen lassen als die früheren Herrscher, eine Schonung, welche in einem weisen Gebote des Korans tief begründet liegt.

So hat denn auch jene Insel, welche wir jetzt betreten, um hier *einen* Faden unserer Erzählung weiter zu spinnen, noch schöne wohlerhaltene Waldpartien und in Folge dessen auch einen in diesem Himmelsstriche ganz seltenen Reichthum an kleinen, nie versiegenden Quellen aufzuweisen. Die saftigen Wiesen des kleinen Eilandes geben zahlreichen Schaf- und Rinderheerden das ganze Jahr hindurch hinlängliche Nahrung, um von den etwa nur fünftausend Köpfe zählenden, meist islamitischen Bewohnern Noth und Elend ferne zu halten, zumal auch in den Niederungen der Küste Mais und verschiedene Gemüse ganz wohl gedeihen.

Die Insel, von welcher wir sprechen, genoß zudem das Glück, schon seit zwei Jahrzehnten von einem türkischen Beamten verwaltet zu werden, der, weniger habsüchtig und tyrannisch als die meisten seiner Collegen, seine Herrschaft mit Milde und Gerechtigkeit ausübte. Der wohlthuende Einfluß der *Freimauerei* machte sich hier in All und Jedem geltend, denn *Aali-Ben-Sidi*, so hieß der Statthalter, war einer der würdigsten und angesehensten der türkischen Loge zu *Smyrna*, die er regelmäßig jeden Monat wenigstens ein Mal besuchte. Dieser edle *Moslim* bestrebte sich, dem großen Menschheitsbunde nicht blos dem Namen nach anzugehören, sondern dessen Lehren und Tendenzen an sich selbst und im eigenen Wirkungskreise, wo es ihm nur möglich ward, zu verwirklichen. — Der Moslim ist auch in der That nächst dem Sprößlinge der germanischen Race das

geeignetste Material des erhabenen Weltbundes. Was ihm noch an tiefer philosophischer Anschauung und an universeller Bildung des Geistes abgehen mag, weiß er, wenn er sich einmal zu den Principien der Freimauerei aus innerer Ueberzeugung bekannt hat, durch hohen Lebensernst und den mit seiner ganzen Individualität so innig verwachsenen Cultus eines höheren Wesens reichlich zu ersetzen, sobald es ihm in letzterer Beziehung nur einmal gelungen ist, eben von der Hand der Freimauerei den Koran in seiner Grundidee zu erfassen und seinen Geist von anerzogenen Vorurtheilen zu reinigen.

Seit kurzer Zeit existirte auf der Insel eine mysteriöse Anstalt, welche den Einwohnern des Eilandes viel zu denken gab, aber, da sie des vollen Schutzes von Seite des Gouverneurs genoß, nicht nur völlig unangefochten blieb, sondern sogar immer mehr und mehr an Ansehen gewann.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine vornehme fremde Dame in Begleitung mehrerer anderer weiblichen Wesen gelandet, welche sich beim Gouverneur mit dem Empfehlungsbriefe einer Großen Loge auswiesen und sofort Anstalten trafen, auf dem Grundcomplex, welches der Gouverneur bereitwilligst anwies, ein schönes Wohnhaus erbauen und einen herrlichen Park anlegen zu lassen, welch' letzteres angesichts der ohnehin üppigen Natur nur mit geringer Mühe verbunden war. Das ganze Besitzthum ward mit einer hohen Einfriegung umgeben und eine Verlautbarung des Gouverneurs verbot bei strengster Ahndung das Betreten dieser neuen Ansiedelung für Jedermann, der nicht hierzu ausdrücklich von Seite der Bewohnerinnen dieses mysteriösen Hauses die Erlaubniß erhalten haben würde.

Kein einziges männliches Individuum befand sich innerhalb der Einfriedigung; an drei Punkten derselben waren jedoch drei Häuschen angebracht, in welchen je drei bewaffnete Männer Tag und Nacht Wache hielten. Diese Männer gehörten zur einheimischen Bevölkerung und waren von dem Gouverneur eigens mit Sorgfalt ob ihrer Verläßlichkeit ausgesucht worden. Sie erhielten einen für diese Insel unverhältnißmäßig hohen Lohn; auch sie durften bei schwerer Strafe nie das Innere dieser Ansiedlung betreten, den einzigen Fall ausgenommen, daß von dem Wohnhause der geheimnißvollen Damen ein Tam-Tam als Noth- und Alarmsignal ertönen würde. — Bisher war aber solch' ein Signal noch nie vernommen werden.

Die heilige Scheu, womit in Folge aller dieser Einrichtungen

die Bewohner der Insel das sonderbare Frauen-Asyl zu betrachten anfingen, wurde allmälig durch mehrere Umstände zur Ehrfurcht und Verehrung gesteigert.

Die Frauen und Töchter des Gouverneurs waren fast tägliche Gäste der fremden Damen, welche mit vollen Händen gaben, wo es galt, auf der Insel unter Kranken und Armen das Elend zu lindern. Niemals, außer aus solchem Anlasse, verließen die geheimnißvollen Feen ihre Behausung und selbst dann nur dicht verschleiert, so daß man nur aus deren durchwegs edler Haltung, ihrem zumeist herrlichen Wuchse und ihrem wunderbaren elastischen Gange auf Jugend und Schönheit schließen konnte.

Bei besonders feierlichen Anlassen und an gewissen Tagen wehte über dem einstöckigen etwa dreißig Gemächer zählenden Wohnhause die Flagge des stolzen Albion, zum Wahrzeichen, daß die Fremden unter dem Schutze eines Landes ständen, das bisher noch keine Insulte, die einem seiner Kinder widerfuhr, ungerochen ließ, mochte daraus entstehen, was da wolle!

Obwohl noch kein männliches Auge das Innere des merkwürdigen Asyls geschaut, seit dasselbe von den fremden Damen bezogen worden war und auch die weiblichen Angehörigen des Gouverneurs sich durch ein Versprechen gebunden erklärten, über Alles, was sie dort sahen und hörten, zu schweigen wie das Grab, wußte man dennoch, daß die Bewohnerinnen nicht nur sehr mäßig, sondern auch sehr arbeitsam sein müßten. — Man berechnete die Mengen und Gattungen der in das Wohnhaus geschafften Lebensmittel, verglich selbe mit der Anzahl der Insassinnen, etwa zwölf an der Zahl, während andererseits die Quantitäten von Leinen und Wolle, welche als Rohproducte hineingeschafft wurden und dann wieder in fertiger Form als Geschenke für die Armen der Insel herauswanderten, hinsichtlich des Fleißes der fremden Damen allgemeines und gerechtes Erstaunen hervorriefen.

Da für uns glücklicher Weise das Verbot, jene geheimnißvollen Räume zu betreten, nicht besteht, wollen wir die fremden Damen in ihrem eigenen Hause etwas belauschen.

Es ist ein angenehmer, kühler Herbstabend; ein sanfter Zephyr weht von der See her und schaukelt leicht die Aeste und Wipfel der hohen Pinien, welche in dichten, undurchsichtigen Reihen halb-

mondförmig eine herrliche Wiese umsäumen, die sich bis an das Wohnhaus hinzieht und mit mehreren Gartenbeeten geschmückt ist.

Hier, in der Bauchung des Pinienwaldes, vor jedem Späherblicke, vor jedem Horcher gesichert, hat sich die kleine weibliche Colonie zwanglos um einen großen, gleichfalls halbmondförmigen Tisch versammelt. Der neidische Schleier verhüllt uns jetzt nicht die Reize dieser durchwegs ebenso schönen als zumeist noch jungen Gestalten, deren wir genau fünfzehn zählen.

Wir entdecken unter ihnen zu unserem größten Erstaunen drei uns wohlbekannte Physiognomien. Zuerst fällt uns die goldblonde, nordische Schöne auf, die wir als des Pastors Schultze Nichte kennen gelernt und zuletzt in Valdivia verlassen haben. Ohne Zweifel ist dieses herrliche Wesen hier die Oberin des Asyls, denn sie nimmt nicht nur an dem mit weiblichen Arbeiten und Büchern vollständig bedeckten Tische den Ehrenplatz ein, sondern es lauschen auch alle Uebrigen mit Ehrerbietung ihrer Worte und kommen denselben, so weit selbe einen Auftrag oder auch nur einen Wunsch enthalten, mit raschem, pünktlichem Gehorsam nach. — Eine zweite der hier anwesenden Damen zieht durch ihre auffallende, ja imponirende Schönheit unseren Blick mit zauberischer Gewalt auf sich; wir sind wahrhaft betroffen, Isabella, des reichen Don Manuel einzige Tochter aus Malaga, die uns schon so lange außer dem Gesichte blieb, an diesem Orte zu treffen. — Die Spanierin, die wir als halbes Kind in die Hände des Piraten Robert gerathen sahen, ist in der Zwischenzeit zum vollendeten Weibe gereift. Aber düsterer Ernst umspielt ihre Korallenlippen und ihr Blick, einst so frisch und heiter, glüht in unheimlicher, verzehrender Sehnsucht, in Ungeduld und Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt. Einen sonderbaren Contrast zu diesem weiblichen Vulcane bildet eine phlegmatische Engländerin, die an Isabellens Seite sich nur mechanisch mit einer Handarbeit beschäftigt und mit träumerischen, beinahe leeren Blicken sehr häufig nach dem eben aufgehenden Vollmonde schaut, als wäre sie Willens, an denselben irgend eine Frage zu richten, dann aber über ihre momentane Geistesabwesenheit selbst erschreckt, um so eifriger ihre Arbeit wieder aufnimmt. Es ist Mary, Sir Edwards auf Tahiti verschwundene Gemalin, auf deren seitherige Erlebnisse wir später zurückkommen werden, ebenso wie auch jene Isabella's und der Vorsteherin dieses Asyls.

Die übrigen Damen reizen nur in geringem Grade unsere Neugierde, so daß wir es nicht lohnenswerth finden, uns mit ihnen im Einzelnen zu beschäftigen. Wir wenden lieber vorerst der Pastors-Nichte unsere Aufmerksamkeit zu. Mit merkwürdigem Tacte wußte sie Eintracht und Ordnung aufrecht zu erhalten, wohl zuvörderst deshalb weil Alle ihre geistige Ueberlegenheit, ihre Welterfahrung und ihren eisernen Charakter anerkannten und hochschätzten; zudem verstand sie die Langeweile, die gefährlichste Feindin aller gesellschaftlichen Vereinigungen, von dem Asyle ferne zu halten. — Körperliche und geistige Arbeit wechselten hier harmonisch. — Die Bewohnerinnen des Asyls, dessen Ursprung und Zweck wir später kennen lernen werden, mußten in einer gewissen Reihenfolge alle vorkommenden Arbeiten im Haus und Garten selbst verrichten; Dienerinnen gab es hier nicht. Auch die Vorsteherin war von den strengen Hausgesetzen nicht ausgenommen; sobald die Tour an sie kam, mußte auch sie ihre Tage der schweren Arbeit bestehen, für welche Zeit dann die Leitung des Asyls an die nächst ältere „Schwester" überging.

Auf diese Weise konnte keine über Bevorzugung oder Vergewaltigung klagen; vor den selbst gegebenen Hausgesetzen waren Alle unter einander gleich und in einen jeden bisher nicht vorgesehenen Falle ergänzte sofort ein Wahrspruch der Majorität nach völlig freier Berathung die vorhandene Lücke.

Mit unermüdlicher Thätigkeit sorgte die Oberin auch für geistige Nahrung und für erregende Gespräche während der gemeinsamen Arbeiten, so daß Tratsch und Klatsch in dem Kreise dieser weiblichen Colonie nun und nimmer Platz greifen konnte.

Bald wußte sie dieses, bald jenes Thema aufzuwerfen. An dem Tage, wo wir die Vorgänge im Asyl belauschen, kam zufällig die Frage über die Zweckmäßigkeit des Wohlthuns auf's Tapet.

Die Oberin ergriff flugs die Gelegenheit, womöglich vor dem Wohlthun ohne Verstand zu warnen, weil dies nur eine Unterstützung des Lasters und der Arbeitsscheue sei. — Um ihre Ansichten noch klarer und einleuchtender darzulegen, schloß sie mit, einem „Einblick in das Leben der Bettler", welcher ob seiner pikanten Momente wohl verdienen dürfte, hier eine Stelle zu finden.

Ihre Mittheilungen begannen folgendermaßen:

Die Wandermusikanten, welche das Volk unverblümt „Bettelmusikanten“ nennt, wollen nicht als Bettler angesehen werden. Die Slovaken, wenn sie keine Mausefallen und Flaschenreiniger feilbieten, die Savoyarden, wenn sie keine Murmelthiere vorzeigen könnten, sie alle wären rein auf das Betteln angewiesen, so mögen sie wohl mit einem gewissen Selbstgefühle denken, wenn sie es auch nicht sagen, beim Anblicke eines zerlumpten Bettlers von Profession. Wo ist aber die Grenze zwischen Bettelei und Erwerb? wo die Grenze in der Bettelarmuth selber? Ein recht arg verkrüppeltes Kind, ein Mensch mit verdorrter Hand und noch schlimmeren Uebeln — er gilt in der Bettlerzunft für ein Capital, das reiche Zinsen trägt; und sein Besitzer ist gewissermaßen reich. Jeder Leibesschaden gibt zugleich ein Anrecht, einen Freibrief zum Betteln, denn daß der gesunde Mensch zum Arbeiten bestimmt und die Bettelei kein ehrenvolles Geschäft sei, das fühlt auch der faulste Taugenichts. Es wird darum so oft nur zum Schein ein Dienst geleistet, wie z. B. in den Gasthäusern, wenn dem Aufstehenden von einem armen Teufel sogleich Hut und Stock gereicht oder das zur Erde Gefallene wieder aufgehoben wird, oder wenn im Berner Oberlande über einen Bach, den man ohne Anstrengung überschreiten kann, ein Brett gelegt und wieder weggezogen wird, bis neue Reisende kommen. Ueber die Bettlerindustrie, den unendlichen Scharfsinn, welchen der Mensch entwickelt, um von seinem Nebenmenschen eine Gabe zu erlangen, ließe sich ein eigenes Werk schreiben, das für den Psychologen und Culturhistoriker von gleichem Interesse wäre.

Bei Tschungtam im tibetanischen Hochgebirge traf Dr. Hooker einen zerlumpten tibetanischen Bettler (Phud), der hier die Leute belustigte. Er band eine schwarze Maske mit Kaurimuscheln vor das Gesicht und tanzte, abwechselnd mit Zehen und Fersen auftretend (wie im magyarischen Czardas) auf eine seltsame Weise in schnellem Tempo nach einfachen Melodien, und erhielt reichliche Gaben, die ein kleiner Knabe in einem Quersacke einsammelte. Gleich den Zigeunern segnen und fluchen diese Landstreicher und stehen sich noch besser dabei als jene, da sie in den Thälern von Tibet und Sikkim einen vortheilhaften Handel treiben. Dieser handelte mit rothen thönernen Theekannen, mit Schafen und jungen Hunden.

Wo noch keine Uebervölkerung und Ueberfeinerung eingetreten ist, da behält auch das Bettlerleben einen humoristischen Anstrich

und ist harmlos. Aber es geht über zum furchtbaren Ernst in Ländern, wie China oder England mit ihren Großstädten. Ist in China die Reisernte mißrathen, so sterben die Armen zu Hunderten; aber auch im größten Elende bleibt der Chinese geduldig und abgehärtet gegen Schmerz und Tod. Die Noth hat die chinesischen Bettler längst gelehrt, durch Vergesellschaftung (Association) sich zu verstärken. Sie haben sich zu Rotten und Fähnlein zusammengethan und bilden so ein förmliches Heer. Eine solche Bettlerarmee existirt in Peking, wird von einem Bettlerkönig geleitet, der für seine zerlumpten Unterthanen haftet und vom Staate gesetzlich anerkannt wird. An bestimmten Tagen darf er sein Heer aus Peking heraus in's Feld führen und die umliegenden Ortschaften zahlen dann dem „König der Bettler" eine gewisse Summe, damit der verheerende Insectenschwarm nicht in ihr Dorf eindringen darf. Auch von dem communistischen Phalansterium hat man in Peking längst zu Nutz und Frommen der Bettler Gebrauch gemacht, indem man das Ki-mao-fan oder „Haus zu den Hühnerfedern" einrichtete. Es besteht aus einem großen geräumigen Saal, dessen Fußboden mit einer dicken Schicht von Hühnerfedern bedeckt ist, da kann jeder Landstreicher für die Nacht ein Unterkommen finden; gleich viel, ob Mann oder Weib, Alt oder Jung, Alles wird zugelassen, jeder Einzelne muß aber am Morgen seine Sapeke Schlafgeld entrichten. In der ersten Zeit, als die Actionäre ihre Anstalt eröffnet hatten, lieferten sie ihren Gästen noch eine schmale Decke; da aber Mancher mit dieser Decke als guter Beute durchging, kamen sie überein, eine einzige große Filzdecke zu liefern, welche den ganzen Fußboden bedeckt. In dieser wurden zahlreiche Löcher geschnitten und Jeder konnte seinen Kopf durchstecken. Frühmorgens ward der Tamtam geschlagen, damit die Schläfer ihre Köpfe zurückziehen möchten und die Decke dann auf Rollen emporgehoben.

So sparsam und betriebsam der Chinese im Allgemeinen ist, der chinesische Bettler ist doch, wie alle Bettler, sorglos, leichtsinnig, lebt von der Hand in den Mund. Während der Hungersnoth in Schanghai, nach den Regenjahren 1848 und 1849, war das arme Volk in äußerstem Elend; aus den benachbarten Dörfern kamen täglich Schaaren von Frauen zur Stadt, um aus den Suppenküchen, die errichtet waren, Nahrung zu holen. Sie bettelten sich den Tag über Billete zusammen, und wenn sie dafür mehr Speisen bekamen,

als sie benöthigten, so verkauften sie den Ueberschuß, unbekümmert um den folgenden Tag. Viele konnten vor Hunger nicht mehr weiter gehen; ruhig setzten sie sich nieder und erwarteten den Tod ohne einen Klagelaut. Nirgends hörte man von Räubereien oder einem Volksaufstande, und als an einem schon ganz entblößten Orte von dem Beamten die Abgaben erhoben werden sollten, wurde diesem das Haus vor seinen Augen niedergerissen.

Der gewöhnliche Werth eines Pariser Lumpensammlers beläuft sich auf auf 30 bis 45 kr. täglich, und diese Summe würde vollständig genügen, um den Lebensunterhalt zu finden. Aber an's Geldsammeln denkt ein Lumpensammler selten; er macht sich, wenn er kann, einen guten Tag, und am folgenden Tage hat er oft nicht genug, um die paar Sous Schlafgeld zu bezahlen. Jeder Wirth hat genaue Sorge, den Preis des Bettes zu bestimmen, ehe es der Miether in Besitz nimmt, und bleibt die Bezahlung aus, so behält er das Hemd oder ein Kleidungsstück seines Gastes zurück. Leute, welche die Arbeit hassen, durch liederlichen Lebenswandel an den Bettelstab gekommen sind, Kinder, welche die elterliche Gewalt abschüttelten und schnell alt wurden im Laster; Weiber, welche durch Trunk und Ausschweifungen aller Art gesunken sind, ergreifen das schmutzige, aber nicht anstrengende Geschäft des Aufsuchens von Lumpen, um nicht — betteln zu müssen. Doch können viele von ihnen den französischen Hang nach Luxus nicht verleugnen; ihre Wohnung hat mitunter ein ganz freundliches Aussehen, weiße Vorhänge, eine Commode und Stutzuhr, sogar einen Lehnstuhl. Nicht Wenige haben mit französischer Gewandtheit die Kunst erlernt, die Lebensmittel da zu suchen und zu finden, wo sie am billigsten sind, öconomisch zu wirthschaften und aus Wenigem Viel zu machen.

Die Polizei in Paris ist vortrefflich, die Bettler belästigen Niemanden, und wo sie erscheinen, geschieht es in so einer milden, mitunter rührenden Weise, daß die Theilnahme des Gebers leicht gewonnen wird. Die Blinden mit ihrer Flöte, Geige, Orgel machen ein vergnügliches Gesicht und sehen so gutmüthig aus! Dort auf der Brücke steht ein Tabuletkrämer, ein Greis mit grauer Filzkappe, er ist taubstumm und hat ein Täflein auf seiner Brust: Au nom de l'humanité! Achetez quelque chose de ce pauvre muet!

Grasser tritt die Armuth und Bettelei in London hervor; der Engländer hat dickere Nerven und bedarf stärkerer Reizmittel. Zwar

ist das Betteln auch in London verboten; doch nicht das Singen und Musikmachen, das gehört zum freien Erwerb. Da geht ein Mann in zerlumpter Kleidung, ohne Jacke, er ist in bloßen zerrissenen Hemdärmeln, obwohl es regnet. Er trägt ein kleines Kind auf dem Arm, zwei andere sind an seiner Seite, die Frau folgt mit trauriger Miene. Sie singen ein geistliches Lied in wahrem Jammerton — wem sollte der Anblick nicht rühren? Den Londoner läßt er ziemlich gleichgiltig, denn er weiß, daß der Mann nur an den kältesten, unfreundlichsten Regentagen erscheint, um zu betteln, in den trockenen Tagen aber ausruht. Dort schreien in schrecklicher Disharmonie, im Baß und Discant und Falsett, Gärtner und Gärtnerburschen durch Schnee und Kälte brotlos geworden: All frozen out gardeners! All frozen out gardeners! Hier ziehen Hof- und Ackerknechte auf in Reih' und Glied, in leinenen Kitteln mit starken Knütteln bewaffnet; ihre Psalmodie endigt mit „arme Farmerboys!" Haben die Fabriken ihre Arbeit einstellen müssen, dann ziehen die Armen in ganzen Haufen vor die Armenhäuser und von da nach den Polizeigerichten. In Paris wie in London sind die brotlos gewordenen Arbeiter der Schrecken der Regierung; es fehlt nicht an räudigen Schafen unter ihnen, wie an gewandten Rädelsführern und Unruhestiftern, die sich zu politischen Zwecken an sie anschließen. Wie groß aber die Noth der Armen in London sein mag, geht daraus hervor, daß oft am hellen Tage hier ein Mann eine Uhr oder sonst eine Waare, dort ein Weib aus dem Bäckerladen einen Laib Brot wegnimmt und sich dann ruhig verhaften läßt, um wenigstens im Gefängniß ein Obdach und ein Stück Brot zu bekommen. In den finstern, feuchten, kalten Kellerspelunken und Kellerwohnungen Londons sterben alljährlich Hunderte den Hungertod. Man sieht vor den Armenhäusern Weiber hocken in Schnee, Regen und Kälte auf den Steinplatten, die Stunde erwartend, bis die Thür sich öffnet.

Die Noth macht erfinderisch, und so darf man sich nicht wundern, wenn sich unter den Bettlern eine geheime Chiffersprache und Topographie (Ortskunde) ausgebildet hat, die dann wieder den Landstreichern zu Gute kommt, welche aus den Bettler-Hieroglyphen als einer Wissenschaft die praktische Ausbeute gewinnen. In einem Bericht an das Gesundheitsamt äußerte sich vor einigen Jahren Mr. Rawlinson: Es gibt eine Art Vagabundenliteratur

und die Eingeweihten verständigen sich unter einander durch Rothwälsch-Ausdrücke, durch pantomimische Zeichen und durch Hieroglyphen. In Hawant kann man an den Straßenecken, an Thürpfosten und Haustreppen die Landstreichermarke sehen. So einfach auch diese Kreidelinien scheinen, so setzen sie die nachfolgenden Vagabunden doch von Allem in Kenntniß, was sie wissen wollen, und einige weiße Striche sagen ihnen entweder: Sei zudringlich! oder geh' vorüber! London, als die Hauptstadt, wo jeder auf seiner Huth ist, ist von der Bettlerfreimaurerei ausgeschlossen. Folgende Angabe aus dem Dictionary modern slang, cand and vulgar Words hat darum vorzugsweise auf Provinzialstädte Bezug: „Personen, welche unklugerweise dem Bettlervolk ihre Börsen öffnen, würden gut thun, wenn sie in Bezug auf ihr irregeleitetes Wohlwollen, das dem Vagabundenthum nur zur Aufmunterung dient, eine Lehre annehmen wollten. Jede Thür oder jedes Gäßchen weist ihnen den begangenen Fehler nach, und diese Zeichen sagen, ob es an einer gewissen Stelle gut sei zu „fechten“ oder an einer Thür anzuklopfen. Fast jede Thür hat ihr Merkzeichen, bald ist es ein Kreuz auf den Backsteinen, bald eine Ziffer, und diese Zeichen beweisen, daß die Bettelei ein regelmäßiges Gewerbe ist, das systematisch auf Zeitersparniß und möglich großen Geldgewinn betrieben wird.

Die Bettler sind aber noch weiter gegangen und haben von einzelnen Bezirken Karten entworfen (die über dem Küchenkamin der Vagabundenwohnungen aufgehängt werden), auf welchen die für das Gewerbe ergiebigen und unergiebigen Orte durch Kleckse angedeutet sind.

Um auch einige Andeutungen von der Entsittlichung und dem grenzenlosen Elend zu geben, in welches die Armuth in großen Städten herabsinkt, wollen wir auf New-York hinweisen, welche größte amerikanische Handels- und Industriestadt freilich auch das Schicksal hat, daß in ihr alles nur mögliche Gesindel zusammenkommt.

S. Bandall, Superintendent des öffentlichen Unterrichtes in der Stadt New-York, gab vor fünf Jahren — also in einer Zeit, wo der Bürgerkrieg noch nicht begonnen hatte — die Zahl der Kinder, welche ohne Erziehung und Unterricht aufwachsen, auf mindestens 50.000 an. „Tausende von diesen Kindern — heißt es im amtlichen Bericht — sind heimatslos, ohne Wohnung, leidende und verworfene

Ausgestoßene der menschlichen Gesellschaft, unbekannt mit den ersten Anfängen der Kenntnisse und nur in Verbindung kommend mit feilen grundsatzlosen und verbrecherischen Genossen; sie kennen nur das Elend, sind nur vertraut mit Hunger und Schmerzen, aber auch mit Gewaltthätigkeit und Grausamkeit; sie betrachten die andern Menschen als ihre natürlichen Feinde, denen sie auf alle mögliche Weise einen Vortheil abzuringen suchen. Sie führen mit der menschlichen Gesellschaft einen steten Krieg und vermöge ihrer Frühreife werden sie frühere Rekruten für die Reihen der Verbrecher. Nach einer längeren oder kürzeren Laufbahn ihres Räuberlebens bevölkern sie unsere Gefängnisse und Armenhäuser und schleppen sich durch ein klägliches und verworfenes Dasein dahin.“ — Auf den Straßen sieht man zu jeder Tageszeit eine Menge schmutziger und zerlumpter Kinder, die sich mit dem Ausdruck des Mangels und der Frechheit herumtreiben, Zahnstocher, schlechte Lieder und alles mögliche Werthlose zum Verkauf anbieten oder, halb erfroren, die Vorübergehenden blos anstarren. Von den Alten dazu angeleitet, erspähen schon ganz kleine Knaben und Mädchen die Gelegenheit, zu stehlen oder zu betrügen und Unachtsame zu täuschen. Etwas älter geworden, lungern die jungen an den Straßenecken oder in den Schnapskneipen, betheiligen sich an den Raufereien der Boxer und Preiskämpfer, bis sie, mehr erstarkt, halbe Raufbolde werden und ihre Dienste Jedem verkaufen, der sie bei den Wahlen, zur Erreichung eines Amtes zum Schaden eines Gegners brauchen kann. Immerhin bilden diese „Raufer“ noch die Aristokratie des Bettelvolkes. Die geringere Classe begnügt sich mit dem Lumpensammeln, um unter dieser Maske zu stehlen oder zu betteln. Die Weiber und Mädchen sind den Männern völlig ebenbürtig, oft noch viel frecher, wie man sich davon überzeugen kann, wenn man einen Blick in ihre Schmutzhöhlen (in Corlears-Hook oder in Leonard- und Church-Street) wirft. Man zählte vor einigen Jahren in den 20 Districten der Stadt New-York über 1200 Familienhäuser der niedrigsten Art, von denen jedes von nicht weniger als 10 Familien bewohnt war; in manchem wohnten aber 50 bis 60 Familien, in einigen sogar 100 Familien zusammen; die Kellerräume, die Böden, jedes Loch war besetzt, in einem einzigen Zimmer krochen, standen, schliefen, jammerten Kinder und Kranke der verschiedensten Familien, lärmten und tobten betrunkene Männer und Weiber, schlugen und rauften sich halbnackte Buben und

Mädchen, und dies Alles in einer durch Schmutz und Ausdünstung aller Art verpesteten Luft.

Wie glücklich ist in dieser Beziehung der wärmere Süden! Es fehlt ihm auch nicht an Armuth und Bettelvolk, aber wie das ganze Leben dort einfacher, heiterer und sonniger ist, so ist auch die Armuth harmloser und glücklicher. Es fehlt da der Humor nicht und das religiöse Element breitet sich wie ein schützender Mantel auch über die Blöße des Bettlers. In Damascus, wenn sich des Morgens einige junge Männer ein Vergnügen daraus machen, eine Schicht Brote für die Reihe der ihrer schon harrenden Straßenhunde zu kaufen, drängt sich ein Bettler heran, mit dem Rufe: Ein Brot, ihr Jünglinge! „Wer gibt mir den Preis eines Brotes?“ ruft ein Zweiter, und ein Dritter überschreit ihn: „Beim Leben des h. Jehja, ich habe noch nicht gefrühstückt!“ Oder es ertönt der Ruf: „O Mitleidwecker, o Herr!“ Oder: „Um Allahs willen, o Mildthätiger!“ Oder: „Ich suche von meinem Herrn einen Brotkuchen!“ Oder: „O, wie gütig bist du, o Gott!“ Oder: „Ich bin der Gast Gottes und des Propheten!“ Oder (des Abends): „Meine Abendmahlzeit muß Deine Gabe sein, o Herr!“ Oder (am Vorabende des Freitag, der bei den Muhamedanern Sonntag ist): „Die Nacht des herrlichen Freitags!“ Oder (am Freitag selber): „Der herrliche Tag des Freitags!“ Antworten, welche der Bettler erhält, sind: „Gott helfe dir!“ „Gott wird dich unterstützen!“ „Gott gebe dir!“ „Gott befriedige dich!“

Wie man in katholischen Ländern den Bettelmönch nicht gern mit leerer Hand fortziehen läßt, so genießen im muhamedanischen Orient auch die bettelnden Derwische der Wohlthätigkeit aller Gläubigen. Selbst der Schah von Persien ist gezwungen, jeden Derwisch, der sich ihm nahet, zu beschenken. Da er sich aber nur selten öffentlich zeigt, so haben die Derwische auf Mittel gedacht, ihm ein Geschenk abzuzwingen. Es lagert sich jedesmal ein Derwisch der Seite des Palastes gegenüber, wo der Schah wohnt. Anfangs wird er gar nicht beachtet, der Schah thut, als ob er nicht sähe. Nun beginnt aber der Derwisch mit seinem Messer ein kleines Stückchen Feld umzustechen, etwa eine Elle lang und breit. Er säet Weizen hinein, begießt fleißig und die grünen Hälmchen schießen empor. Nun darf der Schah nicht länger zögern, denn es würde eine ewige Schande für ihn sein, wenn der Weizen zur Blüthe käme, bevor er das Almosen gespendet hätte. Der Schah läßt nun dem Derwisch

eine Gabe verabreichen. Erscheint diese zu gering, so lagert der Bettelmönch ruhig bei seinem grünen Beete, es wird unterhandelt, um ihn zum Abzug zu bewegen, man einigt sich über ein schlechtes Pferd oder ein neues Kleid, das dem Derwisch wünschenswerth scheint, und nun erst zieht er wohlgemuth ab, nachdem er zuvor sein Feldchen zerstört hat. Doch kaum ist er fort, so erscheint ein anderer Derwisch und das Lustspiel wird erneuert und auf gleiche Weise durchgeführt; da es aber doch fast einen Monat dauert, so kommt der Schah mit dem Tribut etwa an zwölf Derwische im Jahre davon.

Im Orient, auch in den unter einem wärmeren Himmelsstriche gelegenen romanischen Ländern trifft man unter den Bettlern noch charakterische Figuren, weil da noch das Einzelwesen Raum und Zeit hat, sich zu entwickeln und die Massenarmuth nicht Alles in ihren Strudel hinabzieht. Wenn in den übercivilisirten Ländern des Nordens und Westens schon die Jugend alt und greisenhaft erscheint, kann man im geistig niedriger stehenden, aber naturfrischeren Osten und Süden noch jugendfrische Greise unter den Bettlern schauen, mit unverwüstlicher Lebenskraft und origineller Laune.

Ad. Stahr, nachdem er in seinen „Herbstmonaten“ in Oberitalien des sauren, rothen Weines, der an den Ufern des Comersees wächst, Erwähnung gethan, wie er an den deutschen „Dreimännerwein“ erinnere, fährt dann fort: „Anders freilich urtheilt ein alter siebenzigjähriger Bettler, den wir sehr oft in stark erheitertem Zustande aus der Bottega neben unserer Majolika herauskommen sehen, wo er dann die Mildthätigkeit der auf dem Perron versammelten Fremden mit Bitten um ein paar Centesimi „zu einem erquicklichen Tropfen bei dieser großen Hitze“ in Anspruch zu nehmen pflegt. Er hat nicht Dach und Fach, schläft in der guten Jahreszeit überall im Freien, wo er eine Stelle findet, bei schlechter in irgend einem Schuppen, und ist dabei beneidenswerth gesund, seelenvergnügt und von bestem Humor. Einst traf ihn der Interprete von Menaggio vom Rausche übermannt auf der Straße mitten im Wege hingestreckt. Er weckte ihn und überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen seiner Sauflust. „Ach Signor, erwiderte er, Ihr solltet lieber den Wein schelten, der einem Manne, welcher ihn so liebt wie ich, so Uebles thut!“ Natürlich als er wieder einmal bettelte und wir eben im Begriff standen, ihm eine kleine Münze zuzuwerfen, sagte der erwähnte

Beamte zu uns: „Geben Sie ihm nichts, meine Herrschaften, er versauft jeden Kreuzer, den er erhält." „Was sagt Ihr da?" rief plötzlich der Alte heftig aus, „ich jeden Kreuzer versaufen? Vorgestern gab mir mein Wohlthäter eine Lira, hab' ich sie versoffen? Seht her (er griff in seine einzige Tasche und zog ein Silberstück hervor), hier ist sie, unangerührt, wie die allerheiligste Madonna!" Und dann sich triumphirend zu uns wendend, rief er aus: „Werdet ihr jetzt, Signori, Eurem armen Filippino glauben und ihm ein paar Centesimi schenken?" Natürlich, daß wir sein Vertrauen nicht täuschen. Ein anderer ständiger Bettler und zugleich eine am ganzen Seeufer bekannte Figur ist il vecchio Napoleone, „der alte Napoleon". Er ist auch ein starker Siebziger, hat als Soldat unter Napoleon gedient, und seit der Zeit, wo er aufhörte Soldat zu sein, es als einen Ehrenpunkt angesehen, nicht mehr zu arbeiten, oder wie er selbst sich ausdrückt, „nicht mehr Anderen als dem großen Manne zu dienen." Er hält aber dabei streng auf Ehre, hat keinen Verkehr mit Filippino und seines Gleichen, läßt sich in der Bottega immer nur das Beste vorsetzen und zahlt seinen Barbier stets als Cavalier".

Der Italiener ist von der Natur weit mehr begabt, als ein deutscher oder Engländer und von diesen seinen natürlichen Mitteln weiß er immer den besten Gebrauch zu machen. Der Bettler und Eckensteher spricht fast eben so gewählt und wohlklingend wie der Gebildete und Vornehme und hört mit gleicher Lust den wohlklingenden Versen Ariost's oder Tasso's zu. Er bleibt unter allen Umständen ein ästhetischer Mensch, ist stets im vollen Besitz seiner Mittel und weiß seine Persönlichkeit darzustellen. — Selbst der Bucklige oder Einbeinige weiß sich diejenige Stellung zu geben, welche einen gewissen dramatischen Effect macht, und die Theilnahme der Vorübergehenden erregt. Wie leicht kommt selbst der gebildete deutsche in Verlegenheit, wenn er eine längere oder kürzere Rede halten soll, wie ist ihm sein Leibliches überall im Wege und wie mühsam muß er erst sich daran gewöhnen, die nöthige Freiheit und Unbefangenheit zu bekommen! Die nordische Verschämtheit wird zwar im Bettlerstande oft genug durchbrochen, Noth und Gewohnheit wirken da zusammen, aber dennoch kann sie der Nordländer nicht ganz von sich abstreifen; es bleibt ihm peinlich, sich den Blicken der Menschen darstellen zu müssen, während der Franzose schon Romane und Südländer genug ist, um mit Befriedigung sich den Andern zur Schau

zu stellen. Auch der französische Bettler bleibt das eitle Wesen, das da spricht: Me voilà! der Italiener behält seine Unbefangenheit und Sicherheit vor Jedermann, stellt sich gern dar wie er als Mensch in seiner Persönlichkeit sich fühlt, er ist nicht eitel, wohl aber Enthusiast. Natürlich muß es auch dem Bettler darauf ankommen, Aufmerksamkeit zu erregen, um eine Gabe von Vorübergehenden zu erhalten, und zu diesem Zwecke declamirt und singt er mit den lebhaftesten Geberden und vollen Registern seiner Stimme. Dabei verliert er sich jedoch oft selber im Genuß seiner schönen, zierlich gefügten Worte, die er aus dem Stegreif so zu sagen dichtet, und in seiner Darstellung selber findet er schon einen süßen Lohn.

Da in den warmen Ländern weniger gearbeitet wird und alle Stände ohne Ausnahme zum süßen Nichtsthum sich hinneigen, so tritt dort auch der Abstand zwischen Reichthum und Armuth nicht so grell hervor, denn auch der Aermste kann das Leben mit Leichtigkeit genießen und braucht nicht viel, um sich einen guten Tag zu machen. Die Lazzaroni Neapels sättigen sich mit einer Handvoll Maccaroni, einer Zwiebel und einem Schluck Wasser, verschlafen wenn's Noth thut, ihren Hunger im warmen Sonnenschein und bieten selbst der kühlen Regenzeit Trotz ohne Ofen und Bett. Dazu kommt die katholische Religion, welche alle Gemeindeglieder als gleichberechtigte Söhne und Töchter erfaßt, die Wohlthätigkeit gegen Arme unermüdlich einschärft, die Armuth heiligt. Die allerheiligste Madonna ist die erbarmungsreiche Mutter der ganzen Menschenfamilie, in deren Anrufung alle Gläubigen das Gefühl der Verwandtschaft stets frisch erhalten, und alle die Orts- und Nationalheiligen stehen dem Bettler eben so nahe wie dem Fürsten.

In Mexiko stellen Bettler, wenn sie ein Haus betreten, zuvor allerlei höfliche Fragen nach der Gesundheit des Herrn und der Frau und dem Befinden der ganzen Familie, ehe sie mit ihrem Anliegen herausrücken; denn wer wollte auch so roh sein, mit der Thür gleich in's Haus zu fallen? Und dann sprechen sie ihre Bitte nicht so nackt und einfach aus, sondern hüllen sie gleichsam ein in den allerheiligsten Glauben. „Um unserer heiligen Jungfrau willen, welche ohne Sünden empfangen worden; um des Blutes Christi willen, welcher für uns am Kreuze gestorben; um des Lebens Ihrer Mutter willen, welche Sie unter ihrem Herzen getragen, um des Lebens Ihrer Kinder willen werden Sie mir ein Almosen reichen." Sonntags,

wenn die Leute aus der Frühmesse kommen, bilden diese Bettler gewöhnlich eine Gasse und erheben dann mit lautem Schreien ihre Stimmen, und Maria santissima wird von Einem immer noch heftiger geschrien als vom Andern. Oft beginnen sie auch ein förmliches Zwiegespräch, worin sie die ganze Leidensgeschichte Christi sich abkatechisiren, aber mit dem Anfange, der Verkündigung und Geburt des Heilandes auch den Anfang machen.

In den katholischen Ländern Südamerikas haben sich die Bettler so gut constituirt, daß man daselbst auch bettelnde Gutsbesitzer und Freiherren trifft. Man sieht in den Städten sehr gut gekleidete Brasilianer, Argentiner oder Peruvianer in Handschuhen, Spazierstöckchen mit goldenen Knöpfchen in der Hand, die auf die Vorübergehenden hochmüthig herabschauen, dann aber in das Haus eines wohlhabenden und angesehenen Mannes eintreten, in blühender Sprache ihre dermalen unangenehme Lage auseinandersetzen und mit zierlichen Worten um eine wohlwollende Unterstützung bitten — Alles mit solcher Würde, als wollten sie dem Geber eine Gefälligkeit erweisen. Und haben sie wieder ein Sümmchen zusammengebettelt, so geschieht es nicht selten, daß sie es beim Sorbetti-Verkäufer oder im Spiel oder beim Juwelier, um der Primadonna einen Schmuck zu kaufen vollständig durchbringen.

Die Bettler in Rio-Janeiro, falls sie nicht gar zu sehr herunterkommen sind, halten ihre regelmäßigen Umzüge gewöhnlich zu Pferde, mitunter aber auch in einer bequemen Hängematte, welche durch färbige Vorhänge vor den Sonnenstrahlen geschützt ist und von zwei Negersclaven getragen wird. Gewisse träumerische und empfindsame Bettler, welche den ruhigen Schlummer der langen Rede vorziehen, schicken die Neger in's Haus, damit diese die Gaben einsammeln. In den Becits et types américains erzählt ein Franzose von dem Bettler Dom Pedro zu Rio, der etwa 35 Jahre alt, gut gekleidet, mit Anstand ein falbes Pferd ritt. Seinem Gesicht fehlte es nicht an Auszeichnung, und er sprach sehr gut, wenn es ihm darum zu thun war. Er hielt Montags und Donnerstag vor einem Magazin der Straße Onridor, wo ich beschäftigt war. Zum ersten Mal, als ich ihn sah, hielt ich ihn für einen Kunden, erstaunte aber nicht wenig, als ich sein Verlangen hörte „nach dem Almosen, das man ihm schuldig sei.“ Er wiederholte diese Forderung mit einer Barschheit, die an Unverschämtheit



„Halt ein, Verwegener!" rief die verschleierte Dame.



grenzte. In meiner Naivetät — denn ich kannte die Sitten des Landes noch nicht — wollte ich ihn auf französische Weise abfertigen, indem ich ihm mein Staunen ausdrückte, einen jungen kräftigen Mann, gut gekleidet, mit sauberem Hut und einem werthvollen Pferde, ohne Scham betteln zu sehen. Da ich das Portugiesische gebrochen sprach, merkte er sogleich, daß ich erst neu angekommen sei. „Wenn Ihr nicht fremd wäret," unterbrach er mich, „würdet Ihr nicht so reden, wie Ihr es thut. Wisset, daß ich der Senhor Dom Pedro bin, seit drei Jahren in diesem Hause bekannt, und daß ich nicht hierher komme, Moral einzusammeln, sondern Münze. Man gibt mir vier Vintems (25 Centimes), was nicht gar viel ist, sollt' ich meinen." Dom Pedro war übrigens gutmüthig, voller Höflichkeit und Bereitwilligkeit, allerlei Späßchen und Geschichten zu erzählen, wofern man ihm nur regelmäßig die ihm gebührende Abgabe entrichtete und ihn wie seines Gleichen behandelte.

An einem Freitag war der französische Kaufmann in eine casa di pasto (Speisehaus) gegangen, die wegen ihrer Austernsuppe und ihres Stockfisches berühmt war. Er hatte kaum seinen Platz an einem noch leer gebliebenen Tischchen eingenommen, als auch Dom Pedro eintrat und um die Erlaubniß bat, sich ihm gegenübersetzen zu dürfen. Er habe, wie er hinzufügte, einem Neger die Besorgung seines Pferdes überlassen, und sei ein großer Verehrer von Austernsuppe und Stockfisch. „Warum nicht?" antwortete ziemlich kühl sein neugewonnener Gönner.

Dom Pedro hatte aber eine freundlichere Antwort erwartet und entgegnete stolz: „Solltet Ihr es nicht gern zugeben? O, Ihr dürft Euch durchaus nicht schämen, mit mir an Einem Tische zu sitzen. So wie Ihr mich sehet, besitze ich ein Landhaus zu Larangeiras und eine Kaffeeplantage zu Tijuko, dazu zehn weibliche und männliche Sclaven, und bin gesonnen, mir dieser Tage Rentenscheine zu kaufen!"

„Ich wünsche Euch Glück zu Eurem Wohlstand, aber ich bedarf nicht dieses Nachweises, um Eure Gesellschaft anzunehmen. Ich verachte Niemand."

Der Bettler verschlang die dampfende Suppe, welche der braune, schmutzige Aufwärter auf den Tisch gesetzt hatte, und fuhr dann fort:

„Jetzt, mein Herr, da Ihr mein Vermögen kennt, würde ich

mich geschmeichelt fühlen, wenn Ihr irgend einen Dienst von mir begehren wolltet. Ihr könnt Euch versichert halten, daß ich ihn Euch auf das Beste erweisen werde. Seht in meinen Anerbietungen keine leeren Redensarten, sondern setzt mich auf die Probe!"

Sein Gönner kam in nicht geringe Verlegenheit, die sich noch vermehrte, als er erfuhr, daß Dom Pedro auch im Stande sei, über literarische Gegenstände zu sprechen, da er auf der Universität San Paulo die Rechte studiert und den Doctortitel erworben hatte. Der Doctortitel hatte ihm aber keinen Credit geben können, da er im Spiel und wüsten Leben sein Vermögen durchgebracht hatte, und so legte er sich auf den mühelosen Erwerb des Bettelns. „Ich liebe," sagte er, „tausendmal mehr die Freiheit und Ruhe, deren ich als Bettler genieße, als z. B. das goldbesetzte Kleid eines Höflings oder das stumpfe Gewissen eines Sclavenhändlers. Besucht mich auf einen Feiertag, ich werde Euch meine Villa mit Ruhe zeigen, denn ich liebe an Sonn- und Feiertagen nicht zu arbeiten, wie jeder gute Christ es thun sollte. Ich verspreche Euch ein vortreffliches Huhn mit Reis, rothe Bananen, unvergleichliche Doces (Confect), Caffee von Tijuca, von erster Sorte, und Cigarren von Matanzas."

Es gibt zwar auch bei uns sehr vornehme Bettler, auch gemeine, welche über mehr als 1000 Thaler gebieten, die ihren Schatz aber geheim halten; solche berittene und begüterte Dom Pedro's aber, die aus ihrem Bettelhandwerk keinen Hehl machen, sind doch kaum zu finden. — — —

Die kluge Oberin unseres mysteriösen Frauen-Asyls pflegte sich jedoch nicht auf anziehende Erzählungen zu beschränken, sondern auch, wo sich die Gelegenheit darbot, das Feld praktischer Thätigkeit zu betreten.

So hatte sie z. B. wahrgenommen, daß die kleine Insel reichhaltige, fast zu Tage liegende Kohlenlager barg, deren Ausbeutung den Wohlstand der Bewohner außerordentlich heben und den ziemlich trägen Sinn der Hirten dieser Insel zu einer nützlichen Beschäftigung anspornen müßte.

Um den Gauverneur, dessen Verstandeskräfte und wissenschaftliche Kenntnisse mit seinem guten Herzen und rechtlichen Charakter nicht ganz im Einklange standen, für eine neue Organisirung der Arbeitskräfte seiner halbwilden Unterthanen zu gewinnen, machte sich also die nsliebewürdige Fremde flugs daran, ein kleinen Aufsatz über

die Steinkohlen und deren Bedeutung für die menschliche Gesellschaft zu Papier zu bringen, und dieses ihr Operat dem Gouverneur zu übergeben.

Diese kleine Arbeit, welche zuvor selbstverständlich im engeren Kreise des Asyl-Hauses vorgetragen wurde, dürfte auch für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, daher wir die in Rede stehende Skizze hier wiedergeben.

Wer hat — beginnt unser geistreicher Blaustrumpf — die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" nicht gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? — Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Werth verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückschreckt, über deren Nutzen aber hat Niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unserseits jenen anderen bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schoße einschließt, bei Weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der anderen, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Werth, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Werth; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Geltung verschafft es ihnen, daß sie materielles Wohlsein in die Hütte des Armen sowohl wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften und industriellen Künste, mit einem Worte, zum Gang der Civilisation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduard I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerst in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum allerhöchsten Mißfallen Sr. Majestät. Hören wir die Geschichte — nicht des Königs, sondern dieser Hauptbegebenheit seiner Zeit, welche nur wenige Geschichtsschreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London zu schicken, so geschah dies nur, um an den Schmieden, Bräuern und zwei oder drei anderen Industriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nöthig ist, einen kleinen Versuch zu machen — einen anderen Zweck beabsichtigte man nicht. Ein dicker, schwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornsteinen aufzusteigen.

Sogleich erhob sich ganz London wie Ein Mann, indem es lautes Geschrei ausstieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittschrift an den König, worin es hieß, daß man den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder der Annehmlichkeit weißer Wäsche schätze; wenn er nicht wolle, daß seine loyalen Unterthanen ersticken oder mindestens gleich schlechthin zu Schinken geräuchert werden sollen, werde er inständigst gebeten, den Gebrauch dieses neuen pestilenzialischen Brennmaterials, genannt „Steinkohle“, gänzlich zu untersagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit der Vorstellungen anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen seinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, sich fortan des Gebrauches jener lästigen und ungesunden Substanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Industriellen, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vortheil gefunden hatten, hielten Rath und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten; aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch' Geschrei verursacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verrathen müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht so bald seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als derselbe von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlaments, in Folge deren Seine darüber sehr erzürnte Majestät befahl, daß alle Schmiede, Bräuer und andere Schelme, die sich erlauben würden, trotz seines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldstrafen zu belegen seien, außerdem aber sollten ihre Herde und Oefen demolirt und vollständig weggeschafft werden.

Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Consumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfänge schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Oefen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß Niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar Niemand irgend welche Nachtheile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vortheile der Steinkohlen in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachtheile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden, die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, sociale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne Weiteres zu acceptiren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich so sehr wie die Kinder, welche da glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hinderniß entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit während einer Reihe von Regierungen zu kämpfen, welche die Geschichte nichts destoweniger „weise und glorreich" nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohlen in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubniß des Lord Mayors eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubniß? Es ist leicht, es zu vermuthen, obgleich ein officielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genannten Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Corporation befugt waren, die Steinkohlen zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von 8 Pence Sterl. für die Tonne im Voraus zu entnehmen berechtigt waren. Diese Prärogative ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch zur größeren Genugthuung des hochweisen Magistrats eine jährliche Einnahme von 50.000 Pfund Sterl.

Dieses Schutzsystem während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrecht gehalten, wurde

über ganz England ausgedehnt und lastete, dem seit undenklichen Zeiten stattfindenden Gebrauch der Regierungen gemäß, vorzugsweise auf den ärmeren Classen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nöthig hatten, sondern im Gegentheil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können, wenn sie geschützt werden sollten, so war dies eher gegen den Lord Mayor und den Magistrat nothwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Uebelgesinnte verschrieren, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrats überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohlen unter der Regierung Karl I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die lästigsten auf den Steinkohlen ruhenden Abgaben aufgehoben, man ließ jedoch diejenigen bestehen, welche auf Kosten der Bewohner von London und von zwei oder drei Seehäfen erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, zu reclamiren und so für ihre Frechheit bestraft wurden.

Aber wie jede Reaction die nothwendige Consequenz eines Druckes ist, so hat der Handel mit Steinkohlen durch die Entwickelung des Dampfes in unseren Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem so langsamen und reinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte in lebhaftem Contraste steht. Man darf zwar nicht hieraus schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, oder daß es leicht sei, durch diesen Industriezweig große Reichthümer zu erwerben die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Speculationen.

Die Anlegung der Schachte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Bergleute und deren Arbeiten unaufhörlich bedrohen, keine Versicherungs-Gesellschaft will sich auf Assecuranzen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigenthümer der Steinkohlenwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Districten eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht in Folge des Monopols, daß die Steinkohlen in London fast das Dreifache von dem kosten, wofür dieselben am Eingang des Schachtes verkauft werden. Der wirkliche Grund dieser Thatsache liegt

an den Kosten des Transportes, der oft dem Preise des Artikels gleichkommt, oder ihn übersteigt, an dem Verluste beim Fortschaffen, an den Leichten- und Quaigebühren, an den Unkosten, welche das Löschen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke u. s. w. verursachen, ferner an den langen Crediten und schlechten Schulden, an dem Gewinne der verschiedenen Agenten und Zwischenhändler, deren zahlreichste Classe aus Individuen besteht, welche sich für Kohlenhändler ausgeben, während sie in der Wirklichkeite nur Mäckler sind, endlich an der Geldgier der Detaillisten jeglicher Art.

Wie dem aber auch sei, der Steinkohlenhandel ist blühend, man hat ihm einen neuen Tempel in der Hauptstadt weihen müssen. Unweit des Zollhauses erhebt sich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörse (Coal Exchange), eines der elegantesten Gebäude Londons.

Es ist an einem Mittwoch, dem Markttage. Wir ersteigen einen Perron, der uns zu einem kreisförmigen Vorsaal führt, in den wir durch eine große Flügelthür eintreten. Wir befinden uns im untersten Stock eines thurmartigen Baues, an dessen Seiten sich eine spiralförmige, eiserne Treppe hinaufzieht. Ueber unserem Kopfe, dieser gewundenen Balustrade gegenüber, beim Plafond des Thurmes, erblickt man ein Gemälde, in Rubens'scher Manier colorirt — obschon es sonst sehr wenig Analoges mit den Werken dieses großen Meisters besitzt —, welches eine Dame vorstellt, die aus einem Füllhorn nicht etwa Kohlen, sondern die schönsten Südfrüchte über unser Haupt ausschüttet. Diese theatralische Göttin des Ueberflusses ist von kleinen Amoretten — oder wenigstens von kleinen, pausbäckigen Knaben — begleitet, welche umherflattern und sie belustigen.

Aus diesem Vorsaal kommt man in die sogenannte Halle, einen großen, kreisförmigen Saal, mit Eichenhölzer gedielt, die mosaikartig abwechselnd hell und dunkel sind, und deren verlängerte Winkel in ein gemeinschaftliches Centrum zusammenlaufen, in welchem ein kolossaler Anker dargestellt ist. Drei übereinander liegende gußeiserne Galerien befinden sich um diesen Platz, der vermittelst einer großen Glaskuppel, deren Mitte orangenfarbige Scheiben bilden, erhellt ist Auf dem Fußboden sind in Zwischenräumen lange Schreibpulte aufgestellt, aus polirtem Eichenholze, mit eingelegten Schreibzeugen, zur größeren Bequemlichkeit der Käufer und Verkäufer. Die Wappen der

City auf einer Reihe kleiner Schilde bilden die einfache Verzierung der Balustrade um die drei Galerien über die man zuweilen schöne Damen sich neigen sieht, welche die dunklen Conferenzen der mit schwarzen Diamanten Handelnden neugierig beobachten.

Uebrigens beschränken sich die Verzierungen der Kohlenbörse nicht allein auf die Wappen der City, noch auf die Reize der Damen, welche sie mit ihrem Besuche beehren. Um das ganze Parket und um die Galerien sind besondere Schreibpulte und Nischen angebracht, die zwischen diesen Bureaux befindlichen Wände sind mit bemalten Emblemen bedeckt, deren lebhafte Farben von dem hellen Grunde abstechen und dem Saale ein heiteres, man könnte sagen, continentales Aussehen geben, das weit mehr an ein Café in Paris, als an eine Kohlenbörse erinnert. Hier sieht man die „Wachsamkeit“ in Gestalt einer mit langer Robe bekleideten Dame, zu ihrer Seite eine Eule, der Fluß Severn ist mit einer poetischen Lizenz durch Najaden und einen Delphin dargestellt. Weiterhin erblickt man „die Wohlthätigkeit“, ein paar Kinder tragend, und darunter die Themse, zwischen Schilf dahin fließend. An einer anderen Wand sieht man den Fluß Avon und die „Ausdauer“, dargestellt durch eine Schnecke zu den Füßen einer brünneten Schönheit mit schwarzen Augen, wie sie der Künstler, Herr Sang, zu malen liebt. Auch die Teent und Tyne figuriren in dieser Galerie der englischen Flüsse.

Kehren wir nun in den Vorsaal zurück, um von dort die erste Galerie zu ersteigen; auch hier sind die Seitenwände der Abtheilungen in demselben Styl bemalt, nur die Themata bestehen größtentheils aus Scenen in Kohlenminen oder Seegegenden mit Kohlenschiffen in Sicht. Die Prosa dieser Sujets wird durch die phantastischen Rahmen, welche weibliche Gestalten, Thiere, Blumen, Früchte u. s. w. enthalten, gemildert. Diese Galerie ist ebenso, wie die anderen, aus gegossenem Metall.

In dem halbkreisförmigen Eingange der zweiten Galerie ist auf der einen Seite Newcastle mit seiner eisernen Brücke, in Verbindung mit seiner Eisenbahn, dargestellt, während seine alte steinerne Brücke darunter abgebildet ist. Dieses Gemälde, in finsterem und räucherigem Tone gehalten, gibt den Charakter des Ortes vollständig wieder. Auf der anderen Seite sieht man Durham mit seiner inmitten von Bäumen sich erhebenden Kathedrale; auch diese Abbildung ist voller Wahrheit. Die Zwischenwände dieser Galerie sind vorzugs=

weise mit Darstellungen von Bergleuten, die in der Ausübung der mannigfachsten Arbeiten ihres Berufs beschäftigt sind, geschmückt.

Die oberste Galerie bietet zwei Ansichten dar, die von Shields und von Sunderland; Shields im Mondlicht, mit Kohlenschiffen auf dem Flusse, mit trübem, blauem Himmel und Rauchwolken; Sunderland mit seiner eisernen Brücke, auf einem einzigen Bogen ruhend, unter welcher Kohlenschiffe durchfahren, ohne ihre Marsstangen umzulegen. Auch hier ist ein Nachteffect, indem der röthliche Schein von Fackeln sich über einen Convoi kleiner Waggons ausbreitet, welche die Steinkohle aus der Grube nach dem Einschiffungsplatze bringen. Die Zwischenwände sind durchweg mit Abbildungen von gigantischen Farrenkräutern und jenen antediluvianischen Bäumen und Pflanzen verziert, welche später der Steinkohlenbildung zur Basis dienten; hin und wieder wechseln diese Abbildungen mit denen von Werkzeugen und Geräthschaften des Bergbaues ab. Ueber die dritte Galerie erhebt sich die ungeheure Glaskuppel.

Beim Durchgehen dieser Galerien bemerkt man nicht ohne Befremden, daß der größte Theil der Bureaux, welche doch in Hinsicht der Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ruhe nichts zu wünschen übrig lassen, zu vermiethen sind, also von Niemandem benutzt werden. Ebenso verhält es sich mit den im Erdgeschoß befindlichen, von welchen nicht der vierte Theil besetzt ist. Die Ursache dieser an einem Orte, wo sich der unermeßliche Steinkohlenhandel Englands concentrirt, mindestens sonderbaren Erscheinung liegt in den übertriebenen Miethspreisen, welche für diese Locale gefordert werden. Obgleich dieselben mit den Mitteln oder dem Wohlstande der meisten Geschäftsleute und Kohlenhändler in keinem Verhältniß stehen, so weigern sich dennoch die Behörden der City, etwas von ihren Forderungen nachzulassen; sie ziehen es vor, lieber die Kosten der Heizung drei Viertel des Jahres hindurch zu tragen, als die Bureaux für einen geringeren Miethzins benutzt zu sehen. Auf diese Weise wachsen die Kosten für ein Etablissement, welches schon so viel gekostet hat, immer mehr an.

Im Jahre 1860 besaß England 3009 Kohlengruben, welche 84 Millionen Tonnen zu Tage förderten.

Beiläufig bemerken wir hier, daß die Vereinigten Staaten, welche den dritten Rang einnehmen, einen Flächenraum von 196.000 (engl.) Quadratmeilen Steinkohlenlager besitzen, vierzigmal so viel

wie Großbritannien, welches 5400 (engl.) Quadratmeilen enthält; aber vorläufig beziehen die Vereinigten Staaten noch Kohlen aus England, circa 285.000 Tonnen in den letzten Jahren.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Wasser nach den besten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales gelangen kann, verdankt Großbritannien den Vortheil, so enorme Massen und zu solch' niedrigen Preisen nicht allein für den inneren Verbrauch liefern, sondern auch nach fast allen Seegegenden Europa's ausführen zu können. Es ist in dieser Hinsicht weit günstiger gelegen, als die Länder des Continents, welche ebenfalls dieses Brennmaterial produciren, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen.

Von Dünnkirchen bis Bayonne, auf einer Küstenstrecke von 300 Meilen, gibt es nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich ist gleichfalls, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünstigt als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu Saint Etienne und einiger anderen, liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Product von nur untergeordneter Qualität. Diese beiden Umstände machen Frankreich hierin bis zu einem gewissen Punkte abhängig von England. Die französische Regierung beschickt demgemäß alle Jahre die bedeutendsten Märkte zur Verproviantirung ihrer Dampfschifffahrts-Niederlagen mit englischen Steinkohlen. Belgien, dessen eigener Verbrauch im Steigen, dessen Productionskraft aber geringer ist und dessen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, ist nicht im Stande, den Bedürfnissen Frankreichs Genüge zu leisten. Bei Spanien aber muß man abwarten, bis die vor Kurzem in Asturien und an den Küsten des Meerbusens von Biskaya in Angriff genommenen unermeßlichen Steinkohlenlager in vollem Betriebe sind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands sind derartig gelegen, daß sie kaum 30 engl. Meilen von einander entfernt sind, und bilden demnach von Schottland bis zum Süden von Wales und Somersetshire eine Art Netz, von dessen Centralpunkten aus das Innere des ganzen Landes mit Hilfe der Eisenbahnen versorgt werden kann. Die Ost- und Westküsten sind nirgends mehr als fünfzig Meilen vom nächsten Steinkohlenlager entfernt, und dieser Abstand beträgt selbst

bei den äußersten Punkten Englands, Schottlands und Irlands nicht mehr als 150 Meilen.

Von den 60 Millionen Tonnen Steinkohlen, die jetzt England jährlich producirt, werden über 22 Millionen in den Gießereien verbraucht und über 18 Millionen verschifft. In Newcastle wird fast die Hälfte der für's Ausland bestimmten Steinkohle eingeschifft, von der Frankreich fast zwei Drittel absorbirt. Die Zahl der Steinkohlenminen Newcastle's und an der Tyne beläuft sich ungefähr auf 130. Das zu diesen Etablissements verwendete Capital wird auf nicht weniger als 10 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt, wogegen auch jährlich 6—7 Mill. Tonnen Steinkohlen verkauft werden; die Production der Minen an der Tyne ist seit dem Jahre 1800 bis zum Jahre 1845 um 27 Proc. gestiegen.

Im Jahre 1848 sind in London zu Wasser allein 3,418.310 Tonnen Steinkohlen eingeführt worden. Im Jahre 1850 kamen zu Wasser und zu Lande nach London 3,633.883 Tonnen Steinkohlen.

Ungefähr eilf Zwölftel dieser Quantität sind auf den Flüssen Tyne, Wrar und Tees befördert worden, auf dem ersteren ungefähr zwei Fünftel des Ganzen. Die Menge der auf Eisenbahnen und Canälen in London eingeführten Steinkohlen ist unbeträchtlich. Man schätzt den Bedarf der Londoner Gas-Compagnien auf beinahe ein Achtel der eingeführten Gesammtmasse.

Die Zahl der zum Transport der Steinkohlen nach London benutzten Fahrzeuge ist nothwendigerweise dem Aufschwunge dieses Handelszweiges gefolgt. Vor drei Jahrhunderten genügten zwei oder drei Schiffe zur Versorgung der Hauptstadt; im Jahre 1610 zählte man deren schon 200; im Jahre 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12.167 Ladungen, die sich auf fast $3^1/_2$ Mill. Tonnen beliefen. Die durchschnittliche Ladung eines Kohlenschiffes ist nicht weniger als 300 Tonnen; rechnet man acht Mann Equipage auf jedes Schiff, so liefert der Steinkohlen-Transport von Norden nach London die Beschäftigung für ungefähr 22.000 Individuen. Die gesammte Steinkohlen-Industrie Englands ernährt nicht weniger als 200.000 Personen.

Heutzutage hat sich der Gebrauch der Steinkohle nicht allein über die ganze civilisirte Welt verbreitet, sondern erreicht in mächtiger Dampfgestalt die entlegensten Regionen. Die Dampfschifffahrt erstreckt sich schon vom Suez bis Singapore, und bald wird sie bis

Australien organisirt sein. Wenn die amerikanischen Locomotiven die Ufer des stillen Oceans berührt haben werden, so werden auch die amerikanischen Dampfschiffe regelmäßige Verbindungen mit China und dem indischen Archipelagus eröffnen und den Weg um die Erde vollendet haben. Kaufleute und Touristen werden alsdann diese Reise in weniger als einem Jahre zurücklegen, mit Inbegriff der Aufenthaltszeit an den hauptsächlichsten Stationen, um ihre Geschäfte auszuführen und alles ihnen Wichtige kennen zu lernen.

Ehre daher diesen Diamanten ohne Preis, wie auch ihre Farbe immer sein möge — das natürliche Schwarz, das Roth der Flamme, das Weiß des Hochofens, das Grau der Asche — und welcher Gattung ihrer großen Familie sie auch angehören, in der es 70 Arten gibt, von der bituminösen Steinkohle erster Sorte an bis zur geringsten herab, welche man in früheren Zeiten nie zu gebrauchen pflegte! — —

Soweit unsere geistvolle Freundin. — Wir können es uns indeß nicht versagen, hier aus einer im Jahre 1855 zu Perchtoldsdorf bei Wien abgehaltenen Jesuiten-Predigt die höchst merkwürdige Aeußerung eines „frommen Vaters“ über die Steinkohlen wiederzugeben, als Beweis, welchen krassen Unsinn die frommen Väter auch noch im neunzehnten Jahrhundert, in dem Jahrhundert, welches einen Kosmos von Humboldt liest, von der Kanzel herab als das Wort Gottes zu verkünden wagen.

„Es gibt,“ — predigte der Missionär salbungsvoll in Wort und Miene — „es gibt Menschen, die sich Naturforscher nennen und die behaupten, daß sie von den Affen abstammen. Diesen Glauben können wir ihnen lassen, aber nicht so ist's, wenn diese Menschen behaupten: die Welt sei anders geschaffen worden als es in der heiligen Schrift steht. Als Beweis für ihre Behauptung führen sie an, daß die Steinkohle aus verfaulten Bäumen bestehe, die lange vor Adam's Zeit auf der Erde gewachsen seien. — Freilich — diese armen Leute mit ihrem schwachen Verstande können sich das eben nicht anders erklären. — Aber ich will Euch zeigen, was Steinkohle ist. — — Wißt Ihr nicht, daß in der Bibel geschrieben steht: „„Die Erde war wüste und leer und es war Finsterniß auf der Tiefe und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht!““ — Wo ist denn da die Finsterniß hingekommen? In die Erde hat sie sich niedergeschlagen als Steinkohle, und seitdem wir diese verdichtete

Finsterniß wieder herausgegraben, ist auch das Reich der Finsterniß über uns hereingebrochen; und das erste Werk des wiedererstandenen Teufels ist die Gewerbefreiheit“ u. s. w. u. s. w.

Wir versichern ausdrücklich, daß wir im Stande sind, die unbestreitbare Echtheit dieses Meisterstückes jesuitischer Kanzelberedsamkeit nachzuweisen! —

Kehren wir nun wieder zu unserem merkwürdigen Asyle zurück. — Mehr als ein Jahr war bereits seit der Gründung der Damen-Colonie verflossen, als deren bisher ungestörte Ruhe durch ein schlimmes Ereigniß gefährdet wurde.

Eine Handelsbrigg kreuzte eines Tages durch mehrere Stunden in der Nähe der Insel. Obwohl das Schiff die Flagge der Vereinigten Staaten von Nordamerika wehen ließ, besaß es dennoch ein ziemlich verdächtiges Aussehen. Der Gouverneur, der das fremde Fahrzeug durch ein Fernrohr längere Zeit beobachtet hatte, wollte bemerkt haben, daß hinter einer wahrscheinlich aus Versehen offen gelassenen Lucke der Breitseite ein Geschütz hervorlugte und auch auf dem Verdecke eine bedeutende Anzahl von Geschossen lag, das Schiff außerdem eine unverhältnißmäßig große Bemannung an Bord trug. Es ließen sich zwar auf dem Verdecke immer nur wenige Individuen auf einmal sehen, aber es unterlag keinem Zweifel, daß die auftauchenden und verschwindenden Gestalten nicht immer dieselben waren.

Der Gouverneur ordnete deshalb Vorsichtsmaßregeln an; das fremde Schiff wendete jedoch noch vor Einbruch der Nacht und verschwand mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne spurlos am fernen Horizonte.

Auch in den nächsten Tagen ließ sich nichts Verdächtiges mehr blicken, so daß ein zweiter Umstand, welcher hätte Argwohn erregen können, völlig in Vergessenheit gerieth.

Wenige Tage, bevor das verdächtige Schiff der Insel sich genähert hatte, war auf dieser eine alte Griechin in einem kleinen, mit nur zwei Matrosen bemannten Einmaster, einer sogenannten Stella, angekommen.

Dieses Weib erhielt ohne große Schwierigkeiten Einlaß in das Damen-Asyl, weil sie von einem Handelshause zu Smyrna, das für die Insel verschiedene Manufacturen zu liefern pflegte, nicht nur

ein Beglaubigungsschreiben, sondern auch schon längst bestellte Waaren überbrachte.

Niemand bemerkte, daß die alte, verschmitzte Griechin der schönen Isabella heimlich ein Briefchen zugesteckt und von ihr eine Stunde später eine Antwort zurückempfangen hatte.

Die Griechin fuhr am nächsten Morgen wieder ab, angeblich nach Smyrna, für welche Stadt ihr von der Vorsteherin des Damen-Asyls vielfache Aufträge ertheilt wurden.

Von dieser Stunde an wurde die Tochter des reichen Don Manuel von einer großen Unruhe gequält. Ihr Auge glühte noch düsterer als bisher und ihr Busen wogte stürmischer denn je. — Heftiges Unwohlsein vorschützend, zog sie sich auf ihr Kämmerlein zurück, denn jede der Ansiedlerinen besaß deren eins für sich.

Isabellas Fenster ging auf die See. Unablässig blickte sie auf die blauen Wogen hinaus, die, als wollten sie den Sturm, der in dem Inneren der Spanierin rastlos tobte, versinnlichen und accompagniren, sich mit Wuth an der Felsenküste der Insel brachen, denn es wehte ein heftiger Ostwind, der allmälig in einen Orkan auszubrechen drohte.

Isabella wies alle liebevollen Anerbietungen ihrer „Schwestern", welche die Kranke durch Gespräche und Musik zerstreuen wollten, beinahe barsch zurück; sie bat dringend, ihr volle, ungestörte Einsamkeit zu gönnen, denn dies werde ihr die beste und sicherste Linderung ihres nervösen Kopfleidens bringen.

Man that der stolzen Spanierin zu Willen und ließ sie also völlig ungestört.

Isabella hielt ihre Thüre stets verschlossen und öffnete nur, wenn die dienende „Schwester" des Tages ihr frisches Wasser und jene wenige Nahrung brachte, die sie selbst verlangt hatte. Das von der Griechin übergebene Briefchen ruhte in ihrem Busen, wenn sie es nicht, wie es wohl hundert Male des Tages geschah, mit zitternder Hand aus seinem reizenden Verstecke hervorholte, es las und wieder las und schließlich unzählige Male an ihre Lippen drückte.

„Endlich, endlich," murmelte sie dann stets zum Schlusse, „endlich wird er wiederkommen, er, das Ideal meines Herzens, er, den ich glühend und unauslöschlich liebe, trotz seiner schauderhaften Verbrechen, trotz seiner namenlosen Greuel, die seine Rächerhand vollführt. — Ach, ich bin nicht geschaffen, um hier eine Tugendpuppe

zu spielen! Ihm, den ich liebe, habe ich angehört, ihm will ich wieder angehören, ja, ja ganz und gar mit Leib und Seele! Welche Thörin war ich in meiner Anwandlung von Reue? Kann ich's ändern, daß Vater und Tante inzwischen aus Gram über mein Verschwinden starben? Ist mein Vater nicht selbst, wenigstens zum Theile Schuld, daß es so kam? Hatte Robert nicht die besten Absichten, als er mich entführte? Er wollte das Piratenschiff im Stiche lassen und nach Amerika mit mir entfliehen; mein Vater sollte dazu seine Einwilligung und ein bestimmtes Kapital hergeben, denn Robert war durch die Großmuth, mit der er Alles geopfert, um das Leben meines Vaters und seiner Leute zu retten, zum Bettler geworden. Was sendete mein Vater als Antwort auf unsere vereinte rührende Bitte? Seinen Fluch — oh! von diesem Augenblicke an war ich verloren! Robert hatte bis dahin meine Tugend verschont; jetzt in der Verzweiflung meines Herzens, empört über die Herzlosigkeit meines Vaters forderte ich selbst meinen Robert auf, unseren Bund Angesichts Gottes zu schließen. — In einer öden Bucht der Küste von West-Afrika, drei Monate nach meiner Entführung, unter dem Geheule der Schakale und dem Brüllen der Löwen, die am Meeresstrande im Dunkel der Nacht Kühlung suchten, ward am Bord des „Rächer" meine Hochzeit gefeiert. — Ach, welch' wonnevolle Nacht! Aber bald folgte dem süßen Sinnentaumel die Stunde der Ernüchterung. — Robert liebte mich zu zärtlich und innig, um nicht zu schaudern, wenn er einen Blick auf die Umgebung warf, in der wir lebten. Wenn ihm heute etwas Menschliches zustieß, war ich eine Beute der wilden Piraten, die nur das Recht des Stärkeren anerkannten. — Und dennoch, mein Robert, warum gab ich Deinen inständigen Bitten nach, uns wenigstens für einige Zeit zu trennen? Du schworst, daß Du binnen Jahresfrist Dein Rächeramt für immer aufgeben und dann nur mir, mir allein leben wollest. Jetzt hältst Du zwar endlich, endlich Dein Wort, aber welch' unsägliche Qualen litt ich durch die Trennung von Dir! — Ach! — nimmer werde ich der verzweiflungsvollen Stunde vergessen, als wir uns in Bombay trennten, wo wir uns tollkühn eingeschlichen hatten! Du übergabst mich zwar guten Händen; der ehrwürdige Brahmine Ganesas nahm sich meiner wie ein Vater an, er meinte es so gut, indem er mich an unsere Oberin wies, die damals in Bombay auf der Durchreise sich befand und mit der Idee schwanger ging, unter dem Schutze einer Freimaurerloge ein

Asyl für „gefallene Mädchen“ zu gründen und deren Besserung auf der Basis der Arbeit und Selbsterkenntniß anzustreben. Eine schöne, eine humane Idee, aber — ich, ich habe keinen Sinn dafür, ich will, ich muß meinen Robert wieder haben, mit ihm werde ich nöthigenfalls zu sterben wissen und sollte auch der grauenhafteste Tod mir darob beschieden sein!“ — — —

In solchen und ähnlichen Selbstgesprächen erging sich Isabella Stunde für Stunde.

Aus diesen Aeußerungen des höchsten Liebes-Paroxismus, welchen wir bei einer heißblüthigen Spanierin wohl für ganz natürlich finden dürfen, entnehmen wir zugleich mannigfache Aufklärungen über Vorfälle, deren Bekanntgabe wir dem Leser schon längst schuldig gewesen sind.

Isabella's aufgeregter Zustand würde gewiß zu einer wirklichen Krankheit geführt haben, wenn nicht, als gerade zehn Tage nach Ankunft der alten Griechin aus Smyrna verstrichen waren, ein von der liebeglühenden Spanierin so heiß ersehntes und mit Zuversicht erwartetes Ereigniß wirklich eingetreten wäre. —

Verwirrt, ja zu Tod erschrocken fuhren eines Nachts die schönen Insassinnen des Asyls aus ihrem ersten Schlummer empor. Mehrere Schüsse waren in der Nähe der Einfriedung des Gartens gefallen und aus den Wächterhäusern bei den Zugängen drang ein wüstes Geschrei herüber. — — —

Vierzehntes Capitel.

Das geheimnißvolle Bild.

Weit hinweg vom „classischen Boden" des alten Hellas entführen wir nun den Leser nach den Marschen der Niederlande, um auf diesem vom Meere abgerungenen Stück Erde endlich die Lösung eines schon oft erwähnten Räthsels zu finden.

Weithin in der unbeschränkten Fläche ziehen sich in Holland Wiesen, im allerfrischesten Grün, bald offen, bald durch Deiche geschützt; wohlgenährtes Vieh lagert darauf; hinten am Horizont stehen hohe Windmühlen wie Thürme, aber vorn kleine Wäldchen im üppigsten Baumwuchse, freundliche Häuser mit spiegelhellen Fenstern, oder kleine gothische Kirchen sehen über die Deiche, auf denen hölzerne, wunderlich geformte und bunt bemalte Wägelchen leicht hingleiten. Wagen und Deiche und Bäume und alle frischen Farben wiederholen sich noch frischer im klaren Spiegel des Stromes. So hat man schon hier, ohne noch das Land betreten zu haben, das Gefühl der niederländischen Landschaft, die Eigenthümlichkeiten, welche die Richtung des Lebens wie der Kunst bestimmen mußten. Dieser weiche, unzuverlässige Boden ist zur schnellen That nicht bestimmt; gegen das schnellwachsende Wasser hilft weder Kraft noch Entschluß, nur Vorsicht und Geduld. Der Sinn für die Form wird hier nicht angesprochen, wo die Fläche immer gleich ist. Der Sinn für die Farbe bildet sich aus und mit ihm die Freude am sinnlichruhigen Leben, welches das Verdienst wie der Genuß der Vorsicht ist.

Es ist zwar keinem Zweifel unterworfen, daß die Städte am

meisten den Charakter der Bewohner ausdrücken, vorausgesetzt nämlich, daß es keine Kunstproducte sind, die eben nach der Laune ihrer Schöpfer aussehen müssen; aber bei Amsterdam ist das so leibhaftig der Fall, daß Jeder, der etwas vom Charakter der Holländer wüßte und plötzlich hierher versetzt würde, nicht schwer thun könnte, sich zurecht zu finden. Es ist die Stadt sowenig als das Gemeinwesen der Holländer alt. Sie erhob sich erst, als Antwerpens Stern sank und die Flagge der Generalstaaten auf allen Meeren zu wehen begann.

Natur und Ansehen der Stadt sind höchst eigenthümlich. Man hat es zwar gern das nordische Venedig genannt, und es hat mit der Lagunenstadt allerdings Einiges gemein. Das Y kann eigentlich auch für nicht mehr als eine Lagune gelten. Der Boden ist auch hier nur Schlamm und Sand und mußte erst durch Pfähle, man kann sagen, durch versenkte Wälder und Berge, gewonnen und gesichert werden. Auch geht das Meer durch hundert Canäle, die eben so viele Lebensadern das Verkehrs sind, durch die Stadt; sie selbst steht auf 90 Inseln, die durch 290 Brücken verbunden sind. Aber bei näherer Besichtigung schwindet die Parallele bedeutend. Für's Erste sieht man auf einen Blick, wie in Venedig für Kunst und Schönheit, hier fast nur für Nutzen und Bedürfniß gebaut wurde. Venedig steht unmittelbar im Wasser und steigt unmittelbar aus dem Wasser, ist nur „Wasser und Stein"; kein Fleck etwas Grünes, kein Raum, sich neben dem Wasser umzukehren, die wenigen öffentlichen Plätze abgerechnet. Der Holländer sucht aber Land zu gewinnen, Raum für breite Straßen und seinen Lieblingsanblick, grüne Bäume, abgesehen davon, daß der Rücken seiner Hauptstadt an festes Land stoßt. Nun noch vollends der südliche Hauch, der über Leben und Treiben des gondelfahrenden Venezianers schwebt, während der Holländer nur schwere Schiffe mit brauchbaren Dingen schleppt und überhaupt die personificirte Prosa in allen seinen Verrichtungen ist.

Schon von alten Zeiten sind verschiedene Docks, d. h. Hafenbassins, aus dem Y ausgeschnitten, wovon die berühmtesten der Reichsdocks und der Freihafen sind; dazwischen liegt eine weite Wasserfläche, durch Pfähle eingepfercht. In neuester Zeit sind dazu zwei großartige Docks, der östliche und westliche gekommen, die wohl an 1000 größere Schiffe bergen könnten. So ist die ganze Nordseite der Stadt so zu sagen zu einem einzigen großen Haf.n umgeschaffen. Dazu kommt nun noch ein weit aussehender Bau für die leichte Zu-

und Abfahrt der Schiffe. Die Zuidersee ist sehr stürmisch, und so lange blos dieser Weg offen stand, mußten die Schiffe oft Wochen und Monate harren, bis sie günstig durchkamen. Nun ist durch Nordholland, d. i. dem Landstrich Amsterdam gegenüber, der zwischen der Nord- und Zuidersee liegt, der große Nordcanal gegraben, der 120′ breit, 10′ unter dem gewöhnlichen Meeresstrand und 14 Stunden lang, vielleicht nicht seines Gleichen in der Welt hat. Man sieht, welch' eine Energie und welche Kosten die Holländer daran wendeten, sich den ungeschmälerten Besitz des Handels zu erhalten.

Innerhalb dieses großartigen Rahmens gemeinsamer Opfer und Einrichtungen hat sich nun Jeder in seiner Weise niedergelassen und sein Oertchen bereitet. Auch hier ist zuerst für Sicherheit und Nutzen gesorgt. Wie gesagt, sind alle Häuser auf Pfähle gestellt, daher der bekannte Witz des Erasmus, er kenne Leute, die wie die Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnen. Man sieht daher auch manches Haus ein wenig kopfüber oder sonst zur Seite geneigt, als wollte es ein gemüthliches Schlümmerchen halten.

Das Baumaterial der Häuser sind fast durchaus rothe Backsteine, durch weiße Fugen von Mörtel verbunden. Auch sind die Häuser insgemein schmal, auch nicht besonders hoch, wenigstens im Vergleich mit anderen Hauptstädten. Die Bauart ist größtentheils dieselbe; das ganze untere Geschoß nehmen die großen Fallfenster der Auslagen ein, darüber steht Fenster an Fenster, denn da man in der Enge blos vorne zum Lichte kam, mußte man hier möglichst viel zu erobern suchen. Das Dach hat in der Regel einen hohen Giebel, so daß in den langen Gassen und Straßen die Häuser wie eine Reihe Soldaten aufmarschirt erscheinen. Nur in der Herrengracht hat sich ein vornehmerer Ton einschleichen wollen und sieht man viele Häuser mit horizontalem italienischem Abschluß, aber sie verschwinden in der Masse der übrigen als Fremdlinge und werden dem Amsterdamer Bürger schwerlich einen anderen Geschmack beibringen. Was an Schmuck und Zierath an diesen Häusern zu finden ist, gehört zum Seltsamsten, was man sich denken kann. Die Grundfarbe ist die dunkelrothe des Ziegels, die noch durch Oelfarbe recht kräftig gemacht ist, hier und da dunkelbraun bis schwarz — ich glaube, in ganz Amsterdam ist kein weißes Haus. Hingegen sind alle Simse und was sie sonst noch zur Zierde hinzuzuthun für gut fanden, weiß, besonders in der Verzierung der Giebel. Jeder hat den seinigen auf

eigene Weise aufgeputzt. Schnörkel auf und ab, Wülste und Würste, Fratzen und Blumenguirlanden, Schnecken und andere Formen, im Einzelnen immer nett, im Ganzen immer barock und geschmacklos. Darüber ragt endlich die Glorie des Hauses, der Kamin, der gewiß in der ganzen Welt nirgends seltsamere Gestalten annimmt, bald kerzengerade, meistens wie ein Schwalbenschwanz auseinandergehend, hier und da ganze Büschel von Kaminen, die wie Fächer sich ausbreiten. Selbst bei fremdartigen Gebäuden, die wie jene italienischen etwas classische Glätte überwerfen wollten, konnte sich der Holländer nicht verleugnen; flugs war er da und machte irgend eine seiner sinnreichen Zierathen oder eine Gabel am Kamin hinauf, wodurch für den Fremden der classische Eindruck sicher in unauslöschliches Gelächter sich auflöst. Es kommen unter dem Braun und Weiß, die sich natürlich grell genug abheben, noch andere bunte Zuthaten. Die Fensterläden oder Jalousien haben sie meistens lebhaft grün, das sonstige Holzwerk an Auslagen u. s. w., wenn nicht weiß, lichtgelb. Denkt man sich nun lange Straßen, in der Mitte durch breite, schiffsbedeckte Canäle durchschnitten, mit grünen Bäumen besetzt und durch solche bunte Häuserreihen geschlossen, so kann man sich in Etwas den wunderlichen Eindruck vorstellen. Dazu kommen noch einige Kirchthürme, die man auf den verschiedensten Seiten der Stadt erblickt und die nothwendig zum Bilde des Ganzen gehören. Es ist ein ganz eigener Geschmack in diesen Thürmen von der großartigsten Kleinigkeit, die man sich denken kann; Säulchen, Vögelchen, Spitzchen, Kuppelchen übereinander, zuhöchst noch Kuppelchen blos aus Rippen ohne Dach, also durchsichtig und darüber die Spitze, Alles blank und reich vergoldet, überdies mit Glöcklein behängt, an denen den ganzen Tag das Gebümmel des Glockenspieles nicht aufhört; wenn es einen Fleck in Europa gibt, der ein Bischen chinesisch ist, so ist es gewiß Holland und Amsterdam.

Das holländische Haus- und Familienwesen wäre viel interessanter zu beobachten, aber man kann in Holland schwerer als irgendwo in das häusliche Heiligthum hineinschauen und muß sich mit einigen Schlüssen von außen begnügen. Bei all' den Fenstern, welche die Häuser an der Stirn tragen, ist der Holländer doch ein sehr verschlossener Mensch, Alles ist versperrt und verhängt, daß kaum ein Luft- und Lichtstreif und jedenfalls kein Stäubchen hineinkommt. Dabei wollen besonders die Frauen dennoch ihrer natürlichen Neugier

nicht allzuviel Abbruch thun und haben an fast allen Häusern Spiegel vor den Fenstern, in denen sie, ohne sich selbst den profanen Blicken auszusetzen, die Gassen auf- und niederblicken können. Aus allen Häusern blickt Wohlstand und Bequemlichkeit; es ist erstaunlich, was man oft in den nächsten besten Bürgerswohnungen an Teppichen, Mahagony, köstlichen Gefäßen u. s. w. zu Gesichte bekommt. Dies wird aber mit einer Sorgfalt, die an Leidenschaft grenzt, aufbewahrt und blank gehalten. Nirgends sieht man mehr scheuern, kehren, spritzen, poliren als hier. Ein großer Theil der ärmeren Bewohner hat seine Wohnungen unter der Erde, nämlich in den Kellern, und muß durch ein tief gelegtes Fenster zur Straße hinaufschauen. Dennoch sieht es selbst in diesen Löchern oft recht freundlich aus. In der Regel haben sie ihre Fenster mit Eisengittern wohl verwahrt, dahinter ein freies Plätzchen, auf dem sorgfältig gepflegte Blumen stehen. Dasselbe gilt von den Leuten, die auf den Schiffen hausen, deren ebenfalls eine gute Anzahl ist; Alles ist reinlich und nett und die Blumen fehlen nicht. Es versteht sich dem Gesagten zufolge wohl von selbst, wie sehr sie auch auf Reinlichkeit und Nettigkeit in der Kleidung sehen, was besonders von den Frauen gilt; überall an den blanken Fenstern und Thüren, in dem polirten Gewölbe stehen sie, wie aus dem Glaskasten hervorgeholt. Uebrigens machen ihnen besonders die Engländer das schlechte Compliment, daß sie etwas „Austernhaftes — ostryous —“ an sich hätten, nicht blos in einer dicken, quallenartigen Constitution, sondern auch im Gesicht, als seien sie mit anderen Wesen, die im feuchten Elemente leben, aus dem Wasser gekrochen und noch nicht zu Menschen gebacken. Nun, das griechische Ideal wird man unter Holländerinen nicht finden, auch keine Laura, kein Gretchen und wie die poetischen Gestalten alle heißen; aber rothe Gesichter, gesunde Behäbigkeit, hier und da einen Umfang der über die Schönheitslinie hinausgeht, und zwar etwas oft. Den Schmuck lieben sie sehr und tragen viel an Ringen, Armbändern, Brochen u. s. w. zur Schau. Ein absonderlicher Schmuck, der von ganz gemeinen Personen bis zur staatmachenden Dame hinaufgeht, ist eine Art goldener Krone oder Haube, die das Oberhaupt bedeckt, an der Stirn einen Ausschnitt hat, daß sie frei bleibt und neben den Ohren eine Rose oder etwas Aehnliches bildet. Die gemeinen Frauen tragen darüber ein weißes durchsichtiges Häubchen, die Damen außerdem den französischen Hut, so daß der Schmuck nur ein wenig

sichtbar wird. Hier und da schlingt sich noch eine Agraffe quer über die Stirn. Diese Krönchen sollen als Familienschatz sehr hoch gehalten und mit größter Sorgfalt aufbewahrt werden. Was die Männer betrifft, so hat der echte Holländer einen eigenen unverkennbaren Typus: breites Gesicht, die Stirn hingegen schmäler, dicke Wangen, an denen der Backenbart sorgfältig bis in die Nähe des Mundes gepflegt ist, hervorstehendes Kinn, etwas abwärts geschlitzte Augen, so daß sie gegen die Nase zusammenneigen und einen ebenfalls abwärts gespitzten Mund mit lächelndem Ausdruck.

Wenn es in Europa überhaupt eine physiognomische Aehnlichkeit mit den Japanesen und Chinesen gibt, so ist sie unter den Holländern zu suchen, wenn diese auch in ihrer ganzen Industrie mit jenen fernen Ostvölkern die meiste Aehnlichkeit haben und seltsamer Weise von allen europäischen Nationen mit ihnen auf dem besten Fuße stehen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der holländische Bürger, der ja meistens Handelsmann ist, die Ordnung selbst ist. Er lebt nicht viel außer der Familie; man sieht dies am besten aus der geringen Zahl der Gast- und Caffeehäuser in den belebtesten Städten und überhaupt an den wenigen öffentlichen Unterhaltungsorten. Ja, in den Gasthäusern selbst macht man so wenig Aufhebens um den Fremden, daß es mehr scheint, man theile aus Gnade mit ihm Tisch und Wohnung, als daß man ihn anzulocken und festzuhalten sucht. Es ist dies nicht immer bequem, allein ich gestehe, daß es mir besser gefällt als das aufdringliche, marktschreierische Wesen am Rhein. Der Mynher hat aber auch sein regelmäßiges Bedürfniß, Abends seine „Wandeling" zu machen, seinen Thee draußen zu schlürfen und sein Pfeifchen draußen zu schmauchen. Zu diesem Zwecke haben alle Wohlhabenderen ihre „Buitens" (buiten, im Gegensatz zu innen, heißt draußen), kleine Gärtchen mit Sommerhäuschen, sorgfältig gehegt und gepflegt, gewöhnlich an einen Canal stoßend. Solche Gärtchen sind überall in der Nähe der Städte und auch um Amsterdam in großer Zahl. Sie tragen meistens sehr friedliche, behagliche Aufschriften, wie z. B. Lust en rust (Lust und Rast), Wel tevreden (wohlzufrieden), Groot genoeg (groß genug), Vrede best (Friede das Beste) u. s. w. Das Alles mag nun sehr philisterhaft sein, aber es ist unleugbar gemüthlich.

Wenn von dem Charakter der Holländer die Rede ist, darf ein wesentlicher Zug derselben, die Blumenliebhaberei, nicht unberührt

bleiben. Der Blumenmarkt zu Amsterdam gibt uns Gelegenheit, diese nationale Leidenschaft guter Art kennen zu lernen.

Ein schönes Genrebild, ein hübsches Stück holländischen Lebens gewährt der Anblick desselben. Unabsehbare Reihen von Blumen waren dort auf Reihen und Gestellen aufgestapelt, eine ungeheuere Menge Verkäufer, dicht ineinander gedrängt, strengten ihre Lungen auf's Höchste an, machten in allen Nuancen der Stimme auf ihre Blumen aufmerksam und suchten durch irgend etwas Auffallendes in dem Tone ihrer Worte, in den Geberden, mit denen sie die Blumen dem Vorübergehenden unter die Augen, respective Nase hielten, irgendwie Aufsehen zu erregen, um so die Käufer von dem Nachbar weg zu sich heranzuziehen. Zwischen den Blumengassen trieb sich munter das Volk umher, scherzend und lachend, jubelnd und jauchzend nach Herzenslust. Denn dieser Blumenmarkt ist besonders für's Volk bestimmt, und so waren denn natürlich von denjenigen Gewächsen, wie Orangen, Camelien und dergl., die nur reiche Leute kaufen können, verhältnißmäßig sehr wenige aufgestellt, so daß ein Blumenfreund schwerlich hier seine Rechnung gefunden hätte. Blumen, die einen angenehmen Geruch verbreiten, waren hier auch nicht in großer Menge, denn das Volk hat keine feine Nase. Aber desto mehr fanden sich hier Blumen, die sich durch lebhafte Farben auszeichnen: Ringelblumen und die schreiendgelben Stinkblumen, die man beide bei uns nicht einmal im Garten haben mag, bilden hier in Töpfen die große Mehrzahl aller ausgestellten Blumen, und diese wurden von dem Volke mit Eifer gekauft.

Der Sinn für Blumen ist ungemein groß in Holland; aller Orten sieht man das Bestreben, durch sie der flachen, reizlosen Landschaft mehr Leben zu geben. In Amsterdam selbst ist die Blumenliebhaberei sehr bedeutend; denn allenthalben, wo in dieser engen, dumpfen Stadt, in die die Sonne nur wenige Strahlen sendet, sich an den Häusern ein freies Plätzchen findet, sieht man Blumen, die hier freilich schwer gedeihen und leicht kränkeln, da Luft und Licht sparsam zugemessen sind. Das Bedürfniß, in diesem großen Kerker ein Stückchen Natur zu haben, überwindet viele Schwierigkeiten, die weniger zähe Leute als die Holländer abschrecken würden.

Die Holländer sind Freunde lebhafter Farben; nirgends in der Welt sieht man alle möglichen Gegenstände, Häuser, Schiffe, Brücken, Zäune, Mühlen besser und sorgfältiger in Farbe gehalten, nirgends

wird besser und glänzender lackirt als hier in Holland. Wo man hinsieht, erblickt man Anstreicher in Thätigkeit, welche die kaum beschädigten Stellen wieder auffrischen; hundert Gegenstände, die bei uns nicht beachtet im Winkel stehen, sind hier mit einer glänzenden Farbe bestrichen. Mit dieser Lust an Farben, die durch das ganze Volk verbreitet ist, hängt es auch sicher zusammen, daß das kleine Holland so viele Maler hervorgebracht hat, und wiederum ist das lebhafte Colorit, das diese ihren Bildern gaben, eine Folge des Nationalgeschmacks. Dieser Neigung für helle Farben entsprechend, richtet sich auch die Cultur der Blumen hier viel mehr auf die Farbenpracht als auf den Duft, den sie verbreiten; das liebliche, aber unscheinende Heliotrop, die Reseda und ähnliche Blumen, sieht man hier nicht, dagegen werden die stolzen Tulpen, die Georginen u. s. w. in Menge gezogen und die Hyacinthen sind nur wegen ihrer Farbenpracht geschätzt, von ihrem Duft spricht Niemand.

Man kann indeß von Holland unmöglich eine vollkommen genügende Anschauung erlangen, wenn man dabei nicht zugleich das angrenzende Belgien in's Auge faßt, dessen Völkerleben und Geschichte durch so viele Jahrhunderte mit jenem der Niederlande auf das Innigste verknüpft gewesen ist.

Belgien ist in der That eine merkwürdige Mischung der Bevölkerung, indem die romanischen Wallonen und die deutschen Vlamänder auf die verschiedenste Weise sich begrenzen und in einander übergehen. Der Wallone hat nicht die Leichtigkeit des benachbarten französichen Blutes, sondern einen Beisatz von deutschem Phlegma erhalten, der ihn zum kräftigen, ja auch gewaltsamen Choleriker macht. Der Vlamänder umgekehrt hat die Kälte und starre Zähigkeit der holländischen Wassermenschen, sein heißes, romanisches Blut hat sich in das kältere deutsche gegossen und gibt ihm Regsamkeit, Schnellkraft, Leidenschaftlichkeit, mehr, als man sonst bei einem deutschen Stamme trifft. Die Geschichte von Belgien ist ein höchst interessanter Abschnitt der allgemeinen europäischen Geschichte; sie gibt ein Bild voll Rubens'scher Frische und Vollblütigkeit, hier und da untermischt mit unheimlichen Rembrandt'schen Licht- und Schattenpartien. Hier war die Geburtsstätte bürgerlicher Freiheit zu einer Zeit, da das ganze westliche Europa noch unter dem Joche des Faustrechtes seufzte. Hier entwickelte sich früh ein Aufschwung und eine Blüthe des Städtethums mit Handel und Gewerbe, wie es erst viel später und kaum

irgendwo in diesem Maße in Italien und Deutschland gedieh. Mit dieser städtischen Blüthe ging eine hohe Bildung Hand in Hand; das beweisen heute noch die herrlichen Bauten aus jener Zeit, die Werke der ersten niederländischen Malerschule und manches Andere. Freilich kam mit dem Wohlstand auch ein Uebermuth, der die gräulichsten Kämpfe, die wildesten Ausbrüche der Gewalt hervorbrachte. Man braucht blos an die Aufruhre und Parteischlachten, wie sie in Gent und Brügge vorkamen, zu denken. Es war hier noch unglücklicher Weise das Kampfgebiet des romanischen (französischen) und deutschen Elements, zwischen denen das Volk, wie zwischen zwei Mühlsteinen, beständig gerieben wurde — ein Kampf, der bis an den heutigen Tag fortdauert. Die Zeit der burgundischen Herrschaft war äußerlich die glanzvollste, obwohl die bürgerliche Freiheit von Innen manchen Stoß erlitt. Mit der österreichisch-deutschen Herrschaft unter Kaiser Max erschien die glücklichste Verbindung mit dem großen Körper des Reiches vollbracht, und der französische Einfluß, der für Belgien immer verderblich war, für immer gebrochen — aber leider kam es in der Wirklichkeit anders. Nachdem der große Geist Carl V. zur Ruhe gegangen war, kam jene einseitig spanische Richtung an's Ruder, die mit despotischer Willkür den Niederländer in den spanischen Stiefel zwängen wollte. Uebergriffe, Mißgriffe, schonungslose Rückschläge beiderseits und jener unheilvolle Kampf, in dem, wie der billige Conscience es bitter beklagt, nicht nur der Wohlstand des Landes, sondern die edelsten geistigen Güter untergingen. Der spanische Krieg brachte den Niederlanden all' das Unheil, das im folgenden Jahrhundert der dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte. Das Resultat des Kampfes, der auch Spanien zu Grunde richtete, war die Unabhängigkeit Hollands und eine Art Mittelherrschaft für die südlichen Provinzen, die endlich völlig an Oesterreich übergingen. Diesem Umstande war für die genannten Provinzen die Wiederherstellung der kath. Religion zu danken. Das will nicht so viel sagen, daß sie etwa dem Volke mit gewaltsamen Maßregeln aufgezwungen wurde. Der Belgier ist schon von Natur aus anders geartet, als der Holländer, für ihn hatte der Calvinismus auf die Länge nichts Anziehendes, er brauchte blos auf die alten Bahnen zurückgeführt zu werden, um mit Leib und Seele katholisch zu bleiben. Es gehört zum Grundcharakter des Belgiers: er ist katholisch. Noch heutzutage findet man vielleicht in wenigen katholischen Ländern einen so

thatkräftigen Glauben wie hier, der ohne Scheu, aber auch ohne Ostentation in kindlicher Unbefangenheit, wie er sein soll, geübt wird. Endlich besteht auch im Volke noch lange nicht jene Alleinherrschaft der materiellen Interessen, wie man es wohl vom Holländer sagen kann. Der Belgier hat mehr Sinn für das Schöne und Große, er ist nicht so viereckig und prosaisch, wie der Holländer-Philister, er ist phantasienreicher, poetischer, der Begeisterung für das Höhere leicht zugänglich, großherzig. Man braucht blos in's Auge zu fassen, wie viel hier in jedem Orte für die Erhaltung der historischen Denkmäler und überhaupt für die Kunst geschieht. Ich sah keine einzie Kirche, kein Rathhaus, kein anderes öffentliches Gebäude, das nicht entweder im besten Zustande war, oder woran man nicht eifrigst bemüht war, die Unbilden, die eine elende Zeit darüber gebracht, abzuwischen. Das hängt mit einer anderen Eigenschaft des belgischen Volkes zusammen, der Pietät gegen die Erinnerungen der Vorzeit, der Dankbarkeit gegen die alten Fürstenhäuser, dem schönen Stolz auf ihre Geschichte und die großen Männer der Vorzeit. Man wandert in ganz Belgien wie in dem Ahnensaal eines altadeligen Hauses, dessen Bilder dem Enkel von alter Größe erzählen und ihm mächtiger zureden, derselben würdig zu sein, als es Worte könnten. Damit verbunden ist der Nationalstolz, der hier in voller Blüthe steht, und der seine gute, wie seine schlimme Seite hat. Das Gute daran ist eben das edle Ehrgefühl, das alles Unwürdige verschmäht und sich niemals, weder gegen den Eingebornen, noch gegen den Auswärtigen wegwirft; die Vaterlandsliebe, die der größten Opfer fähig ist, und ihre Rechte mit Eifersucht hütet. Das Schlimme aber daran ist die ewige Selbstbereicherung. Dagegen hat der Belgier glücklicherweise ein Gegengewicht in der angeborenen Energie seines Charakters, die ihm eher zum Uebergriff und zum gewaltsamen Ausfahren treibt, als daß sie ihn ruhen ließe.

Im Umgange und im Privatleben kommt Einem der Belgier auf eine Weise entgegen, daß man alsbald mit ihm leben möchte. Er ist freundlich und zuvorkommend, gesellig und theilnehmend. Er lebt gern außer dem Hause und freut sich der Gesellschaft; sein Haus hat nicht wie das des Hollländers den Charakter eines versiegelten Schatzkastens, sondern einer offenen Wohnung, wo man gern aus- und eingeht. Wo mehrere Belgier beisammen sind (und das ist zu gewissen Zeiten in Gärten, Gasthäusern, Estaminets und Plätzen der Fall, da wird eifrig

und lautgesprochen, disputirt, gelacht und gejubelt. Besonders haben die Frauen eine besondere Geschwindigkeit, ihre vlämischen Laute über einander zu jagen.

Ein wichtiges Element des öffentlichen Lebens ist immer und vielleicht noch lange Zeit der Gegensatz des französischen und deutschen Einflusses in Sprache und Sitten. Die Regierung redet, die bedeutenderen Journale ebenfalls, die Kammern verhandeln französisch, die Bevölkerung hingegen ist gröstentheils deutsch, das heißt vlämisch, und die Interessen müssen mehr und mehr ihren Schwerpunkt in Deutschland suchen. Auch ist eine gute Zahl bedeutender Männer im Lande selbst im edelsten Sinne für vaterländischen, das heißt deutschen Aufschwung thätig, vorzüglich durch Anregung der vlämischen Sprache und Literatur. Darunter steht voran der edle Conscience, dessen Novellen von Diepenbrock übersetzt sind. —

Kein größerer Gegensatz als zwischen Brüssel und Antwerpen, obwohl sie nur anderthalb Stunden auseinander liegen. Brüssel könnte eben so gut zu Frankreich, Antwerpen zu Holland oder Deutschland gehören, aber auch wieder Brüssel bildet Paris vor, Antwerpen London. In Brüssel spricht Jeder französisch und Jeder versteht es; in Antwerpen ist bei Fragen und Anreden alle Augenblicke die kopfschüttelnde Antwort: „Vlamisch!“ daß heißt ich bin ein Vlamänder. Brüssel hat seine Straßen voller Läden mit Glasfenstern, bis auf den Boden langend, mit Gas beleuchtet. Der Dandy aus allen Ländern, Damen von jeder Jugend, Arbeiter in Blouse schlendern dort umher bei Tag und Nacht, um die geschmackvoll ausgestellten Waaren jeder Art zu besehen. Mehrere Theater spielen jeden Abend und schließen erst um 11 Uhr ihre Vorstellungen. Estaminets und Café's, durch zwei bis drei Stöcke eines Hauses sich hinziehend, oft mit Sitzen auf der Straße, tönen wider von dem Klappern der Brettspiele und dem Rollen der Billardkugeln und sind angefüllt mit Zeitungslesern, über, denen allen, auf erhöhtem Sitz hinter dem Buffet, die Dame thront welche die Aufsicht und Rechnung für alles zur Bedienung Gehörige führt. Alles will sich amusiren, und für jedes Amusement ist im Ueberfluß gesorgt. Alles lebt auf den Straßen und Boulevards. In Antwerpen aber sind fast nur die Läden der Confiseurs und Eßwaarenhändler nach Pariser Art ausgestattet; die Passagen in einem großen Gebäude mit der Aufschrift Cité vereinigt, ziehen nicht leicht Andere an sich, als die etwa was kaufen wollen, die Häuser sind meist auch im Erd=

geschoß bewohnt, aber nicht blos da, sondern bis oben hinauf vereinigen sich Rouleaux und Gardinen, um die Fenster bis auf den kleinsten Spalt zu verhüllen. Café's und Estaminuts gibt es zwar auch von jeder Classe und in großer Fülle, aber sie sind weder so glänzend noch so besucht wie die Brüsselr. Man lebt mehr der Arbeit, mehr dem Ernst, obwohl die Nähe der beiden großen Weltstädte London und Paris sich auch hier nicht verleugnet. Der Hafen Antwerpens mit den mächtigen Bassines, Docks zum Einladen und Ausladen für die größten Seeschiffe, gibt dem Theil der Stadt, der an ihm liegt, ein noch anderes Aussehen als den übrigen, jedes Haus am Quai ist ein Estaminet für Seeleute und Andere, die sich für wenige Groschen an Austern und allerhand Seegethier, sowie an allen möglichen englischen und belgischen Bieren erlaben wollen; jedes Haus in den angrenzenden Straßen hat seine Läden voll der buntesten Waaren jeder Art, die von den Schiffern aller Länder eingeführt oder eingeschmuggelt werden. Der breitschreitende Matrose und der Arbeiter mit der kurzen Thonpfeife im Munde drängen sich hier, bald arbeitend, bald müßig, durcheinander. Die Häuser sind noch höher und giebelreicher als in den andern Straßen, aber weniger klösterlich verhüllt; Mütter und Kinder sitzen vor den Thüren; es ist der gewerbliche, kleinhandelnde ärmliche Theil der Stadt, weit entfernt von den breiten Straßen, welche die Place Verte mit der Rubensstatue und den großen Hôtels und dem prächtigen Maireplatz mit Rubens Haus und des Königs Palast verbinden; Rubens hat überall seine Spuren hinterlassen. Die Stätte, die ein großer Mann betrat, ist eingeweiht und auch hier weiß jedes Kind von Rubens Statue, nach der es sich orientirt, und kennt seine Bilder in den Kirchen. In Brüssel ist außer der Gudularkirche wenig vom Kirchlichen zu sehen, und auch in dieser ist an Gemälden nichts Bemerkenswerthes; Antwerpen hat vor vielen andern seine Kathedrale, seine Kirche St. Jacques, seine Paulskirche, architektonisch bedeutend und interessant und angefüllt mit den Meisterstücken der niederländischen Schule.

Die Rathhäuser geben in beiden Städten schon durch ihr Aeußeres von gewaltigem Umfang und Höhe und ehrwürdigem Alter den Eindruck von der Bedeutung der Städte in Flandern. Das Brüsseler enthält auch im Innern interessante Portraits und Räume; der Saal, in dem das Urtheil über Egmont und Hoorn gesprochen wurde, ist jetzt für die großen Feste bestimmt, welche die Stadt alljährlich dem Kö=

nige gibt; in Antwerpen erfreut man sich zur Börsenstunde um 1 Uhr des regen Treibens dieser noch immer gewichtigen Handelsstadt, wie es sich auf dem rings umschlossenen Hofe und in den Seitenarkaden des Rathhauses entfaltet, während man in dem vergnügungssüchtigen Brüssel einen Mittag in dem Hôtel de Flanden für 4 Frcs. ein weltberühmtes Diner von vielleicht vierzig bis fünfzig verschiedenen Gängen einnimmt und Abends in dem geschmackvollen Theater St. Hubert einer Vorstellung beiwohnt.

Brüssel ist anerkannt eine der schönsten Städte von Europa; es besitzt aber dabei gewisse Vorzüge, welche es mit keiner der übrigen europäischen Hauptstädte gemein hat.

Die Hauptstadt eines jeden Landes ist nicht nur in ihren Bevölkerungsverhältnissen, in ihren geselligen und politischen Beziehungen, sondern auch selbst in ihrem Bauplane und ihrer äußern Gestaltung und Physiognomie der beste und bestimmteste Ausdruck des Charakters des ganzen Volkes, dessen Herz- und Centralpunkt sie darstellt.

Belgien ist ein reiches, üppiges und productenvolles Land. Sein Reichthum strömt vor allen Dingen in seiner Hauptstadt zusammen, dort liegt er auf den Märkten, in den Kaufläden und Buden, überall im Aeußeren und Inneren der wohnlichen Häuser zu Tage. Die Wohlhabenheit der Belgier, ihre Gemächlichkeit und Bequemlichkeit spricht sich überall in der Physiognomie ihrer Hauptstadt deutlich genug aus.

Die Natur des Landes Belgien ist mehr versprechend und anmuthig als großartig. Sie ist aus cultivirten Ebenen und reichbebauten Hügeln gemischt. Auch dies spricht sich wieder in der Lage und Umgebung von Brüssel aus, die weder so pittoresk sind wie die der Hauptstädte Schottland oder Süditaliens, noch auch so prosaisch einförmig, wie die Hauptstädte Rußlands und Preußens.

Das Senne-Thal erweitert sich bei Brüssel zu einer hübschen wiesen- und baumreichen Ebene. Rund herum aber liegen anmuthig bebaute Hügel. Die Stadt hat sich in ihrer Nachbarschaft, als wollte sie sowohl ein Pröbchen des waldigen und bergigen Wallonenlandes, als auch ein Pröbchen von vlämischen Marschländen in ihrer Nähe haben, den berühmten großen und dichten Wald von Soigne conservirt, und zugleich besitzt sie Triften, Weiden, Niederungen und Marschen links der Senne.

Dazu gruppiren sich schöne Parks und Gärten, nicht nur rings-

herum, sondern dieselben bringen auch überall mit frischem Baumlaube und Blumenparkets in die Ringmauern der Stadt selbst hinein, so daß Jeder, welcher die Stadt durchirrt, bald gewahrt, daß sie die Hauptstadt eines sehr cultivirten, anbaureichen Landes sein müsse. Madrid, die Hauptstadt eines Landes, in welchem die Gartencultur auf einer sehr niedrigen Stufe steht, ist im Vergleich mit Brüssel kahl, öde baum- und gartenlos wie Castilien selbst.

Wie die Elemente der Bevölkerung, wie die Züge der Natur des Landes, so findet man auch alle Beschäftigungsarten der Belgier in ihrer Hauptstadt wieder. — Rußland ist der Hauptsache nach ein militärischer Beamtenstaat, daher ist auch in seinem Capitale Petersburg fast Alles, entweder Beamter oder Militär. — In Belgien dagegen blühen sowohl die Künste und Wissenschaften als auch Fabriken und Industriezweige aller Art, und vor allen Dingen beseelte die Nation von jeher ein sehr unternehmender Speculations- und Handelsgeist. Sie hat daher alle diese Eigenschaften und alle jene ihre Lieblingsgewerbe auch in ihrer Hauptstadt zu erfreulicher Blüthe gebracht.

Brüssel ist somit nicht blos eine Residenzstadt der Fürsten und des Adels, nicht blos der Sammelpunkt der leitenden Beamten und der militärischen Kraft des Landes, es ist zugleich auch, und war dies von jeher, eine sehr rege Handels- und Fabriksstadt. Seine Spitzen-, Tuch- und Teppich-Fabrikate sind in der ganzen Welt ebenso berühmt, wie seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Resultate.

Brüssels Kaufleute, seine Bankiers, seine Fabrikanten sind ebenso groß und einflußreich, wie seine riesigen Capitalisten und seine Ländereien besitzenden Seigneurs. Wie man daher in der Stadt einen freien Garten neben einer dichtgedrängten Häusergruppe, ein gefälliges neues Gebäude neben einem ehrwürdigen, antiken Gemäuer findet, so entdeckt man auch neben einem luxuriösen Palastviertel eine mit langen Rauchfängen gezierte Fabriks-Abtheilung und dazu an den beschifften Canälen ein vom Verkehr und Wandel aller Art bewegtes Handelsquartier.

Man hat Brüssel wohl zuweilen „Klein-Paris“ genannt. Allein Paris ist vergleichsweise viel französischer, viel natinonaler und eigenthümlicher. Brüssel dagegen ist, wie die Natur des Belgiers selbst, viel gemischter, viel versöhnender, überhaupt viel kosmopolitischer. Und eben dieser Charakter drückt sich sowohl in allen Beziehungen

und neueren Zuständen der Stadt, als auch schon in seiner ganzen äußeren Erscheinung sehr bestimmt aus.

Ein deutscher Binnenland-Bewohner, ein Obersachse, ein Thüringer oder Brandenburger, macht in der Regel schon große Augen, wenn er zu den Städten unserer deutschen Niederlande, nach Bremen und Hamburg kommt und sieht, welchen zweckmäßigen, wohlthuenden Comfort die Menschen um sich geschaffen haben. Allein er wird seine Augen noch weit größer machen, wenn er einmal nach Belgien und Holland kommt, den ganzen Hausapparat eines reichen Bürgers von Brügge, Gent oder Amsterdam in Augenschein nimmt. In der That fröstelt mich ein wenig und es muthet mich nichts weniger als heimisch an, wenn ich mir in dem Hause eines Genter Kaufmannes oder Gelehrten den niedrigsten Grad von Luxus und Kunstfülle zurückrufe, mit dem sich in Deutschland ein Mann von einer gleichen Lebensstellung begnügt. Unbequeme hart gepolsterte Sopha's, geflochtene, zerbrechliche Rohrstühle, Lythografien statt der Oelgemälde an den Wänden, unbequeme, steinerne oder hölzerne Zimmerfußböden, die kein Teppich bedeckt und auf denen das Spielzeug der Kinder unordentlich zerstreut ist, Tische, auf denen nicht weggesetzte Caffeetassen oder andere gebrauchte Eßgeräthe herum stehen und wo zwischendurch ein schmutziges Buch aus einer Leihbibliothek erscheint, Fortepiano's, von denen man beim Eintreten des fremden Besuchers schnell die Hauben, Tücher oder was sonst darauf liegen blieb, wegräumt, und dergleichen Dinge kommen mir dabei in den Sinn. Statt dessen finden wir überall in Holland und in Belgien Speise-, Wohn- Gesellschafts- und Arbeitsstube zweckmäßig geschieden, die Zimmer überall mit schönen Tapeten oder Gemälden, die Fußböden mit Teppichen, welche das Hacken-, Nagel- und Sohlenledergeräusch aus dem Hause verbannen, wohlbedeckt. Eine eigene reichversehene Bibliothek liefert den literarischen Bedarf des Hauses. Was in die Küche, was in das Toilettezimmer gehört, ist dahin gebannt und dort wohl aufgehoben. Das ganze Mobiliar ist reich, geschmackvoll, zweckmäßig und bequem, dabei neue Eleganz und alte Solidität in angenehmster Harmonie vermählend.

Da man in diesem Lande alle die solidesten Holzarten der vier Welttheile zu den Möbeln von jeher verwendet, so conserviren sie sich lange, und man sieht in den Sopha's und Stühlen, Tischen und Schränken, namentlich in den Niederlanden, ebenso wie in den Häusern der Städte selbst eine ganze Reihe von Zeitaltern vertreten.

Es gibt da noch Schränke, Tische und Großvaterstühle, Gläser und Becher aus der Zeit der Oesterreicher, Spanier und Burgunder, nicht etwa nur in den Museen und Kunstsammlungen, sondern auch in gewöhnlichen Haushaltungen, im täglichen Gebrauch; man erkennt daher in diesen Wohnungen und Zimmern ein Spiegelbild auch der moralischen Zustände dieser conservativen Nation, welche auch in ihren Sitten, in ihrer Staatsgesetzgebung das Alte mit dem Neuen anmuthig zu verbinden weiß. Man glaubt überall in den niederländischen Häusern in den letzten vier Jahrhunderten zugleich zu leben.

Es herrscht in diesen Häusern, sowohl in ihrer äußeren Architektur, als in ihrer inneren Einrichtung ein sehr verschiedener Geschmack, eine große Freiheit und nichts weniger als Einförmigkeit. Und eben dadurch kommt das Malerische, das Gemüthliche dieser Städte, Häuser und Zimmer heraus. In den englischen Wohnungen ist auch überall der höchste Comfort, die größte Ordnung, Nettigkeit und Bequemlichkeit; aber alle sind erstaunlich einförmig und dabei ohne alle architektonische Pracht und Solidität. Beides verbietet in England fast schon der Umstand, daß die englischen Bürgerwohnungen in der Regel auf einem Grund und Boden gebaut werden, der den Bürgern nicht gehört, und der nach einem mehr oder weniger kurzen Zeitraume, meistens nach 99 Jahren, mit Allem, was darauf gebaut ist, an den großen adeligen Grundherrn zurückfällt.

Die Häuser der meisten englischen Städte sind daher alle nach einem und demselben zwar sehr zweckmäßigen, aber sehr unpittoresken und nüchternen Modell zusammengezimmerte Fabrikate. Privatwohnungen aus alter Zeit findet man nur auf dem Lande bei den Grundherren. Die englischen Städte sind mit jedem Jahrhunderte wenigstens einmal von Grund aus neu aufgebaut worden.

In Belgien und Holland dagegen, wo man sehr solid auf eigenem Grund und Boden baute, hat man immer nur auf lange Dauer berechnete Häuser errichtet, und man findet daher in den Städten dieser Länder die Häuser in allen möglichen Arten des Styls. Hier haust ein Krämer in einem Gebäude, in welchem schon vor dreihundert Jahren ein spanischer Gouverneur, oder ein Officier Alba's, ja vielleicht gar der Kaiser Maximilian selber wohnte. Dort steht eine ganze Straße von aufgetempelten und mit breitem Steinschnitzwerk verzierten Giebeln, die schon zur Zeit der Margaretha von Parma ganz ebenso dastand. Hier eröffnet sich ein

Platz mit ganz derselben Größe, mit derselben Physiognomie und Scenerie wie zur Zeit Carl V. Da werden Einem dann die Straßen, die Marktplätze und der Anblick, den sie gewähren, wahrhaft interessant, ja heilig. Da begreift man es, warum es der Mühe werth ist, sie anzublicken, sie zu beschreiben und ihr Bild mit Griffel und Pinsel zu verewigen!

Es war im Spätherbste des Jahres 1856, als Brüssel einen sonderbaren Gast beherbergte, der in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in der Hauptstadt Belgiens die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, wenn er sich in den volkreichen Straßen blicken und Tag für Tag, mit der Pünklichkeit einer Uhr, nach dem Bahnhofe beim zoologischen Garten, der Station du Louxemburg, zu Fuß wanderte und mit sehnsuchtsvollen Blicken die aus Deutschland angekommenen Passagiere musterte.

Kopfschüttelnd und einen schweren Seufzer ausstoßend, wandte sich dann der ehrwürdige Greis wieder zur Heimkehr nach dem Hôtel der englischen Gesandschaft, wo er eine gastliche Aufnahme gefunden hatte, denn der Mann war aller Mittel entblößt und aus weiten, weiten Landen unter vielen Strapazen und Entbehrungen bis hierher gewandert. Ohne lange Winkelzüge wollen wir hier sogleich verrathen, daß wir den edlen Brahminen Ganesas zu unserer größten Ueberraschung vor uns sehen, der in Brüssel der Ankunft des Henry Burton und der schönen Durga harrt.

Die Absicht des ehrwürdigen Greises, die jungen Leute in Delhi zu erwarten, wohin er Beide in seinem nach Valdivia gerichteten Briefe gebeten hatte, war durch eine sonderbare Combination der Umstände vereitelt worden. Ganesas, seit Jahren rastlos bestrebt, das Geheimniß zu lüften, welches auf der Geburt seiner beiden Schützlinge ruhte, glaubte endlich den Ariadne-Faden gefunden zu haben, der ihn aus dem Labyrinthe seiner bisherigen Conjecturen auf den Boden positiver Thatsachen führen sollte.

Ein vergilbtes Päckchen, welches einen Briefwechsel der schon vor zwanzig Jahren verstorbenen Enkelin des Brahminen enthielt, war von Ganesas zufällig in einer Nische des Tempels zu Gutab-Minar entdeckt worden. Schon seit Jahren hatte er nach dieser Correspondenz gesucht, welche ihm über gewisse Vorfälle zur Zeit, als diese seine Enkelin, zugleich Durga's Mutter, mit einer Gesell-

schaft anderer Bajaderen in England auf Kunstreisen sich befunden, allein vollinhaltlichen Aufschluß geben konnten.

Diese Enkelin hatte bald nach ihrer Rückkehr aus Europa in die Heimat ein Mädchen, unsere Durga, geboren; wenige Wochen später starb die Bajadere. Ganesas war, als Durga's Mutter nach Delhi zurückkehrte, eben auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Benares begriffen und fand seine Enkelin bereits unter der Erde, als er wieder in seinem gewöhnlichen Wohnsitze eintraf. Er nahm sich natürlich seiner Urenkelin, der kleinen Durga, auf das Liebevollste an, aber bei seiner Armuth und Angesichts der Rechte, welche der Tempel, dem die Verstorbene angehört hatte, auf das Kind kathegorisch geltend machte, blieb dem Brahminen nichts übrig, als die Kleine dem Stande ihrer Mutter zu widmen.

Ganesas beschloß indeß, dem Mädchen, wenn es größer geworden sein würde, über seine Herkunft näheren Aufschluß zu ertheilen; was er bis in die letztere Zeit selbst darüber wußte, war jedoch sehr wenig. Die Verstorbene hatte ihm keine Nachrichten hinterlassen, wer eigentlich in Europa ihr Verführer gewesen, resp. der Vater Durga's sei. Sie wollte, wie sie in der Fieberhitze wiederholt stammelte, nur ihrem Großvater sich entdecken und demselben zugleich den Ort angeben, wo sie gewisse Papiere, die über Alles Aufschluß enthielten, sorgfältig verborgen habe. — Der Tod ereilte aber die Arme schneller, als sie selbst gedacht.

Das Einzige, was Ganesas noch aus den wirren Gesprächen der Verstorbenen zu berichten wußte, war, daß ihr Verführer ein großer, gar mächtiger Herr in England sei, der ein Paar Jahre früher auch ein braves Mädchen seines Landes höchst unglücklich gemacht habe. Der Sohn dieses Verhältnisses sollte den Namen Henry erhalten haben und unter einen ganz anderen Himmelsstrich zur Erziehung gesandt worden sein.

Als etwa achtzehn Jahre später die so üppig heranblühende Durga zufällig Henry Burton's Bekanntschaft machte, durchfuhr die Erinnerung an das so eben Gesagte wie ein Blitz das Gehirn des Brahminen. Er hatte auf den in Rede stehenden Knaben, der ein natürlicher Bruder Durga's war, wenn die vagen Mittheilungen der Verstorbenen auf keinem Irrthume beruhten, so ziemlich ganz vergessen.

Als er aber Burton zum ersten Male in Gesellschaft Durga's erblickte, eine unleugbare Familien-Aehnlichkeit in den Zügen des

schönen Paares gewahrte und vernahm, daß der junge Mann sich Henry nenne, da erschrak er heftig. Die Möglichkeit, daß hier ein Geschwisterpaar im Begriffe stehe, ein Verbrechen gegen die Natur zu begehen, ließ ihm von nun ab keine Ruhe mehr finden.

Wir wissen, daß er die Liebenden aus Pflichtgefühl unbarmherzig aus ihrem süßen Taumel durch eine unheilschwangere Warnung aufgeschreckt und über Beide dadurch schweres unsägliches Leid gebracht hatte. Aber wir dürfen ihm darob nicht zürnen, er that ja doch nur, was er thun mußte — seine Pflicht!

Wie erwähnt, hatte Ganesas das seit mehr als zwanzig Jahren gesuchte Packetchen endlich aufgefunden und zwar kurze Zeit, nachdem er den uns bekannten Brief nach Valdivia geschrieben.

Die Dinge, die er nun aus den Papieren erfuhr, stählten seine Thatkraft von Neuem. Stets gewohnt, rasch und energisch zu handeln, zögerte er keinen Augenblick, einen bei seinem hohen Alter, seiner Gebrechlichkeit, sowie seiner Mittellosigkeit wahrhaft großartigen Entschluß zu fassen. Der Mann, der einzige Mann auf dieser Erde, der ihm bestätigen konnte, was er aus dem Nachlasse von Durga's Mutter entnahm, lebte zur Stunde in Europa, und zwar in Brüssel. Er brach also ohne langes Bedenken dahin auf; es war das erste Mal in seinem Leben, daß er wünschte, reich zu sein; aber zum Glücke erlagen noch bei den englischen Behörden in Delhi einige hundert Pfund, welche Burton schon vor längerer Zeit für Durga niedergelegt hatte. Als Vormund und Nährvater der Verschwundenen bekannt, erlangte er die theilweise Ausfolgung dieses Geldes. Zugleich hinterließ er für Burton und Durga an mehreren sicheren Orten die Kunde, wohin er sich gewandt und was der Zweck seiner Reise sei.

Um mehr als vier Monate später, als Ganesas auf die Ankunft des jungen Paares gerechnet hatte, traf dasselbe in Brüssel ein.

Hunderte und hunderte Male war der edle Greis nach dem Bahnhofe gepilgert, um seine Theueren um wenige Minuten früher zu begrüßen, als es der Fall, wenn er sie zu Hause erwartet hätte. Und dennoch wollte es das üble Geschick, daß gerade an dem Tage, wo Burton und Durga in Brüssel eintrafen, der gute Ganesas durch einen heftigen Fieberanfall an's Lager gefesselt wurde.

Die jungen Leute machten jedoch bald seinen Aufenthalt ausfindig und umarmten den Brahminen, der, gleich Henry und Durga,

aus Freude über das endliche Wiedersehen in helles Schluchzen ausbrach.

Plötzlich verhüllte aber Ganesas mit einem lauten Aufschrei des Entsetzens sein Haupt, dasselbe heftig von Durga abwendend.

Er hatte wahrgenommen, daß Durga im Begriffe stand, Mutter zu werden! —

Endlich erhob sich der Brahmine von seinem Lager und sprach sehr ernst:

„Meine Kinder, Ihr habt Euch umsonst hierher bemüht. — Es ist besser, wenn ich schweige und mich über die Schande, die Ihr selbst über Euch gebracht, endlich zur ewigen Ruhe lege, — Geht, geht!“ —

Durga und Burton fuhren zum Tode erschrocken zusammen. Sie hatten sich, namentlich seit Valdivia, schon längst daran gewöhnt, die Andeutungen des Brahminen nur für leere Phantome zu halten. Ihre Liebe zu einander, ihre Leidenschaft hatten ihnen in diesem Sinne immer beredter zugesprochen, und so schwand denn plötzlich zwischen ihnen jene Schranke, die sie mit starkem, entsagungsvollen Muthe so lange zwischen sich aufgerichtet gehabt hatten.

Henry schlug sich heftig vor die Stirne, während Durga halb ohnmächtig auf einen Stuhl niedersank.

„Beweise, Beweise!“ rief der junge Mann beinahe heftig und trat dem Brahminen näher.

„Geht, geht!“ wiederholte Ganesas mit Würde, „geht, sage ich, bevor die persönliche Ueberzeugung Euch vollends zu Boden schmettert. Bis zu diesem Augenblicke dürft Ihr mich noch, wenn es Euch beliebt, für einen alten närrischen Schwätzer halten. Verlangt nicht, daß ich jenen Schleier dort lüfte, und darum geht, geht!“

Burton's Blick fiel auf ein dicht verschleiertes großes Bild an der Wand, auf welches Ganesas mit dem Finger gezeigt hatte.

„Hinweg mit dem Schleier!“ flehten Henry und Durga.

Ganesas verneinte, aber das junge Paar wiederholte nur um so dringender seine Bitte.

Zum dritten und letzten Male warnte der Brahmine vor dem Anblicke des Bildes. Indessen langte er bereits nach der Schnur. —

Fünfzehntes Capitel.

In gefährlicher Lage.

So viel auch schon über Paris geschrieben wurde, so ist doch immer noch nicht der hundertste Theil dessen erschöpft, was sich über dieses merkwürdige „Babel an der Seine“ in tausendfacher Variante sagen, schreiben, erzählen und abermals erzählen ließe. Paris ist eben täglich neu, weil es in jeder Beziehung der Schauplatz des Wechsels von Allem in Allem ist.

Auf Paris und sein nächstes Gebiet war einst der französische Staat beschränkt, als er unter Hugo Capet entstand; von Paris aus ward das übrige Frankreich erworben, erobert, beherrscht und darum ist auch die Geschichte von Paris die Geschichte von ganz Frankreich.

Noch heute trägt das Land die Spuren dieser allmäligen Gestaltung und auch heute noch bleibt auf das Centrum, das ist auf Paris, das eigentliche, das charakteristische Frankreich beschränkt. Nur hier trifft man die wahren Franzosen, nur hier im Blesais, wie das Gebiet um Blois heißt, hört man das echte, das unverfälschte Französisch im Munde des niedrigsten Bauers mit derselben Reinheit, wie von der Bühne oder der Tribüne herab; je weiter man sich von diesem Centrum aus nach irgend einer Himmelsgegend hin entfernt, je abweichender wird die Volksthümlichkeit, je mehr Patois hört man; die französische Sprache selbst erscheint wie ein Fremdling, der sich unter einer anderen Nation eingebürgert hat, wenn nicht wie ein Eroberer. Das französische Wesen gleicht einem Stern, der seine

Strahlen nach allen Seiten aussendet, von dem aber Paris den Kern bildet; je näher diesem Kern, um so heller und klarer, während an der Grenze seines Dunst- oder Strahlenkreises die Einwirkung fremder Körper immer fühlbarer wird. Die Bretagne im Westen, die Provence und Gascogne im Süden, wie so ganz verschieden, wie fremdartig in Sprache und Volksthum sind sie, verglichen mit dem inneren Frankreich. Auch der aus Deutschland kommende Reisende hat erst eine fremdartige Kruste zu durchbrechen, bevor er den französischen National-Charakter entschieden ausgeprägt findet; es ist die deutsche Grenze, und sie ist nicht gering an Ausdehnung und Dichtigkeit. Es ist ein langer Streifen deutschen Volksthums, der sich von Dünkirchen bis Besançon hinzieht; unvertilgbar herrschend im Elsaß, jenseits der Vogesen noch kräftig und zäh, und in dem nördlichen Lothringen sich noch weit in's Land hineinstreckend, verschwimmt derselbe nur allmälig im eigentlichen Franzosenthum.

Aber wie mächtig Paris, dieses Herz von Frankreich, pulsirt, wie abhängig alles Land von diesem Centrum ist, das läßt sich überall in den Provinzen und Provinzialstädten erfahren. Da sind wir in Orleans, dieser an sich so reichen Stadt, gelegen am schilfreichen Ufer der Loire, an Straßen, die fast alle Provinzen des Landes mit einander verknüpfen; aber nahe an Paris, durch die Eisenbahn ihm noch mehr genähert, ist es todt, kleinstädtisch, als wäre es die Vorstadt der Königin des Landes. Denn es ist Alles so arm und klein neben Paris. Und mag sich Lyon, das große, reiche, bevölkerte Lyon, noch so titanisch aufbäumen, mag es noch so blutige Insurrectionen versuchen, es bleibt dem Einen gewaltigen Paris unterworfen, das einst sogar den herostratischen Ausspruch that: „Lyon ist ausgestrichen aus der Reihe der Städte!“

Selbst in den Schluchten der Pyrenäen, wo ein ganz neues Volksleben hervortritt, so wie an der Küste des mittelländischen Meeres zu Marseille, wo fremde Wellenschläge die Kreise beirren, welche Paris erzeugt, auch da noch herrscht es. Das ganze Frankreich hat fürwahr nur als Totalität Werth und Geltung, aber Paris allein ist als Einzelnes selbstständig.

Wer Deutschland zum ersten Male verläßt und sonst nichts gesehen hat als Mittelstädte, ein Cöln, Frankfurt, Bremen, Hamburg, der hat mehr Welt gesehen, als er in Frankreich sehen wird, so lange er nicht Paris sah, denn an die Selbstständigkeit der deutschen Städte

erinnert hier nichts oder wenig und zwar in sehr absteigender Potenz. So hat z. B., um nur Einiges hervorzuheben, jede halbwegs bedeutende Stadt in Deutschland Lesehallen mit ausländischen Zeitungen, in Frankreich sucht man vergebens darnach, oft selbst an den Grenzen. Paris allein gewährt dem Fremden einen regelmäßigen, täglichen Ueberblick über seine Heimat in seiner Sprache. In Paris allein wird der Fremde durch seiner Heimat entlehnte Vergnügungen u. s. w. an dieselbe erinnert und zwar der Deutsche, wie der Russe und der Spanier; ja selbst der Chinese, der sich einmal hierher verirrt, wird hier und da einem Schatten aus dem Theelande begegnen. Paris allein hat Alles, hat mehr als das ganze Frankreich zusammen; es hat die einzige Universität im großen, deutschen Maßstabe, hat allein umfassende Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, gibt allein ein Bild von dem Fortschritt der Zeit im Ganzen, hat eben allein Alles, was Frankreich nicht hat und der bachantische Lärm dieser Stadt mit ihrem Volksgewühl, ihren Concerten, ihren Barricadenschlachten muß in dem entlegendsten Departement und der belebtesten Stadt des Innern widerhallen! Wo würde man nicht daran erinnert! Wir sind in einer französischen Provinzstadt von 100.000 Einwohnern, wir gehen in's Caffee, man stellt uns einen Stelzfuß vor, der sein Bein für die Freiheit geopfert hat. Wo hat er es verloren, als in Paris? Paris macht die Barricaden, macht die Geschäfte für das ganze Land und die größte Stadt im Innern muß ihm gehorchen. — Wir sind im Süden, Gensdarmen führen einen jungen, listigen Burschen vorüber, wohin? Nach Paris; er hat sich selbst angegeben wegen eines Verbrechens, das er in Paris begangen habe, und soll nun vor das Tribunal daselbst gestellt werden. Er kommt an, kein Wort ist wahr, weder von dem Verbrechen, noch von einer sonstigen Angabe; der verschmitzte Bursche hat nur auf diese Weise die Reise nach Paris umsonst machen wollen, nach jener Stadt, die ihn magnetisch anzog, die ihm goldene Berge versprach! Die Anecdote ist wahr; sie ist nicht nur einmal, sie ist vielmal geschehen.

Gehen wir nach Saumur; es ist eine anmuthige Stadt und nach deutschen Beispielen groß und lebhaft genug, um selbstständiges Interesse zu haben. Wir sind in einem Cirkel, da tritt ein Freund ein, den man erwartete; es ist der Secretär eines berühmten Pariser Journalisten oder Autors, man fragt ihn nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt und die Gesellschaft lauscht dem Erzähler, der seinen Pariser

Mund recht voll nimmt, mit einer Aufmerksamkeit, als wohnten sie nicht in einer belebten Stadt, sondern in einem Dorfe. Und es ist wahr, die hübsche Stadt ist neben Paris nur ein Dorf.

Oder wohnen wir einer fête agricole bei. Die Stadt, wo das ländliche Fest gefeiert wird, ist sehr groß, aber daß ihr das ganze Programm vom Minister aus Paris geschickt wird und daß dieses Programm buchstäblich zu befolgen ist, daran ist sie gewohnt. Das Programm blos? Nein, selbst die blauen seidenen Schleifen, die die Commission des Festes dort im Knopfloche trägt, selbst diese sind von Paris mitgesendet worden, als ob eine Bevölkerung von 80.000 Seelen keinen Bandladen besäße!

Seit langer Zeit galt Paris für die Hauptstadt der civilisirten Welt; das ist ein alter, weitverbreiteter, aber nichts destoweniger ganz unberechtigter Glaube. Man hätte Paris richtiger die Stadt der Tausend und Einen Industrie nennen sollen.

Paris zeigt niemals das nackte Elend, welches andere Weltstädte zumeist offen zur Schau tragen. Das hat seinen natürlichen Grund. Wenn der Pariser unglücklich ist, braucht er nur einen Schritt zu machen, um in eine bessere Lage zü kommen. Jede Jahreszeit bietet ihm neue Existenzmittel, jeder Tag schafft ihm neue Hilfsquellen. Daher ist auch das Pariser Elend stets mit einem trügerischen Schein von Wohlhabenheit überfirnißt; er hat sehr oft keine Strümpfe an, aber er trägt immer blankgewichste Stiefeln.

Mit dem zwanzigsten Jahre wird der Pariser Gamin vernünftig, da er einsieht, daß sein bisheriger Lebenswandel nothwendig ein Ende nehmen muß, so steckt er sich in die Soldaten-Uniform und sammelt Lorbeeren für 5 Centimes Tagelohn. Im Falle er Protection hat, wird er statt Soldat, Marchand des crimes.

Da er als Verkäufer von Mord- und Todtschlags-Scenen gewohnt ist, den ganzen Tag auf der Straße zuzubringen, hat er die Gewohnheit verloren, für häusliches Unterkommen zu sorgen. Wenn es die Jahreszeit gestattet, streckt er sich der Länge nach auf den Quais, auf der Brücke, unter den Schoppen der Markthallen oder sonstwo nieder; bei rauher Witterung schläft er für einen Sous in den öffentlichen Schlafsälen. Der Marchand des crimes genießt unter seinen Bekannten einiges Ansehen; im Allgemeinen ist er ein ziemlich ordentlicher Mensch, obschon er sein Leben in einer idealen Atmosphäre von Schändlichkeiten und Verbrechen zubringt, Morgens

von einem Selbstmorde frühstückt und Mittags von einem Raubmorde seine Zeche bezahlt.

Kann der Gamin die Concession als Verbrechenhändler nicht erlangen, so wird er öffentlicher Anleimer (afficheur). Als solcher theilt er jeden Morgen dem Publicum den Theaterzettel mit, und wenn dieses Geschäft beendet ist, trägt er Annoncen herum, wofern seine physischen Kräfte dazu ausreichen, denn heutigen Tages sind die Annoncen so groß, daß herkulische Stärke dazu gehört, um sie anzukleben und herumzuschleppen.

Nach dem Annoncen-Anleimer steht in gleichem Range der Adressen- und Prospectus-Austheiler, welcher am Ausgange der belebtesten Passagen und in den volkreichsten Straßen aufgepflanzt ist.

Eine bemerkenswerthe Gestalt der Straßen-Industrie ist der Anbrenner (allumeur), ein wahrer Brander, welcher gegen die Käufer auf ruhiger See ausgeschickt wird. Seine Amtsverrichtung beschränkt sich einfach darauf, vor einem Verkaufsgewölbe sich das Ansehen zu geben, als ob er die ausgelegte Waare genau untersuche. Wenn ein Käufer sich nähert, läßt er geschickter Weise einige lobpreisende Worte fallen, bezahlt den verlangten Preis ohne zu feilschen, und stellt sich hoch erfreut, einen so glücklichen Kauf gethan zu haben. Lange zuvor, ehe diese Industrie auf die Straße herunterkam, ward sie in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft geübt.

Unter den Straßen-Gewerbsleuten, welche sich mit Vorbedacht, Gewalt, Hinterlist, kurz mit allen Anzeichen deutlich ausgesprochener Gaunerei auf das Publicum stürzen, heben wir besonders Einen hervor, welcher den Käufer und Zuschauer im eigentlichsten Sinne des Wortes beim Kragen nimmt; wir meinen den Degrasseur, den Fleckausputzer. Dieser Ehrenmann hält sich gewöhnlich auf den Boulevards oder Quais auf. Um die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln, lockt er die Vorübergehenden in der Regel durch das Schauspiel einiger Schlangen und Vögel herbei. Sobald der Kreis sich gebildet hat, durchfliegt der Degrasseur mit einem Adlerblick die Reihen der Umstehenden, und indem er geraden Weges auf das ehrlichste und gutmüthigste Gesicht zuschreitet, faßt er mit der einen Hand den Kragen des Rockes und läßt mit der andern den weißlichen Schaum seiner Seife auf den Umschlag tröpfeln und fängt nun seine Waare zu preisen an, mag der Eigenthümer des experimentirten Kleidungsstückes sich noch so sehr gegen die unerbetene Wohlthat sträuben.

Ein würdiges Seitenstück zum Fleckenreiniger ist der Stiefelputzer (décrotteur); dieser packt uns im Vorübergehen unversehens beim Fuß, zieht ihn auf seinen Wichskasten und bürstet lustig darauf los. Wenn er mit der Arbeit halb fertig ist, fordert er seinen Lohn, und im Falle wir ihn verweigern, läßt er uns mit einem blanken und mit einem schmutzigen Stiefel abziehen.

Zu dem zudringlichen Gesindel der Quais und Boulevards gehört auch der Zahnauszieher, welcher die Zähne unter Pauken- und Trompetenschall ausreißt, auch zahllose Heilmittel gegen Zahnweh und Hühneraugen verkauft.

Auch das Theater gewährt einer großen Anzahl von Parisern Beschäftigung und Unterhalt. Ohne die wohlorganisirte Claqueur-Zunft in Anschlag zu bringen, treffen wir hier die Billet-Mäkler, die Contre-Markenhändler, die Programm-Ausrufer, endlich die Platz-Speculanten.

Im innigsten Zusammenhange mit dieser Straßen-Industrie, von der wir nur eine kleine Skizze entworfen, steht der Blagueur! Man wird dieses Wort vergebens in einem französischen Wörterbuche suchen, denn es gehört nicht zur weißen Wäsche der französischen Sprache, und die Akademie, die sehr viel auf holländische Reinlichkeit hält, hat es daher nicht aufgenommen. Dennoch ist es ein Wort, das jeder Franzose fast jede Minute im Munde führt. — C'est un blagueur! C'est une blague! Il blague! kann man in Paris jeden Augenblick hören.

Blagueur heißt eigentlich blauen Dunst machen. Nun, das könnten wir Deutsche zur Noth auch; aber das Wort drückt zugleich die Art aus, wie man diesen Dunst bereitet, und in dieser Bereitungsart sind die Franzosen Meister.

Uebergeben wir z. B. auf dem Boulevard des Italiens unseren Kopf einem Friseur zur Verschönerung. Der Haarkünstler wird bedenklich den Kopf schütteln, so daß wir beinahe bestürzt fragen, welches Unglück er entdeckt habe. Der Haarkünstler wird erwiedern, daß unser Kopf in einer ganz erschrecklichen Weise vernachlässigt sei und unser bisherige Friseur sein Geschäft ganz und gar nicht verstehe. Endlich wird er an die Arbeit gehen und schließlich uns mit verschiedenen Wässern und Oelen einreiben, dabei einen berühmten Chemiker namhaft machend, dem es erst nach sehr langen Studien und dem tiefsten Nachdenken gelungen, diese „haarliebenden“ Tincturen zu erfinden, die

alle zwar sehr theuer seien, aber wegen ihrer unzählbaren Tugenden nicht theuer genug bezahlt werden können. — Der Mann entwickelt dabei eine solche Beredsamkeit und gebraucht so originelle rhetorische Formen, daß man eben so wenig müde wird, ihn zu hören als er zu sprechen. Erzählt man einem Pariser von dem Vorfall, so wird er einfach antworten: C'est un blagueur!

In einer so großen Stadt wie Paris ist es aber auch in der That eine große Kunst, sich bemerkbar zu machen, und diese Kunst erfordert eben Charlatanerie.

Der Besuch des Kirchhofes Pére la Chaise bietet uns, wenn wir uns mehrere Stunden im Gewühle von Paris herumgetummelt haben, gewissermaßen eine wohlthuende Erholung und Abwechslung, wenn wir auch bis hierher von der Straßen-Industrie und den Blagueurs aller Sorten, obgleich in anderer Form, verfolgt werden.

Schon die Straße, welche nach diesem Kirchhof führt, ist eine Art Vorhof desselben; denn zur Rechten und zur Linken erblicken wir in fortlaufender Reihe Steinmetz- und Tischlerwerkstätten, wo Grabsteine, Denkmäler, schwarze hölzerne Kreuze, Tafeln u. dgl. theils vorräthig, theils in Arbeit sind. Auch anmuthig geordnete Vorräthe von Blumenkränzen, meist Immortellen, findet man, um die schöne Sitte zu erleichtern, den geliebten Todten an ihren Sterbetagen oder sonst bei festlichen Anlässen einen Kranz zu weihen. Der Kirchhof selbst ist erst seit 1804 eröffnet. Der Landsitz eines Jesuiten, Franz la Chaise, Beichtvaters Ludwig XIV., wurde durch die Revolution zu einem Gottesacker bestimmt, der jetzt bereits drei Lieues im Umfange hat. Die Zahl der Bestattungen beträgt jährlich weit über Zehntausend. Nach sechs bis zehn Jahren werden die Gräber, die nicht für immer gekauft sind, umgewühlt und der alte Bewohner muß unerbittlich einem Nachfolger weichen.

Der Kirchhof entspricht einer in reichem Styl gebauten Kirche; Kunst und Pracht begleiten uns, indem wir mit Staunen diese Todtenstadt durchwandern. Anfangs glaubt man einen Park vor sich zu haben, indem man einen breiten von Cypressen, Taxus und anderen immergrünen Gewächsen umbuschten Gang hinaufgeht.

Der Abhang, auf welchem die Gruftstätten sich verbreiten, ist in Terrassen abgetheilt. Alleen führen uns höher und höher; wir steigen zu Theil auf Stufen hinan, blicken zur Rechten und zur Linken die langen Zeilen der dicht aneinandergedrängten Denkmäler

hinunter; die Gassen zwischen den Gräbern sind größtentheils gepflastert. Ueberall Gebüsch und schattige Bäume. Dennoch hat die gelblich-weiße Farbe der Leichensteine, Säulen und Obelisken in Verbindung mit dem kalkigen Erdboden das Uebergewicht gegen das milde, wohlthuende Grün. Bei der Riesenmäßigkeit des Umfanges können wir nur hier und da einem hervorragenden Denkmale Aufmerksamkeit widmen.

Nicht weit vom Eingange biegt ein schmaler Weg durch das Gebüsch rechts ab, und wir sehen vor uns eine alterthümliche gothische Capelle. Zwei Granitsärge übereinander, über denen sich Säulenpfeiler mit einem wohlverzierten Giebeldach erheben, zeigen zwei liegende ausgehauene Gestalten, eine männliche und eine weibliche mit gefalteten Händen, Abälard und Heloise.

Ein Tempel von weißem Marmor im edelsten griechischen Styl enthält die Bildsäule des Generals Foy († 1825), groß als Kämpfer für sein Volk auf dem Wahlplatze der Deputirtenkammer und nicht minder in Ehren genannt auf den Wahlplätzen des Krieges unter Napoleon I. — In einer kostbaren Tempelhalle sieht man auf einem Kissen, weich wie Sammt, die Krone und die Wappen der russischen Fürstin Demidoff.

Der heitere Molière († 1673), der erste Lustspieldichter der neueren Zeit, ruht unter einem einfachen Steinsarge. — Die nachbarliche Gruft des Fabeldichters Lafontaine († 1695) ziert eine Urne, auf welcher der Fuchs, seine allerliebste Fabel, mit einem Kranze um den Hals, bellt. Das Grabmal des tiefsinnigen Mathematikers und Astronomen Laplace († 1827 als Pair zu Paris) ist mit Sternen geschmückt. Ueber der Gruft des gefeiertsten neueren italienischen Operncomponisten Bellini's († 1838) trauert der Genius der Musik; auf dem Denkstein sind die Namen seiner berühmtesten Opern verzeichnet. Er hat zur Seite einen gleichfalls gefeierten Kunstgenossen, den Componisten Boieldieu († 1834). Freundliche Umbüschung beschattet ihre Gräber und die Vögel singen lieblich in den Zweigen. Nicht ohne sanfte Rührung treten wir an die nächste Grabstätte; hier schlummert Bernardin de St. Pierre († 1814), der Verfasser der reizenden Erzählung „Paul und Virginia“, welche gleich im ersten Jahre des Erscheinens fünfzig Auflagen erlebte.

Von dem größten Schauspieler des neueren französischen

Trauerspieles, Talma, zeugt in großen Buchstaben sein Name. Gewiß der höchste Ruhm für ihn war es, daß einst Napoleon I. seinen größten Marschällen und Ministern zornig zurief: „Keiner von Euch ist unentbehrlich. Niemand in Frankreich ist unersetzlich, außer Talma!"

Ja, da liegen sie nun Alle, die stolzen Marschälle Napoleon I., ein Massena, ein Luchet, ein Cambacérès und viele Andere, vor deren Commandowort Bataillone verwehten wie Spreu. — Ein Kreis dunkelgrüner Cypressen, die einen einfachen grauen Grabstein umgeben, bezeichnet den stillen Ruheort jenes Tapfersten der Tapferen, der Sieger in dreißig Schlachten war, es ist der Marschall Ney, der am 7. December 1815 im Garten des Luxembourg erschossen wurde. Die größten Staatsmänner, die berühmtesten Feldherren besuchen diese Stätte, insbesondere die Söhne Englands. Sie schneiden ihre Namen in das umgebende Gitter ein und nehmen zum Andenken ein kleines Cypressenreis von der Gruft des Helden mit.

Ja, fürwahr, es gibt keine geeignetere Brücke, als diesen Ort, um unsere Gedanken über das irdische Sein hinaus zu dem Urquell aller Intelligenz, zu dem Weltgeiste, der Weltseele, kurz jenem unbegreiflichen Etwas zu führen, das auf dem sausenden Webstuhl der Zeit die Geschicke der Menschen und der Dinge im großen Universum bis in die Unendlichkeit der Sphären hinauslenkt und leitet. — Das kleine tonlose Wort „Gott" lebt dann in uns mächtig auf und erregt in uns mehr denn je den Wunsch zu irgend einer halbwegs befriedigenden Vorstellung, jenes unbegreiflichen All-Wesens zu gelangen.

Aber jener Schleier, der das geheimnißvolle Bild zu Sais verhüllte, bedarf zur Lüftung mit Nichten des Dolches roher Gewalt, denn der Schleier ist schon ein Theil dieses Bildes selbst, wie Göthe sagt:

„Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male."

Es will eben die Erkenntniß ein geschärftes Auge, vor dem das Gewebe verschwindet, worauf es sich dann regt und windet, und wirrt und wimmelt vor dem erstaunten Blick in tausendfachen Fäden und Gestalten, die tief hinaussehen in das Unabsehbare für unbewaffnete Augen. Wer aber den geistigen Sinn hat, den Tiefblick und Fernblick, dem enthüllt sich ein wundersam Gebilde, das auf der Spiegelwand der menschlichen Seele reflectirt, und für das sich

auf Erden auch kein anderer Reflector findet. Je reiner nun dieser Spiegel, desto klarer das Bild.

Und wie vermessen geht dabei der Mensch zu Werke! Aber — was wagt der Mensch nicht Alles? Mit der einen Hand will er den Boden des Meeres, mit der andern das Gewölbe des Himmels betasten! Er sucht die Axen der Erde in den Polen und möchte in den Schlott der Erde hinabgleiten, um die gährend brausende Esse des Vulcans, den glühenden Kern des irdischen Centralfeuers zu ermessen. — Ja, er wagt es sogar, sich einen Gott zu denken! Und dieser kühne Gedanke, dessen Unendlichkeit des Sehers Rohr nicht ausmißt, will er in die Röhre eines unscheinbaren Halmes bannen! Wunderbares Beginnen überhaupt, und über dem Allem, welch' räthselhafter Zauber waltet dennoch in diesem Gottgedanken, da er in dem unscheinbaren Gehäuse, der Spanne Schädel, bei der erhabenen Einheit und Einfachheit seines wahrhaftigen Grundwesens dennoch zu so vielen Legionen von Gestalten ausartet, die uns die Religionsgeschichte aller Völker und Länder auf den rauschenden Wogen der Zeit als feindliche Dämone im gegenseitig zerfleischenden Kampf darstellt!

Wo steht die Lösung dieses unheimlichen Räthsels geschrieben? Soll ich hinausschweifen auf die wimmelnden Triften des Universums, und bei den flammenden Welten, die in stillem Wandel mit dem Fluge des Gedankens in schwindelnden Bahnen auf- und niederschreiten, anfragen, wie und warum das kleine Menschenherz hienieden unter der Bürde seines Gottgedankens erkrankt? Oder soll ich bei der Cicade im Grase in die Schule gehen, damit ich von dem hüpfenden Wurme erfahre, wie der Gedanke an seinen und meinen Schöpfer, so oder so gestaltet, den Menschen zum Engel oder Teufel machen kann?

Nein! nicht an eine bestimmte Form, nicht an einen bestimmten Ort ist die Erkenntniß gebunden. Ueberall, aller Enden und Orten treten uns die Spuren der Gottheit entgegen, nirgends aber inniger und ergiebiger, als tief in dem Allerheiligsten unserer Seele, in der geheimnißvollen Werkstätte unseres Denkens und Empfindens, wo aus dem unendlichen Urquell der Intelligenz ein zündender Funken von oben her entlassen und entsendet, zur leuchtenden Flamme entbrennend, uns die Wege zeigt, zur Erkenntniß der Gottes-Absicht und damit des Wahrhaftigen, des Guten und Rechten, indem

wir durch unseren Wandel in die Plane des Weltgeistes einlenken und, unserer Würde im Wesenkreise eingedenk, die Verwirklichung des vollendeten Gottgedankens anstreben.

Zu den größten Verirrungen des menschlichen Geistes gehört aber unstreitig die im Verlaufe der Jahrhunderte schon so oft aufgetauchte Sucht, beweisen zu wollen, daß ein Gott sei! Wozu ein solcher Beweis? Die Gottheit steht über dem Beweise, und weder ein Halm, noch ein ganzes Kornfeld, noch die ganze Wesenkette soll uns ihre Vermittelung anbieten; denn beweisen läßt sich nur das, was einem Zweifel unterliegt und niemals hat es noch einen eigentlichen Atheisten auf Erden gegeben. Ein consequenter Gottesleugner müßte zuvor alle vorhandenen Dinge, die sichtbaren Welten droben nicht ausgenommen, wegleugnen, und stände dann doch erst an der äußersten Grenze seines Beweises. Ein Schritt weiter zum Ziel und eine neue Legion Welten vertritt ihm wieder den Weg; er müßte sie eben wieder wegdemonstriren u. s. f. Schwebte er aber endlich ganz allein in dem freilich undenkbaren Ocean seines sich selbst vordemonstrirten Nichts, so hieße ihn dennoch jeder Pulsschlag seines eigenen Herzens einen Erzlügner, denn dieses Herz klopfte einst an die Thore der Schöpfung, und der, welcher „herein“ rief, war Gott. „Nein, das war Zufall!“ ruft der Spötter. Gut! So löscht in allen Büchern das Wort „Gott“ und ich sinke in meine Kniee und recitire mit unserem Dichter: „Ein Zufall, ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche schwanke!“

Aber was gilt uns der Buchstabe, was das Wort? Der Geist ist es, der lebendig macht, und nicht um das Sein eines Gottes handelt es sich, sondern um die Consequenzen, die aus dem Gottgedanken und dem Verständniß desselben hervorgehen und mit dem Geschicke der einzelnen Individuen und ganzer Völkerfamilien in so wundersamer Wechselwirkung stehen.

Wie thöricht erscheint doch der Zweifler, da er Dasjenige leugnet, ohne dessen wirklichen Bestand er selbst diese Leugnung nicht einmal auszusprechen vermöchte! Man kann ihn mit dem Trunkenen vergleichen, der hartnäckig seinen Rausch ablehnt, während er taumelt und strauchelt und seine Zunge kein Gelenk hat. Was aber mag es denn sein, das des Leugners Auge mit einem Staar bedeckt? — Nichts Anderes ist es, als die Gewohnheit, die leidige Gewohnheit, eine ihrem Wesen nach bis jetzt noch lange nicht hinlänglich gewürdigte

Sache, deren Einfluß, wie auf das Alltäglichste, sich auch auf die heiligsten Zustände der menschlichen Seele und der gesellschaftlichen Lebensinteressen erstreckt.

Nicht leugnen darf man, daß alles Erlernte, alle Wissenschaft, der eigentlichen Bedeutung nach, im Grunde nichts weiter als Angewöhntes ist. Man sagt dem Kinde einen Buchstaben so lange vor, bis es ihn sich angewöhnt hat; man läßt den Lehrling einen Handgriff so lange und oft in gehöriger Weise wiederholen, bis er ihm zur Gewohnheit geworden. Und es geht so fort und fort bis zu einem gewissen Grade.

Die Gewohnheit, die unter der Bezeichnung „Erlerntes" tausenderlei Dinge in uns fixirt und gegensätzlich als Verlerntes oder Abgewöhntes auch eine Rolle spielt, ist rein irdisch-alltäglich und kommt selbst bei dem Thiere zur Erscheinung. Die erste Bedingung, damit eine Gewohnheit entstehe oder vergehe, ist die Zeit. Alles Erlernbare, also jede Angewöhnung, verlangt zunächst Zeit; dies ist die äußere Bedingung; die zweite, so zu sagen das Medium der Ermöglichung, ist eine innere, nämlich das Gedächtniß. Es ist dies der von oben her ursprünglich autorisirte Empfänger und eigentlich schon ein Theil der Angewöhnung selbst, denn ohne Gedächtniß ist es eine Unmöglichkeit, sich was anzugewöhnen.

Die allgemeine oberflächliche Meinung hält das Gedächtniß für etwas rein Geistiges. Dieses gibt es aber im buchstäblichen Sinne des Wortes nicht, kann es nicht geben, weil das sogenannte Geistige seinem Ursprung und Dasein nach nur in einer sinnlich nicht wahrnehmbaren feineren Materie begründet ist. Ohne Zweifel ist daher auch das Gedächtniß nur Ergebniß eines organischen Prozesses, das Ergebniß gewisser Imprägnationen auf einen Theil unseres Gehirnes, und je nachdem der entsprechende Gehirnnerv sensitiv, das heißt Eindrücke leicht aufnehmend oder nicht, organisirt ist, sagen wir: Dieser hat ein gutes, Jener ein schlechtes Gedächtniß.

Und wie von den inneren Organen des menschlichen Körpers jedes einzelne seine bestimmte Periode der Zeitigung hat, in der es sich zur letzten Vollendung herausbildet, und eben wie diese Periode die gefahrvollste für dieses Organ ist und besondere Aufmerksamkeit auf Abwehr schädlicher Einflüsse erheischt, ebenso hat auch der menschliche Geist, vor Allem in Beziehung auf die Gottes-Erkenntniß, seine Periode, in der er mit derselben für alle ferneren

XVIII.

A. Storch. Zu Wasser und zu Land.



„Glück und Friede geben euch fortan das Geleite", schloß der Brahmine seinen Segensspruch.



Lebenszeiten zum Abschlusse kommt. Gewöhnlich tritt diese Periode um das dreißigste Lebensjahr herum ein.

Der erste eintretende Grad des sich dabei einfindenden sogenannten Atheismus ist gewöhnlich der Indifferentismus, die Gleichgiltigkeit gegen religiöse Interessen, die meist aus verwahrloster Erziehung stammt. Diese Gleichgiltigkeit läßt sich in keine Discussion ein, trotzt so lange, als sie in einem gesunden, starken Körper haust und bekehrt sich später leicht, wenn es Drinnen schlimm steht. Dergleichen Menschen sind fast thierisch unzurechnungsfähig und ihr verkrüppelter Geist kann höchstens zu einem ahnungsvollen Bekenntniß, nie aber zu einer vollen, beseligenden Gottidee gelangen.

Dergleichen Verkommene haben die in der Jugend mühsam angelernten, allerdings ungenießbaren Dogmen gedankenlos von sich geworfen; da ihnen aber für den Fall der Noth nichts Anderes zur Hand liegt, und sie selber sich nichts Heiliges aus eigenen Erkenntnißmitteln zu schaffen verstehen, so wird von ihnen nicht selten das Weggeworfene wieder aufgenommen.

Solche Menschen haben Gott eigentlich nie gründlich verleugnet, sie sind zu bornirt dazu; sie haben ihn nur verloren und sind Opfer einer falschen Behandlung, aber keine Atheisten. Höher und darum bei Weitem widerwärtiger tritt uns der gebildete Gottesleugner entgegen, der, mit angelernten Sophismen bewaffnet, trotzig auf dieser schmalen Scholle im weiten Ocean des Alls dasteht, und stolz auf die ihm gewordenen physischen und geistigen Gaben, nichts weiter bedarf, als was ihm die Erde bietet zum thierischen Genuß. Sein Raisonnement ist kurz, seine Mahlzeiten aber sind um so länger. Man hat ihm gesagt, und er hat es sogar selber gelesen, vielleicht auch in einzelnen Fällen persönlich erlebt, daß die Pfaffen dies und das Schlimme gemacht, und seit der Zeit hegt er Mißtrauen gegen Alles, was nach Theologie schmeckt; und einmal beim Verwerfen, verwirft er die Schale sammt dem Kern, denn er meint, man müsse in allen Dingen consequent sein.

Der schwache Keim der in ihm nur schwach erwachten Gottes-Idee vermochte nicht bis zur Befruchtung hindurchzudringen, und unbeseligt, unerfüllt von dieser Idee steht er da; verwaist von der Vaterseite, hält er sich an die Mutter Erde und was ihr angehört: an die Sinne. Er erkennt die wirkende Productionskraft jener an und baut auf die mathematische Richtigkeit der Logik dieser; er setzt

sich mittelst dieser in Beziehung zu jener, gesteht seine Abhängigkeit von ihr zu, und empfängt als vermeintliches Pflichttheil, was sie ihm bietet, ohne Dank und Anerkennung. Haben und Genießen ist der Schlußring von der Kette seiner Logik; er ergreift ihn mit Eifer und hält sich an ihm schwebend über dem Abgrund der Vernichtung, so lange eben der irdische Bau zusammenhält. Bricht endlich der Ring, so fällt er in den Schoß der Mutter Erde zurück, die ihn gebar — die Rechnung ist vernichtet und das Facit ist das Nichts. — Der eingefleischteste Gottesleugner legt nach zwei Fragen sein Glaubensbekenntniß als Pantheist ab.

Woher kommt es, fragen wir, daß die jüdische Nation so wenige und fast gar keine leidenschaftlichen Gottesleugner unter sich zählt? — Unsere Antwort lautet: weil betreff der menschlich angeborenen Neigung zur Gott-Erkenntniß im Judenthume ein unverclausulirter Deismus in einer der Natur der Dinge homogenen Weise die Basis des religiösen Lehrgebäudes bildet, während im Christenthume durch die Rivalität mehrerer Theilgottheiten (die Dreieinigkeit) eine verunglückte Schöpfung, eine Anomalie in's Leben tritt, die dann gewöhnlich zur Opposition übergeht, wobei im Kampfe um Licht und Wahrheit das Götterbild leicht zu Scherben zerbricht. — Freilich behing der zählebige Rabbinismus das ursprünglich rein geborene Gottgebilde nach der Entstehung und so fort und fort mit seinen vergilbten, moderrüchigen, historisch-talmudischen Gesetzläppchen und es konnte und kann unter diesem erstickenden Wust nicht zur freudigen Blüthe aufwachsen und wahrhaft gedeihen; dennoch hat die Religion der Juden vor dem vulgären, unverstandenen Christenthume einen Schritt zur Rechten voraus, weil man in ihr eher einen Fetzen abreißt, als einen Blutflecken auswäscht. — Aber das enthüllte, reinverstandene, geläuterte Christenthum, das unverfälschte Urchristenthum, das mit Vernunft und Natur identische Christenthum überflügelt alle bestehenden Religionen. Fluch daher allen Denen, die seit Jahrhunderten die Hand zur Corrumption an dieses Heiligthum gelegt!

In der That, der Unverstand macht der Natur ihr Geschäft bitterlich sauer; wohl uns, daß man es derselben nicht ganz und gar verleiden kann. Glücklicher Weise erbt die Corrumption nicht ohne Weiteres nach, denn jede Menschenschöpfung ist ein reines, weißes Blatt aus der Hand des Schöpfers, das nur der Schrift

harrt; Niemand kann vorhersagen, was der Abend bringt. So zeugt ein blindes Ehepaar, wenn es glücken soll, ein fröhlich gedeihendes Kind, das mit seinen freundlich glänzenden Augen heiter in die Welt hinauslächelt und am Lichte sich freut, das den Eltern verschlossen bleibt; der Sohn eines Hinkenden wird unter Umständen ein Balletmeister und die Tochter eines Buckligen kann durch ihre schlanke Taille und das Ebenmaß ihrer Glieder die Bewunderung der Männerwelt auf sich ziehen.

Die Natur hat nichts verbrochen und verbricht überhaupt nie etwas. Der Engel mit dem feurigen Schwert, der uns wehrt in das Paradies auf Erden, in das lang ersehnte „Reich Gottes" einzutreten, trägt einen Jesuitenhut und ein Kreuz bildet den Griff seines Schwertes.

Lange, sehr lange hat die Menschheit gekränkelt; sie dünkte sich allezeit schwach und hinfällig, aber sie ist stärker als sie glaubt, und die Muskeln schwellen sichtbar in der Zeit. Die Aerzte wollen uns zwar glauben machen, daß wir kränklich seien, und nur allzugern möchten sie uns noch an die dunkle Krankenstube fesseln. Aber ein frischer, freier, fröhlicher Sinn erwacht aller Orten und Enden; lachend wirft man die Medicamente zum Fenster hinaus und liebt statt ihrer die freie Natur, das duftende Kornfeld, die waldigen Berge, die wallenden Fluren und Triften, wo vernehmbar der Odem Gottes durch die vom Blüthendufte geschwängerten Lüfte dahinzieht. Hinaus denn ihr Schläfer und Duckmäuser in den lebendig sprudelnden Quell! Dort waschet die übernächtigen Augen! Laßt frei Euer Herz pulsiren! werdet rein von verjährtem Unflath; zeigt den ursprünglichen, unentweihten Menschen in Euch, den denkenden Geist, dem alle Verdummung ein Gräuel! dann kommt heran, denn wir haben noch ein überaus ernstes und wichtiges Wort mit Euch zu reden. —

Sobald einst die Menschheit jene moralische Reife erreicht haben wird, zu der sie, ihrer Uranlage nach, ohne Zweifel befähigt und berechtigt ist, darf billiger Weise keine Silbe mehr über Gott geredet werden; er ist dann ganz ein Gegenstand der Empfindung und Niemand ist sicher, daß nicht das, was er über diesen erhabensten aller Gedanken spricht, Irrthum sei.

Gewiß aber ist, daß man mit dem Verstande nicht ausschließlich denkt. Es gibt Gedanken, und das sind die höchsten und erhabensten, die aus dem Gefühle hervorgehen; der Unterschied ist, daß

der Verstand sich seine Gedanken aus einem Materiale, aus tausend einzelnen benannten Theilen, sozusagen aus Splittern zusammenbaut und das ist das Instrument; daß sich aber die Denkkunst in allerlei logisch-regelrechten Gängen darauf ergeht, das ist die Musik, dergleichen uns die Philosophie in tausendfachen capriciösen Schnörkeln vorgespielt. Was aber in den Melodien unentziffert ahnungsvoll redet, der melodische Gedanke, den wir nur bei wahren Dichtern finden, der höchste Gedanke in den Schöpfungen des Genie-Logos, das ist der Geist, den wir Poesie nennen. Er wird nicht mit dem kalten Verstande gedacht; die Quelle, aus der er entspringt, ist die andere Seite der Vernunft, ist jenes geistige Gefühl, das durch seinen Einfluß den Verstand erst zur Vernunft veredelt. Und eben dieses ist die Geisteskraft, jener Reflector der Gottidee, die sich in eine Sprache kleidet, welche kein Alphabet, keine Grammatik und keine sichtbare Zunge hat. — Freilich muß auch dieses Geistesorgan, das wir als den sechsten Sinn des Menschen bezeichnen möchten, sich der Worte bedienen, um seine Gedanken kund zu geben; wem aber zum Empfangen nur das Ohr zu Gebote steht, der vernimmt Worte, aber keine Gedanken, keine Poesie.

Darum läßt sich der höchste aller Gedanken, der Gedanke: Gott keineswegs in Worten erklären, was er ist, was er nicht ist; jedes Wort das sich vermißt, ihn zu erklären, irrt, muß irren. Nur die empfängliche, mit dem sechsten Sinne begabte Seele ist wie das tönende Glas oder wie die Saite, in denen der eingeborene eine Ton sympathisch mit erklingt, wenn dieser eine Ton nahebei angeschlagen wird.

Dieser eingeborne Ton der Seele ist — Gott und darum eben ist Gott in uns und wir sind in ihm. In uns ist nur ein einziger Ton aus der unendlichen Skala seines harmonischen Alleinwesens der angeregt durch die Erscheinungen an Erde und Himmel und die Sprache des Genie-Logos, der Poesie, in uns mit ertönt und uns von dem Dasein des höchsten Wesens, das in- und außer uns ist, belehrt und seine erhabene Größe verkündet.

Wenn es uns gestattet wäre, die Flügelschläge frommer Phantasie zu entfesseln, so würden wir sagen: jeder Stern am unendlichen Himmelsraume habe seinen eigenen Ton und alle diese unendlich vielen Töne zusammengenommen bilden die höchste Harmonie, und diese Harmonie sei — Gott. So ist jeder einzeln erklingende Ton eine

Theilmusik; alle Töne in rhythmischer Vereinigung aber bilden zusammen erst jene melodische Harmonie, die dem Sein der Musik entspricht.

Auch dieser Tropus, dieses Bild hat, wie jeder derartige Nothbehelf, seine Krücken, hier die: daß in der höchsten Gottharmonie zwar Differenzen, niemals aber doch Charivari's denkbar sind. Was aber dem Zweifler und Spötter als solches erscheint, ist eben seine eigene Katzenmusik, mit der er vergeblich versucht, die ewig ruhig forttönende und in unzähliger Mannigfaltigkeit fortmodulirende Gottharmonie zu überschreien.

Kann man einem Tauben beschreiben, was ein Ton ist? Eben so wenig kann dem Menschen, und stiegen auch unmittelbare Abgesandte des Himmels hernieder, gelehrt werden, was Gott in seiner vollendeten Wesenheit, in seiner Universal-Harmonie ist. Darf aber der Taube die Harmonie der Musik wegleugnen, weil ihm das Werkzeug der Wahrnehmung mangelt, und darf es ihm erlaubt sein, die für Narren zu erklären, die, ein Instrument am Munde oder an der Brust, die Finger darauf bewegen? O nein, sicher nicht! Es ist vielmehr schon häufig vorgekommen, daß ein Taubstummer behaglich nach der Musik, die er nicht hörte, tanzte, versichernd, daß außer dem leitenden Rythmus seiner Tänzerin auch eine gewisse leise Schwingung (Dröhnung) der Luft, vornehmlich durch Baß und Timpano erregt, auf die sublime Empfindlichkeit seiner Nerven einwirkte und ihn von dem Dasein einer sogenannten Musik unterrichtete.

Und so wie ein Taubstummer der Musik, so stehen wir Alle, Alle der Gottheit gegenüber. Der Taubstumme erfreut sich eben so rein, so enthusiastisch am Tanze, bei dem er sich die erforderliche rhythmische Anregung mühsam herausfühlen muß, wie die Hörenden, die neben der klaren Erkenntniß dieser auch noch die wonnereichen Melodiegedanken begabter Componisten in sich aufzunehmen vermochten. Wo lebt der Thor, der dem Tauben seine Freude verargen und ihm rathen möchte, viel lieber einsam in einem Winkel zu hocken und zu schmollen mit der ihm unbekannten Macht, die ihn um einen Sinn gekürzt? Wie, wenn wir nun Alle um diesen Sinn gekürzt wären, wenn es eine ganze Nation von Taubstummen, eine andere von Hörenden gäbe? Sollten Jene es leugnen dürfen, daß Diese eine Kunst besäßen, die man Musik nennt?

Es existiren aber mehr Sinne im Universum, als wir Fünf-

sinnige uns träumen lassen, und hätten wir nur noch einen einzigen Sinn mehr, es würden uns ganz seltsame Dinge erscheinen. Nun gibt es aber Menschen, deren Nervensystem eine Art Surrogat für diesen fehlenden Sinn darbietet; sie sind uns indeß eben als Ausnahme-Geschöpfe unheimliche, grauenhafte Menschen, denn sie fälschen das Gesetzbuch unseres Naturverbandes, und ein gesunder, frischer Erdenbürger sagt sich los von solcher Erscheinung.

Der thierische Magnetismus ist nämlich das Surrogat für den gemeinten fehlenden Sinn, indem er theils freiwillig als Somnambulismus, theils künstlich erregt, Erscheinungen aus einer unbekannten Sphäre auf diesen irdischen Schauplatz, gleich Phantasmagorien herbeizaubert.

Eine fortgeschrittene Bildung hat uns glücklicher Weise dahin geführt, keine Wunder mehr, sondern nur noch Wunderbares in allen Höhen und Tiefen der Natur zu finden. Ferner, daß alle Erscheinungen, auch die erstaunlichsten, auf ein feststehendes Naturgesetz zurückzuführen sind. Die Vorwelt hatte von manchem jetzt nur noch wunderbar Genannten zwar die Sache, aber keinen entsprechenden Namen, noch viel weniger eine genügende Erklärung, und eben deshalb bezeichnete man derlei Erscheinungen kurzweg als Wunder, um sich so auf bequeme Art mit dem Begriffe abzufinden.

Wir dürfen es daher auch getrost wagen, den Somnambulismus, gleichviel ob künstlich erregt oder natürlich, für nichts Besonderes zu halten, als für diejenige Abnormität der seelischen Beschaffenheit, wo das einheitlich Göttliche im Menschen, jene auf der Vereinigung des Verstandes mit der Vernunft beruhende Gottpoesie, nämlich das Gefühl, sich zur unbedingten Alleinherrschaft aufgeworfen und die irdische Schwesterkraft, den Verstand, vollständig paralysirt und zu seinen Functionen für eine gewisse Periode in jeder Beziehung untauglich gemacht hat. Wir wollen versuchen, der Chemie ein Gleichniß zu entlehnen. Man denke sich das Wasser hier (adäquat der Vernunft, die wir uns aus dem Verstande und der Gott-Idee zusammengesetzt annehmen) in seine Grundbestandtheile: Wasserstoff und Sauerstoff, zerlegt. Dort steht der Verstand dem Gefühl, hier der Wasserstoff dem Sauerstoff gegenüber. Letztere sind in ihrem getrennten Zustande eben so wenig noch Wasser, wie jene noch Vernunft sind. Der Sauerstoff liefert das intensivste Licht, das Wasserstoffgas die inten-

sivste Wärme. Jedes für sich allein durch Kunst erzeugt, spielt aber im Haushalte der Natur eine unbedeutende, freilich als Experiment interessante Rolle.

Wenn nun die Wissenschaft den Somnambulismus als Gesammt-Erscheinung an sich mit gutem Grunde auf materielle Organe u. z. hauptsächlich auf das Nervensystem zurückzuführen sucht, so muß dennoch jeder Vorurtheilsfreie eingestehen, daß auf diesem Wege allein nichts Genügendes nachgewiesen werden kann, sondern das Hellsehen, wo es in seiner höchsten Potenz auftritt, nicht physiologisch, sondern nur psychologisch erklärt werden könne.

Vor dem Staunen erregenden Schauspiele des Somnambulismus stehen wir zwischen Welt und Welt, denn wir bemerken in deutlichem Gefüge die geheimnißvollen Fäden, welche das angeborne Göttliche im Menschen mit der Moral in der Natur verknüpfen. — Eine leise Spur von dem dunklen Diesseits in das geahnte Universal-All des Außerirdischen liegt vor uns da.

Und fest wollen wir in die gefundene Fuge den Alpstock des Gedankens setzen, um uns mit einem kühnen Sprunge auf den Gipfel der Betrachtung hinaufzuschwingen, von wo aus wir das Wundergebiet der göttlichen Kraft, des göttlichen Seins und Wesens zu überschauen hoffen.

Jener Zustand des Hellsehens ist nach unserer Ansicht ein abnormer Moment in dem Dasein der krankhaften Psyche, wo auf geheimnißvolle, nämlich bisher nicht genau ergründete Weise, bei entsprechender Eignung der physischen Organe des betreffenden Individuums, eine gesunde Wechselbeziehung der zwei herrschenden Seelenkräfte, Gefühl und Verstand, unterbrochen wird und jenes Edlere, Göttlichere, die Quelle und der Vermittler des Bewußtseins, unabhängig von dem beigeordneten, mehr thierisch-irdischen Verstand, einen Grad näher zu jenem schwindelnd hohen Bewußtsein gesteigert ist, das wir als ein Attribut und eigentliche Wesenheit des alleinigen Gottes, des Weltgeistes, der Weltseele anerkennen.

Hier rasten wir bei dem ersten Stadium anbetenden Erstaunens, denn es offenbart sich in den Somnambulen ein leises Analogon jenes ersten und heiligsten Attributes, nämlich der Allwissenheit, die dem herrschenden Allgeist von keinem Denkenden vorenthalten werden kann.

Fast sollte man, wenn es nicht vermessen erschiene, auf den

Gedanken kommen, es habe die ewige und unbegreifliche Vorsehung ihren schwachen Vertretern auf Erden in den Thatsachen des Somnambulismus eine ergreifende Probe geben wollen, daß Dasjenige, was ihrem gewöhnlichen irdischen Gesetzverbande unmöglich und unbegreiflich, dennoch unter den verschleierten Gesetzen eines Ausnahme-Zustandes wohl denkbar und zulässig sei, daß mithin nach vorliegendem Beispiele die Möglichkeit einer wachenden Vorsehung über alle Dinge der Welt, also auch über die unserem irdischen Wohnplatze angehörigen, unabhängig von den uns eigenthümlichen beschränkten Sinneswerkzeugen, fast mathematisch erwiesen ist; daß ferner die Gefühlsseite im Dualismus der menschlichen Vernunft, ihrer ursprünglichen Reinheit nach, einzig nur zur Heiligung strebt und daher gerade in dieser vorgezogenen Geisteskraft der Impuls zu einem reinen und heiligen Wandel der Menschen von der Wiege bis zum Grabe gesucht und gefunden werden muß, daß endlich in Rücksicht hierauf in jedem Lehrplane vorzugsweise dasjenige Material aufgenommen werden solle, das die Gefühlsseite des Menschen anzuregen geeignet ist. — Das einflußreichste und wirksamste Element in diesem Sinne ist aber ohne Frage die Wahrheit und die Schönheit, die Poesie in allen ihren verschiedenen Ausstrahlungen durch Natur und Kunst, und eben dieser unabweisbaren Wahrheit halber darf der göttliche Funken im Menschen nur durch eine reine und unentweihte Gottlehre angefacht und herausgebildet werden, daher auch jede frevelhafte Uebertretung, jede Entweihung dieses Naturgesetzes sich im Einzelnen, wie auch im großen Ganzen furchtbar rächt.

Der erste Grund alles Frevels in religiöser Beziehung liegt in der Nothwendigkeit, die Bezeichnungen für die Eigenschaften des Universal-Wesens aus dem Bereiche einer Special-Sprache zu suchen, das heißt eine Sprache, die ihre Wurzeln sämmtlich in den sinnlichen Erscheinungen der Erde schlägt und selbst in ihrer schönsten Blüthe sich nur wenig über sie erhebt. Die Gott-Idee läßt sich aber nicht in Worte des Verstandes kleiden, weil sie nur ein Gefühls-Gedanke ist. Wem aber dieser Gedanke in seinem innersten Wesen aufgegangen, in dem ist das Menschenmöglichste bezüglich des Gottverständnisses vorgegangen; ihm ist der Impuls zu der einzig denkbar wahrhaften Religion gegeben. Dieses zum Bewußtseinbringen Gottes in uns ist die erste und nothwendigste Aufgabe jeder Religions-Anstalt, denn nur durch das Zusammentreffen des Gottbegriffes von außen,

des Angelernten, mit dem im Innern, des Angeborenen, kann die heilige Aufgabe der sittlichen Erziehung der Menschheit würdig gelöst werden.

Wie kann endlich die Sprache ausreichen, um über Gott zu reden, wenn die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Begriffe selbst bei den erhabensten Erscheinungen der Natur so handgreiflich zu Tage tritt. Wählen wir zum Beweise einmal die sphärische Gestalt der Erde. Nach Analogie jedes uns hiernieden vorliegenden Körpers müßte auch sie z. B. ein Unten und ein Oben haben, und Millionen sonst leidlich denkfähiger Menschen ist die Idee durchaus unzugänglich, daß wir nicht sollten oben und unsere Gegenfüßler unter uns wohnen; sie können es nicht begreifen, daß in Wahrheit Niemand oben und Niemand unten, Niemand auch an den Seiten, Alle vielmehr in demselben Maße und Verhältniß auf diesem Globus situirt wohnen, und die Worte unten und oben mit Beziehung auf den Himmelsraum überhaupt nur irrthümlich gebraucht werden können.

Betrachten wir zum ferneren Beispiel den Sonnenkörper. Dürfen wir etwa behaupten, daß derselbe brenne? Dennoch wärmt und leuchtet er gleich dem irdischen Feuer, welches aber verzehrt, indem es brennt. Ja sogar auf menschliche Größen könnte der angezogene Satz seine Anwendung finden. Wer möchte wohl sagen, Shakespeare war ein kluger Mann, oder ein geschickter, gescheidter oder weiser Mann? Aber ein genialer! Das ließe sich eher hören! Nun aber definire man diese Bezeichnung „genial“! Es ist unmöglich. Nur durch das Studiren und Empfinden der Werke des Meisters gelangen wir zu einer Art Verständniß, daß und warum er ein genialer Geist gewesen, ein Genie-Logos von Gottes Gnaden. Aber erklären, weiter erzählen kann man es nicht. Ebenso müssen wir, um zu einem rechten Verständnisse des Weltgeistes des einigen Gottes zu gelangen, seine Werke in allen ihren Höhen und Tiefen im Großen und vor Allem auch im Kleinen und Allerkleinsten, im Materiellen und Geistigen studiren, um zu einer Totalempfindung zu gelangen, die sich ihrem rechten innersten Wesen nach in artikulirten Lauten nicht wiedergeben läßt, sondern als ein ruhiges, stilles Bewußtsein tief beseligend im Busen ruht, eine Total-Empfindung, die keines Breviers und keines Betschämels bedarf, die sich nicht verkörpern läßt in Gestalt irgend eines sterblichen oder Phantasie-Geschöpfes.

Nur im Allgemeinen, nicht im Einzelnen läßt sich würdig über Gott reden.

„Und ein Gott ist, ein heil'ger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und im Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!"

So spricht unser Schiller. Ja fürwahr! Nur ein Gott, eine Natur, eine Menschheit darf uns gelten. Da aber begann schon vor Jahrtausenden der Mensch an dieser Dreieinigkeit zu künsteln, machte sich tausend verschiedene Götter und noch heute schwört jede Partei darauf, ausschließlich den rechten zu besitzen. Im Zank darüber schneidet man einander die Hälse ab und doch hat am Ende keine den rechten. Gott ist kein Gemachtes, sondern ein Gegebenes; er will erkannt, nicht aber ersonnen sein, und was sich gar nicht von ihm erkennen läßt, dessen bedürfen wir auch nicht. — Möge Jeder im Stillen mit seiner Phantasie die Schauer seiner ungemessenen Größe empfinden, möge er an der Hand der Sternenweisen die unermeßlichen Räume des Alls durchschreiten von Stern zu Stern, möge er selbst die Welten überdenken und die Wesen, die auf jenen uns unbekannten Schauplätzen der Natur als Zeugen der unendlichen Größe unseres gemeinschaftlichen Urhebers leben und empfinden. — Alles dieses möge er thun, soweit seine Kraft und sein Wille dazu ausreichen, aber — er hüte sich, seinen Phantasmen Gestalt zu geben, Dogmen darauf zu gründen und sie seinen Mitmenschen als angebliche Wahrheiten, als wirkliche Wesen aufzubringen, oder Einer wird des Andern Narr gerade in dem Heiligsten, was uns gegeben.

Große erhabene Gedanken dürfen uns durchschauern; sie aber in ein System fassen und der Welt als heilige Wahrheiten unterzuschieben, heißt ein Verbrechen an der Menschheit begehen.

Der Weise bescheidet sich seines Wissens, denn kein Sterblicher hebt sich über die Atmosphäre hinaus und selbst der Adler, wenn er der Sonne entgegensteigt, kehrt da zurück, wo die Natur das Markzeichen der letzten Wolke ausgehängt. Was wir von Gott für unsere Wohlfahrt zu wissen nöthig haben, steht in dem Lehrplane der Natur und der Vernunft. Wer aber sein Schulbuch zerreißt und sich am Mährchen ergötzt, der sündigt gegen den heiligen Geist, der das ganze Weltall durchdringt und fordert das ewige Gericht gegen sich in die Schranken.

Wahrlich, es ist nur ein Gott und er selber ist sein Prophet!

Doch haltet ein! Wohin sind wir im Fluge unserer Begeisterung für die höchste und erhabene Idee der Menschheit gerathen! Wir vergessen beinahe darüber unserer Pflichten gegen den Leser, von denen vielleicht schon mancher nach der materiellen Kost des Romanes, nämlich der weiteren Entwickelung der Handlung, sehr dringend zu verlangen anfing. — Wir versprechen uns keine weiteren Ausflüge nach idealen Regionen zu gestatten, sondern fein bescheiden auf Mutter Erde zu verweilen, und um zu beweisen, daß unsere Besserung aus vollem Ernste gemeint sei, wollen wir reumüthig einen jungen Mann vorführen, der uns eigentlich durch sein melancholisches, man möchte beinahe sagen lebensüberdrüssiges Wesen zu den von uns selbst gerügten philosophischen Ausschreitungen verleitet hat. —

Den Hut tief in's Gesicht gedrückt und in einen weiten Mantel gehüllt, sitzt dieser unglückliche, offenbar mit sich selbst arg zerfallene junge Mann schon seit früheſtem Morgen in einer düsteren Seitenallee des Friedhofes Père la Chaise. Scharf und schneidend bläst der Wind aus Südosten; zeitweise prickelt ein eisiger Regen nieder; die Ruhestätte der Todten ist heute von Jedermann gemieden, der hier nicht unbedingt nothwendig zu thun hat. Den Seitenweg aber, wo der junge Mann von Büschen halb verborgen auf den Sockel eines riesigen Grabmals sich niedergelassen, betrat heute noch kein Fuß eines Sterblichen. —

Gegen Mittag klärte sich etwas der Himmel auf; nur matt drangen die Strahlen der Herbstsonne durch die wässerige Atmosphäre, aber dennoch änderten sie wesentlich den unheimlichen, düstern Eindruck, das eklige Grau der bisherigen verschwommenen Beleuchtung. —

Der junge Mann, der bisher seit Stunden den stieren Blick auf den Boden geheftet hatte und unbeweglich wie eine bekleidete Marmorgestalt dagesessen war, hob unwillkührlich ein wenig den Kopf in die Höhe und blickte mit den fieberhaft glühenden Augen zur Sonne empor. —

„Ha!" rief er unwillkürlich zusammenschaudernd vor sich hin, „Ha! Will dein Glanz mich an meinen Schwur von heute Morgen erinnern? Soll ich in deinem Erscheinen einen Vorwurf meiner Unschlüssigkeit erkennen? — Warum mache ich überhaupt kein Ende? Was frommen mir noch die wenigen Stunden bis zum Abend. Ja, ja, es ist besser, wenn ich sogleich ein Ende mache — — — ent-

weder gibt es ein Leben nach dem Tode oder es gibt keines; in beiden Fällen wäre ich ein Narr, noch länger zu leben; hört mit dem letzten Pulsschlage meines entsetzlich gemarterten Herzens Alles, Alles auf, nun dann bin ich eben nichts mehr; lebt aber mein Ich über das Grab hinaus fort, so ist es jedenfalls nicht mehr an diesen elenden Körper gebunden, und der Tausch kann kein schlimmer sein. Habe ich nicht alle meine Irrthümer, meine zahllosen Vergehen selbst erkannt und aufrichtig bereut? Aber was nützt mir meine Reue, wenn sie nicht werkthätig sein kann, wenn es nicht in meiner Macht steht, die Todten aufzuwecken, und die Verzeihung der schmählich Verlassenen, durch treulosen Verrath grausam Gekränkten zu erflehen und an ihrer Seite ein neues, ein besseres Leben zu beginnen?! Diese Kugel in's Gehirn und jene Millionen Nerven, die in ihrem wundersamen Zusammenwirken man Gedächtniß, die geistige Macht des Menschen nennt, stehen in ihren Functionen stille, wie eine Dampfmaschine, der man ein Loch in den Kessel bohrt. Ha! welch' wonniger Gedanke — ein Druck mit dem Finger auf dieses kleine Züngelchen und ich werde nicht mehr denken, ich werde keine Erinnerung mehr besitzen an meine Verbrechen, an die Nutzlosigkeit meiner Reue! Also frisch drauf und daran! Eins, zwei — drei!" —

Der Unglückliche drückte ab. — Piff! Aber nur die Kapsel war abgebrannt; die Patrone selbst mochte feucht geworden sein, als die Pistole dem Selbstmörder schon vor ein Paar Stunden auf den vom Regen tief durchweichten Boden zufällig gefallen war. —

Der junge Mann knirschte mit den Zähnen; aber der unerwartete Zwischenfall machte ihn in seinem bedauernswerthen Vorsatze durchaus nicht schwankend, obwohl ihn der Grund der Vereitlung ein wenig frappirte. Er war ein leidenschaftlicher Schütze auf Pistolen und hatte es darin zur großen Meisterschaft gebracht; die Pistole, die er heute mitgenommen, war ein Lieblingsstück, das wirklich an Eleganz und Verläßlichkeit wohl kaum seines Gleichen besaß. Noch nie hatte diese Pistole versagt und gerade heute zum ersten Mal, wo er sie, statt zum bloßen Vergnügen, zu einem ernsten Dienst gebrauchen wollte, mußte sie sich als unverläßlich erweisen! —

Ein Zug des größten Aergers umspielte einen Augenblick die fest gekniffenen Lippen des jungen Mannes, der jedoch keineswegs gesonnen schien, seine schlimme Absicht aufzugeben; er ging vielmehr in der nächsten Minute mit erstaunlicher Ruhe daran, den durch-

näßten Schuß auszuziehen, den Lauf zu reinigen und schließlich frisch zu laden.

„Jetzt", murmelte der Unglückliche mit höhnischer Miene vor sich, „jetzt wird kein Gott mich verhindern, dieser elenden Welt endlich Lebewohl zu sagen. Also nochmals daran; hierher an die rechte Schläfe den Lauf — so, er sitzt gut — wie kühl das Eisen und wie heiß mein Blut! Amalie auf baldiges Wiedersehen — ja, ja, dir, dir allein meinen letzten Gedanken!" — — —

Der Selbstmörder drückte bei dem letzten Worte die Pistole noch fester an die rechte Schläfe und der Zeigefinger seiner rechten Hand berührte das Züngelchen des Schlosses. — — —

Bum! —

Der Schuß fiel und gar schauerlich dröhnte dessen Echo an den zahllosen Grabmälern wieder.

Der junge Mann lag ausgestreckt auf dem Boden; die blonden Haare an der rechten Seite seines Hauptes waren vom Pulver theils gesengt, theils geschwärzt. — Ein großer schwarzer Pudel leckte schweifwedelnd das Antlitz des Selbstmörders.

Eine Minute später stürzte athemlos ein anderer junger Mann herbei; es ist Henry Burton, der, als er den Selbstmörder auf den Boden hingestreckt sieht, einen gellenden Schrei des Entsetzens ausstößt, ganz vernichtet stehen bleibt und schluchzend sein Antlitz mit beiden Händen verhüllt.

Endlich rafft Burton seine ganze Energie zusammen und tritt gebeugten Hauptes, mit gerungenen Händen näher

„Edward! Edward! Was hast Du gethan?" jammerte Burton und ließ sich auf die Kniee nieder, um auf den Mund des Selbstmörders einen Kuß zu drücken.

„Himmel!" rief Henry Burton plötzlich und ein Hoffnungsstrahl dämmerte vor ihm auf, „Himmel! Das ist nicht das Antlitz eines Todten — er lebt, er lebt, ja, ja, er lebt, Gott sei Dank, er lebt!"

In der That hob der Selbstmörder, in welchem der Leser bereits Sir Edward, der armen Amalie Verführer, erkannt haben dürfte, etwas den Kopf empor und gurgelte einige unverständliche Worte.

Burton untersuchte jetzt die Wunde; die Kugel hatte die Hirnschale nicht zerschmettert, wohl aber stark gestreift, so daß die

Verletzung nur in einer, ein paar Linien tiefen und einen Zoll langen Rinne in dem Schädelknochen bestand. — Henry, von jeher gewohnt, immer ein kleines Verbandzeug und einige Arzeneien mit sich zu führen, stillte rasch das herabrieselnde Blut, welches bisher der schöne Pudel emsig abgeleckt hatte. — Einige starke Riechessenzen brachten schließlich Sir Edward etwas zu sich, der übrigens sich des Vorgefallenen in den ersten Augenblicken gar nicht zu entsinnen vermochte.

Mit glanzlosen Augen stierte er bald den Hund, bald Burton an.

Nur langsam kehrte dem Verwundeten das volle Bewußtsein wieder.

„Warum bin ich nicht todt?" lautete ganz naiv seine erste Frage. „Habe ich denn nicht so fest den Lauf hierher an die Schläfe gedrückt? Warum also hat die Kugel mich nur gestreift?"

„Dank dem Himmel, daß es so gekommen?" verwies Burton strenge, „Unglücklicher! diesem Hunde hast Du die Verhinderung eines schweren Verbrechens an Dir selbst zu danken!"

„Ach Caro ist da, mein lieber guter Caro!" entgegnete Sir Edward mit weicher Stimme und blickte das kluge Thier, das sich bei Nennung seines Namens dicht vor ihm hingestellt, freundlich an.

„Gott sei Dank!" sprach Burton zu sich, „es ist Hoffnung Edward zu retten; er nimmt wieder etwas Antheil an einem lebenden Geschöpfe. — Ja", fuhr er laut fort, „Caro hat mich hierher geführt. Ich kam vor zwei Stunden in Deine Wohnung am Boulevard des Italiens, um Dich zu besuchen; der Hund, sonst so ruhig und folgsam, benahm sich ganz ungeberdig und machte wüthende Versuche, die Thüre zu sprengen. Deine Hausleute getrauten sich nicht Dein Zimmer zu öffnen, in der Besorgniß, Caro sei von der Tollwuth befallen. — Mich aber beschlichen ganz andere Ahnungen. Schon seit zwei Tagen bemerkte ich eine auffallende Zunahme Deines Trübsinnes und die Art und Weise, wie Du gestern Abends von mir Abschied nahmst, kam mir höchst sonderbar vor. — Ich erkundigte mich bei Deiner Wirthin näher, wie Du Dich in den letzten Stunden benommen. Ich erfuhr, daß Du Dein Bett gar nicht berührt, sondern die ganze Nacht hindurch abwechselnd geschrieben, dann wieder wahrhaft zerreißend gestöhnt und gejammert habest. Doch

dies kam so oft schon vor, daß es Deiner Umgebung nicht mehr allzusehr auffiel. Befremden erregte es aber, daß Du heute zum ersten Male Caro zu Hause ließest, ohne welchen Du doch sonst noch nie ausgegangen warst. — Ich trat also in Dein Zimmer ein; Caro empfing mich mit Freudengeheul und gab mir zu verstehen, daß er das Haus verlassen wolle. Ich entdeckte auf Deinem Tische mehrere Briefe, darunter auch einen an mich; ich erbrach ihn hastig und — las Dein letztes Lebewohl. Nun galt es rasch zu sein, um Unglück zu verhüthen; wo sollte ich Dich aber finden? Der Hund allein konnte mich auf Deine Spur bringen. Ich band dem klugen Thiere eine Schnur an das Halsband und ließ mich von ihm leiten. Die Nase auf dem Boden trabte Caro vor mir her; ich lief, daß mir schier der Athem wiederholt ausging, hinter dem Hunde her, um ihn ja nicht an der Schnur zu zerren und dadurch etwa irre zu machen. Schon begann ich an der Geschicklichkeit und dem Instinkte Caro's zu zweifeln, denn er führte mich der Kreuz und der Quere nach durch ein wahres Labyrinth von Straßen, bis er endlich die Richtung nach dem Père la Chaise einschlug. — Hier auf dem Friedhofe wurde der Hund ziemlich ungeberdig; ich eilte ihm offenbar zu langsam nach und ehe ich es mich versah, hatte er die Leitschnur zwischen den Zähnen und auch durchgebissen. — In gestrecktem Laufe und die Nase jetzt hoch in der Luft, als ob er seiner Sache bereits vollends sicher sei, jagte Caro davon! Wie und wohin sollte ich ihm folgen? Der Pudel ist so gut dressirt, daß er, so lange er etwas sucht, nie bellt. Indessen hielt ich die Eindrücke der Pfoten des Thieres im aufgeweichten Lehmboden fest im Auge. Endlich gewahrte ich Dich noch weit, weit von mir am äußersten Ende dieses Weges; es war der fürchterliche Moment, wo Du die Pistole an die rechte Schläfe setztest. Athemlos und zu Tod erschrocken, wie ich war, vermochte ich mehrere Secunden lang keinen Laut hervorzubringen. Du konntest mich und den Hund, der Dir schon ganz nahe war, nicht bemerken, denn Du wandtest uns den Rücken zu. — Der Schuß knallte in demselben Augenblicke, als Caro Dich erreicht hatte und Dir auf den Rücken gesprungen war; offenbar ist Letzteres die Ursache, warum der Schuß mehr nach oben ging und auf diese Weise Dich nur verletzte, statt Dich unfehlbar zu tödten, wenn Du ungestört bliebst. — Bei Gott, theurer Edward, Du hast Dich in einer sehr gefährlichen Lage befunden!"

Sir Edward hatte aufmerksam und ruhig zugehört, den Kopf leicht auf den rechten Arm gestützt. Der nicht unbedeutende Blutverlust war offenbar von wohlthuender und calmirender Wirkung auf seinen früheren exaltirten Zustand gewesen.

„Mein guter Henry!“ sagte der Verwundete nach einer längeren Pause, „beinahe möchte ich jetzt selbst zugeben, daß ich ein schweres Unrecht beging, indem ich Hand an mich selbst gelegt. Ich habe mich in einer gefährlichen Lage befunden, aber, gestehe es nur aufrichtig, mein Freund, ich bin weder trostreicher, noch hoffnungsvoller geworden, indem Du mich dem Dasein wiedergabst.“

„Niemand hat das Recht, an sich und der Zukunft zu verzweifeln. Wehe, dreimal wehe Jedem, der es wagt, dem Schöpfer das größte Gut, das er dem Menschen anvertraut, vorzeitig und noch dazu mit Trotz und Undank zurückzugeben. In dem Besiegen widriger Schicksale, in dem ehrenvollen Kampfe mit der Ungunst der Verhältnisse zeigt sich des Mannes Muth und Werth, nicht aber in dem absichtlichen Entfliehen durch die Hinterpforte des Todes; Selbstmord ist und bleibt daher ein Act der Feigheit, wenn wir des Menschen Bestimmung von dem höheren Standpunkte der ethischen Weltordnung betrachten.“

Sir Edward fuhr unwillkürlich bei den letzten Worten seines Freundes zusammen und sein Auge blitzte in einem Anfluge von Zorn hell auf.

„Ich wäre feige gewesen?“ rief er lebhaft, „und das sagst Du, mein Freund, mein einziger, wahrer Freund?“

„Ich nehme mein Wort nicht zurück!“ entgegnete Henry Burton mit ruhigem Ernste.

„Ich will Dich zum Lügner stempeln!“ sprach Sir Edward und sprang mit einer Kraft und Behendigkeit, die Burton dem Verwundeten nicht zugetraut hätte, vom Boden auf, „ja, bei Gott, ich will es; — ich will leben, ich will mein Elend, meine Schande weiter ertragen, bis der Sensenmann dereinst selbst an meine Thüre pocht. Da, nimm meine Hand darauf!“

Burton umarmte den unglücklichen Freund, dann sagte er:

„Laß uns den Heimweg antreten; das Wetter wird immer unfreundlicher und Du bedarfst der Ruhe und der Stärkung gewiß in hohem Grade.“

„Wie es Dir genehm“, erwiderte Sir Edward gleichgiltig

und zuckte die Achseln, „von nun an habe ich keinen Willen mehr Du sollst mein Mentor sein! Wer hätte auch mehr Anrecht dazu? Einmal hast Du mich aus den Krallen des Tigers gerettet und heute vor einem Verbrechen an mir selbst, Alles zum Danke, daß ich Elender einst Deine schöne Durga verführen wollte! Ha, ha! Ein gar edler Mann, Dein Freund Edward!“

„Kein Wort darüber!“ verwies Burton entschiedenen Tones, „Du hast den Leichtsinn, den Dir Dein schurkischer Onkel mit höllischer Methodik anerzog, nicht nur schwer, ja sehr schwer gebüßt, sondern auch Dich gebessert. Und wenn Gott dem reuigen Sünder verzeiht, warum sollte ich, das staubgeborne Wesen, unversöhnlich sein? Ich selbst war es, der Dich hier in Paris aufsuchte. Du warst in das Babel an der Seine gekommen, um in einem wüsten Treiben Dein Gewissen zu betäuben, nachdem die Leiden, deren Du so viele erduldet unter den Wilden der Südsee, wie unter dem eisstarrenden Nordpol, Dich nicht mit Dir selbst zu versöhnen vermochten. In einem kurzen Rückfall in Dein einstiges moralisches Nichts wolltest Du die Sinnlichkeit wieder zu Hilfe rufen; aber Du irrtest Dich abermals an Dir selbst. Dein besseres Ich war in Dir, danke es Gott, schon so weit erwacht, daß der kurze Taumel, in den Du Dich hier gestürzt, statt Dir dauernde Befriedigung zu schaffen, Dir nur eine Quelle neuer Zerwürfnisse Deines Innern werden mußte. Kein Ausweg als der Selbstmord schien Dir aus diesem Dilemma möglich. Vertraue auf mich, mein theurer Edward, und Du wirst Genesung, volle Genesung Deiner kranken Seele finden. Noch bindet mich ein feierliches Wort — aber binnen wenigen Tagen hoffe ich desselben entbunden zu werden und ich, der ich doch selbst unglücklich, sehr unglücklich bin, freue mich bereits der Wonne, die sich über Dein arg geprüftes Herz in unendlicher Fülle ergießen wird. Dann, dann erst mein Edward, wirst Du die ganze Größe des ungeheuren Verbrechens ermessen, das Du heute an Dir selbst zu begehen im Begriffe standst!“

Sir Edward, der auf den Arm Burton's gestützt, langsam dem Ausgange des Friedhofes zuwankte, blickte seinen Freund etwas mißtrauisch an, denn die Verheißungen, die ihm geworden, kamen ihm ganz und gar überschwenglich und unerfüllbar vor. — Indeß begnügte er sich, statt der Antwort einen schweren Seufzer auszustoßen und ungläubig den Kopf leicht zu schütteln.

Burton enthielt sich der Fortsetzung des Gespräches, weil eben ein langer Leichenzug des Weges kam. Er beschleunigte, soweit Sir Edward's Zustand es erlaubte, die Schritte, um recht bald an den Ausgang zu gelangen, wo man eine Retourkutsche zu finden gerade jetzt am ersten hoffen durfte. Stolz und zufrieden folgte der Pudel Caro seinem Herrn auf dem Fuße nach, als ob er sich seines heutigen Verdienstes um ihn vollkommen bewußt wäre.

Sechzehntes Capitel.

Dämmerung.

Wir haben nun an zwei wichtige Vorfallenheiten wieder anzuknüpfen, um der Gleichzeitigkeit und Totalität der Ereignisse derart gebührend Rechnung zu tragen, auf daß die Lösung der uns gewordenen Aufgabe harmonisch sich gestalten möge.

Als in jener Nacht „auf classischem Boden" die Bewohnerinnen des Damenasyls durch wüstes Geschrei und durch das Kampfesgetöse bei den Wächterhäusern aus ihrer sonst so ungestörten Ruhe aufgeschreckt wurden, war die Vorsteherin, welche wir bisher absichtlich stets nur die Nichte des Pastors Schulze genannt haben, die erste in den Garten hinabgeeilt.

Zu ihrem nicht geringen Erstaunen gewahrte sie die schöne Spanierin Isabella in der Mitte des Gartens stehend und ein kleines Päckchen auf dem Arme haltend. Das Mädchen war vollständig angekleidet und blickte sehnsuchtsvoll in die Richtung des nächsten Einganges, wo jetzt das Schreien und Lärmen allmälig schwächer wurde, ein Beweis, daß die Wächter des Asyls bereits zu unterliegen begannen und entweder entflohen, oder gar getödtet waren.

„Isabella!" rief die Oberin strengen Tones, „Isabella, was suchest Du hier? Zurück in das Haus!"

Aber anstatt mit sonst gewohntem Gehorsame Folge zu leisten, eilte Isabella einem nahen Gebüsche zu, aus welchem plötzlich ein riesengroßer Mann hervortrat, bei dessen Anblicke das Mädchen einen durchdringenden Freudenschrei ausstieß. Isabella blieb, beide Arme

ausstreckend, stehen; der endliche Anblick des längst Ersehnten wirkte lähmend auf ihre zitternden Kniee, so daß sie sich nur mühsam aufrecht halten konnte.

Die Oberin vertrat kühn dem frechen Eindringlinge den Weg, verhüllte jedoch zuvor rasch ihr Antlitz mit dem Schleier.

„Halte ein, Verwegener!“ rief sie dem Riesen zu, der bei dem Klange ihrer Stimme, gleichsam von einem heftigen elektrischen Schlage getroffen, zusammenfuhr und mit offenem Munde wie eingewurzelt stehen blieb.

Isabella jedoch, die sich wieder etwas gesammelt hatte, stürzte nun auf ihn zu, ergriff ihn beim Arme und schrie:

„Rasch von dannen, oder wir sind verloren!“

Dabei deutete die schöne Spanierin mit bebenden Armen nach der Richtung des Wohnhauses, in dessen Nähe ein Dutzend bewaffneter Türken sichtbar wurde. — Es waren die Hirten der Umgegend, welche dem weiblichen Asyl-Hause zu Hilfe eilten.

Dieser Anblick gab dem Riesen seine volle Geistesgegenwart und Energie wieder. Ein Ruck, und Isabella saß, sich krampfhaft an den Hals des Piraten klammernd, auf dessen linkem Arm.

Wie ein Tiger, der ein Lamm geraubt, sprang der Räuber in unglaublich langen Sätzen davon. Bald hatte er den Park weit hinter sich und befand sich inmitten seiner wilden Gesellen, welche jetzt erst der Thorwache vollends Meister geworden waren und nun einen Kreis schlossen, um den Rückzug ihres Capitäns zu sichern.

Es fiel jedoch kein weiterer Schuß. Die Küste, wo drei Boote des Seeräubers lauerten, war sehr nahe und ehe zehn Minuten vergingen, befanden sich Robert, Isabella und die gesammte an's Land gegangene Mannschaft wohlbehalten am Bord des in aller seiner Furchtbarkeit wieder auferstandenen „Rächers“.

Das Schiff, welches Robert jetzt befehligte, war abermals ein in den ostindischen Gewässern durch List gekaperter englischer Schraubendampfer von ganz außerordentlicher Schnelligkeit, so daß er jetzt gefährlicher und unverschämter denn je sein gräßliches Handwerk betreiben konnte, jeder Verfolgung spottend. — Tod und Verderben heftete sich an die Wege dieses erbarmungslosen Seeungeheuers, keine Schonung, kein Mitleid kennend, wenn der Anblick der Flagge des stolzen Albion seinen Rachedurst zur höchsten Blutgier entflammte.

Ja, fürwahr! Robert hielt seinen Schwur, den er gethan, als er die entehrende Züchtigung ungerechter Weise erdulden mußte, in einer Weise, daß die Hölle darob schauderte.

Mit einer Verwegenheit, die in den Annalen der Seefahrer wohl kaum ihres Gleichen hat, war er wiederholt durch die Straße von Gibraltar kühn in das mittelländische und griechische Meer hineingedampft und selbst bis unter die Mauern von Corfu wagte er sich, um sozusagen, unter den Augen der Behörden sein maßloses Zerstörungswerk an britischem Gute zu üben.

Die Fahrzeuge anderer Nationen pflegte der „Rächer" nur selten ohne besonderen Grund zu molestiren, und wenn er schon ein solches Schiff nahm, so kam es zumeist mit einem Lösegeld heil davon. — Auf englischen Schiffen aber wurde weder Gut noch Blut geschont; selbst Weiber, Kinder, Greise mußten in die See wandern, wenn sie es nicht vorzogen, in den Flammen des geplünderten und dann jederzeit in Brand gesteckten Fahrzeuges noch qualvoller und elendiglicher umzukommen.

Der kecke Handstreich der Piraten gegen das harmlose Frauen-Asyl verursachte natürlich auf der ganzen Insel eine große Aufregung und Bestürzung, zumal man eine Wiederholung über kurz oder lang befürchtete.

Letzteres lag aber keineswegs in der Absicht des Piraten, der sich, wie man später, oder besser gesagt, zu spät erfuhr, bei Nacht und Nebel wieder durch die Meerenge von Gibraltar ganz unbehelligt in den atlantischen Ocean hinausgeschlichen hatte, und dort sein Unwesen längs der spanischen Westküste mit noch unerhörterer Frechheit als bisher trieb.

Auf einmal vernahm man jedoch von dem „Rächer" nichts mehr. Man gab sich der Hoffnung hin, daß dieses unselige Schiff in dem Golf von Biscaya, wo es zuletzt gehaust, mit Maus und Mann zu Grunde gegangen sei.

Dem war aber nicht ganz so. Robert und Isabella hatten dem „Rächer" eines Nachts in aller Stille für immer Lebewohl gesagt. Blos von dem Neger begleitet, den wir schon am Eingange unserer Geschichte als einen unbedingt treuen Diener des Corsaren-Capitäns kennen gelernt, machte sich Robert mit seiner Geliebten in einer Barkasse davon, in die man für mehrere Tage Lebensmittel und die Hauptschätze, welche der „Rächer" barg, mitnahm.

Diese Schätze bestanden in einigen Kistchen voll geprägten Goldes und einer Büchse mit überaus werthvollen Juwelen.

Um diese Flucht zu ermöglichen, hatte Robert allen seinen Leuten, den Neger Nero allein ausgenommen, zwei Rationen Rum, deren letztere mit einem starken Narcoticum gewürzt war, verabreichen lassen, so daß die ganze Bemannung schon vor Mitternacht im tiefsten Schlaf, aus dem Einer nach dem Andern erst gegen Mittag erwachte, wie todt dahin lag.

Auf diese Weise gewannen die Flüchtlinge mindestens zwölf Stunden Vorsprung, mehr Zeit als genug, um die Mündung der Loire, vor welcher der „Rächer" in einer Entfernung von beiläufig sechzig Seemeilen kreuzte, am Abend des nächsten Tages zu erreichen.

Robert hatte sich sehr geschickt maskirt, so daß er, wenn ihn seine Riesengestalt nicht verrieth, vor Entdeckung sicher sein konnte. Er wollte übrigens sich in Nantes nur kurze Zeit aufhalten und dann die erste beste Gelegenheit benützen, um einen Dampfer nach Amerika zu besteigen; dort in den Hinterwäldern wollte er eine großartige Plantage gründen und an Isabella's Seite fortan ein friedliches Pflanzerleben führen. Armer Thor — als ob er durch die Flucht von den bisherigen Schauplätzen seiner Verbrechen, diese selbst oder auch nur die Erinnerung daran hätte tilgen können! —

Wir werden übrigens später erfahren, ob und inwiefern ihm sein Plan gelungen; für den Augenblick müssen wir aber erwähnen, das sein Verschwinden vom Piratenschiffe auf diesem die heilloseste Verwirrung und Panique erzeugte. Es war als ob von dem „Rächer" die Seele seiner Lebensfähigkeit gewichen wäre. Zudem hatte das Schiff während der Trunkenheit der Mannschaft ganz in die Nähe der Küste getrieben, so daß es in Gefahr kam, zu stranden. Dies wurde wohl noch rechtzeitig verhütet, aber Niemand wußte, als man wieder die hohe See gewonnen, einen halbwegs vernünftigen Rath zu ertheilen, was nun mit dem Schiffe begonnen werden solle. — Ohne dem Genie und der ansteckenden Tollkühnheit Robert's die bisherigen unerhört frechen Unternehmungen fortsetzen zu wollen, fiel keinem der zurückgebliebenen drei Officiere bei. Alle stimmten vielmehr dafür, daß der „Rächer" sich für längere Zeit jedweden Angriffes auf Schiffe zu enthalten habe, und vor Allem seinen Schauplatz in die chinesischen Gewässer verlegen solle. Unweit

des Cap der Südspitze von Afrika und zwar in der durch seine Stürme schon so vielen Schiffen verderblich gewordenen Tafelbai, wurde aber der „Rächer“ und seine verbrecherische Mannschaft von einem wohlverdienten Schicksale erreicht. Während einer heftigen Kühlte gerieth das Schiff in Brand und kein einziger der Piraten entging dem Wasser- oder Feuertode, den sie mit kalten Blute schon so vielen Unschuldigen bereitet hatten. Und Robert, der Urheber aller dieser Schandthaten, er sollte wirklich leer ausgehen, vor dem gerechten Richter dort oben, ihm allein sollte es vergönnt sein, die Gesammtfrüchte der Verbrechen Aller zu genießen? — — —

Oder sollte der Unglückliche nur wahnsinnig gewesen sein? Sollte er wirklich unwissentlich und unabsichtlich durch die erlittene Entehrung in diesen höchsten und fürchterlichsten, zugleich aber auch geheimnißvollsten und räthselhaftesten Grad der Entmenschung hinabgesunken sein?

Der Wahnsinn ist eine Auflösung der rhythmischen Seelenthätigkeit des Menschen und unterscheidet sich von der Verdummung und Thierheit bei Verwahrlosten dadurch, daß er stets durch thatsächliche Reaction zur Erscheinung hervortritt, während dort nur das Gesetz der Bildung mangelhaft oder gar nicht erfüllt wurde. Deshalb darf man auch den Wahnsinn theoretisch als heilbar bezeichnen, wenngleich die Mittel dazu noch lange nicht alle erkannt sind, während die thierische Verdummung, deren Sprach- und Handlungsweise mit jenem oft ganz gleich ist, nur eine Ergänzung des Versäumten bedingt.

Gerade weil der Wahnsinn Folge einer Reaction ist, die auf noch nicht enträthselte Weise mit Erkrankung irgend welcher materieller Gehirn-Organe in Verbindung steht, wird zur Heilung desselben die Pathologie herbeigezogen, während es Niemandem einfällt, thierisch verdummte Menschen, die der nothwendigen Bildung entbehren, vermittelst Sturzbäder und Senftpflaster gescheidt zu machen. Während also ein durch Hunger, Durst und sonstwie mangelhafte Pflege verkümmerter Leib dem in thierischer Verdummung verkommenen Geist gleich zu achten, ist dasselbe bei dem wirklich erkrankten Körper gegenüber dem Wahnsinn der Fall. Bei allen hier erwähnten Momenten einer anormalen Beschaffenheit des Menschheitsseins erscheint uns der Urtypus des göttlichen Schöpfungsplanes im Menschen erloschen und es tritt uns das grauenvolle

Bild einer körperlich- oder seelisch-organischen Verrenkung entgegen. Bei keinem derselben aber ergreift uns die Erbärmlichkeit menschlicher Abirrung so zermalmend, als bei dem Wahnsinn, selbst wenn er nicht bis zur Tob- und Tollsucht gesteigert ist.

Blicken wir auf die bekannten Ursachen des Wahnsinns, so entsteht die Frage: was tritt uns als solche vornehmlich entgegen? — Maßloser Kummer über plötzliche oder allmälige Verluste, Entbehrungen gewohnter oder erwünschter Genüsse, verletzter Ehrgeiz oder Eitelkeit, unglückliche Liebe, unmäßiger Genuß sinnlicher Freuden, rastlose Speculation über unlösbare oder doch die Geisteskraft übersteigende technische oder sonst wissenschaftliche Probleme u. s. w., vor Allem aber falsche Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, wie solche eine ausschweifende Phantasie und mißverstandene Lehre auf dem Gebiete der Religion, namentlich der christlichen, den schwachen Geistern entgegenzuführen, vermessen genug ist, indem man gleich Pygmalion einem Bilde lebendigen Odem einzublasen vergeblich sich bemüht.

Aller Wahnsinn dürfte seiner Veranlassung nach unter irgend einer der obbenannten Rubriken summirt werden können, wie sehr auch die Symptome von einander abweichen mögen. Dieser nicht abzuleugnenden Thatsache stellen wir als Gegensatz die einzige Frage gegenüber: wo ist jemals ein Weltweiser, ein wirklicher, gründlicher Philosoph, dessen Name, auf die Nachwelt kommend, seine wirkliche Weisheit documentirte, wahnsinnig geworden, es sei denn, daß etwa eine körperliche Verletzung oder Krankheit die Veranlassung dazu gewesen wäre? Was ist aber, worin besteht die reine Philosophie anders, als in einem Streben nach Weisheit, und was ist Weisheit anderes, als die naturgemäße Herausbildung der reinen Vernunft? Wer also zuerst frevelte gegen dieses Allerheiligste in dem im Menschen selbst befindlichen Tempel göttlicher Liebe und Weisheit, wer die Vernunft zuerst verachtete, ihre Gesetze und Rechte in den Staub trat und sich vermaß, das einzige Moment der Gottähnlichkeit mit den Fesseln des Aberwitzes zu umschlingen, das Banner der Unvernunft zu erheben, und das Allerheiligste in den Koth zu ziehen, der lud die fürchterlichste Verantwortung auf sich, den Wahnsinn gepredigt zu haben. Er wagte das gefährliche Spiel, die Larve eines scheußlichen Wurmes in die menschliche Seele niederzulegen, zu deren Ausbrütung es nur besonders begünstigender Umstände bedarf und statt

eines Meisterstückes der Schöpfung steht dann ein höhnendes Scheusal da, das weder einem Menschen, noch einem Thiere gleicht, sondern etwas Drittes, Krankhaftes, sozusagen einen Dämon, einen von Gott und seiner heiligen Ordnung abgefallenen Geist darstellt, dem nur noch die todten Zeichen der Sprache, nicht aber ihr Sinn und ihre folgerechten Gedanken zu Gebote stehen. Trägt nun die Vernunft sogar in ihrer kränklichen Verkümmerung, wie wir's täglich vor Augen haben, immer noch das Merkmal ihrer göttlichen Abkunft an sich, indem sie auch so die Hauptgesetze des Geisteslebens erfüllt, da nur einzelne Functionen des Denkvermögens gestört sind, wie in einem kränkelnden Körper die analogen Lebensorgane, so ist dagegen der Wahnsinn als ein geistiger, dem normalen Gottheitsbilde entfremdeter und nach dem Naturgesetze nicht nothwendiger Tod zu betrachten, wo sich alle Thätigkeiten in völlig anarchischer Auflösung befinden, während der materielle Träger, der Leib, seine thierischen Functionen noch so lange ungestört fortsetzt, bis der gestorbene Geist durch eine excessive, naturwidrige Behandlung das Leibwesen mit sich in's Verderben hinabreißt.

Indem aber der göttlich-weise Naturgesetzkreis den Wahnsinn als keine Nothwendigkeit, sondern nur als Möglichkeit in sich aufgenommen, gleichsam als Strafe für die Nichterfüllung der reinen Menschheitsbedingungen, die immer wieder auf die reinen Vernunftgesetze zurückführen lassen, muß er als etwas außerhalb der ordentlichen, normalen Naturgesetze Liegendes, als etwas Feindliches betrachtet werden, zumal er sich immer als Rückschritt, als Reaction von, nicht als Zurückbleiben in der Vernunftbildung ausweiste.

Doch kehren wir wieder für einen Augenblick auf den classischen Boden zurück, wo die uns zuletzt bekannt gewordene Gewaltthat des unseligen Robert stattgefunden.

Der Schrecken, den der Ueberfall unter den schönen Insassinen des Asyles verursachte, war so groß, daß alle, selbst die Oberin mitinbegriffen, schon einige Tage nach dem erschütternden Ereignisse nach kurzer gemeinsamer Berathung zu dem Entschlusse gelangten, einer Gegend Lebewohl zu sagen, wo sie ihres Lebens und ihrer Ehre sich nicht mehr sicher halten durften. Dieses Mal war freilich beides nicht geschädigt worden, wer konnte aber dafür Bürgschaft leisten, daß nicht heute oder morgen eine andere Schaar verwilderter Gestalten abermals bei Nacht und Nebel von der See her die Insel

überfiel und an den Damen des Asyls rohe Gewalt übte, wenn nicht gar alle sammt und sonders zu Schiff entführte. —

Der Gouverneur der Insel versprach zwar allen nur möglichen Schutz und jede nur erdenkbare Vorsicht, um einem etwaigen zweiten Ueberfalle energisch zu begegnen. Der gute Mann, der gar wohl die Vortheile erwog und erkannte, welche der ihm anvertrauten Insel sowohl in materieller als moralischer Beziehung durch das Damen-Asyl zu Gute kamen, predigte aber tauben Ohren, zumal auch die Oberin durchaus nichts that, um ihre Genossinnen zu beruhigen oder anderen Sinnes zu stimmen, welch' letzteres, wenn sie es gerade gewollt hätte, ihr ganz gewiß nicht gänzlich mißlungen wäre. Seit dem letzten Anblick des Piraten-Capitäns schien aber die Oberin, dieses sonst so geistes- und willensstarke Wesen, gänzlich gebrochen, ja vernichtet zu sein. Sie zeigte sich nur mehr selten ihren Genossinnen. Ganze Tage und Nächte verbrachte sie weinend auf ihrem Zimmer, so daß man bereits um ihren Zustand ernstlich besorgt zu werden anfing. —

Da brachte ein Schreiben, welches über Smyrna aus Paris an sie gelangt war, plötzlich eine gewaltige Aenderung in ihrem Wesen hervor, und zwar, gar sehr zum Besseren.

Mit diesem Schreiben in der Hand begab sie sich zu Mary, der Gemahlin Sir Edward's, den wir zu Paris in einem wahrhaft beklagenswerthen Zustande innerer Zerfahrenheit verlassen haben. — Das Schreiben selbst rührte von Master Henry Burton her und enthielt im Wesentlichen nur die dringende Aufforderung, daß die Nichte des Pastors Schulze ohne Verzug in Paris eintreffen möge, nachdem gewisse, schon während der langen Reise von Friedensthal in Brasilien nach Valdivia besprochene Eventualitäten nunmehr eingetroffen seien. —

Miß Mary, obwohl sonst äußerst apathisch sowohl gegen ihr eigenes als auch Anderer Schicksal, begrüßte den Eintritt ihrer Oberin mit lebhafter Freude. Als die Engländerin sodann den gedachten Brief aus Paris gelesen, erklärte sie sich sofort bereit, ihrer Freundin an die Seine nachzufolgen. —

„Die Auflösung unseres Asyles hier," bemerkte Miß Mary unter Anderem, „ist ohnehin eine bereits fest beschlossene Thatsache. Ich glaube, daß Deine an und für sich allerdings schöne, ja erhabene Idee, die uns hier zum Schwesterkreise vereinte, auf die Länge der

Zeit nicht praktisch haltbar gewesen wäre, auch wenn der Ueberfall des Corsaren uns nicht mit einem Male das höchst Gefährliche unserer hilflosen Lage, unseres Alleinstehens klar gemacht hätte. — Wie Isabella gedacht, denken, ich versichere Dich dessen als Thatsache, so ziemlich die meisten unserer Genossinnen und würden unter ähnlichen Umständen auch ebenso handeln. Wir Alle, ich gestehe es offen, sind noch viel zu jung, um dem Leben und dessen Freuden Valet zu sagen und hier uns als Nonnen zu geberden. Indeß, wir haben hier manches Gute und zwar nachhaltig Gute gewirkt an uns selbst und an Anderen. Jede von uns wird mit wesentlich geläuterten Ansichten, mit besseren Grundsätzen die Welt, der wir doch im Herzen stets angehörten, wieder betreten. — Wir haben kennen gelernt, was ein erhabenes Beispiel und ein tiefer Geist, gleich dem Deinigen, im veredelnden Sinne zu wirken vermögen! Nun aber ist es an uns, den Beweis zu liefern, daß wir wirklich besser geworden sind und diesen Beweis vermögen wir nur in der Welt herzustellen, nicht aber hier, wo uns jede Gelegenheit zu sündigen abgeschnitten ist, mithin auch von einer Tugend im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht eine Rede sein kann. Also in Gottes Namen! Gib das Signal zum Aufbruche!" —

„Dein Urtheil enthält eben kein besonderes Lob für mich!" entgegnete die Oberin etwas pikirt, „immerhin muß ich zugeben, daß mein Idealismus sich zu weit verstiegen oder richtiger gesagt, die Menschen für besser, für aufopferungsfähiger gehalten hat, als sie in Wahrheit sind. — Was werden wir aber mit den ärmeren Schwestern beginnen, und diese sind, wie Du weißt, die Mehrzahl!"

„Das laß' meine Sorge sein!" sagte Miß Mary lächelnd, „wenn gleich der schurkische Major den größten Theil meines Vermögens sich anzueignen wußte, bin ich doch noch reich, sehr reich, denn der Earl of Dundonald, wenn möglich ein noch größerer Spitzbube, als Sir Richardson, muß mir, sobald ich mich vor den englischen Gerichten zeige und die Identität meiner Person nachweise, jene bedeutenden Summen aushändigen, die nach meinem Verschwinden aus Tahiti die dortigen Behörden in Verwahrung genommen hatten. — Du weißt ja, daß ich zu diesem Verschwinden durch eine niederträchtige Intrigue bewogen wurde, welche der Earl und Major Richardson gemeinschaftlich ausgesponnen hatten. Letzterer machte mir weiß, daß Sir Baldwin of Dundonald

bereits die erforderlichen Schritte gethan habe, um mich als irrsinnig zu Sidney in Australien, in der dort neu errichteten Anstalt für Geisteskranke für immer unterzubringen. Ich wurde jedoch rechtzeitig gewarnt. — Nur eine schleunige und geheimnißvolle Flucht von Tahiti, meinte Richardson, könne mich retten. Ich verlor den Kopf, zumal ich den Earl mit Recht jeder Schandthat für fähig hielt. — Des größten Theiles meiner Habe durch Richardson förmlich beraubt, trafen Du und ich uns zufällig in Schanghai in dem Augenblicke, wo Du im Begriffe standest, diese Stadt zu verlassen. Dein Plan, im griechischen Archipel ein Asyl für unglückliche gefallene Frauenzimmer zu gründen, gefiel mir und mit dem vorläufigen Reste meiner Habe, meine Juwelen allein ergaben noch immer einen Erlös von 20.000 Pfund, stellte ich mich zu Deiner Verfügung. — Ich versprach den materiellen Theil Deines schönen Planes zu realisiren und ich will mein Wort bis in die äußersten Consequenzen halten. Sieh hierher — es ist das Verzeichniß der Summen, die ich jeder einzelnen unserer Schwestern zugedacht; keine Einzige wird je der Noth und dem Elende anheimfallen."

„Uebrigens", schloß Mary, „behalte ich mir vor, noch ein Weiteres zu thun sobald ich dem Earl den an mir begangenen Raub wieder entrissen haben werde."

Die Oberin drückte im Namen aller „Schwestern" der freigebigen Mary, die eigentlich nie schlecht, aber bodenlos leichtsinnig gewesen, dankbar die Hand.

Beide Damen verfügten sich nun in den allgemeinen Sprechsaal, um den „Schwestern" mitzutheilen, daß binnen wenigen Tagen der allgemeine Aufbruch vom classischen Boden erfolgen werde.

Wie Miß Mary ganz richtig gesagt, gab sich eine unverholene Freude unter den „Schwestern" über diesen Beschluß kund, zumal durch die Großmuth Mary's das Gespenst der Nahrungssorgen auch von den ärmsten Genossinnen für immer gebannt war.

Das Asylhaus wurde dem Gouverneur der Insel für allgemeine Zwecke übergeben. Einige Räumlichkeiten wurden für eine Schule, der ersten auf der Insel bestimmt; die übrigen Localitäten sollten als Versorgungshaus für Eingeborne dienen. Miß Mary that auch hierbei das Ihrige; sie wies hinlängliche Summen für die Instandhaltung des Besitzthumes und die Dotirung der laufenden

Ausgaben an. Die Verwaltung des Ganzen wurde jener Freimaurerloge im nahen Smyrna, welcher der Gouverneur selbst angehört, übertragen.

Mit innigem Bedauern sahen die Insulaner, die kleine Schaar der mildthätigen Damen, die so manche Thränen getrocknet, so unsäglich viel Gutes gestiftet hatten, von sich ziehen. Die wärmsten Segenswünsche folgten ihnen nach über das weite Meer, denn die Reise Aller ging vorerst nach Marseille, wo sich die Schwestern von einander trennten, damit jede Einzelne wieder ihren eigenen Pfad wandeln möge in der großen weiten Welt. Sie schieden jedoch nicht auf Nimmerwiedersehen. Sie leisteten das feierliche Versprechen, sich alle drei Jahre in Europa an einem bestimmten Orte zusammenzufinden, um ihre Erlebnisse und Schicksale auszutauschen, und allen Jenen unter ihnen, die des Trostes und der Schwesterhilfe irgendwie bedürftig geworden, mit vereinten Kräften beizustehen.

Wir werden vielleicht Gelegenheit finden in einem unserer nächsten Werke diesem schönen „Schwesterbunde" und seinem ferneren Schicksale eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen.

Siebenzehntes Kapitel.

Es werde Licht!

Einige Wochen sind verflossen, seit Sir Edward auf dem Friedhofe Père la Chaise am Selbstmorde verhindert worden war. — Dem Leser wird gewiß eben so schwer als uns selbst die Entscheidung fallen ob wir dießfalls dem edlen Henry Burton oder dem klugen Pudel Caro das Hauptverdienst zuerkennen sollen? — Diese Frage warf sich auch Sir Edward während der vielen Tage, als er in Folge seiner Kopfwunde das Lager hüten mußte, wiederholt auf, ohne zu einem eigentlichen und befriedigenden Resultate zu gelangen.

Schließlich fand er keinen besseren Ausweg, als die Summe der Handlungen Beider für ein Ganzes anzusehen, das als ein Werk der über ihn wachenden Vorsehung so kommen mußte, wie es eben gekommen war. — Auch wir werden uns wohl mit dieser Anschauungsweise befreunden müssen, denn was nennen wir eigentlich Zufall? Ernstlich kann dieses Wort doch von keinem denkenden Wesen genommen werden, denn jede Wirkung muß ihre Ursache, jede Ursache ihre Wirkung haben, und nur der, der an Wunder, das heißt an die Möglichkeit einer zeitweiligen Suspendirung der Naturgesetze glaubt, nur wer bornirt genug wäre, anzunehmen, daß die Naturgesetze je sich selbst zu widersprechen vermögen, kann behaupten: es gebe einen Zufall in des Wortes banaler Bedeutung. — Der Ausdruck Zufall ist in Wahrheit nichts anderes als entweder die bequeme Umgehung der mühsamen Erforschung der Ursache einer Erscheinung oder aber das offene und ehrliche

Geständniß, daß unser beschränkter Verstand nicht immer die Ursache aller Erscheinungen, die uns entgegentreten, wirklich zu erforschen im Stande sei.

Das kleinste Wölkchen auf dem Himmel verdankt seine Entstehung am heutigen Tage einer unabsehbaren, aber nichts desto weniger wirklich existirenden Kette von Ursachen und Wirkungen, die schon seit Schaffung und Bildung des jetzigen Weltalls nur eine ganz natürliche Folge der unabänderlichen Naturgesetze selbst sind, so daß dieses Wölkchen heute nicht zufällig am Horizonte erschien, sondern als eine im Urplane des Schöpfers schon seit Tausenden und Tausenden von Jahren tiefbegründete, unausweichliche Nothwendigkeit angesehen werden muß. —

Henry Burton erfüllte redlich seine Pflichten als erster und gerechter Freund des unglücklichen, Sir Edward, dessen Zustand durch einige Zeit sehr bedenklich gewesen war; dem Wundfieber hatte sich ein hitziges Fieber zugesellt und die Aerzte befürchteten eine allgemeine Zerüttung seines überreizten Nervensystems, so daß eine dauernde Geistesstörung des Kranken keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte. — Der Verlauf gestaltete sich aber plötzlich weit besser als man anfänglich hoffen durfte. — Sir Edward's beste Medicin war, wie schließlich die Aerzte selbst eingestanden, die Gegenwart Burton's, der auch beinahe seine ganze Zeit dem Kranken opferte und mit ihm bald über dieses, bald über jenes Thema plauderte.

„Mein lieber Henry“, begann eines Tages Sir Edward, als die beiden Freunde am Kaminfeuer nebeneinander saßen und ihre Cigarren rauchten, „mein lieber Henry, heute fühle ich mich so wohl, daß ich meine Bitte, mir endlich über Deine letzte Begegnung mit dem Brahminen Ganesas Aufschluß zu geben, abermals zu wiederholen wage. Du schlugst mir bisher jede nähere Eröffnung hierüber ab, unter dem Vorgeben, daß der Einblick in gewisse Verhältnisse mich allzusehr aufregen könnte. Ich schwöre Dir, daß ich mich stark genug fühle, auch das Unangenehmste ruhig anzuhören, denn so viel ich bisher aus Deinem Andeutungen vernahm, bin auch ich bei den Dir durch das fatal Bild gewordene Enthüllungen stark in's Mitleiden gezogen.“ —

„So ist es“, bestätigte Burton mit ernster Miene Sir Edwards letzte Worte; dann fuhr er nach einer kurzen Pause fort: „ich sehe keinen Grund ein, länger Deiner berechtigten Bitte zu

widerstehen, war ich doch gesonnen, Dir gleich nach meiner Ankunft von Brüssel reinen Wein einzuschenken; ich kam, wie Du weißt, erst drei Tage früher in Paris an, als Du, Unglückseliger, Hand an Dich selbst legen wolltest. — Ich fand Dich damals zu gemüthskrank, um Dein Seelenleiden durch gewisse Mittheilungen noch mehr zu steigern. — Freilich, jenen schlimmen Entschluß, den Du auf dem Père la chaise auszuführen im Begriffe standest, hätte ich Dir nun und nimmer zugetraut! — Also höre — ich will mich übrigens so kurz als möglich fassen. — Nimm jedoch zuvor diese kleine Stärkung, deren Gebrauch Dir der Arzt so dringend anrieth." —

Burton mischte aus drei verschiedenen Flaschen ein Tränkchen zusammen und als Sir Edward die säuerliche Erfrischung mit sichtlichem Wohlbehagen hinabgeschlürft hatte, fuhr der unglückliche Geliebte der schönen Durga fort:

„Zum dritten und letzten Male hatte der edle Brahmine mich und Durga gewarnt, das verhängnißvolle Bild zu schauen, nachdem die Verirrung, die wir in heißer Liebe begangen, Schmach und Reue über uns bringen würde, erführen wir die Gewißheit dessen, was wir bis zu diesem Augenblicke glauben oder aber auch uns selbst hinwegleugnen durften. — Wie das Bild der Isis den Tod hinter seinem Schleier barg, so könnte, ermahnte Ganesas mit bebender Stimme, auch unsere moralische Vernichtung, unser ewiges und zeitliches Unglück durch unsere Neugierde heraufbeschworen werden. Nichts desto weniger bestanden wir auf unserem einmal gefaßten Entschluße, jenes Bild zu schauen, das uns die Lösung eines dunkeln Räthsels bringen sollte. — Ganesas that uns endlich zu Willen. Er zog an der Schnur, der Schleier flog hinweg und wir starrten tief betroffen das wohl getroffene Conterfei des Sir Baldwin of Dundonald an!" — — —

Sir Edward fuhr zusammen und rief unwillkürlich:

„Wie? dieser Schurke sollte Dein oder Durga's Vater sein?!" —

Burton kniff die Lippen, um eine vielleicht etwas scharfe Entgegnung zurückzuhalten; dann sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Oder? Und ist hier das rechte Bindewort!"

„Himmel!" stammelte Sir Edward ganz erschrocken, „jetzt begreife ich Alles! Sollte aber kein Irrthum möglich sein?" —

„Kaum denkbar!“ entgegnete Henry Burton achselzuckend und einen schweren Seufzer ausstoßend, „ich las aufmerksam die Papiere, welche Ganesas als einzige Verlassenschaft der armen Mutter Durga's in den Ruinen von Gutab-Minar erst vor einigen Monaten gefunden hatte. Es steht fest, daß der Earl der Vater Durga's ist; und was mich selbst betrifft, so spricht eine frappante Aehnlichkeit jenes Bildes, welches den Earl in seinem schönsten Mannesalter darstellt, leider nur allzusehr dafür, daß ich der Sohn einer gewissen Rosa Dunkreß sei, welche im Hause Dundonald bedienstet war und mit Sir Baldwin zur Zeit, als sein Bruder, Dein Namensvetter, noch lebte, ein sehr intimes Verhältniß eingegangen hatte. — Der Zeitpunkt, wo Rosa Dunkreß einen Knaben gebar, fällt so ziemlich mit jenem zusammen, wo ich selbst das Licht der Welt erblickt haben muß. Der genaue Datum meiner Geburt ist mir zwar nie bekannt geworden, aber dunkle Erinnerungen aus meiner ersten Kindheit lassen mich wie im Traume eine Zeit erkennen, wo ich in einem großen reichen Hause mich befand und daß der Name Dundonald damals öfters in meinen Ohren widerklang Ebenso erinnere ich mich, daß ich eines Nachts von rohen Fäusten aus meinem weichen Bettchen gerissen und weit, weit fortgeschleppt wurde, daß ich Monate lang nur Himmel und Wasser sah. Als ich dann später, man sagte mir, ich sei vier Jahre alt, vollends zum Bewußtsein gelangte, erfuhr ich allmälig, daß ich mich in Australien befände und Tausende von Meilen zwischen mir und meiner Heimat lagen. — Kein angenehmes Los war mir beschieden; ich mußte von zarter Kindheit an arbeiten, viel arbeiten und eine rauhe, oft sogar rohe Behandlung erdulden. Erst mit meinem vierzehnten Jahre brachen für mich etwas bessere Tage an; ich kam in Sidney zu einem Chirurgen Namens Burton in's Haus, dem vor Kurzem sein einziger Sohn gestorben und der mich nun an Kindesstatt annahm. Jetzt erst begann ich einen systematischen Unterricht zu genießen und mit Riesenschritten holte ich das Versäumte ein. Mit den Vermögensverhältnissen meines Nährvaters ging es, als ich mannbar geworden, in Folge übereilter Speculationen plötzlich abwärts und der gute Mannt legte eines Morgens in dem Trübsinn, der ihn befallen, Hand an sich selbst — Als ich das einzige Wesen, das mir je wahrhaf wohlgewollt zur letzten Ruhestätte geleitet und eigenhändig ein schönes Kreuz auf sein Grab gepflanzt hatte, ergriff ich den Wanderstab

und ging nach Ostindien, wo ich Durga kennen lernte. Das Uebrige ist Dir ja ohnehin bekannt. Nur eines schönen Traumes will ich noch erwähnen, in den zur Zeit, wo ich mit Dir in Folge Deines Abenteuers mit dem Tiger in nähere Berührung gekommen war, ich mich selbst ganz unsinniger Weise hineingeträumt hatte. Schon damals glaubte ich zwischen mir und dem Earl eine gewisse Familienähnlichkeit zu entdecken und einzelne mystische Andeutungen unseres ehrwürdigen Ganesas verdrehten mir vollends den Kopf. Ach, es ist zu lächerlich und zu thöricht, was ich damals zu hoffen wagte! Spotte nicht meiner, mein lieber Edward, wenn ich Dir heute jene Albernheit bekenne. — Ich, ich glaubte — Dein leiblicher Bruder zu sein, jener Henry, der eines Tages geraubt wurde! Nun aber, wo Dein älterer Bruder in der Gestalt des Henry Morgan, des glücklichen Gatten der liebenswürdigen Adele, früheren Fürstin Wolonska, auferstanden und seine Anerkennung als der gesetzliche Erbe der Dundonald selbst durch die Pairskammer erfolgt ist, kann ich wohl meinen Irrthum nur belächeln. Wer weiß, ob ich mich in einer so sublimen Stellung überhaupt glücklich befunden hätte? Sowohl mein Vorleben, als mein Charakter sind wahrlich viel zu einfach, zu anspruchslos gewesen, um an dem Pompe und Prunke, der mir geworden wäre, sonderliches Gefallen zu finden. Ja, ja, es ist besser für mich, daß meine Träume wie Seifenblasen zerplatzten; wünschte ich mir einst doch nicht meiner, sondern nur Durga's wegen einen höheren Rang in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen. Nun aber ist meine edle Durga für mich unwiderbringlich verloren und ich selbst habe gelobt, sie nie, nie mehr wiederzusehen."

„Ist das arme Wesen wirklich schon mit Ganesas abgereist?" frug Sir Edward.

„Ja, noch an dem Tage, wo das fatale Bild vor unseren Augen sich enthüllte, hat sie mit dem Brahminen Brüssel verlassen. So viel ich weiß, hat Ganesas mit Durga vorläufig, und zwar für den Winter, in Nizza seinen Aufenthalt genommen; dort soll auch Durga's Entbindung abgewartet werden, bevor er den weiten Heimweg nach Ostindien antritt. Gott sei Dank, daß ich im Stande war, die Zukunft der armen Seele und ihres Kindes wenigstens in materieller Beziehung sicher zu stellen. Beide werden nicht darben dürfen."

„Oh, gewiß nicht", fiel Sir Edward mit Eifer in's Wort,

„Du wirst mir wohl gestatten, auch noch ein Uebriges zu thun? Keine Einrede, wenn ich bitten darf, mein edler Henry oder — Du machst mich ernstlich böse!“

Der Thürvorhang rauschte in diesem Augenblicke; Burton blickte hin und fuhr leicht zusammen, aber nicht aus Schrecken, sondern aus Freude, die er nur mühsam zu verbergen vermochte. Eine schwarz gekleidete Dame war zwischen der Thüre sichtbar geworden, verschwand aber allsogleich wieder.

Sir Edward, der mit dem Rücken gegen die Thüre saß, betrachtete seinen Freund und sagte: „Was ficht Dich plötzlich an, mein Henry?“

„Nichts, als ein leichter Aerger über mich selbst,“ antwortete Burton beinahe verlegen, „ich habe eine wichtige Commission vergessen und muß nun schleunigst das Versäumte nachholen. Leb' wohl, mein Theuerer; in zwei Stunden bin ich wieder bei Dir, ja, ja, ganz gewiß; hoffentlich wirst Du mit mir nicht unzufrieden sein!“

Bei den letzten Worten stürzte Burton hastig zur Thüre hinaus. — Sir Edward schüttelte verwundert den Kopf, langte aber nach einem Zeitungsblatte, das er in die rechte Hand nahm, während er mit der Linken dem Pudel Caro, welcher auffallend die Ohren spitzte und die Nase schnüffelnd gegen die Thüre zu vorstreckte, den zottigen Kopf kraute.

Die vorerwähnte schwarz gekleidete Dame erwartete den Master Burton auf der Straße.

„Ach, welche Ueberraschung!“ rief Burton und drückte lebhaft die ihm von der Dame dargereichte Hand. „Ich habe Sie erst in einer Woche erwartet, doch Eines — warum tragen Sie Trauer?“

Die Dame stieß einen tiefen Seufzer aus und Thränen traten in ihre wundervollen blauen Augen, als sie schluchzend die Worte ausstieß: „Robert ist nicht mehr; er, Isabella und sein getreuer Schwarzer haben ein schreckliches Ende gefunden. Alle Drei wurden bereits zu Tode gehungert auf offener See, weit, weit an der französischen Küste in ihrer Barkasse von einem Postdampfer angetroffen. Der Mast des Schiffleins und das Steuerruder waren gebrochen; es läßt sich also unschwer errathen, was geschehen. Die Barkasse war, von einem schlimmen Sturme heimgesucht und von der Küste, welche die Flüchtigen in etwa zwölf Stunden bei günstigem Wetter erreichen konnten, in die hohe See verschlagen worden.“

„Da hat Gott gerichtet“, sprach Burton tief erschüttert und zog, den Blick nach oben, den Hut.

„Friede seiner Asche!“ fuhr die Dame fort, „ich habe allen Dreien ein ehrliches Begräbniß zu Nantes besorgt. Die Schätze, die man in der Barkasse fand und auf die ich einen Anspruch er-erheben könnte, mochte ich aber um keinen Preis der Welt berühren; es klebt Blut, viel Blut daran. Es soll meine Aufgabe sein, diesen entsetzlichen Mammon unter die Angehörigen Derjenigen, welche als Opfer des schauderhaften „Rächer's“ fielen, nach Bedarf und Billigkeit zu vertheilen. Nun aber, mein theurer Freund, begleiten Sie mich nach dem Palais, welches Sir Baldwin of Dundonald in Paris bewohnt. So viel ich weiß, befindet sich dieser Nichtswürdige hier schon seit Monaten in einer außerordentlichen diplomatischen Mission. Es wird Sie die Unterredung, die ich mit ihm zu pflegen habe, nicht gereuen. Sie selbst sind dabei persönlich in hohem Grade betheiligt. Kommen Sie, kommen Sie, mein Freund; lassen Sie uns den ersten besten Wagen besteigen. Ich brenne vor Begierde, einen Schurken zu entlarven, indem ich die Mission erfülle, welche die gütige Vorsehung auf fast wunderbare Weise in meine Hand gelegt hat.“

Der Blick der Sprecherin glühte von einem heiligen Feuer, so daß Burton eine gottbegeisterte Seherin des Alterthums vor sich zu haben glaubte. — Die schwarze Dame hatte ihr Antlitz wieder verschleiert und, in die Kissen des Wagens zurückgelehnt, beobachtete sie, in tiefes Nachdenken versunken, ein vollkommenes Stillschweigen während der nur etwa fünfzehn Minuten andauernden Fahrt.

„Bleiben Sie hier; wenn ich binnen einer Viertelstunde nicht zurückkehre, so versichern Sie sich einiger Polizei-Agenten und dringen in den Palast ein; es ist sehr möglich, daß der Earl, den meine Zunge verderben kann, selbst vor einem Morde an mir nicht zurückschreckt. Adieu, mein Freund!“

Die schwarze Dame, deren Identität mit der Oberin des gesprengten Asyls auf classischem Boden wohl unschwer errathen wurde, sprang behend aus dem Wagen, eilte die erste Etage hinan und ließ sich bei Sir Baldwin of Dundonald anmelden.

In dem Vorzimmer, welches die Dame betreten hatte, saß vor einem Schreibtische ein junger Mann von hektischem Aussehen, zudem war sein linker Arm struppirt; der Tod saß ihm so zu sagen auf

der Junge. Es ist der Schurke Simson, der sich wieder bei dem Earl befand; beide Ehrenmänner konnten nun einmal ohne einander nicht leben.

„Sie wünschen, meine Dame?“ hüstelte Simson sich mühsam vom Stuhle erhebend und neugierig die verschleierte Fremde anstarrend.

„Ich bitte, sogleich Seiner Herrlichkeit vorgestellt zu werden.“

„Das wird nicht gehen, Seine Herrlichkeit sind sehr beschäftigt — hu, hu, hu!“ pusthete mühsam Master Simson.

„Ich habe diese Papiere von Frau Hemsen zu übergeben, die heute vor acht Tagen zu Orleans auf offener Straße in meinen Armen starb.“ Bei diesen Worten deutete die schwarze verschleierte Dame auf ein Päckchen in ihrer linken Hand.

„Teufel!“ brummte Simson höchst betroffen, „Frau Hemsen ist nicht mit ihrem Manne und ihren Töchtern ertrunken?“

„Nein, sie wurde durch einen Zufall gerettet und wollte eben nach Paris, um von Sr. Herrlichkeit eine Pension zu erbitten, da ereilte sie während der Fahrt der Tod. In ihren letzten Augenblicken hat sie mir gewisse Aufträge ertheilt, deren ich mich nur Sr. Herrlichkeit gegenüber zu entledigen vermag!“

„Ei, ei! hm, hm!“ brummte Simson mit sehr besorgter Miene, „das ist freilich etwas Anderes. Sogleich will ich Se. Herrlichkeit von Ihrer Anwesenheit benachrichtigen.“

Simson eilte in das anstoßende Arbeitszimmer des Earl. In weniger als einer Minute war er zurück und führte die Fremde ein; dann sperrte er die äußere Eingangsthüre ab und legte horchend das Ohr an die andere Thüre, die er der schwarzen verschleierten Dame unter einem tiefen Bücklinge geöffnet hatte. — Keine Sylbe dessen, was darinnen gesprochen wurde, entging ihm. — Je mehr er horchte, einen um so satanischeren Ausdruck nahm sein Antlitz an, und schließlich that er einen furchtbaren Schwur, den er mit einem entsetzlichen, unaussprechlichen Fluche auf sich und den Earl schloß.

Der Earl selbst befand sich in einer höchst unbehaglichen Stimmung, nachdem die schwarze Dame mit niederschmetternder Klarheit ihm mehrere Mittheilungen gemacht hatte.

„Eure Herrlichkeit,“ hatte die Fremde gesagt, „Ihr ganzes elendes Spiel, das Sie seit mehr denn zwanzig Jahren in Ihrer eigenen Familie getrieben, es ist entdeckt, offen aufgedeckt. Sie haben Ihren

eigenen Bastard, jenen Henry Morgan, als den legitimen Erben der Dundonald's untergeschoben, Sie haben dagegen jenen Mann, der die rechtmäßigsten Ansprüche auf dieses Erbe hatte, zum heimatlosen Waisen gemacht, Sie haben Sir Edward's Mutter absichtlich noch im Grabe geschändet, auf daß ihr Sohn selbst des Namens seiner Familie verlustig werde. Leugnen Sie nicht, Sir Baldwin! Wohlweislich habe ich nur Abschriften jener Documente mitgenommen, die mir die sterbende Frau Hemsen übergab; denn Ihnen muß man jede Schandthat zumuthen und Sie würden mich gewiß auf der Stelle tödten, wenn Sie um diesen Preis allein die Originale erlangen könnten."

„Menagiren Sie sich!" schrie der Earl wüthend.

„Oh, ich bin noch nicht fertig mit dem Sündenregister, das ich Ihnen vorzuhalten habe. Gedenken Sie noch jenes unglücklichen Robert Westenholz, den Ihre Brutalität zum Seeräuber gemacht?! Kein Wort der Erwiderung — Frau Hemsen hat zur Sühne des Antheiles ihres Gatten in dieser unerhörten Intrigue mir Alles, Alles bekannt, noch mehr, sie hat auch noch einbekannt, daß Sie, Sir Baldwin, um Ihrer Niederträchtigkeit die Krone vollends aufzusetzen, schließlich sogar den Mitwisser Ihrer verbrecherischen Geheimnisse, den Schurken Simson, ermorden lassen wollten, ein Plan, der nur zum Theile gelang. Und nun, Sir Baldwin, wagen Sie etwa noch zu behaupten, daß ich lüge? Fürwahr — Sie sind reif, überreif für die Vergeltung!"

Dem Earl war der Angstschweiß auf die Stirne getreten; er saß wie vernichtet in seinem Lehnstuhle, während die schwarze Dame hochaufgerichtet in erhabenem Zorne vor ihm dastand, gleich einem Strafengel Gottes.

„Sie haben mich in ihrer Gewalt!" preßte der Earl, „was wünschen Sie, daß ich thun soll?"

„Ihr Unrecht gut machen!" herrschte die Fremde ganz kategorischen Tones.

„Das ist nicht möglich!" entgegnete verzweiflungsvoll Sir Baldwin, „ich kann meinem Henry diesen Schmerz, diese Schmach nicht anthun!"

„Aber dem anderen Henry, dem rechtmäßigen Erben, konnten Sie seine Mutter rauben und in's Elend stoßen lassen!" erwiderte strenge die schwarze Dame.

„Senden Sie Henry Burton zu mir," hauchte Sir Baldwin, einer Ohnmacht nahe, „ich will selbst mit dem Manne sprechen."

„Das kann sogleich geschehen," sprach die Fremde sich zum Gehen wendend, „er harret meiner unten im Wagen." —

Der Earl nickte stumm als Zusti-mmung und klingelte. Sogleich öffnete sich die Thüre und Simson streckte den Kopf in's Zimmer.

„Ein Glas Wasser!" stammelte Sir Baldwin, „schnell, schnell, oder ich sterbe!" —

„Das hast Du einmal errathen!" murmelte Simson mit Ingrimm zwischen den Zähnen, während er in seinem Zimmer aus einer Caraffe Wasser in ein Glas schüttete, in welches er zuvor ein weißes Pülverchen geworfen. — — —

Die schwarze Dame war hinabgeeilt, um Burton aufzufordern, sich zum Earl zu begeben. Der junge Mann wollte nicht sogleich Folge leisten. — Jetzt erst theilte ihm seine Freundin in Kurzem mit, welche Strafpredigt sie dem Earl gehalten. — Burton gerieth vor Freude außer sich — aber nicht die Gewißheit, daß seine Träume von einst: der legitime Erbe der Dundonald's zu sein, sich nunmehr verwirklichen sollten, entzückte ihn, daran dachte er jetzt gar nicht; für ihn gab es nur einen einzigen Gedanken, einen Gedanken, der ihn unendlich beseligte! Durga, seine heißgeliebte Durga, mit welcher er eine blutschänderische That begangen zu haben glaubte, war nicht seine Schwester — sie war nur seine natürliche Nichte; sie konnte sein Weib sein, ohne daß Beide erröthen durften!

Endlich ließ sich Burton dennoch bewegen, hinaufzugehen. Toller Lärm und grenzenlose Confusion herrschte in dem ersten Stockwerke. Die Rufe nach einem Arzte und nach Polizei klangen wirr durcheinander. — Alle Thüren waren weit aufgerissen, selbst die des Arbeitszimmers des Earl, der, sich auf dem Boden windend, unter furchtbaren Zuckungen soeben seinen Geist aushauchte. Simson sah mit heiserem Hohngelächter dem qualvollen Ende seines Gebieters zu; er gestand unumwunden seine That vor den herbeigeeilten Häschern. — Hatte er ja doch selbst nur mehr eine kurze Spanne Zeit zu leben! —

Die ehemalige Fürstin Wolonska, jetzt Adele von Dundonald eilte mit ihrem Gemale herbei, denn sie wohnten in demselbem Palais. —

Burton hielt noch am selben Tage eine längere Unterredung mit seinem einstigen Freunde und Reisegefährten Henry Morgan. Das Resultat war für beide Theile ein sehr befriedigendes. Burton verzichtete auf die Einleitung eines Scandalprozesses; der natürliche Sohn des Earl sollte auch fortan bleiben, was er vor der Welt schien, der legitime rechte Erbe der Familie Dundonald. Burton begnügte sich mit einer anständigen Leibrente für sich und seine Nachkommen.

Während dieser Scenen im Palais Dundonald empfing Sir Edward in seiner Behausung ein Schreiben, dessen Inhalt ihn sehr überraschte. Es war die förmliche Einwilligung von Miß Mary, ihre Ehe mit ihm unter sehr annehmbaren Bedingungen zu trennen.

Als endlich Burton gegen Abend ganz athemlos bei ihm eintrat, zeigte er seinem Freunde die gedachte Erklärung mit den Worten:

„Was soll ich mit diesem Dinge da eigentlich beginnen; heiraten werde ich nie, nie, das schwöre ich“ —

„Halte ein!“ rief Burton, „ich habe Dir ja eine Braut mitgebracht!“

„Narrenpossen!“ entgegnete Sir Edward ärgerlich, aber im nächsten Augenblicke erblaßte er bis an den Mund und langte mit beiden Händen nach seinem Kopfe, in welchem es zu wirbeln begann.

„Amalie!“ schrie Sir Edward und stürzte auf die schwarze Dame zu, die geräuschlosen Trittes in's Zimmer geschwebt war, ihren Schleier zurückgeschlagen hatte und ihre Arme dem Manne, dem sie trotz aller seiner Vergehungen dennoch eine so heiße Liebe bis auf diese Stunde bewahrt hatte, weit geöffnet entgegengestreckt hielt.

„Alles ist vergeben und vergessen!“ schluchzte Amalie Westenholz, „ja ich kann, ich will wieder die Deine sein!“ — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage später treffen wir zu Nizza zwei glückliche Paare wieder. — In einem reizenden, streng abgeschlossenen Parke liegt daselbst ein alter Tempel, welchen die Sage nicht mit Unrecht als etruskisches Baudenkmal bezeichnet.

Vor diesem Tempel fand die Einsegnung Burton's mit Durga und Sir Edward's mit Amalie Westenholz durch den ehrwürdigen Brahminen Ganesas nach freimaurerischem Ritus statt, denn auch Sir Edward war schon seit längerer Zeit in den großen schönen Weltbund aufgenommen worden.

Ganesa hielt eine lange, tiefergreifende Rede, die er mit den Worten schloß:

„Glück und Friede mögen Euch fortan das Geleite geben!"

Bald darauf wandte der edle Greis der fernen Heimat seinen Wanderstab zu, um sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe zu legen. Sein Segenspruch aber fand Erhörung — ungetrübt blieb fortan das Glück der beiden jungen Paare, denen wir bei unseren künftigen Reisen „zu Wasser und zu Land" vielleicht wieder einmal auf unserem Lebenspfade begegnen werden! — — —

Bis dahin: Gut Heil! Auf Wiedersehen!

Ende des dritten und letzten Bandes.

Wien. Druck von Carl Fromme.

Inhalts-Verzeichniß

des III. Bandes.


Ein Minister in der Kutte
oder
Der Bund der Rache.
Historischer Roman
A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

PROSPECT.

Ein Minister in der Kutte

oder:

Der Bund der Rache.

Historischer Roman vom Verfasser von „Maria Theresia und der schwarze Papst".

Es war gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als sich über Europa das Netz einer **Verbrecherbande** verbreitete, deren Zweck es war, alle Personen von Einfluß auf unmerkbare Weise aus dem Wege zu räumen. An der Spitze der als **erstes Mordopfer** Bezeichneten stand der **römisch-deutsche Kaiser Leopold**, und der **überaus fein ausgedachte und schlau durchgeführte Vergiftungsplan** ist der Hauptfaden, welcher durch unsere Geschichte läuft.

Es lag ferner damals im Interesse der Eroberungssucht Frankreichs, den Monarchen durch Anstiftung aller möglichen unwürdigen **Einschüchterungsmittel**, als da sind: **Verschwörungen, Complote, Attentate und persönliche Angriffe**, zu **Gewaltmaßregeln** zu bringen, welche seinen Thron schädigen mußten. Diese Absicht gelang vorzüglich bei den Ungarn und gab somit Anlaß zu der **berüchtigten Verschwörung des Nadasdy, Zrinyi und Frangipani**, welche hohe Würdenträger die Bedrückungen ihres Landes rächen zu müssen meinten und so den Plan faßten, **Ungarn von Oesterreich vollends zu trennen** und als Wahlreich unter französischem und türkischem Schutz einzurichten. Wir lernen in dem Romane

Ein Minister in der Kutte oder Der Bund der Rache

die **verwerflichsten Leidenschaften** kennen, welche so leicht auf das Blutgerüst führen: **ungemessenen Ehrgeiz, glühende Sinnlichkeit** und **mordlustige Rachsucht**. Diese wurden in schlauester Weise benützt von einem Manne, welcher — wenn auch anscheinend ganz unbedeutender **„Kuttenträger"** — dennoch die höchste staatliche Gewalt im Reiche an sich zu reißen gewußt, der vor keinem Mittel zurückschreckte, um **seiner Partei die Macht zu erhalten**, der gegen den weltlichen Minister alle Minen losließ und endlich dessen Sturz bewerkstelligte, und so wahrhaft seinen Weg durch Blut und Flammen nahm.

Ein überraschendes, ebenso farbenreiches, als tief ergreifendes Bild bietet sich dar in den Beispielen **höchster menschlicher Verworfenheit**, im Gegensatze zur **erhabenen Tugend** in dem Romane

Ein Minister in der Kutte oder Der Bund der Rache

in den Schilderungen **maßloser Laster und Verbrechen, feingesponnendster Intriguen**, aber auch wieder von **aufopfernder Seelengröße** und **edler, hingebender Liebe**. Schlag auf Schlag entrollen sich stets neue pikante Begebenheiten, welche so viele **schaudervolle Ereignisse** zur Folge hatten, die der Verfasser den Lesern vorzuführen genöthigt ist.

Dieser Original-Roman erscheint in circa 16 Lieferungen à 3 Bogen in schönem großen Octavformat, jede Lieferung mit einem großen, effectvollen Scenenbilde ausgestattet und in illustrirtem Umschlag geheftet.

Preis jeder Lieferung nur 25 kr. ö. W. = 4 Sgr. = 14 kr. rhein.

(Mit Franco-Postzusendung kostet jedes Heft 4 kr. ö. W. mehr.)

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen und besorgt die Fortsetzungen pünktlich.

☞ Prachtvolle Oeldruckbilder als Prämie. ☜

Als Prämie erhalten die Abnehmer auf Wunsch zwei wahrhaft imposante 17/23" große Oeldruckbilder:

Der kleine Raucher, gemalt v. G. Ränftl. — **Großvaterfreuden**, gemalt v. E. Gesellschapp, gegen die geringe Nachzahlung von 80 kr. ö. W. = 15 Sgr. = 54 kr. rhein. **pro Blatt.**

Die Verlagshandlung geht bekanntlich stets von der Absicht aus, nur wirklich künstlerisch vollendete, schöne Prämien zu liefern, welche den Käufern des Romanes lange Jahre hindurch als prächtige, stets bewunderte Zimmerzierden dienen werden.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

☞ Vorausbezahlungen sind nicht zu leisten. ☜